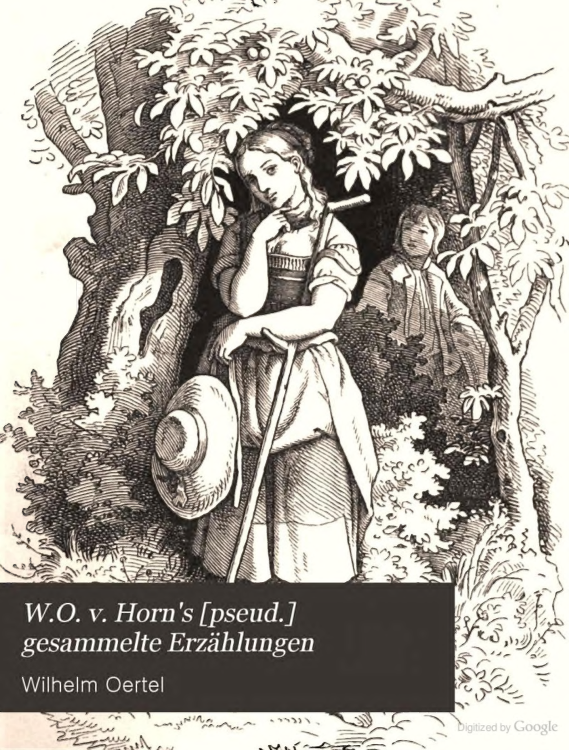
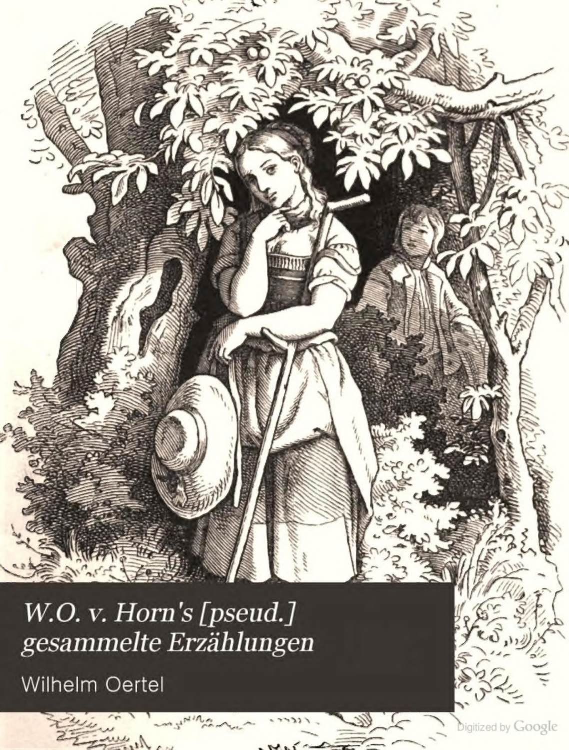


W.O. v. Horn's [pseud.] gesammelte Erzählungen

Wilhelm Oertel

Digitized by Google



W.O. v. Horn's [pseud.] gesammelte Erzählungen

Wilhelm Oertel

Digitized by Google

Digitized by Google

NGL
Oertel

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Digitized by Google

7794
Oertel, W.

W. O. v. Horn's

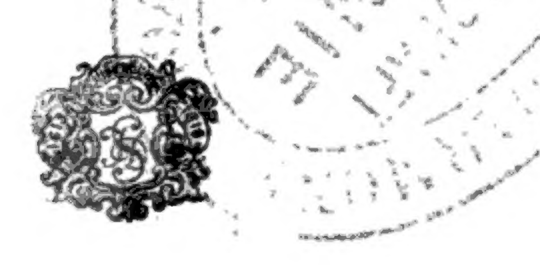
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Neunter Band.

Mit einer Illustration.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
781033A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Druck von J. D. Sauerländer.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Ammi. Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande. (Hierzu eine Illustration) 1
Quintin. Eine Erzählung 59
Verschiedene Wege. Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit 101
Der Sessel des Ohms Joseph. Eine Mainzer Stadtgeschichte aus der goldenen Luft 137
Des Douanen Kind. Eine rheinische Schmugglergeschichte 171
Das Bacharacher Meßschiff von Anno 1720. Eine Geschichte 251
Eine Nacht in der Holzhauerhütte. Aus dem Nachlasse meines Großoheims 331

Digitized by Google

Digitized by Google

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

(Hierzu eine Illustration.)

1.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Wintersaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchthurm schaarten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhauch“ genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprüchwort sagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weg=

gefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daher schwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „biesen" anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelstroh ein Feuer angemacht und brieten sich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder= und Koseplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Uebrigen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Oeffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es schien, als hätten ihn Zwei zum Koseplätzchen erkoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seien, mit raschen Schritten in das schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungbursch mit seinem Liebchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum

zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sei, man in die Klemme gerathen wäre und sich gefragt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausspruch hintennach nicht reut? Schon wenn man sie die abschüssige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die Eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihre Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr aber gar gut stand, und so recht zum Ganzen paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand spann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frisch gefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtet, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum

Oberarm, wo sich das schneeweiße, selbstgesponnene Hemd enge anschloß, weil es über dem Ellnbogen zusammengelegt und hinten mit einer Stecknadel festgesteckt war. Ein weiter, grün und schwarz gestreifter Tartanrock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht so tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen hätte sehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit schwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungestört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, so konnten sie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie setzten sich eng aneinander auf den Weidenstamm, und die Braunhaarige, nachdem sie vorsichtig gelauscht, ob nicht etwas Verdächtiges sich hören lasse, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und sagte: „Lene, um tausend Gottes Willen, ist's denn wahr?"

Die Blonde erhob das gesenkte Haupt und sah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß, denn sie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, so hieß die Braune, schlug die Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?"

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste

Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Name ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tage sein!"

Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder.

Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist Alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm gebracht."

„Da!" rief Ammi, „so ist der Topf schon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif Eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänzer und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mir's doch!"

Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so flehend, so schmerzlich an, als wollte sie stillschweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn Du nicht die Lippen aufthust! Ich muß dann glauben, Du seist Schuld, und Deine Thränen klagen Dich der Schuld an!"

Lene richtete sich auf. Ihr glänzendes Auge richtete sie fest auf die Freundin, dann sagte sie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So ist der Hannjost verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat sie wieder. „Du hast mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und Du kennst ihn schon, ehe er um die Ecke ist; aber Du hinterhältst Alles. Hab' ich das um Dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und sagte, krampfhaft weinend und schluchzend: „Ich kann Dir's nicht sagen!"

„Du — kannst — nicht?“ sprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angesicht.

Sie schwieg lange; dann schlang sie ihre Arme um Lenen's Nacken, drückte sie fest an sich, faßte ihr Gesicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den rosigen Mund.

„So!“ sagte sie, „nun hab' ich Dich noch viel tausendmal lieber! Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er ist ein übermüthiger, lüderlicher Bursche, ein Händelsucher und Kartenspieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus Deinen schönen Augen werth!“

„Ach, könnt ich!“ flüsterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!“

„Ist er's denn noch, wo er Deiner Achtung nicht mehr werth ist?“ rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's sein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sei stark! Ein Mädchen muß auch Herr sein können über ihr Herz. Kränkt Dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst Du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjost so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sich's gestellt hat, ist's Dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!“

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Wiese ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh biest!“ rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist.

Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie rasend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen lassen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der summenden Hornisse nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „biesen."

Es war ein Glück, daß sich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballspiel gesammelt hatte. Als sie das Vieh rennen sahen, bildeten sie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher schwenkend; dadurch hielten sie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Wiesengrund herum, stürzte sich in den breiten und tiefen Bach und schwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn," fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute stand.

„Ach," sagte das Mädchen, „der Hannjost hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und biesig."

Ammi's zürnender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederschlug.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandstreiche hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: wer hat's gethan? Jedermann weiß, daß Weierich's Hannjost der Urheber ist!"

Diese Worte sagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärst Du ein Bub," rief er, „ich bräch' Dir den Hals!"

Ammi hatte sich abgewendet. Jetzt fuhr sie rasch herum und sagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und keck dazu, und die Welt stößt ihn nicht aus, wie er es verdiente!"

Sie sah ihn fest, fast durchbohrend an, und er schwieg und

sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der sich Hannjost entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!" rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!"

Kein Unfall störte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort spielten die jungen Leute in Gruppen, Andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl mit einander zum ersten Mal empfangen. So alte Liebe rostet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieser Eintracht und nichts störte sie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als sie sich das süße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünstigt vom Vater und von Hannjost's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine schöne Rede hielt und die Ringe wechselte. Ihrem Glücke schien nichts im Wege zu stehen, und Hannjost's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die sanfte Lene werde über den wilden Hannjost eine Gewalt erlangen, wie selten eine Frau über ihren Mann, eben weil sie so gut und mild sei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn gewesen.

Ammi war nicht so glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war,

wie die Leute sagen, mit aus den Kinderschuhen herausgewachsen, und wie sie höher aufschossen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber sie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen den Burschen konnte er nichts haben, er war ein Muster eines braven, wackern Jungen, aber sein Entgegenstemmen hatte einen Grund, der in dem Sprüchworte fußte: Viele Brüder machen schmale Güter. Der Stoffel war der Aelteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Achtelchen nicht so viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammi's Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjost's Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffels nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß ist es, wie mit der alten Liebe. Er rostet nicht und wächst am Ende in's Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?“ sagte Stoffel oft und seufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes.“

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte seine Tochter.

Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Bub verdorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit.“

Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauermann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndiks Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneider's Lene gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall steckten die Leute die Köpfe zusammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Tadel, Unwillen, Zorn lesen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielte ein Reicher unter den Burschen den Wilden. Er ist der Haupthahn; um ihn sammeln sich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle summen. Sein Witz wird im Chore belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshause sitzt er oben an, beim Tanz ist er der Erste und tanzt Solo wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Musikanten spielen müssen, kurz, er ist ein Machthaber, wie irgend einer der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein derbes Maß Rohheit und Uebermuth mit in's Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meint doch, sie fessele ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer

haben selten den Muth, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe selten fehlen, führt er seinen Troß an und kann seiner Hülfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Haupthähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben so häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Kinder gestorben waren, sammelte in diesem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war sein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein liederlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaften allein maßgebend sein ließ für sein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's Zuchtruthe.“ Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Bender's Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjosts dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhörte seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah's nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu

einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle Anderen. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten, dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau:

„Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir thun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!“

Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von Beiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!“ klagte der Alte.

„Versündige Dich nicht,“ sprach die Mutter; „Du weißt doch noch, wie Du mit dem vollen Kronenthalersäckel nach Simmern liefst und mit dem leeren zurückkamst! Und gib Acht, es legt sich wieder bei.“

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjosts Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenens Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie Manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Ueber-

windung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntags Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich Dich, Peter," sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder."

„Nein, setz' Dich, Gottfried," war Bender's Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt Dich zu mir?" fragte er.

„Ein Geschäft," sprach der Syndik. „Ist's just hier?" fragte er, sich umsehend. „Es ist für Dich allein."

„Wenn die Wände keine Ohren haben," sagte Bender, „so sind wir sicher."

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er Niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein."

„Hör' einmal," hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu Dir, weil ich Dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig, und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unseren Nachkommen bis an's Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rhein-

ufer wieder deutsch, was Gott lieber heute als morgen gebe, so bleibt doch der Kataster bestehen und der Steuersatz ist so fest wie unsere Berge; nicht?"

„Freilich," sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat so ein Commissär zwei Augen," fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch auf's andere, so sieht er gar nichts. Verstehst Du?" —

Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich versteh's," erwiederte Bender.

„Gut," sagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten."

Bender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht," sagte er.

„Wohl wahr, Peter," fuhr der Syndik fort, „und wenn Du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und Dir ein schönes Sümmchen und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir Alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprüchwort sagt: Der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst Du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und Du und Deine Nachkommen bezahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt Du bedenken."

Peter Bender sagte: „Aber, Gottfried, woher die sechs Karolin nehmen und nicht stehlen?"

„Oho!" rief der Syndik. „Weißt Du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unserer Schmuckelkasse, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht Alles zu wissen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als so viel haben?"

„Das wär' schon gut," sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und Du willst es doch nicht Jedem auf die Nase hängen?"

„Jetzt nicht," entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es Dir und noch zwei anderen von den ersten Männern im Dorfe, die können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's Allen frank und frei und da Jeder seinen Vortheil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, so wird auch Jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen."

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese ächte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon zehn im Dorf und der Commissär hatte das Geld schon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staats-

händel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welch einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernst sein, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte thut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst Du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß Unsereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage Dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich sein — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle Beide — Deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders für's Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen, und ich hätte befürchten müssen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausgeschlagen. Das ist das Einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb sein könnte. Ich meines Orts," fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund heraussagen — Deine Ammi. — Aber die Lieb' ist stockblind, und man mag auch nicht gerade so entgegentreten, weißt Du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermann's Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammi's Vater hatte bis jetzt stille dem Redestrom des ver-

schmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieser einen wunden Fleck. „Wer hat's gesagt," fuhr Jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermann's Stoffel mehr sei, als so ein Tanzspaß? Ich denke, wenn die Sache ernstlich gemeint sein sollte, der Vater hätte auch noch seinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle standen. „Freilich," sagte er begütigend, „so denk' ich auch. Es ist zwar heutzutage ein bitterböser Geist in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen, und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „„Was will Gott im fünften Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und Allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe,"" und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausstoffeln, daß es eine Art hat!" —

„Wärst Du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme.

„Daß ich Dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an Deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich Dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, das muß wahr sein!"

„Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich

so unter der Hand sagen: Hätt'st du Bender's Ammi gefreit, so wär' das Alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!" sprach er und stand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unsrige thun, und meinem Wilden will ich sagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, sonst kriegst noch nicht Hirtenjakobs Kathrin zur Frau! das wird ihn gescheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein gescheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jetzt seine ein und zwanzig alt, Alles hat sein Ende, und ich hoffe Dich doch noch Kumpeer*) zu nennen. Schlag' ein, wenn Dir's Ernst ist."

Der Bender schlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammi's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirath mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es ist auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an diesen anstoßend, einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besetzten Grasgarten, die „Pütz" genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pfütze gehen, sie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage später, als Ammi mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum

*) Compère.

Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Weges am Hag und schürzte sich eben zum Mähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und sie stützte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensengriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so da stand; das Haar war nachlässig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjost schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Verachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das that er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gewiß. Dieses auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfing, man beabsichtige von dieser Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern sei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen, daß es der Kinder Pflicht sei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten. Es sei, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre.

Die Hauptsache sei, daß man Etwas habe und erheirathe, denn die Liebe lasse den Magen leer, und damit sei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermann's geredet, man sah's, absichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Besuch) da war, hatte sie nicht schweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater," hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold einzugehen, den es haßt und verschmäht? Meint Ihr, es sei auch da gehorsam zu sein schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kühe an den Juden verschachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen, Ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen."

Da war er aufgebraust mit dem wildesten Zorne, hatte von verdorbenen, ungerathenen Kindern gesprochen, und wie er sie würde zahm zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Bauermann's losfuhr, ihre Partei ergriffen und sie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan," hatte sie da gesagt, „so bleibe ich ledig und sterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Purren war im Hause; der Friede, wie er früher allezeit geherrscht, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche

schwere Stunde gemacht, und manche Thräne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahte, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer.

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Endlich sagte Stoffel: „Ammi, nun ist die ganze Geschichte klar!"

„Welche?" fragte das Mädchen.

„Nun, die mit Dir und dem Hannjost."

„Nenne den Namen nicht!" sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast Du denn? Du siehst ja auch so traurig drein?"

„Kann ich froh sein, wenn Du mir sollst entrissen werden?"

„Daran sind wir noch nicht!" sagte Ammi.

„Meinst Du?" fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenhag. „Ich will Dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt hat: es sei ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; Du seiest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem Deinigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sei nun ausgemacht, und Dein Vater werde Dich schon zur Ordnung bringen, wenn Du auch nicht wolltest; diesen Dienstag werde er die Freier senden."

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele.

Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe Dir treu! Vertraust Du mir auch dann, wenn Du mich an der Seite Hannjost's zur Kirche gehen siehst mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage Dich, glaubst Du auch dann noch an meine Treue?"

Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum, was sie sagte.

Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh', ich fordere viel, sehr viel von Dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubst Du?"

„Ja," sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es so weit komme!"

„Es kommt so weit, ich glaube es," sagte sie, und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Gluth. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu', als ob wir unsere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgültig gegen mich, ich bin's auch gegen Dich. Lene wird Dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!"

Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diele krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus, und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjost Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerred hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht

Zeuge sei von Worten oder Thaten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklange stand. Sie legte sich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen, schönen Augen nieder, aus denen die Thränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern Abend entblättert schienen.

Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hause," sagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um Etwas zu ordnen, auf's Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene," rief sie, auch mir naht das Unglück. Denke Dir, der Hannjost freit um mich!"

Lene wär fast in Ohnmacht gefallen.

„Was wirst Du thun?" fragte sie schluchzend.

„Meinem Vater gehorchen," sagte Ammi fest; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und siehst Du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!"

Lene starrte sie an. Ammi aber riß sich los und eilte hinweg.

2.

Der Mittag war stille herangekommen. —

„Hast Du Wecken im Hause?" fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, sie zu holen.

„Nun richte süße Milch zu," sagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will sie nach Landessitte traktiren."

„Welche Freiersmänner?" fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst.

„Die für Weierich's Hannjost um Dich freien. Ich will, daß Du seine Frau werdest, und heische vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!" Er sprach diese Worte in einem rauhen, herrischen Tone.

„So thätet Ihr am besten, Ihr lübet Eure Flinte und schösset mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwiege ich für immer!" Ammi sagte diese Worte mit voller Heftigkeit.

„Ammi," versetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, sagt das Sprüchwort. Ich rathe Dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!" Sein Auge rollte so fürchterlich bei diesen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt Du ihn, das hab' ich ausgesprochen, und mein

Jawort nehm' ich nie zurück. Richte Dich darnach, und wehe Dir, wenn Du es nicht thust!"

Ammi zerdrückte eine Thräne und that still, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrämpigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben, breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagsstaat. Es waren nahe Verwandte Weierich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Bender und setzte ihnen Stühle und schwieg dann, den „Spruch" des Aeltesten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er redete Ammi's Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sei ihnen, wie aller Welt bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köstlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdselig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hauswesen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumdeten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Baares habe, auf sie geleitet, und sie wünschten sie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an," sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß

der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Korb gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden sein. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Thür und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst thun,“ sagte er, „denn ihr wisset, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwenstand zu versetzen.“

Darauf kam die Magd herein und deckte ein schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabeln zurecht; denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches aufgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüssel mit dem Eierkuchen und Speckschnitten. Die Gesichter der Freiersmänner verklärten sich bei diesen Vorbereitungen, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktfest gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er sein Jawort gäbe, das Paar wohnen solle, welche Aussteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierich's Hause sollten sie wohnen, sagte der älteste Freiersmann. Das war

Bender besonders lieb, da er doch dem Hannjost nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläue des Himmels, die rein und wolkenlos sich über der Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne netzte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Stoffel am Hage der Pütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth,“ die sie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!“ rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Bebend trat sie in die Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an.

„Hör',“ sagte er herrisch, „die Männer haben für Hannjost Weierich um Dich geworben. Ich hab' als Dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich Dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig *) in meinem Hause. Richte Dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte Dich dazu ein.

*) Hüllig = Huldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd' Einer klug aus dem Weibsvolke!" sagte er zu sich. „Sie, die so fix war, mir aufzutrumpfen, schweigt jetzt! Nicht einmal Thränen seh' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gesiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?" Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene.

Als er mißgestimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfs und sie will ihr Recht haben. Sei Du gutes Muths; es gibt sich Alles. Bleib' nur beharrlich!"

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that seinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjosts; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!" Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiederte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der

Freiersmann versetzte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Judenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigenthümliche Wesen Ammi's und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; Andere sagten: „Es ist ein hochmüthig Ding, das sich über das alte Herkommen wegsetzen will.“ Man suchte aus Ammi herauszulocken, warum sie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmählich verlassenen Lene ging, das war ein Räthsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte Niemand und es gab Stoff genug an den Waschbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Samstags nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr gestatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erst Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schüttete der

wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesetzt. Am letzten Sonntag der Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaars entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lang keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer anderen solltest Du greifen; aber die hast Du Gottes und der Pflicht vergessen von Dir gestoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird Alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so sein um der Leute willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue und doch ging ihre Verheirathung den sicheren Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete ebenso geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitsmal schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjosts Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hochgepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in

unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne u den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibend kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgestellt, so d es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. A weißen blühenden Mädchengesichtern steht dieser Kopfputz hö reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, wei feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß künstliche Blumen, mit Flitter, Rauschgold und Glasperlen verzie angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber h Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blau und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne di Schleifen trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fä faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und e schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis ho an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also z schmücken.

„Ammi," sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir D die Haare aufstecken und flechten, oder willst Du eine Hau tragen?"

„Keines von beiden," sagte Ammi lächelnd. „Ich will mei Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage."

„Ei," sagte das Mädchen, „Du wirst doch nicht in alle Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räsonnire darüber."

„Mögen sie!" war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ic sage."

Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfac geflochten.

„Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz an- bringen?" fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends," sagte Ammi. „Ich trage weder den einen noch den andern."

„Man meint aber doch, Du wärst etwas Extras," sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!"

„Es gefällt mir so," entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst Du fein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirst Dich wüstem Gerede aussetzen!" sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haar befestigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sei doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten sich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, Alles war bereit. Die Bursche standen vor dem Hause in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheures rundes Brod, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich geberden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht, so lassen sie die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von ihrem

Brode schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen kam die Braut die Stege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Mund ein Ah! entschlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Voraus schritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheuerer Strauß von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen Dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, damit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter diesem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Dutzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Verse trat [illegible] Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat au[illegible] Stuhl und schritt zu den Stufen des Altars hinan. Ammi sollte i[illegible] aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie und zum ersten Male durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst Du die an Deiner Seite stehende Anna Maria Bender zu Deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis Dich einst der Tod von ihr scheidet?"

Hannjost sagte laut sein „Ja."

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach. Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Athem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, Allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!"

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, erschrack so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Ist es Dein Ernst mit Deinem Nein," fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst," sprach das Mädchen laut. „Ich

[illegible] fuhr sie fort, „den ich verabscheue, kann einem Manne ni[illegible] Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, weil er der Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordert Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen."

„Unter solchen Umständen kann ich Euere Ehe nicht einsegnen," sagte der Pfarrer, wandte sich und ging.

Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten Alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre saubern Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater," sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsstücke in dem Korb und verlasse mein Vaterhaus."

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!"

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!" wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürzung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeittage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein."

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört; jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hannjost, gegen seine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: Betet für mich! gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjosts Eltern mehr als Bender. Dieser wußte bald wo Ammi war, im Dienste der Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch strafbares, Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenscheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war seltsamerweise gar nicht erzürnt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in seine Seele mitten hineingegriffen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm' zurück!" Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und sie

ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kinderherzens, das zum Aeußersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauernherz ist zähe und eisenfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sei zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Billigung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie sonst, das große Wort, und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie sonst in die Majen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiste mit Allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichste. War er schier gestorben vor Leid, als er hörte, Ammi sei zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorfe gesprochen hatte, seine Ammi, deren Treue die Feuerprobe bestanden. Lene aber

glich der vom Sturme geknickten Lilie. War sie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich in's Herz, weil sie eine so schreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelassen und dessen Inhalt im Dorfe sogleich bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte und sein Unrecht erkannt hätte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjosts Eltern gehen können, um hier tröstend Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweif nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Zuchtruthe seines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den welschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleons gewaltigen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da prophezeiten sie ihm den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet habe.

Durch die rastlose Bemühung des menschenfreundlichen Unterpräfekten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sei, dessen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und

vor Thränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erst jetzt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüthe, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfes, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vor seinem Tode gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf Dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene Dein und mein Erbe ist.“ Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenens Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann

vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschiren sollte.

3.

Kaum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierich's Tod erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläsereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloser Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben, und sei schon bei Beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im Entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen, oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Aemtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das heraussprang, war für diesen die leckerste Lockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntniß, daß er

die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Nothwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum auf's Nothdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jetzt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tieferen Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insassen seines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchschaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier List und Schlauheit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der ist weit von uns,“ sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Adler geheftet.“

Bender, der gut deutsch gesinnt war, hier aber einem Manne gegenüber stand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verdankte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!"

„Ueberdies," fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Weltherrschaft die Krone aufsetzen."

„Was kann man sagen?" war Bender's Antwort. „Unsereins versteht das nicht."

„Da habt Ihr Recht," versetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in derartige Dinge mischt."

„Das ist richtig," meinte Bender; „unsereins hat Besseres zu thun. In der eigenen Gemeinde ist zu thun genug."

„Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?"

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire," sprach Bender ernst und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüßt' ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen."

„Wer denn?"

„Der Müller Bauermann."

„Hört," versetzte der Maire, „da seid Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer Eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jetzt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?"

„Menschengedanken kennt man nicht," erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen."

„Das ist gelogen!" platzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?" fragte Bender erstaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!" fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gehabt, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch." Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Aemtchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Oelmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch."

„Mich?" fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!" bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?" fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?" antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu."

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?" Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich," fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er darnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser von Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich

selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. Der Weierich war noch der beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel."

Dem armen Bender wurde es schwindelig. Er entfärbte sich und zog sein roth baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als sähe er das nicht und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wär't ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschießen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein seßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Bender's Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik, und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit in's Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopf ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit,

„für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen."

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt," sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdies in diesem Jahre zugfähig ist, so haben ihn neulich die Doctoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das Andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle thue," setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist gethan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit."

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Bender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!" sagte er; „aber Alter schützt vor Thorheit nicht."

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Theil des jungen Schlages, wo er sich am Stamm einer einzeln stehenden Eiche niedersetzte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutsam und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich sein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher sein können! Ihm so, mir nichts, dir nichts unter die Nase zu sagen, er sei ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nichts anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache Niemand seine Sache besser, als er. So

schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Aerger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht auf's Neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurückzurufen?

Endlich bewegte ihn die Frage, ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich aussöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Pick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sei, ohne daß es Aufsehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Ueberlegungen so weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. War's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannjost in seinen Briefen sich wieder an Lenen gewendet, auch sein Verhältniß

zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als nach langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeittage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichten Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächsten Dorf.

Unfern desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geistlichen konnte Nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so Vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gestrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eisen geschlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimnisses, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dieses freimüthige Geständniß auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unversöhnlich sei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt," sagte er ernst," „daß der ungerechte Fluch auf Euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt Ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und

sich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht also?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach," sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!"

„Nein," erwiederte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Goth soll gehen."

Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jetzt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!"

„So ist's Recht," sagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Bender. Wie steht's zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbindung mit dem Stoffel?"

„Ach, Herr Pfarrer," sagte Bender, dem es ganz weh um's Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst klaren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf."

Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt in's Dorf, rechtsab das Wiesenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschrack über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefste Kummer an ihrem Herzen, und dieser Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinne. Die Familie, die sie mehr aus Liebe als aus Bedürfniß ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang

nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bender sah sie liebevoll an. „Ammi!“ sagte er, „Dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen.“

Er selbst war bewegt, und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen und wie die Beiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Lasset sie allein! Da feiert die vergebende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen.“

Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder,“ sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, die bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Bender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt und hier ist seit gestern Abend?“

„Was sagt Ihr?“ rief Lene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!“ sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus

geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Pütz, die an die Mühle stieß und nach Landessitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Blick streifte die Mühle; er that, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schmackhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sei die vergangene Zeit ein wüster Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsorgers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräusch von Tritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erstaunte; Bender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge Jemanden, als verlange

er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das so sonderbar und räthselhaft vor, daß er sich kaum darein finden konnte. Sein Erstaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblicke stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!“ rief Bender. „Ist denn Niemand da?“

„Doch,“ sagte jetzt Bauermann, und stand auf, Bender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geschwind!“ sagte er zu Bauermann, „ich will Dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann in's Gras gestellt, wo er sich bald beizog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe Dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, Du seiest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich Dir groß Unrecht angethan. Sieh', darum komm' ich und reiche Dir die Hand und sage ehrlich: verzeih' mir's; der Hader soll begraben sein in's tiefste Meer!“

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob,“ sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß Du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen als ich, denn Hader ist Eiter in den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt.“

Mit einem herzlichen Händedrucke war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie bei einander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseits der Pütz war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen."

„Es geschehen Zeichen und Wunder!" rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Verwunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz auf's Neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Glocken der Rosse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrieen, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche an's Kummet gesteckt. Hocherröthend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll."

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun," sagte Bender, „soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?" Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm Alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust

und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst Du auch Nein, wenn Du mit mir am Altare stehst und Dich der Pfarrer fragt, ob Du mein Weib werden wolltest?“

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörst Du, es klingelt, die Mühle ist leer!“ Und im Nu war sie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbste des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sei, wie man auf dem Hunsrück sagt, wenn im Herbste Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen sein müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsdarstellungen zu sehen waren. Sie spann den silberglänzenden Flachs und zog feine Fäden, während sie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde wegsah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdrucke zur andern Seite des Tisches, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unsäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an den Laden, erst leise, dann stärker. Die junge Frau erschrack.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete.

„Was gibt's?" fragte er.

„Lieber Gott, es sind wieder zehn Deserteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir sollen ihnen Brod geben. Es sind Deutsche." Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deserteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretiren?" fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hülfe holen!"

„Stoffel!" bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!"

Der Syndik blickte nach ihr hin und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß," sagte er. „Meine Pflicht fordert es."

Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze.

„Willst Du?" fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge.

„Weib," sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer, als sie ist!"

„Vater," bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt."

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hause bleiben," sagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik, schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam kehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich," sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!"

„Und wie muß es um die Armee stehen!" meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimath zu. Haben sie aber Unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle

Welt schickt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und Euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, käm' einer oder zehn an unsere Thür, ich gäb' ihnen all' unser Brod. Gelt, Ammi?"

„Freilich," sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik."

„Schöne Wirthschaft!" sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, Ihr habt's schon so gemacht."

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!"

Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern Abend geschah!"

„Ach," rief Ammi, „wenn doch der Hannjost käme!"

„Ei," erwiederte Stoffel, „da sieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht so ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne Ja!"

„Du böser Mann!" zürnte das junge Weib. „Aber nein," fuhr sie fort, „laßt uns im Ernste davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, schier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist."

„Ich weiß nicht," sagte Stoffel, „mir ist's, als müsse er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen ist, hat ihn noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt."

Und noch lange besprachen sie diese ihnen Allen wichtige Angelegenheiten.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Hause leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und

dachte, es seien wieder hungernde Deserteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meist waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die sich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, sie zu arretiren, aber kein Mensch that es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hülfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenster. —

„Jakob,“ sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjost, des Syndiks Sohn; aber sei still, daß es Niemand merkt.“

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast baarfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?“ fragte er.

„Eure Mutter ist wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe.“

Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrack sie, als sie den Fremden sah! aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffe gekocht, und erst jetzt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Lene. Am strahlenden Antlitz

der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an.

„Komm,“ sagte Jene und führte sie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Lene warf sich weinend über den Geliebten.

„Kannst Du dem Reuigen vergeben?“ fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!“ setzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie! „Er ist da! gelt, er ist da?“ Und Lene nickte mit seligem Antlitz.

„Aber schweig, um Gotteswillen!“ sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' Dir, er ist verwundet!“

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjosts erster Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Meinst Du, ich hätte es nicht gewußt?“ fragte Stoffel seine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind sein müssen. Dir les' ich jeden Gedanken auf der Stirn!“

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene sagte nicht Nein.

Quintin.

Eine Erzählung.

1.

In die Werkstätte des Waffenschmieds Messjis zu Mastricht trat am Morgen des Tages Sanct Katharinä ein reich gekleideter Cavalier, mit dem Comthurkreuze des Johanniterordens geschmückt. Ein freundliches Lächeln flog über den tiefen Ernst und die Hoheit des männlich schönen Gesichts, als er den Meister grüßte, der im Feierkleide dastand und die blinkenden Waffen mit wohlgefälligen Blicken musterte. Der Meister zog schnell die Sammtkappe vom grauen Schädel und verbeugte sich demüthig vor dem hohen Fremdlinge.

„Man hat mir Eure Waffen sehr gerühmt, Meister!“ sprach jetzt, einen prüfenden Blick umherwerfend, der Cavalier, „und ich bin selbst hierher gegangen, um mich davon zu überzeugen und — so es also ist, vielleicht ein Kunde von Euch zu werden.“

„Wollet Euch selbst überzeugen, edler Herr!“ erwiederte Messjis; „denn Euer Kennerblick wird bald auch ohne meine Lobpreisung finden, ob meine Arbeit des Ruhmes werth ist, den man ihr zollt.“

„Recht so,“ sprach der Comthur, „das Werk muß den Meister loben und nicht der Meister das Werk!“ —

Er ging an den Wänden umher, blieb bald hier bald da stehen und wandte sich dann schnell zum Meister mit den Worten: „Schade, daß ich an Euren wohlgearbeiteten Degen das vermisse, was man an den Damascenerklingen mit Recht rühmt — — —“

„Mit Gunst, edler Herr!“ sprach einfallend ein Jüngling, der eben erst hereingetreten war, und nun im Schmucke männlicher Schönheit, mit einem offenen, treuherzigen Blick aus den großen blauen Augen, sich neigend vor dem Comthure stand, „ich will Euch einen Degen zeigen, dessen Klinge gewiß einer Damascenerklinge an Härte, Schärfe und Schönheit nichts nachgibt.“

Des Comthurs Blicke maßen den Jüngling, der an riesiger Größe und wohlgestaltetem Körper weit ihn selbst übertraf; und seine Stirne legte sich in Falten.

„Dein keckes Versprechen, wenn's nicht aus Jugendeitelkeit herrührt, die Dir übel anstünde,“ erwiederte der Comthur, „fordert mich auf, Dich beim Worte zu halten.“

„Es sei!“ rief jener lächelnd und entfernte sich mit einer anständigen Verbeugung.

„Der junge Mensch hat viel Selbstvertrauen,“ hob der Comthur an, sich zu Messjis wendend; „ich mag es wohl leiden, wenn's nur nicht in Uebermuth ausartet, dem es so nahe steht.“

„Verzeiht ihm, edler Herr!“ bat Messjis, „er ist nicht stolz, und ich bin der Meinung, daß er Euch Wort halten wird, denn der Junge steht in seiner Kunst, ich muß das selbst bekennen, weit über seinem Vater.“

„Das macht ihm keine Unehre, so wenig als dies Bekenntniß dem Vater selbst, der Ihr wohl seid, wenn ich meinen Augen trauen kann?“ versetzte der Comthur.

„Ja!“ sprach der Meister. „Nur will es mir nicht gefallen, daß Quintin so eigentlich keine Freude am Handwerke hat; und doch zeichnet er so schönes Blattwerk und so wunderliche und doch schöne Gestalten zur Verzierung der Waffen, daß wohl sicherlich dereinst aus ihm ein Waffenschmied werden wird, wie ihn die alte Stadt Augsburg und das weit berühmte Städtlein Solingen nicht wohl wird aufweisen können.“

Indem trat Quintin mit freundlicher Miene herein, in seiner

Hand einen langen Degen tragend, dessen schön gearbeitete Scheide und zierlicher Griff dem Comthur in die Augen leuchteten. Rasch flog die lange bis in die Spitze hinaus blaue Klinge heraus und mit zierlichem Anstande reichte sie Quintin dem Comthur.

Dieser prüfte sie wohl. Der Stahl bog sich zum Ringe. „Erlaubt einen Augenblick," sprach Quintin, den Degen fassend, und führte einen kräftigen Streich auf eine Stahlstange, die in der Ecke stand. „Wollt Euch überzeugen von der Güte der Klinge," versetzte er, die Stahlstange aufhebend, als sei es ein Strohhalm, und sie dem Comthur hinhaltend. Eine tiefe Scharte war in der Stange und die Klinge unverletzt.

Mit Wohlgefallen hob der Comthur die Klinge auf und las die mit Silber eingelegten Worte: Deo Gloria, mihi Victoria! „Ist dieses Schwert Deine Arbeit?" wendete er sich fragend zu Quintin. Dieser neigte sich erröthend.

„Nun," fuhr der Comthur fort, „dann hast Du redlich Dein Wort gehalten, und zum Beweise, daß es meine Ueberzeugung ist, will ich es Dir abkaufen."

Obgleich Quintin ungern das Schwert hingab, so ließ doch der Comthur nicht nach, bis er's ihm überließ.

„Was wolltest Du auch damit beginnen," fragte er, „da Du doch Deine Kunst übst und nicht den Waffendienst?" —

Quintin zuckte die Achseln. „Je nun," versetzte er, „es könnten Zeiten kommen, wo auch der Bürger ein Schwert braucht, und dann hätte ich gerne diese Klinge geführt."

Der Comthur klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Sinn gefällt mir; aber Gott und die heilige Jungfrau mögen unser armes Holland vor solchen Zeiten des Bürgerkrieges bewahren und schützen ewiglich!"

„Amen!" sprach der Vater.

„Du kannst einst ein guter Meister werden," hob der Comthur

wieder an, denn Du hast viel voraus vor anderen Deines Gewerbes und Deine sechszehn Jahre lassen Dir eine schöne Bahn offen."

„Ich bin schon Siebenzehn alt," fiel Quintin ein.

„Aber," fuhr der Comthur fort, als habe er Quintins Rede nicht gehört, „eins thut Dir Noth. Du mußt die Welt sehen und anderer Meister Kunst. Drum wandere, und einst wirst Du dann als Meister heimkehren und Deines alten Vaters letzte Stunden werden dann durch des Sohnes Kunst und Fleiß wahre Feierstunden des Lebens und der Arbeit sein."

„Das war längst meines Herzens Wunsch!" seufzte Quintin, den Vater bittend ansehend.

„Nun denn," fuhr der Comthur fort, „so will ich Dir einen Meister nennen, dessen Kunst weit berühmt ist. So gehe nach Antwerpen zu Meister Jan, dem Waffenschmied, und Du wirst finden, wie ich Dir sage."

Mit diesen Worten entfernte sich, wohlwollend dem Jüngling die Hand reichend, und den Vater, der in tiefen Gedanken dastand, grüßend, der Comthur.

„Hebe dich weg von mir, du Versucher!" sprach der Vater murmelnd vor sich hin, „du willst dem morschen Gebäude auch die letzte Stütze rauben, daß es in Trümmer falle!"

Zwei Monate später läuteten die Glocken der Sanct Andreas-kirche dumpf und schaurig und ein langer, schwarzer Leichenzug bewegte sich die Straße herauf, den Ort des Friedens und der Ruhe zu suchen für den müden Schläfer, den sie trugen. Es war Quintins Vater.

Des Alters Entkräftung und der Kummer durch unglückliche Speculationen und Betrügereien, an die der Biedere nicht geglaubt und darum Jedem auf seine glatte Zunge getraut hatte, brachen seine Kräfte und sein Herz. Quintin war nun eine Waise, ohne Stütze. Als Fremdling war sein Vater eingewandert, arm und hülflos, nur auf seinen Muth, seine Selbstbeherrschung, seine Kunst

vertrauend — so stand Quintin wieder da; denn die unbarmherzigen Gläubiger seines Vaters nahmen ihm Alles, bis auf das Wamms, das er trug. In dem Hause, das nicht mehr sein war, stand der Jüngling am Tage der Bestattung seines Vaters und der gewaltige Schmerz wollte ihm die Brust sprengen und den Athem nehmen, nach dem er mit Anstrengung kämpfte. Aber keine erleichternde Thräne rieselte über seine Wange. Der ungeheure Schmerz hatte seine Augen ausgetrocknet.

„Ach," rief er, „meines Bleibens ist nicht mehr hier, in diesen Mauern, in denen ich die glücklichsten Stunden meines armen Lebens harmlos dahinlebte! Der letzte Trost, da zu bleiben, wo die süßen Schauer der Erinnerung meine Seele umwehen, ist mir geraubt. Was beginnen? wohin mich wenden?"

Hast du nicht deine Kunst und deines Vaters Segen? sprach er leise in seinem Innern. Willst du in kindischem Kleinmuth verzagen, weil man dir Alles nahm, — dich hast du noch, dich selbst hast du noch nicht verloren. —

Das richtete ihn empor unter der Last seines Schicksals.

Er band das einzige Hemd, was ihm noch geblieben, in sein Tuch, griff mit brechendem Herzen nach dem Wanderstabe seines Vaters, und trat aus der Stube. Da überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte sich an die Wand und Thränen rollten über seine Wangen.

In diesem Moment trat der Jude Heyum in das leere Haus und grinzte mit giftigem Hohne den weinenden Jüngling an. Ihm war das Haus.

„Nu?" as Ihr noch do seid?" fragte er. „As Ihr mit de Thränercher nit auslöscht des Oblikaziönche, wos ich heb schwarz uf weiß! So Ihr nit geht schnell, so muß ich gebrauche mei Hausrecht!"

Armer Jüngling! wie mußte des teuflischen Juden Hohn deine weiche Seele zerreißen!

Ohne den Juden einer Antwort und eines Blickes zu würdigen, ermannte sich Quintin, hauchte in das Tuch, drückte es schnell auf die Augen und trat ungewissen Schrittes aus dem Hause. Und ohne daß Jemand sich um ihn kümmerte, wankte er zum Thore hinaus, in sich hineinklagend: Das ist der Fluch der Armuth, daß sie Niemand kennen will, und selbst der Hohn des Unmenschen sie ungestraft treffen darf!

2.

Im Westen sank eben die Sonne hinab und säumte gluthig den Horizont. Goldene Abendwölkchen zogen am Himmel hin und ein lauer Wind wehte eine angenehme Kühle. Antwerpens Thürme standen vergoldet im Aether. Weiße Segel schaukelten auf den schimmernden, von der Abendsonne vergoldeten Wogen der Schelde, und majestätisch lagen im Hafen die Kolosse, die dem Handel der Stadt die Reichthümer ferner Gegenden zuführten, mit flatternden Wimpeln geschmückt von den Farben aller Nationen. Zwischen den Kauffahrern prunkten die gewaltigen Kriegsschiffe. Von einzelnen Thürmen der Stadt erklang melodisch die Vesper, während längs des Hafens und auf den Lustgängen der Stadt Antwerpens Bewohner sich ergingen. Die staubige Heerstraße daher schritt Quintin schweren Herzens. Da lag Antwerpen vor ihm und das Ergreifende des Anblicks verfehlte seine Wirkung nicht auf das Herz des Jünglings. Er setzte sich seufzend auf den Rasen neben dem Wege und versank in stilles Nachdenken. Bald war Alles um ihn vergessen und seine Seele war im Reiche der Vergangenheit. Die Bilder seines frühern Lebens, seiner Jugend, seines Glücks gingen still und ernst an ihm vorüber. Es war ihm, als säße er noch neben dem geliebten Vater am runden Dieltisch und ließe sich erzählen aus der alten guten Zeit und bespräche die Händel der ernsten Jetztzeit und des Statthalters Grausamkeit. Ein unaussprechlich süßes Gefühl ergriff ihn und eine Sehnsucht nach

der Heimath, deren Ferne ihn ein Blick auf seine Umgebung lehrte, und nach dem heimischen Stillleben, die nur das gefühlvolle Herz empfinden kann, und die unsere Sprache so bedeutungsvoll „Heimweh“ nennt.

Unwillkürlich hatte er seine Hände gefaltet vor der Brust und die Thränen, des Gemüthes leise Verräther, rollten ihm über die kummerbleiche Wange.

Er hatte es nicht bemerkt, daß ein Reiter die Straße daher kam, der, abgestiegen, jetzt zu ihm trat und ihn mit kräftiger, aber wohlwollender Stimme anredete: „Warum weinst Du, mein Sohn?“

Quintin fuhr zusammen und empor, denn eine bekannte Stimme hatte sein Ohr getroffen. Er wischte rasch die letzte Thräne weg und starrte den Fragenden an.

Es war der Comthur, der im langen schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuze gehüllt vor ihm stand und noch einmal weicher und milder die Frage wiederholte: „Warum weinst Du, mein Sohn?“ —

„Ach!“ — stotterte Quintin, „ich habe ja nicht geweint, edler Herr!“

„Mein Sohn!“ versetzte der Comthur, sanft verweisend, „es gibt Thränen, deren sich auch der Mann nicht zu schämen braucht, und das Leben hat ernste, schwere Stunden, wo nur die Wahrheit allein gelten darf. In solch einer Stunde, wenn mich nicht Alles trügt, habe ich Dich gefunden und Du hast mir eine Unwahrheit gesagt. Zwar habe ich als Fremdling keine Anspüche an Deine Geheimnisse und Dein Vertrauen, und ich wünsche Dir nur, daß Deine bleichen Wangen und Deine rollenden Thränen nicht Deine eigenen Ankläger sein mögen!“

Er wendete sich ab und wollte gehen.

„Um Gott, edler Herr!“ rief Quintin erröthend vor dem Verweise des Comthurs, seine Hand fassend: „Verdammet nicht ungehört!“

„Nun, so sprich!“ sprach Jener. „Kann ich Dir helfen, so soll es geschehen.“

Mit rührender Trauer erzählte Quintin des Vaters Tod, sein Schicksal, seine Absicht in Antwerpen, eingedenk des Rathes, den der Comthur ihm einst gegeben, sein Brod zu verdienen. —

„Armer Junge!“ entgegnete der Comthur, „Du hast frühe des Schicksals Eisenhand empfunden! Doch Du bist Mann genug, Herr Deines Schmerzes zu werden. Glaube mir, Jüngling,“ setzte er hinzu, und seine Stirn legte sich in tiefe Falten, „glaube mir, es gibt härtere Kämpfe zu bestehen im Leben und schwerere Siege zu erringen, als diese. Gebe Gott, daß Du diese und jene, wenn sie dermaleinst über Dein Herz kommen sollten, muthig und vorwurflos bestehest!“ —

Es entstand eine lange Pause; dann fuhr, wie aus einem Traum erwachend, der Comthur fort: „Dein guter Engel führte Dich nach Antwerpen. Suche Dir Unterkunft bei Meister Jan, dem Waffenschmiede. Sei brav, sei treu und fromm, und Du sollst einen treuen Freund in mir haben. Nimm dies Wenige, was ich bei mir trage, um Dir die ersten Bedürfnisse, die Du hast, eine bessere Kleidung, zu verschaffen.“

Quintin wollte der Gabe widerstreben — aber der Comthur drückte sie ihm in die Hand, schwang sich auf sein Roß und verschwand im Nebel der Nacht, die schnell hereinzubrechen begann.

Der zweite Tag brach an, seit Quintin diese Unterredung mit dem Comthur gehabt. Wohlgekleidet schritt Quintin durch die Straßen der Stadt, seine Augen immer auf den Sanct Annenthurm richtend, der sich mit seinen gothischen Verzierungen kühn in die Lüfte erhob, in dessen Nähe Meister Jan's stattliches Haus stand. Durch die hellen Fenster sah man den regen Fleiß der kunstreichen Hände am blinkenden Stahle.

Schüchtern trat Quintin in das Haus.

„Wen sucht Ihr?“ fragte ein Greis mit einem ernsten Gesichte, den Jüngling mit wohlgefälligen Blicken messend.

„Den kunstreichen Meister Jan," erwiederte bescheidentlich Quintin, „um ihm meine geringen Dienste anzubieten."

„Ihr seid vielleicht der junge Waffenschmied aus Mastricht?" fragte der Meister.

„Ja," sprach Quintin, „aber ich erstaune, daß Ihr mich kennt!"

„Und wenn ich auch nicht ein gutes Probestück Eurer Tüchtigkeit gesehen hätte," entgegnete freundlicher der Greis, „so seid Ihr mir doch dringend empfohlen. Ihr habt gute und hohe Gönner in unserm guten Antwerpen, tretet darum herein und seid willkommen!"

Er führte den Erstaunten in die Wohnstube. —

„Erlaubt mir die erste Frage an Euch, Meister!" nahm Quintin hier das Wort. „Wer hat mich Euch empfohlen, wer konnte des Fremdlings Freund sein in Antwerpen?"

„Sollte Euch denn der Mann so ganz unbekannt sein, der sich so warm Eurer annimmt?" forschte der Meister. „Es ist der edle Graf Hoorne."

„Wahrhaftig!" ich kenne den Menschen nicht, betheuerte Quintin.

„Ist das Wahrheit, so müßte ich mich in Euch geirrt haben," sprach ernst der Meister. „Ihr kennt wirklich den Comthur nicht?"

„Ist's der Malteser?!" rief froh Quintin, „dann, ja dann kenne ich den edlen Mann; aber ich wußte nicht, daß es der angesehene Graf Hoorne sei."

Bei diesen Worten ging die Thür auf und eine Jungfrau trat herein im einfachen schwarzen Trauergewande, das sie um die verlorene Mutter trug. Es war Clara, des Meisters einziges Kind, ein schönes blühendes Mädchen mit einem sanften blauen Augenpaare. Sittig grüßte die Jungfrau, und des Jünglings anständige Verbeugung vor ihr jagte eine höhere Gluth auf ihre Wangen.

Quintin war erstaunt über den Empfang bei Vater und Kind So hatte nie der alte Messjis einen Gesellen empfangen und

behandelt, und er war doch ein frommer Mann, der immer zu sagen pflegte: Wie Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, also thue Du gleich auch ihnen.

Clara mußte sich nun zu ihnen setzen, und ihnen eine Flasche kredenzen, die der Alte zu bringen befahl. So wurde der Bund gegenseitigen Wohlwollens geschlossen, und Quintin sprach am Abend froh zu sich: O, der Eltern Segen bringt Glück und Heil auf allen Wegen!

3.

In Meister Jan's Hause ging Alles den strengen Gang der Ordnung und ein Tag glich dem andern auf's Genaueste. Nur eine Aenderung im Haus und in seiner Tagesordnung war eingetreten, seit Quintins Anwesenheit nämlich; er, der doch bloßer Geselle war, genoß einer besonderen Auszeichnung. Er aß an des Meisters Tisch, schlief in des Meisters Haus und durfte an Sonn- und Festtagen seine Meisterstochter begleiten zur Kirche, und am Nachmittag in Begleitung des Vaters wohl auch auf einen Lustgang oder zum Tanz.

Auch saß Meister Jan seitdem manchen Mittag eine Stunde länger am runden eichenen Dieltische; denn er mochte gerne horchen auf Quintins wohlgesetzte Reden und sein reifes Urtheil. Auch wußte Quintin wohl zu erzählen die wundersamen Begebenheiten früherer Tage. — Wenn dann in der gemüthlichen Stunde sein Mund dem Alten so Manches kund that, was er noch nicht wußte, dann hingen seine Blicke an des Jünglings Mund und Clara vergaß oft die leeren Schüsseln abzutragen vom Tisch, und der alte Meister gefiel sich so wohl in seinem Verhältnisse, daß er manchmal seine Blicke von Quintin auf Clara gleiten ließ und im Stillen den Wunsch hegte, einst Quintin als Gatten seiner sanften Clara zuführen zu können. Zudem kam noch, daß, seit Quintin

hier war, seine Werkstätte häufiger besucht und sein Erlös um Vieles erhöht war. Er konnte sich es nimmer verhehlen, daß Quintins Kunst ihm diesen Segen gebracht, denn mit kunstreicher Hand zeichnete Quintin zierliches Laubwerk und Figuren zur Verzierung der Waffen, und mancher Kunstverständige bewunderte das Leichte und Anmuthige der Zeichnung.

So war es, als eines Tages Quintin, der im Auftrage Meister Jan's auf einem Kauffahrer gewesen war, der aus England Stahl für den Meister gebracht hatte, in eine der engsten Gassen Antwerpens einbog, um einen weiten Umweg abzuschneiden. Vor ihm her schwebte die Gestalt einer Jungfrau, schlank und hoch aufgeschossen, nicht kostbar, aber doch sehr anständig gekleidet. Es fing schon an zu dunkeln, und das Mädchen eilte so sehr, daß er sie bald aus dem Gesichte verlor. Da hörte er plötzlich den Hülferuf einer weiblichen Stimme weiter hinauf in der Straße.

Sollte wohl der Jungfrau etwas begegnet sein? fragte er sich selbst, und mit aller Anstrengung eilte er der Gegend zu, woher der Hülferuf immer matter erscholl.

„Kneble der Bestie die Hände!" rief jetzt vor ihm eine furchtbare Stimme in gedämpftem Tone.

„Halt!" schrie Quintin, „Ihr Unmenschen, was beginnt Ihr?"

„Rette, rette!" wimmerte das Mädchen. Aber ein furchtbarer Streich traf jetzt Quintins Haupt daß er taumelte.

Schnell ermannte er sich, riß mit wüthender Gewalt den nieder zur Erde, der ihm den Streich gegeben, und entwand ihm seinen Stock und versetzte in demselben Moment dem Andern einen entsetzlichen Schlag auf den Arm, daß er brüllend das Mädchen fahren ließ und zur nächsten Wand fluchend taumelte. Jetzt wollte Quintin die Ohnmächtige ergreifen, da stieß ihm der Erste, den er niedergerissen hatte, sein langes Matrosenmesser in die linke Schulter und floh, aber aus der Gasse herauf hatte der Lärm die Diener der Gerechtigkeit herbeigerufen, und sie nahmen die beiden

Matrosen gefangen. Man brachte Lichter, und nun erst sah Quintin, welch ein Engelsbild in seinen Armen lag.

Sie schlug die Augen auf, die wild umherrollten, und fragte zitternd: „Wo bin ich?"

„Gerettet seid Ihr, holde Jungfrau, aus den Händen der wüthenden Unmenschen," sprach Quintin, den Schmerz seiner Wunde verbeißend, deren Blut ihm warm in der Seite herabquoll. „Befehlet nun, wohin ich Euch bringen soll!"

Mißtrauisch sah sie ihn an. „Ach, Ihr betrüget mich nicht?" versetzte sie.

„Trauet ihm, Jungfrau, er blutet ja für Euch!" sprachen die Umstehenden.

„Blutet?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Laßt's gut sein," versetzte Quintin, „das Messer streifte nur meinen Arm, und gebietet, wohin ich Euch geleiten soll!"

Sie bezeichnete ihm die Gegend, und er führte sie dahin.

Immer dunkler war es geworden und nur langsam konnten sie gehen, die Jungfrau war erschöpft und auch Quintin fühlte den immerwährenden Blutverlust.

„Gottlob," sprach endlich die Jungfrau, „wir sind am Ziel!"

Indem trat in die Thür eines Hauses ein bejahrter Mann und fragte laut: „Wo mag Maria so lange bleiben?"

„Hier bin ich, mein Vater, und mein edler Retter mit mir!" rief das Mädchen.

„Was ist Dir begegnet meine Tochter, Du siehst so bleich?"

„Kommt hinauf, Vater, daß ich es Euch erzähle."

Quintin wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblick wurde es ihm dunkel vor den Augen, seine Kniee brachen und er sank.

Der Mann fing ihn auf.

„Um Gott! was fehlt dem Jüngling?" fragte er erschrocken.

Da erst, als das Licht auf ihn fiel, sahen sie die blutige Gestalt und das bleiche Todtengesicht.

„Großer Gott,“ schrie Maria, „er stirbt!“

Als Quintin erwachte, lag er auf einem Bett und um ihn beschäftigt war der Vater Maria's. Diese aber stand neben ihm und hielt ihm wohlriechende Specereien an die Nase und wusch ihm die Schläfe. Seine Wunde schmerzte ihn sehr. Er richtete sich auf und sagte leise zu Beiden: „Verzeiht, daß ich Euch den Schrecken verursacht, es war nur die Schwäche, die eine Folge des Blutverlustes war.“

„Nicht also, junger Mensch,“ sprach der Vater, seine Hand ergreifend, „empfangt meinen tausendfachen Dank! Ihr habt mir mehr gegeben, als Könige und Fürsten mir geben könnten, Ihr habt meines Kindes Leben, und was mehr ist, seine Ehre gerettet, dafür bleibe ich ewig Euer Schuldner!“

„Wollet mir kein Verdienst anrechnen, das ich nicht habe,“ versetzte Quintin. „Es war ja Zufall, daß ich die Straße kam, und was ich that, würde jeder Andere wohl sicherlich auch gethan haben.“

„O, raubt mir nicht die Möglichkeit, Euch ewig verpflichtet zu sein!“ rief Maria. „Euch sandte der Himmel als einen rettenden Engel in meiner Noth.“

Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre hochschlagende Brust.

Quintin wollte sie ihr leise entziehen.

„Nein, nein!“ rief das Mädchen, „Ihr sollt mir die Hand nicht entziehen, die mich rettete; Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweisen!“

„Bescheidenheit erhöht das Verdienst!“ sprach gerührt der Vater. „Doch, wer seid Ihr? Diese Frage beantwortet mir vor Allem!“

Quintin stand auf. Seine Wunde war verbunden. Er mußte den Arm halten. Schnell sprang Maria hinzu und hielt ihn, bis

er sich gesetzt hatte, dann riß sie das Tuch von ihrem Busen und schlang es um den Arm und um seinen Hals; dann flog sie hoch erröthend hinaus und kam bis an's Kinn verhüllt wieder, blieb aber im Schatten stehen, daß nicht Quintin ihre Schamröthe sähe.

Dem Jüngling war wunderbar zu Muthe. So hatte sich noch kein weibliches Wesen an ihn geschmiegt, wie es Maria gethan, so hatte ihn noch kein weibliches Wesen liebevoll behandelt — und Maria war so schön, so schön! —

Der Vater mußte noch einmal die Frage nach seinem Namen wiederholen, dann erst erzählte Quintin. Maria's Augen ruhten auf ihm, als wolle sie das schöne Bild tief in ihre Seele prägen, daß es nie ihr entschwinde.

Als Quintin geendet, wollte er sich entfernen. Maria erblaßte.

„Ach," rief sie schmerzlich aus, „soll auch Euch ein Unfall treffen in der dunklen Nacht? Bleibet bei uns bis zum Morgen; erfüllet die erste Bitte Eurer Geretteten!"

Auch der Vater bat.

Mit tausend Banden fühlte sich Quintin gefesselt. Aber welche Angst wird der gute Meister tragen und die gute Clara, dachte er und ließ sich nicht halten. Aber auch der Vater ließ sich nicht zurückhalten, ihn bis heim zu begleiten.

Mit einer Thräne im Auge trat Maria zu ihm.

„Ihr könnt nicht bleiben, ich fühle das, obgleich wir heiligere Rechte an Euch haben. So nehmet noch einmal das schwache Lallen meines Dankes, den keine Worte aussprechen! Und das versaget mir nicht: Lasset mir die Freude Eures baldigen Wiedersehens!" —

Quintin versprach's, und schied mit einem Blick, in dem seine ganze Seele lag.

4.

Der Morgen graute kaum, da klopfte es leise an Quintins Kammer, und als er herein gerufen den Klopfenden, trat Clara mit besorgter Miene in die Kammer.

„Wie ist Euch, lieber Quintin?" fragte sie ängstlich. „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, ich war oft an Eurer Thür und horchte, ob ich Euch nicht klagen hörte."

„Ihr seid so gut, liebe Clara," sprach der Jüngling. „Ich danke Euch brüderlich für Eure Sorge. Ich habe sanft geruht."

„O, der Schlaf des guten Bewußtseins ist gewiß stärkend," meinte Clara. „Ihr habt ja ein Menschenleben und mehr gerettet, wohl konntet Ihr ruhig schlafen, aber schmerzte Euch die Wunde nicht?"

„O nein," erwiederte Quintin, „mir ist wohl und die Wunde wird bald heilen, seid deßfalls unbekümmert."

„Ihr habt mir gestern viel Sorge gemacht," sprach jetzt der Meister, der auch hereinkam, „durch Euer Ausbleiben. Ich dachte wohl, es sei Euch etwas zugestoßen!" —

Unter solchen Reden und Gegenreden hatte sich Clara entfernt und auch der Meister. Quintin kam herab zum Frühstück. Als sie da saßen und Quintin noch einmal erzählen mußte das Vorgefallene, da öffnete sich die Thür, und ein Mann mit majestätischem Anstand und köstlich gekleidet trat ein.

Jan sprang auf. „Seid mir willkommen, kunstreicher Meister, in meiner Behausung! Die Ehre solchen Besuches verdanke ich Euch, Quintin!"

Quintin reichte mit herzlicher Freude dem Maler die Hand, die dieser mit Wärme drückte.

„Eure Gerettete läßt sich nach Eurem Befinden erkundigen, junger Mann. Ich kann meiner Tochter doch die frohe Botschaft Eures Wohlbefindens und die Gewißheit eines baldigen Besuches bringen?" fragte wohlwollend Swanefeldt.

„Ich danke Euch sehr," entgegnete bescheiden Quintin, „für Eure sorgliche Theilnahme. Wenn es sich ziemen will, so bitte ich Euch, Eurer Tochter meinen Gruß zu entbieten, und auch ihr ließe ich Dank sagen und melden, daß ich wohl würde morgen wieder an meinen Schraubstock treten können."

„Fehlgeschossen!" fiel Meister Jan hier ein, zu Swanefeldt gewendet, „die Jugend meint mit ihrem frischen Muth auch die Schranken zu überspringen, die ihr die Nothwendigkeit gesetzt."

„Quintin, Ihr werdet in langer Zeit Euren Arm nicht gebrauchen können, sintemal Eure Schulter mehr verletzt ist, als Ihr zu glauben gesonnen seid! Nun, Ihr mögt Euch pflegen, seid Ihr mir doch so lieb geworden, wie mein eignes Kind!"

Swanefeldt warf einen Blick auf Claren, die erröthend die Augen niederschlug und schneller rupfte an der Spindel, die sie im Arme hielt.

„Ein schönes Zeugniß für Euch, Quintin," meinte Swanefeldt, „und eine schöne Zugabe zu Eurer gestrigen Edelthat sind diese Worte und ein Paar glühende Rosenwangen."

Quintin verstand ihn nicht, aber er erröthete ob solchen Lobes und verbat es sich ernstlich; „denn," sagte er, „so verderbt Ihr mir die Freude, Eure liebenswürdige Tochter gerettet zu haben."

In dem Saale des Rathhauses zu Antwerpen saßen mit kalten, furchtbar ernsten Gesichtern der Fiskal und die Blutrichter um die schwarze Tafel innerhalb der Schranken auf einer Estrade. An den Wänden des Saales saßen auf Bänken etliche Rathsherren, Edle der Stadt, spanische Ritter in einzelnen Gruppen leise flüsternd. Mit käsebleichem Gesichte stand unter den Spaniern Don Gomez Lanos, des mächtigen, furchtbar strengen Fiskals einziger Sohn, und witzelte über des Waffenschmieds Heldensinn, und versprach den Spaniern einen Göttergenuß, wenn Maria unverschleiert erschiene, wie es zu hoffen stünde. Unfern von ihm saß allein in stillem Ernst

Graf Hoorne, der Malthefer-Comthur, und horchte leise den seichten Reden des übermüthigen Jünglings, der trotz seiner scherzenden Reden eine sichtliche Beglommenheit nicht unterdrücken konnte.

Da öffnete sich die Thür und in stattlichen Kleidern trat Swanefeldt, der Maler, herein und hinter ihm stolzen Ganges, den linken Arm in der Binde, die ihm Maria aus ihrem Busentuche gemacht, Quintin. Mit Ehrerbietung und Anstand neigten sich Beide vor den Richtern, und traten dann in bescheidene Entfernung zum Fenster.

Giftige Blicke schoß Gomez auf den Jüngling, den er zum ersten Male sah.

„Du hast brav gehandelt, mein Sohn," sprach jetzt leise der Comthur, Quintins Hand ergreifend, „Dein verwundeter Arm gilt mehr, als manch ritterliches Ehrenzeichen eines elenden Junkers, der wohl Mädchen verführen, aber sein Leben nicht an die Rettung der Unschuld wagen mag!"

Gomez hörte die Rede und seine Lippen wurden blau vor innerm Grimm. Mit Mühe kämpfte er gegen das beißende Wort, das ihm auf der Lippe schwebte; doch ein Blick auf den Vater und des Comthurs ruhige Miene brachten ihn zur Besinnung. Jetzt brachten die Rathsdiener die beiden Delinquenten, zwei spanische Matrosen mit wahren Galgengesichtern, die auf einem Bänkchen links sich niederließen.

Der Fiskal erhob sich mit Grandezza und gebot Stille und forderte dann vor die Schranken: Maria, die Tochter des Malers Swanefeldt.

Der Maler trat vor. „Verzeiht, hochmögende Herren," sprach er, „der weiblichen Schamhaftigkeit, die ohnedem schon durch jenen unglückseligen Zufall ein Gespräch der Leute geworden ist, daß meine Tochter nicht erschienen ist. Ich glaube es von Eurem Edelsinn erwarten zu können, daß Ihr dem Vater vergönnt, an der Tochter Statt zu reden." —

„Mag sein!“ rief mürrisch der Fiskal. „Was habt Ihr vorzubringen?“ —

Swanefeldt erzählte kurz und bündig die Begebenheit.

„Quintin Messjis,“ sprach abermals der Fiskal, „erzählt, was Ihr von der Sache wisset!“

Mit wohlgesetzten, bescheidenen Worten erzählte Quintin. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchten die Richter.

„Seid Ihr fertig?“ herrschte ihm der Fiskal zu, „so tretet zurück.“

Die übrigen Zeugen bestätigten das, was Quintin und Swanefeldt gesagt.

„Zu leugnen vermöget Ihr nicht,“ wandte sich jetzt der Fiskal an die beiden Räuber.

„Ihr seid überwiesen, eine Jungfrau rauben und dort den Jüngling meucheln gewollt zu haben! Sprechet das Urtheil, wie es das Gesetz gebeut in seiner ganzen Strenge,“ sprach er zu den Richtern.

„Urtheilt milde, hochmögende Herren,“ baten Quintin und Swanefeldt! — „Wir haben verziehen; außerdem,“ setzte Quintin hinzu, „war meine Verwundung ja nur das Werk der Selbstvertheidigung!“

„Schweigt,“ donnerte der Fiskal. „Es ziemt Euch nicht, der strafenden Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!“ Die Richter erhoben sich. Lebenslängliches Gefängniß! sprachen sie mit einem Munde. —

Schrecken und Grimm malte sich in den Gesichtern der Bösewichte. „Wird die Strafe auch bleiben, wenn wir geständig sind, daß man uns gedungen hat zu der That und uns heute noch mit vielem Geld und dem Versprechen eines milden Spruchs den Mund schließen wollte?“ fragte Einer derselben mit scharfem Tone. Die Richter sahen sich verwundert einander an. Don Gomez zitterte sichtlich.

„Haltet Euch, daß Ihr nicht sinket!“ sprach mit bitterem

Hohne der Comthur zu Gomez, der ihm einen Basiliskenblick dafür zusandte, aber nicht reden konnte.

„Wollt Ihr durch Lügen Euch retten? Schurken!" donnerte der Fiskal.

„Es ziemt dem Richter nicht, zu schimpfen," sprach kalt und trotzig der Delinquent; „glaubet nicht, Herr Fiskal, daß Ihr also Euer Söhnlein rettet!"

„Was erkühnst Du Dich, Bösewicht?" schrie erbleichend der Fiskal.

„Wollet Euern Sohn Don Gomez herbescheiden und alsbald wird sich das Blättlein wenden!" bat grinzend der Matrose.

„Gomez!" rief der Fiskal, seiner kaum mächtig, „tritt herzu und rette Deine und Deines Vaters Ehre!"

Zitternd und bleich wie Wachs wankte Gomez herzu.

„Aha!" rief der Matrose, „steht nicht die Schuld auf seiner Stirn? Und Ihr," wandte er sich zu einem der Schergen, „habt Ihr nicht heutigen Tages dem Hidalgo das Gefängniß geöffnet?"

Die Richter erbleichten mitsammt dem Diener.

„Verzeiht dem ungerathenen Sohne," rief mit einem Jammertone Gomez, die Schranken aufreißend und seines Vaters Kniee umklammernd, „es ist also, wie sie sagen!"

„Das mir!" rief schmerzlich der Fiskal, die Hände vor das Gesicht haltend. —

Eine furchtbar angstvolle Pause trat ein. Der Fiskal ermannte sich.

„Zurück von mir, Schlange!" donnerte er den Sohn an, ihn mit dem Fuße zurückstoßend; dann wandte er sich zu den Richtern, seinen Amtsrock ablegend: „Richtet strenge über den Knaben Absalom und achtet nicht des unglücklichen Vaters!" Hierauf ging er wankenden Schrittes zum Saale hinaus.

Stille war's, daß man das Athmen hören konnte, und Aller Augen waren gespannt auf die Richter geheftet.

Noch einmal baten Swanefeldt und Quintin.

„Richtet!" rief Gomez, knirschend und giftige Blicke auf die Bittenden schießend, den Richtern zu, „ich will nicht mich frei betteln lassen von diesem Volke!"

„So theilt die Strafe mit Euern Schandknechten, Junker," sprachen die Richter, „doch mag der Statthalter kaiserlicher Majestät, wenn's ihm beliebt, das Urtheil mildern!" — Sie wurden abgeführt.

„Das ist die Strafe des Lasters," sprach der Comthur, zu Quintin tretend, „wohl Dir, daß Dein Gewissen makellos ist!" —

5.

Im tiefen Sinnen saß einen Monat später Maria in ihrer Kammer. Die Stickerei lag vor ihr. Ihre Hand hielt die Nadel, aber arbeiten konnte sie nicht, denn Thränen verdunkelten ihren Blick.

„O du harter Vater!" seufzte sie leise, „warum ist dein Künstlerstolz mächtiger, als die Liebe zu deinem Kinde? Könnte nicht Quintin auch als Waffenschmied als dein Eidam dir Ehre machen?" — Sie weinte leise fort. Da klopfte es an ihrer Thür, und Quintin trat schüchtern herein.

Mit dem „Ach!" eines freudigen Erstaunens flog Maria an sein Herz. Er schlang den einen Arm, den er noch brauchen konnte, um die Geliebte. Einen Moment hielten sie sich innig umfangen; dann setzte sich Quintin zu der Geliebten.

„Ach!" seufzte auch er. „Maria! warum trennt uns Deines Vaters Eisenwille und Stolz? — Wie glücklich würden wir leben!"

Maria's Thränen rieselten auf die Stickerei.

„Aber verzage nicht, Geliebte! ich will Dich verdienen. Ich fühle in mir die Kraft, auch einst den Pinsel mit Ehre zu führen. Wir Beide sind jung. Vertraue Gott, der uns zusammengeführt; es wird Alles noch gut gehen!"

Maria erhob langsam das scheue Auge zu ihm, als wolle sie forschen, ob's nicht ein eitler Trost sei.

Quintin legte die Hand auf's Herz. „Traue mir, Maria! Bleibe Du mir treu und nichts soll uns trennen!"

Da flog das Mädchen von Neuem an seine Brust. „Kannst Du zweifeln an meiner Treue?" fragte sie sanft verweisend. „O! eher erlischt der Sonne Licht, als meine Treue wankt! Aber welche Aussichten hast Du?"

„Ich werde Maler," rief begeistert Quintin und seine Augen funkelten, „und dereinst werde ich vor Deinen Vater treten und ihn fragen: Willst du dem Maler versagen, was du dem Waffenschmied versagtest?" —

„Ha, ha, ha," erscholl draußen vor der Thür ein höhnisches Lachen, und in die Thüre trat mit verbissenem Grimme Swanefeldt. „So erkühnst Du Dich noch, mein Haus und der Jungfrau Kammer zu betreten, Verführer!" rief er zornig, „und ihr verbranntes Gehirn mit Deinen Albernheiten anzufüllen?! — Hab' ich es Dir nicht genugsam gesagt, daß nur ein vollendeter Maler, dessen Kunst ich ehren muß, die Hand meiner Maria erhalten wird, und Du, Handwerker, reckest Deine schwarze Hand nach ihr? Soll ich mein Hausrecht gebrauchen?!"

„Habt Erbarmen, Vater," flehte Maria, „und gedenkt, daß er mich rettete, daß ich ihm mein Leben verdanke, und meine Ehre!"

„Die er Dir, leichtsinnige Dirne, jetzt durch seine heimlichen Besuche zu rauben kommt!" donnerte der Alte.

Da erhob sich stolz Quintin. „Ich habe in Zucht und Ehren Euer Kind besucht, Herr Swanefeldt, und in Zucht und Ehren wollte ich sie heimführen, als mein eheliches Gemahl und sie redlich nähren durch meine Kunst." —

„Kunst?!" höhnte der Alte.

Aber Quintin fuhr mit steigender Kraft und Wärme fort: „Ihr nur habt uns gezwungen, heimlich eine Liebe zu nähren, deren wir uns vor Gott und aller Welt nicht zu schämen brauchen. Seid ruhig. Ich betrete Eure Schwelle nicht wieder!"

Verblüfft stand Swanefeldt vor dem Jüngling. Leise trat Quintin zur ohnmächtig hingesunkenen Maria, drückte einen Scheidekuß auf ihre Lippen, hob sie sanft auf und trug sie auf das Bett und schritt dann stolz an dem Maler weg zur Thüre hinaus.

Eine Weile noch stand Swanefeldt da und sah auf die Thüre, zu der der Jüngling hinausgeschritten war, dann brummte er leise vor sich hin: „Es ist wahr, ich handle undankbar! Schade, daß er kein Maler ist!“ dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er das Andenken an die bessere Regung seines Herzens, die ihn eben übermannt hatte, wegwischen, holte darauf Essig, um Marien anzuwaschen.

Sie schlug ihr Auge auf. „Wo ist Quintin?“ fragte sie.

„Wo er hingehört, an seinem Schraubstock,“ erwiederte höhnisch der Vater; „und Du, ehrvergessene Dirne, schweigst und nennst seinen Namen nicht mehr, auf daß nicht auch Du fühlest, daß die Vaterliebe streng sein muß, um das verirrte Kind auf den Weg der Ordnung zurückzuführen.“

Mit trübem Blick und schwerem Herzen ging Quintin Meister Jan's Wohnung zu. Er war aus seinem Himmel getrieben. Mariens Rettung hatte ihm Swanefeldt's Thüre geöffnet. Oft kam er, oft fand er Marien allein und im traulichen Gespräche flogen die Stunden dahin. Immer schöner erschloß sich ihm Mariens Engelsherz, immer traulicher wurde sie. — Unvermerkt zog die Liebe in Beider Herzen mit siegender Allgewalt ein. Selige Tage brachte Quintins noch immer kranker Arm, denn er konnte nicht arbeiten. Mit der Allgewalt der ersten Liebe hing Mariens Herz an dem liebenden Jüngling. Ihm war nie eine Ahnung gekommen, wie nahe die Gefahr sei, wie sich ein Unwetter über ihren Häuptern sammle. Swanefeldt hatte bei seinem ersten Besuch in Meister Jan's Wohnung die Ueberzeugung gewonnen, Clara liebe den Jüngling und er sie, und des Vaters damalige Rede war ganz geeignet, ihn auf den Gedanken zu bringen, Quintin sei Jan's

künftiger Eidam. Darum war er so sorglos bei Quintins Besuchen. Darum schrieb er bei Marien auf die Rechnung der Dankbarkeit, was die Aeußerung einer innigen Liebe war. Unter diesen Umständen fand die Liebe kein Hinderniß in ihrem Weg und wuchs freudig und frisch. Aber in dem Momente des höchsten Glückes, gerade als Maria an Quintins Herz gesunken war und das beseligende: „Ich liebe Dich!" gelispelt hatte, da trat Swanefeldt aus seiner Werkstätte in das Zimmer, wo die Liebenden ihn, sich selbst und die Welt vergessen hatten.

„Was gibt's hier?" hatte er sie angedonnert und mit Fluchen war er auf sie zugerannt, hatte sie auseinandergerissen und Quintin sein Haus verboten. Aber die Liebe kennt und scheut keine Gefahren. Quintin hatte heimlich Marien gesprochen und von ihr den hoffnungslosen Bescheid empfangen, nur einem Maler, der ihm durch seine Kunst Bewunderung ablocke, werde der Vater Mariens Hand geben oder einem Edelmanne, nie aber einem Handwerker, wie Quintin.

Und dennoch zogen ihn des Herzens mächtige Triebe hin zu Marien, bis ihn der Vater endlich bei ihr fand und so schnöde behandelte.

Quintin trat still in das Gemach Meister Jan's, mit gewöhnlicher Herzlichkeit grüßend.

Jan dankte nicht. Vor sich hinbrütend saß er mit gerunzelter Stirn am Tisch und rechnete, zählte dann Geld, rollte es zusammen und legte es neben sich hin.

Clara saß an der Spindel mit rothgeweinten Augen und sah mit einem wehmüthigen Blick auf Quintin, stand dann auf und ging leise in die Kammer.

Der Meister fuhr einigemal über sein Gesicht mit der Hand, dann stand er auf und stellte sich mit zornglühenden Blicken vor Quintin hin, der voll Erwartung dastand. „Quintin," hob er mit ungewisser Stimme an, „Ihr wißt, ich hatte Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen in mein Haus, hatte Euch Kindesrechte gleichsam stillschweigend eingeräumt." —

„Wozu diese Einleitung?" fragte Quintin, „ich muß Euch bitten, Euch kurz auszusprechen. Ich ahne, was Ihr wollt!" —

„Seit Ihr zur Arbeit unfähig seid, pflegten wir Euch, als ob Ihr unser Sohn wäret." —

„Das lohne Euch Gott, Meister! wie ich es Euch danke! Aber warum diese Rechnung?" fiel Quintin ein.

Doch der Meister ergrimmte ob dieser Zwischenrede. „Ich gedachte es gut mit Euch zu machen. Ich wollte Euch Clarens Hand geben, denn das Mädchen war Euch gut — da war Euch Clara zu geringe. Die Malerstochter wollt Ihr freien und so uns lohnen mit Undank, darum verlaßt Ihr noch heute mein Haus."

„Euer letzter Jahrlohn steht noch, hier habe ich ihn zusammen gerechnet, daß Ihr Euch nicht beschweren könnt. Und somit Gott befohlen."

Quintin stand wie erstarrt. Todtenblässe überzog seine Wangen, während der Meister sprach; als dieser aber jetzt ein Röllchen Geld auf den Tisch warf, da erwachte er; da stieg ihm das Blut in die Wangen und Blitze sprühte sein Auge — aber er hörte Clarens Schluchzen — und der Löwe wurde zum Lamme; doch konnte er die Bitterkeit nicht unterdrücken, die seine Brust erfüllte.

„Meister," sagte er mit schneidendem Tone, „von Euern Händeln träumte mir nicht, so sehr ich Eure Tochter ehre und liebe. — Mir eine Behandlung vorwerfen, die in Eurem freien Willen stand, für den ich Euch dankbar bin, ist mindestens unedel. Ich hatte mehr Schonung, wenn auch nicht für mich, doch für Claren erwartet. Dieses Geld — haltet für Eure Pflege seit ich nicht arbeiten konnte — oder, so Ihr das nicht wollt, gebt es dem armen Kaspar, der krank liegt am Fieber, er ist seiner bedürftig, ich nicht."

Mit diesen Worten wendete er sich und ging schon nach wenig Minuten mit seinen wenigen Habseligkeiten die Treppe herab, um das Haus zu verlassen. Innerer Grimm folterte ihn. Er fühlte sich in diesem Momente zu etwas Besserem geboren, als zu Hammer und Amboß.

Da aber stand plötzlich Clara vor ihm, bleich wie ein Marmorbild, die Hände ringend mit fließenden Thränen.

„O, vergebt dem Alter!" rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „werft keinen Haß auf uns! Scheidet nicht, wenigstens nicht mit Fluch und Groll; ich bitte, ich flehe zu Euch, sonst raubt Ihr mir meinen Frieden gänzlich!"

„Edle Seele!" sprach Quintin, „wer könnte je Dir grollen? Wer möchte den Himmelsfrieden Deiner Seele stören?"

„Wo ich auch sei, Clara, da wird meine Seele Euren Namen segnen! Aber bleiben kann ich nicht — unmöglich!" —

Da schluchzte sie lauter, schlang ihre Arme inniger um ihn, drückte ihre Lippen auf die seinigen und lispelte unter rinnenden Thränen: „Leb' wohl, leb' wohl, ich kann Dich nie vergessen, Dich, den meine Seele liebte!" Dann riß sie sich los und eilte schnell hinweg und Quintin taumelte, wie trunken, hinaus in die Dämmerung.

Groß und riesig und dunkelschwarz, wie die Sanct Annenkirche vor ihm sich in der Dämmerung erhob, lag ein unaussprechliches Weh auf seinem Herzen. Kummervoll lehnte er an der metallenen Pforte des Heiligthums und wunderliche Gedanken woben einen dichten Schleier um seine Seele.

Alles verloren, Alles an diesem entsetzlichen Tage, klagte er leise. Wohin soll ich mich wenden?!

„An Gott und an mich, den Du noch nicht verloren hast!" sprach eine wohlbekannte Stimme jetzt neben Quintin, und mit treuherziger Theilnahme ergriff der Comthur Quintins Hand und zog ihn mit sich fort.

6.

Bei hellem Kerzenscheine saß Quintin in dem Quartiere des Grafen Hoorne, in einem weichgepolsterten sammtnen Armsessel gegen dem Grafen über. Des Grafen Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Gesichte des Jünglings.

„Quintin,“ hob er nach einer Pause an, „die freventliche Rede, die Du vor wenig Minuten führtest, und Dein bleiches Gesicht läßt mich auf unselige Begebenheiten schließen, die Dich betroffen haben? Hat der heimtückische Spanier Dir vielleicht schon die Grube gegraben?“ —

Der Jüngling seufzte tief auf und schüttelte dann leise den Kopf. „Von einem Spanier weiß ich nichts. Was konnte er auch für eine Freude haben, mich unglücklich zu machen, wo mich Keiner dieses Volkes kennt!?“ —

„Du arglose Seele!“ rief der Comthur, „hast Du denn Don Gomez Lanos vergessen, dem Du seine Beute entrissen?! Siehe, ich kenne besser die Wege Deines Geschicks in des Meisters Hause. Niemand anders, als Gomez, hat es angerichtet; und glaubst Du, seine Rache sei geendet, so irrst Du sehr. Dein Leben ist hier in großer Gefahr. Du mußt Antwerpen schnell, und wenn nicht auf immer, doch auf lange Zeit verlassen.“

Da erbleichte Quintin noch mehr.

„Was ist Dir?“ fragte der Comthur erschreckend.

Quintin warf sich vor ihm nieder. „Edler Mann!“ rief er tief ergriffen, „Eure Huld fordert mein Vertrauen!“

„Steh' auf, mein Sohn, und sprich offen!“ mahnte der Comthur, „ich will für Dich sorgen.“

Da erschloß sich des Jünglings Seele vor dem Manne, daß er tief hinabschauen konnte.

Gerührt drückte er den Jüngling an seine Brust.

„Ich stehe allein auf Erden,“ hob er nach einer Weile mit Rührung an, „ich habe Niemanden, der mir dereinst liebevoll die Augen zudrücken wird, denn ein unseliger Zwist trennt meinen Bruder von mir. Ich gehe jetzt einen ernsten Gang und Du sollst mich begleiten, mein Sohn, sollst um mich sein in trüben und heiteren Stunden, und Deinen verlorenen Vater will ich Dir zu ersetzen suchen! Willst Du?“

„O, ich verdiene diese Huld nicht!“ rief der Jüngling, in die geöffneten Arme des Comthurs fliegend.

„Gut,“ fuhr dieser jetzt fort, „mich ruft die Pflicht nach Malta, denn der Orden bedarf meines Armes. Sultan Mahmud droht Malta mit einem Ueberfalle; doch ehe der Frühling kommt, wird der Türke sich nicht herauswagen aus seinem Asyle; darum reise ich ab mit dem morgenden Tage, damit ich in Deutschland und Schwaben des Ordens Geschäfte beende und dann noch in diesem Winter Malta erreiche.“

„Für Deinen Wunsch, Dich zum Maler zu bilden, kann es noch Rath werden in dem kunstreichen Welschlande, wo Du bleiben magst, bis der Krieg mit Malta geendet ist, wo wir dann vielleicht, so es Gott gefällt, in unser gutes Holland heimkehren.“

Quintins Auge funkelte — bald aber fiel er in ein tiefes Nachsinnen.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn, sprich es aus, vielleicht weiß ich Dir Rath.“

„Ihr seid so gütig, mein edler Herr,“ versetzte schüchtern Quintin, „daß Ihr mir wohl nicht zürnet, wenn ich den Wunsch hege, Marien von meinem Schicksale zu unterrichten.“

Der Comthur lächelte. „Wie willst Du das anfangen?“ fragte er.

„Ich will ihr ein Brieflein schreiben,“ meinte Quintin.

„Aber wie soll sie es erhalten?“ fragte zweifelnd der Comthur. „Die Zeit eilt und es ist schon spät.“

„Ich bringe es Claren, sie wird die letzte Bitte mir nicht versagen.“

„So versuche es,“ sprach der Comthur aufstehend; „schreibe sogleich, hier hast Du Pergament. Eile Dich aber.“

Er ging hinaus.

Quintin griff rasch zum Kiel und schrieb. Dann rollte er das Pergament zusammen und ging nach dem Hause seines alten Meisters.

In ihrer Kammer weinte Clara dem entschwundenen Liebesglücke bittere Thränen nach. Ob auch ihr Herz gebrochen wär, sie

konnte Quintin nicht zürnen. „Was konnte der Jüngling dafür,“ klagte sie leise, „daß mein Herz ihn liebte? Was konnte die arme Maria dafür, „daß sie seine Liebe gewann? Ach, was verschuldete ich Arme aber, daß mein Herz lieben mußte, um der Liebe Leid in so hohem Grade zu fühlen?“ Sie weinte leise und flehte um Muth und Stärke zur heiligen Jungfrau. Da flog ein Steinchen wider die runden Scheiben ihres Kammerfensters, dann noch eins. Sie öffnete mit einer bangen Ahnung.

„Clara!“ rief es leise unten, „theure Clara!“

„Gott, das ist Quintins Stimme!“ sprach sie zitternd; „was wollt Ihr, Quintin?“

„Die letzte Bitte des vielleicht auf immer scheidenden Freundes werdet Ihr mir nicht versagen! Ihr seid so gut, so liebevoll gegen mich gewesen,“ flüsterte Quintin unten, „daß ich mit Vertrauen meines Lebens Glück in Eure Hand lege. O Gott! Clara, rechtfertigt mein Vertrauen! Vergebt mir, wenn es Euch kränkt. Bringet einen Faden heraus, daß ich Euch dies Blättlein daran binde, und bringet solches Marien, Swanefeldt's Tochter.“

Clara taumelte vom Fenster. Alle ihre Nerven bebten, es dunkelte vor ihrem Blicke. „Großer Gott!“ jammerte sie, „ist es noch nicht genug des Jammers für das arme Herz?“ Halb bewußtlos ließ sie den Faden hinab und zog das Blatt herauf, das ihrem Herzen einen so furchtbaren Todesstoß gab.

„O, Clara!“ flehte noch einmal Quintin unten, „erfüllet meine letzte Bitte!“

„Ich will!“ sprach sie mit brechender Stimme.

„So lebt wohl, Gott segne Euch!“ rief der Jüngling und verschwand, und Clara sank nieder auf ihre Kniee und flehte: „Brich mein Herz, Vater im Himmel! daß es den Frieden finde bei dir, den es hienieden verloren hat!“ —

Der Tag graute im Osten, da ritt Quintin in stummem Schmerze neben dem Comthur zu dem Thore hinaus, zu welchem

er vor einem Jahre mit eben so schwerem Herzen hereingekommen war.

Oben auf der Anhöhe, wo der Comthur den Jüngling gefunden, hielt dieser plötzlich sein Roß an und sah Quintin in das thränenschwere Auge.

„Du läßt Dein Lebensglück hier zurück," sprach er sanft, „aber siehst Du dort die Morgenröthe flammen? O Jüngling, Dir, Dir wird sie einst an Deinem Horizonte eben so schön heraufglühen, wenn Du wiederkehrst. Du bist es nicht allein, der so von seinem Glücke scheidet, und Dir bleibt die Hoffnung. Wie mancher schied eben so, wie Du, und ihm lächelte keine Hoffnung und nur die kalte Nothwendigkeit legte ihre Eisenhand auf das arme Herz und gebot ewige Entsagung. Und doch mußte er scheiden, überwinden und siegen über sich selbst und sein Schicksal. Fasse Du Muth und sei stark, mein Sohn!"

„O Gott! auch Ihr seid nicht glücklich, mein edler Vater!" sprach leise Quintin, sein Auge auf den Comthur mit inniger Liebe heftend.

„Ja, so nenne mich, Quintin, so nenne mich, dann habe ich doch ein Wesen auf der armen Welt, das ich lieben kann, das mich liebt." Er reichte Quintin seine Hand mit gewaltiger Rührung, die dieser mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

Dann rief der Comthur: „Hin ist hin! verloren ist verloren! Glaube mir, mein Sohn, ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich. Ich habe überwunden. Auch Du sollst glücklich werden, obwohl auf andere Art!"

Und rasch gab er seinem Pferde die Spornen, und dahin flogen sie die Straße.

Die Glocken des Sanct Annenthurmes riefen zur Frühmesse. In Schaaren kamen die Gläubigen zum Tempel des Herrn. Die Straße herauf kam langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes Maria, um in dem frommen Gebet Ruhe für das wunde Herz zu suchen. Einen schüchternen Blick warf sie auf das Haus, wo der

Geliebte wohnte. Da schwebte aus der Thüre des Hauses Clara, bleich wie eine Lilie, in ein schwarzes Gewand gehüllt; aber ihr Auge leuchtete, wie der Stern der Liebe beim Untergehen — sie hatte den schwersten Kampf gekämpft diese Nacht, und den schwersten Sieg errungen — den über das eigene Herz.

Mit leisem Winken trat sie zu Marien, die erröthend in das liebliche, bleiche Gesicht sah. Sie faßte zitternd ihre Hand. „Laßt uns vereint beten, Jungfrau!“ sprach sie mit wankender Stimme. „Laßt uns für Quintin beten!“

Da faßte Maria ihre Hand. „O, Du Engel des Friedens!“ rief sie leise, „ja, laß uns beten für ihn!“ Sie gingen in den Tempel. Ihre Seelen flossen in einander. Ein Gebet entströmte ihren Schwesterseelen. Hier aber betete die beglückte Hoffnung, dort die demüthige Entsagung.

Der Gottesdienst war geendet. Wie verklärt erhob sich Clara und ging mit Marien hinaus. Clarens Herz hatte Kraft gewonnen, Quintins letzten Wunsch zu erfüllen. Sie legte leise in Mariens Hand das Pergamentblatt und sprach: „Quintins letzte Bitte ist erfüllt. Nun lebet wohl und Gott segne Euch und ihn!“ Sie riß sich los und eilte ihrer Wohnung zu.

Da dämmerte in Mariens Seele der Tag der Erkenntniß. „Sie liebt ihn,“ sprach sie leise, „und hat ihm entsagt; o du himmlisches Wesen, Gott gebe dir Frieden!“

7.

Der Winter war früh hereingebrochen in die Thäler Helvetiens und lange hatten den Comthur des Ordens Geschäfte in Deutschland und Schwaben hingehalten. Schon starrten von Schnee und Eis Helvetiens graue Riesen und das Leben auf den Alpen war verstummt; da zogen die Reisenden durch das herrliche Land dem von Quintin so heiß ersehnten Italien zu. Beschwerlich war die

Reise und nicht ohne manche Gefahren, aber sie überstanden sie glücklich. Auf Quintins Gemüthszustand hatte der Wechsel der Gegenden des lieben Deutschlands und nun Helvetiens starre Winterpracht und Italiens Sommer im Winter einen gar wohlthätigen Eindruck gemacht. Heiterer gedachte er der fernen Geliebten und fröhlicher blickte er seiner Zukunft entgegen.

Sie hatten Rom erreicht; da erkrankte der Comthur schwer. Mit der innigsten Liebe, mit der ausdauerndsten Treue pflegte sein der Jüngling. Oft saß er mit Thränen im Blick am Schmerzenlager des väterlichen Freundes und dunkel umwölkte sich der Himmel seiner Hoffnung. Der Comthur wurde immer kränker. Nur wenige Freunde des Comthurs waren um ihn und theilten mit Quintin die Sorge um den Kranken. Nur mit Gewalt aber konnten sie Quintin bewegen, der Ruhe zu genießen, die ihm so nöthig war. Gerührt sah der Comthur die Liebe des Jünglings, und seine Hand fassend, sprach er matt: „Wie soll ich Dir vergelten Deine reiche Liebe, mein Sohn?“ —

Quintins Gebet wurde erhört, der Comthur genas wieder. „Du sollst nicht mit mir nach Malta, mein Sohn,“ sprach er eines Tages. „Ich habe Dir einen Meister erwählt und ausgemacht, bei ihm sollst Du Dich üben in der herrlichen Kunst. Ich habe für Dich gesorgt. Sterbe ich in Malta, so wird mein treuer Freund Visconti Dir meinen letzten Willen eröffnen. Sterbe ich nicht, so umarme ich Dich wieder nach einem Jahre, so Gott will!“

Er drückte den Jüngling an seine Brust. „Gedenke des Zieles, das Du erreichen willst, mein Sohn, und sei fleißig. Vergiß meiner nicht, wenn ich fern bin, und weihe mir eine Thräne, wenn ich fallen sollte im Kampfe gegen die Ungläubigen.“

„Das verhüte Gott, daß ich noch einmal sollte vaterlos werden!“ sprach Quintin.

Gerührt riß sich der Comthur aus seinen Armen und reiste ab, von den Segenswünschen des Jünglings begleitet.

Der Statthalter kaiserlicher Majestät hatte die Strafe des Don Gomez Lanos zu einem Monat Arrest gemildert. So viel vermochte das Ansehen des Ritters von Calatrava und Fiskals Don Piedro Lanos. Statt aber, daß die Strafe und die Einsamkeit des Kerkers das wilde Gemüth des Jünglings gebändigt hätte, war es vielmehr nur heftiger geworden und in seiner Seele war das Verderben geschworen dem Retter seines Opfers und diesem selbst, Quintin und Marien. Kaum seiner Haft entlassen, hatten ihm auch die Späher Quintins Aus- und Eingehen im Hause Swanefeldt's hinterbracht, und seine Combinationsgabe hatte ihm auch sogleich zu der Gewißheit verholfen, daß Beide sich liebten. Er war es, der durch einen Andern an jenem verhängnißvollen Tage Quintins Einschleichen in Swanefeldt's Hause diesem hinterbracht und das stolze Gemüth des Malers gereizt hatte. Er war es, der unter dem Vorwand, etwas bei Meister Jan zu kaufen, auch diesen zum Hasse gegen Quintin empört hatte.

Sein Plan war, den Armen erst recht elend zu machen, und dann ihn mit seinem Dolche seiner Rache zu opfern. Der Comthur hatte die Schritte des Boshaften belauern lassen, und sah die Gefahr, und wollte an jenem Abend, als er Quintin in halber Verzweiflung traf, den Jüngling warnen und mit sich nehmen.

Gomez knirschte, als sein Opfer ihm entronnen war. Nun blieb ihm noch ein Gegenstand seiner Rache — Maria; aber die alte Leidenschaft erwachte in seiner Seele. Verderben wollte er sie erst, beflecken mit seinem Lasterhauche die reine Seele, und dann sollte sie sterben unter seiner Hand.

Er drängte sich an Swanefeldt. Er schwatzte mit ihm von der Kunst in erheuchelter Begeisterung. Er kaufte einige seiner Bilder um hohen Preis — und hatte des Künstlers Freundschaft gewonnen.

„Geld gewinnt die Welt!“ jubelte er, und drückte die Argusaugen der väterlichen Liebe zu.

Aber diesmal hatte er sich sehr betrogen. Bald durchschaute

der Maler die Schlangenwege des Lasters, die der Jüngling einschlug und seine Seele empörte sich. Er vermied ihn. Er war kalt gegen ihn — aber es half nichts — der Zudringliche ließ sich nicht abweisen. Da ließ ihn Swanefeldt die ganze Verachtung fühlen, die der Wüstling verdiente.

Knirschend schwor der Verschmähte ewige Rache auf Swanefeldt's Haupt. Und bei dem Vater klagte er ihn schnöder Frevel, ja des ketzerhaften Glaubens an.

Der Grand von Spanien hatte die Schmach noch nicht vergessen, die durch Swanefeldt's Tochter über seinen Adel gekommen war. Froh, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, ließ er schnell den Maler in gefänglichen Gewahrsam bringen.

Triumphirend trat am Nachmittage des Verhaftungstages ihres Vaters Don Gomez in Mariens Gemach, die erbleichend über das höllische Lächeln seines Mundes kaum sich von ihrem Sitze zu erheben vermochte. Grinzend freundlich drückte er sie mit ritterlicher Courtoisie in ihren Stuhl zurück, setzte sich neben sie hin und begann ihr nun mit wohlgefälligem Lächeln die Lage ihres alten Vaters mit allen Schrecken auszumalen. Folter und Scheiterhaufen — Anfang und Ziel seiner Qual malte er mit den grellsten Farben der unglücklichen Tochter aus. Dann zeigte er ihr, wie nur sie, wenn sie seine Flammenliebe erhöre, ihren Vater retten könnte.

Er hatte geendet. Bleich, ein Bild des Jammers, saß das Mädchen vor dem Bösewichte da. Doch bald richtete sich ihre Seele auf.

„Höllischer Bösewicht!“ rief sie aufspringend, „hast Du noch nicht genug Jammer über mein Leben gebracht? Willst Du mich und meinen Vater verderben? Es wird Dir nicht gelingen! Gottes Auge wacht über der Unschuld und wird Deine höllischen Pläne vernichten. Zittere, zittere vor dem Rächer der Unschuld!“ Mit diesen Worten eilte sie hinaus. Doch ein wenig erschüttert von der Rede des Mädchens schlich, bleich vor Wuth und Entsetzen, der Bösewicht zum Hause hinaus.

Bei Claren hatte Maria Trost und Rath gefunden. Der wackere Jan sah jetzt plötzlich, wie auch er ein Werkzeug der Rache in des Bösewichts Hand gewesen war. Schwer bereuete er das Unrecht, was er Quintin gethan, und an Marien wollte er es wieder gut machen. Er nahm die Schutzlose in sein Haus. Er wandte zur Rettung Swanefeldt's an, was er vermochte. Leider war Alles umsonst. In einem finstern feuchten Kerker saß der unglückliche Mann. Wenige Halmen Strohes — sein Lager, Wasser und Brod, kärglich zugemessen, seine Nahrung. Eine verpestete Luft mußte er athmen, und kein Schimmer des Tages traf sein Auge.

Schon Monate hatte der Proceß des unglücklichen Schuldlosen gedauert. Die Winterkälte hatte seine Lage bis zur Unerträglichkeit verschlimmert. Die Folter hatte der Fiskal ihm zuerkannt, um das Bekenntniß seiner Ketzerei ihm zu erpressen — da erhörte der Himmel das Flehen der Unschuld — ein Nervenschlag tödtete den alten Fiskal Lanos, und ein edler Holländer, Hanns van der Neelen, kam an seine Stelle.

Maria fiel zu den Füßen des neuen Fiskals und beschwor ihn, sein Amt mit einem Werke der Barmherzigkeit zu beginnen. Swanefeldt's Proceß wurde revidirt und der Unschuldige freigegesprochen. Der ohnmächtige Gomez wüthete — aber umsonst.

Lange dauerte es, bis Swanefeldt seine Gesundheit wieder erlangte, die er in dem finstern Loche verloren hatte. In Antwerpen mochte er nicht mehr bleiben. Zu viel unangenehme Erinnerungen knüpften sich an diesen Ort. Er verließ ihn im ersten Jahre seiner Befreiung und zog mit Marien nach Amsterdam, wo eine neue Bahn für sein Künstlertalent sich ihm eröffnete und wo er die Tage seines Alters in Ruhe zu verleben hoffte.

In dem schönen Bunde der Freundschaft hatten Clara und Maria gelebt. Eng waren ihre Herzen zusammengeknüpft in der Liebe zu Quintin, um den sie Beide trauerten als um einen Todten; denn zu ihren Ohren war die Kunde gedrungen, er sei mit dem

Comthur nach Malta gezogen und sei dort mit diesem in der Vertheidigung La Valetta's gefallen. Stillschweigend hatten Beide ihm ewige Treue gelobt. Auf Mariens Flammenseele wirkte der Schmerz verzehrender als auf Claren. Ihr Heil lag jenseit des Grabes. Maria hatte es hienieden gesucht. Das fromme Gemüth gewann eine himmlische Ruhe selbst in dem tiefen Wehe.

Um diese Zeit brach die morsche Hülle Meister Jan's unter der Last der Jahre. Der Kummer, Claren allein und ohne Stütze zu hinterlassen, da sie alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung ausschlug, hatte seinen Tod befördert.

Maria eilte, als die Trauerbotschaft ihr gebracht wurde, mit ihrem Vater nach Antwerpen zum Troste der theuern Freundin. Aber nicht, wie sie geglaubt hatte, fand sie Clara. Die stille Heiterkeit einer Verklärten schwebte auf dem himmlisch schönen Antlitze der Jungfrau.

„Tröste mich nicht, meine Maria," sprach sie freundlich. „Meine Hoffnung und meine Liebe ist nun jenseits. Ich gehöre der Erde nicht mehr an. Aber bei Dir will ich des Engels harren, der des Körpers Ketten löst und mich in das Land der Freiheit und des ewigen Friedens führt!"

Maria umarmte sie weinend.

Swanfeldt machte Clara's Habe zu Geld, und dann zog sie mit ihnen gegen Amsterdam.

8.

Mit dem Fleiße, zu dem ihn seine Liebe trieb, und mit den Talenten, die in ihm lagen, machte Quintin wahre Riesenfortschritte in dem Gebiete der Kunst. Zwei Jahre waren verflossen und schon nannten Roms Künstler mit wahrer Achtung den Namen Messjis.

Reiche Gaben des edlen Visconti hatten Quintin bei seinen wenigen Bedürfnissen zu einem gewissen Grade von Wohlhabenh'

erhoben. Dazu kam noch, daß Roms Frauen und Jungfrauen nur von dem schönen Holländer, den seine stille Schwermuth so interessant machte, wollten gemalt sein. So blühte Quintins Talent und Ruhm freudig auf, und seine Seele dachte mit stiller Wonne an die Rückkehr in's theure Vaterland.

Da trat eines Morgens mit trüber Miene Visconti in das Atelier des Künstlers. Nicht ohne bange Ahnung trat ihm Quintin entgegen.

„Ich komme," begann er nach einer traurigen Begrüßung, „die schwerste Pflicht meiner Curatorschaft über Euch, Herr Messjis, zu erfüllen. Dieser Brief aus Malta meldet mir unsers Freundes Tod in türkischer Gefangenschaft, und legt mir zugleich die Pflicht auf, sein Vermächtniß an Euch in diesem Document auszuliefern."

Quintin sank bei diesen Worten sprachlos auf einen Stuhl. Seine Hände hielt er vor das Gesicht, und Thränen rollten ungehemmt darunter hervor. „So hat mich dann der zweite Schlag getroffen!" rief er jammernd. „So bin ich dann zum zweiten Male vaterlos!"

„Er war gut! Friede seiner Asche!" sprach Visconti. „Laßt uns unsern Schmerz männlich tragen!"

„O, warum konnte ich nicht um ihn sein in seinen letzten Augenblicken, und ihm die Augen zudrücken, wie er es einst gewünscht hatte!" klagte der Jüngling.

„Wißt Ihr nichts Näheres von den Umständen seines Todes?" fragte er.

„Der Brief meldet bloß seinen Tod," versetzte Visconti, „doch um ganz die edle Seele kennen zu lernen, leset dies Pergament."

„Laßt mich, ich bitte Euch, edler Herr!" rief, vom allzuheftigen Schmerz ergriffen, Quintin, „kenne ich denn seine Seele nicht, bedarf ich noch neuer Beweise, um die Größe meines Verlustes zu fühlen?" —

„Wohlan, so muß ich es Euch lesen, so schwer mir es auch 'rd," versetzte Visconti, und las das Document.

Der Comthur vermachte darin an Quintin tausend holländische Golddukaten, nebst seinem herrlichen Hause zu Antwerpen, und einem Landgut unweit Amsterdam, das dem Comthur zu eigen war.

„Ihr seid nun ein reicher Herr und frei," fuhr Visconti fort. „Gebrauchet Euren Reichthum wie Euer edler Pflegevater, zum Wohl Eurer Brüder, gedenket des Edeln, und lebt wohl!"

Visconti entfernte sich, ohne den Dank zu hören, den Quintin ihm für seine uneigennützige Sorgfalt zollen wollte, und überließ den Jüngling seinem Schmerz.

Es war wiederum am Tage Sanct Katharinä, acht Monate später, als Quintin das Gemälde eben von der Staffelei nahm, mit welchem er um Mariens Hand werben wollte. Es war eine „Ruhe auf der Flucht" von unaussprechlicher Lieblichkeit. In Marien, der Mutter des Heilandes, hatte er seine Maria verewigt und ihr Bild strahlte in himmlischer Herrlichkeit. Täglich war sein Atelier von Schaulustigen erfüllt gewesen, die dem Künstler ihre Bewunderung zollten, und wie schmeichelte es dem Herzen Quintins, seine Maria und ihre Holdseligkeit preisen zu hören. Bald aber wäre ihm doch der Zulauf des Volkes zu groß geworden, und das Lob dem Bescheidenen zu viel, darum nahm er das Bild von der Staffelei. Kaum hatte er es abgenommen, da klopfte es abermals an der Thür und mürrisch genug rief Quintin das: „Herein!"

Die Thüre öffnete sich und herein trat, in Lumpen gehüllt, die elende Gestalt eines Bettlers. Schnell erheiterte sich sein Gesicht. „Vergiß des Armen nicht, wenn Du den fröhlichen Tag hast," rief freudig Quintin und griff mit geöffneter Hand in die Börse, trat dem Greise freundlich entgegen und reichte es ihm dar. Aber in diesem Moment blickte er in das Antlitz des Armen und mit dem Schrei: „Gott, mein Vater!" rasselte das Geld auf den Boden und flog Quintin an des Comthurs Hals.

„Ja Du bist es, Du bist mein Sohn!" rief mit gebrochener

Stimme der Comthur und drückte ihn an seine Brust, und Visconti, der in der offenen Thüre stand, rief tief bewegt:

„Das ist der Lohn der Tugend, daß sie hienieden schon die Freuden des Himmels schmeckt!"

Der erste Rausch der Wiedersehensfreude war vorüber. An des Comthurs Seite saß der Jüngling und der Freund, Beide gleich gespannt auf die Erzählung der Begebenheiten des Comthurs.

Mancherlei schreckliche Schicksale hatte der edle Greis erduldet. Noth und Elend hatte er getragen, Alles, was das Sclavenleben Schreckliches hat, und nur ein halbes Wunder hatte seine Rettung bewirkt.

Quintin war ganz Ohr gewesen; jetzt erst bemerkte er des Comthurs Lumpen. „Gottlob," rief er, „daß ich gespart habe von dem Ueberflusse, den mir Eure Güte gab, und mein Verdienst abwarf. Er eilte hinweg und legte nach wenig Minuten einen schweren Beutel in des Comthurs Hand.

„Kleidet Euch, edler Vater!" rief der Jüngling, „und dann nehmt hin das Document und Alles, Alles, was ich bin und habe. Ich bedarf nichts mehr, ich habe Euch wieder!"

Mit inniger Rührung schloß ihn der Comthur an seine Brust und rief: „Wer solch eine Seele sein nennen kann, der ist reich, und wär' er der ärmste Bettler, der ist reicher, als der Heidenkönig Krösus!"

9.

Die Künstler Hollands hatten am 22. März des folgenden Frühlings, des Statthalters Geburtsfest zu begehen, auf dem Rathhause zu Amsterdam im großen Saale ihre Gemälde zur Beschauung ausgestellt. Ein wahres Drängen und Wogen war nach, aus und in dem Saale. Beinahe Jeder fand hier das, was seinem Geschmacke zusagte. Hier Blumenbouquets, als habe sie eben die Hand des Gärtners vom Beete gepflückt, gar wunderschön geordnet; dort

Gruppen weidenden Viehs auf üppigen Triften. Hier des Meeres Sturm mit schauerlicher Wahrheit dargestellt und dort wieder der stille Frieden einer idyllischen Landschaft. Hier die Ideale heidnischer Göttergebilde, bald in üppigen Formen und lebendigem Colorit, bald im reizenden Chiaroscuro und edler, reiner, göttlicher gehalten, und unmittelbar darauf folgend die Greuelsceenen christlicher Märtyrer mit einer Wahrheit, die das Blut stocken und das Haar sträuben machte. Endlich die Scenen des häuslichen Stilllebens, mit Lust der Wirklichkeit abgelauscht von dem Künstler, nebst den Aeußerungen eines rohen Wesens, deren Pinselstriche der Grundsatz wohl mußte geleitet haben: Naturalia non sunt turpia, neben den herrlichen Scenen aus dem Leben des göttlichen Heilands und den himmlischen Angesichtern der heiligen Jungfrau, die am meisten vorhanden und am herrlichsten gelungen waren.

Hin und her flatternd, wie der Schmetterling, sich aus jedem Blumenkelch etwas Nektar holend, irrten die Augen der Menge über die Bilder dahin, und Lob und Tadel wurde gespendet, je nachdem ein Bild die Individualität des Beschauers anzog oder nicht. Darin aber waren Alle einig: Ein Bild sei die Krone der Ausstellung. Es war eine „Ruhe auf der Flucht," von einem unbekannten Meister. Vor diesem Bilde stand immer ein dichter Haufen, und wenn auch das Auge sich gewaltsam abzog davon, unwillkürlich kehrte es darauf zurück. Große Summen waren geboten dafür, aber der junge Mensch, der dabei stand, sagte immer, es sei nicht feil.

Es war um die Mittagsstunde des zweiten Tages der Ausstellung; das Volk hatte sich verloren; nur wenige Verehrer der Kunst standen noch hier und da vor einem Bilde; da trat Swanefeldt mit einem andern Maler vor das Bild hin, das so allgemein bewundert wurde, und beschauete es mit stillem Sinnen.

„O mein Gott!" rief Swanefeldt, „ist es nicht Maria, meine Tochter, dieser Kopf der heiligen Jungfrau?" —

„Wahrhaftig!“ sprach der Maler, „die Aehnlichkeit ist groß, so viel ich mich entsinne!“

„O Gott!“ seufzte Swanefeldt leise.

„Wir müssen es dem Künstler zugestehn, daß er, obwohl Manches zu tadeln ist, dennoch ein herrliches Bild geliefert hat,“ fuhr Swanefeldt's Begleiter fort.

Swanefeldt bejahte, in wehmüthiges Schauen versunken, und setzte dann hinzu: „Ich möchte wohl den Künstler kennen.“

„Ihr kennt ihn schon!“ rief Quintin, auf Swanefeldt zufliegend, „laßt mich mit diesem Bilde um Mariens Hand werben; die Liebe hat meine Hand geleitet, die Liebe mir Muth und Ausdauer verliehen. Gebt dem Maler, was Ihr dem Waffenschmiede versagtet!“ —

Swanefeldt starrte ihn lange zweifelnd an. Dann erkannte er ihn, und erbleichte und schüttelte leise den Kopf.

Quintin stürzte zu seinen Füßen: „O gebt mir Marien!“ rief er, seine Hand mit Küssen bedeckend, „gebt mir Marien! Euer Wille ist erfüllt, ich habe sie redlich verdient!“

Aber Swanefeldt schüttelte noch immer das Haupt, mit Wehmuth den Jüngling anblickend. Seine Lippen bebten leise, schwere Seufzer arbeiteten sich aus seiner Brust, er konnte nicht reden.

„Werdet Ihr, stolzer Mann,“ sprach jetzt hinzutretend mit majestätischem Ernste der Comthur, „werdet Ihr auch dem Adoptivsohn und Erben des Grafen Hoorne Eurer Tochter Hand versagen, der in diesem Jünglinge darum wirbt? Ich weiß, Eurer Tochter Hand ist noch frei!“

Da blickte Swanefeldt mit einer Thräne im Auge und einem bittern Lächeln den Grafen an und sprach leise: „O, der Stolz ist gebrochen, wenn er je dies Herz erfüllte! Ihr habt wahr geredet, Maria ist frei. Komm, Quintin, ich will Dich zu ihr führen!“

Er faßte des Jünglings Hand und zog ihn mit sich. In einer Spannung, für die es keinen Namen gab, folgte Quintin,

mit banger Ahnung der Comthur. Durch die langen Straßen Amsterdams führte schweigend der Greis den Jüngling, der wie betäubt folgte.

„Sind wir bald dort?“ fragte Quintin, denn seine Füße zitterten.

„Bald, bald, mein Sohn; doch laß uns nicht zu sehr eilen, wir kommen immer noch früh genug; sie schläft noch!“

Da traten sie aus dem Thore und vor ihnen lag der Gottesacker. Das schwarze Thor mit der Inschrift: Requiescant in pace! starrte sie an.

„Um Gott, was wollt Ihr?“ fragte zähneklappernd Quintin.

„Dich zu Marien führen, mein Sohn,“ sprach mit kalter Stimme der Greis.

Er zog den Todtenbleichen hinein, führte ihn an ein Grab, über dem der Rasen schon grünte und die weißen Rosen schon Knospen trieben. „Hier ruht sie seit einem Jahre,“ sprach er dann, die Hände vor seine Augen haltend, und ohnmächtig stürzte Quintin auf Mariens Grab.

In ängstlicher Besorgniß stand Clara am Fenster. Meister Swanefeldt war heute so lange geblieben, was er sonst nie that. Die nächste Thurmuhr hatte schon Zwei geschlagen und noch kam er nicht. Sie riß ängstlich das Fenster auf und blickte auf die Straße.

Da bewegte sich langsam eine Sänfte die Straße herauf und hinter ihr her wankte Swanefeldt am Arm eines hohen Fremdlings.

„Was ist das?“ rief zitternd Clara, und die Sänfte hielt vor Swanefeldt's Thüre.

Clara eilte hinab. Da trugen die Träger einen bleichen Jüngling ihr entgegen.

„Allmächtiger Gott,“ rief sie, „das ist Quintin!“

Langsam breitete er ihr seine Arme entgegen und laut jammernd lag sie an seiner Brust.

Es dauerte geraume Zeit, bis Quintin sich erholte.

781033A

Mit thränenerfüllten Blicken saß Clara an seinem Bett, seine Hand in der ihrigen haltend. Sie erzählte ihm von Marien.

Bei ihrer Erzählung rollten selbst über des Comthurs Wangen die Thränen; nur des unglücklichen Vaters Auge hatte keine Thränen mehr.

Sanfter war Quintins Schmerz geworden, durch die heilende Zeit und Clara's liebevolle Behandlung. Er sah das Leben nicht mehr mit so finsteren Blicken an, wie sonst. Stille trug er seines Herzens Weh.

Da kam Mariens Todestag. In stiller Trauer saßen sie Alle beisammen, Clara, Quintin, Swanefeldt und der Comthur. Da ergriff dieser Quintins Hand und sprach also: „Beim Scheiden von Antwerpen sagte ich einst zu Dir, mein Sohn, daß das Leben größere Kämpfe habe, als das Scheiden im Leben, und daß dennoch der Mensch, und noch mehr der Christ, seines Schmerzes Herr werden müsse. Es ist eingetroffen, Quintin. Nun aber sei ein Mann. Du gehörst dem Leben an, wende Dich nicht feindlich von ihm. Dir blüht ein stilles, überschwängliches Glück in Clara's Herzen. Suche nicht in der Ferne, was so nahe liegt. Erheitere unseren Lebensabend, auf daß wir beide müden Wanderer nicht mit Herzeleid in die Grube fahren."

Er legte Clara's Hand in die seinige.

„Seid glücklich, Ihr Guten!" rief er begeistert.

„Meine Clara!" seufzte Quintin, und das Mädchen lag mit der Liebe süßer Wonne an seinem Herzen.

„Gott segne Euch!" rief Swanefeldt und seine Hände gefaltet in die Höhe hebend, setzte er leise hinzu: „Und du, Maria, segne auch du sie, und bete für sie!"

Verschiedene Wege.

Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit.

„Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch eines alten Herrn Vetters, der in Mannheim Organist an der Hauptkirche war. Das Bild dieses Mannes, der noch so ganz nach Form und Wesen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörte, schwebt mir so lebhaft vor, als hätt' ich ihn gestern zum letzten Male gesehen, und doch liegt zwischen unserem letzten Begegnen hienieden und heute auch die Hälfte eines Jahrhunderts und selbst noch mehr denn ein Jahrzehnt drüber hinaus."

Das waren die einleitenden Worte meines nahezu siebzigjährigen Nachbars zu Heidelberg, bei dem ich gemüthlich saß.

„Ei," sagte ich zu dem lieben, geschichtenreichen Mann, „ist's denn möglich, daß Sie sich aller Einzelheiten entsinnen können?"

„Ja gewiß," sagte er, „und ich will ihnen zeigen, wie lebhaft mein Gedächtniß geblieben ist und wie treu, indem ich ihnen vorerst den Mann schildere und Ihnen dann die Geschichte seines Lebens erzähle, oder doch ein wesentliches Stück davon."

„Mein Herr Vetter war, wie gesagt, alt, fast so alt, als ich heute, da besuchte er uns noch einmal hier und lebte sich in die Zeit zurück, da er auch hier studirt hatte." —

„Studirt?" fragte ich erstaunt. „Ein Organist und studirt."

Mein Nachbar lächelte.

„Das ist's ja eben, was Ihnen seine Geschichte interessar machen dürfte," sagte der alte Herr. „Nun hören Sie:

„Er war damals noch ein kräftiger Greis, der sich grade hielt; obwohl sein innerstes Wesen demüthig war, kam die Haltung Manchem vor wie Hochmuth. Davon war er himmelweit entfernt. Sein Gesicht war frisch und dessen Ausdruck mild und heiter. Er war ein schöner Greis. Sein Haar war reich und so gepudert, daß es schneeweiß war. Ein Zopf, länger wie der Friedrichs des Großen, hing ihm schier bis auf das Kreuz. Er war fest mit schwarzem Band umwickelt und diese Operation nahm ihm viel Zeit weg. Oben am Kopfe war ein gewaltiger schwarzer Bandschlupf, so an der Wurzel des Zopfes. Das Haar des Vorderhauptes trug er in Form des Herz-Toupé's, und das stand ihm ganz delicat zu Gesichte. Ging er aus, so saß darauf der Dreimaster von feinem Filz. Die Halsbinde war schneeweiß; die rothe Sammtweste, mit goldenen Knöpfen und schöner Stickerei, reichte von der Halsbinde bis zum Schenkel und war zugeknöpft von oben bis unten. Nur an Sonntagen sah der breite, unendlich fein gefaltete Jabot coquett daraus hervor. Der Rock war von weißem Tuche, fein und rein, mit zinnoberrothem Schooß- und Brustfutter. Zum Zuknöpfen war er nicht, und lief rund vom fingerbreiten Krägelein über die Brust weg zum Schooße, der breit und lang war; dennoch war er auf der rechten Seite mit unendlich großen, stark vergoldeten Knöpfen besetzt; ebenso die Taschenklappen und Aermelaufschläge, die fast bis zum Ellnbogen reichten, und aus denen die Manschetten lang hervortraten.

„Die Hose war von schwarzem, feinem Pelüche, und reichte nur zum Knie, wo sie eine feine vergoldete Schnalle hielt. Weiße seidene Strümpfe umschlossen das schön bewadete Bein und feine Jabots den Fuß mit mächtigen, den ganzen Vorderfuß bedeckenden Schnallen von Silber, durchbrochen und sehr schön gearbeitet. Dazu gehörte ein ächtes Javarohr mit vergoldetem Knopfe, das zwei Dritttheile der Leibeslänge hielt.“ —

„Sie lächeln?“ unterbrach er sein Porträtiren. „Freilich die

flappige Mode dieser Zeit ist eine andere; aber ich sage Ihnen, er sah stattlich aus; es war eine Pracht von einem Manne, der Respect einflößte, und diese Mode hatte etwas Gehaltenes, Würdiges, Ernstes und Anständiges. Es war schlechterdings eine Unmöglichkeit, daß ein Mann in diesem Costüme Dummheiten und Unsinn treiben oder überhaupt die Strenge der Sitten übertreten konnte. Glauben Sie mir, junger Freund, es war eine Zeit, die sittlich mehr werth war, als die unsrige. Doch, ich will nicht richten, sondern erzählen. Sehen Sie, so ging unser Herr Vetter aus. War er so gekleidet, so hielt er streng auf den äußern Anstand. Daheim trug er Pantoffeln, das Joseppchen und eine weiße Baumwollmütze mit langem Zipfel und bedeutendem Klünker —"

„Das Joseppchen? Herr Nachbar, was war das für eine Kreatur?" fragte ich.

„Für Euch junge Leute ist doch jene Zeit ganz zu Grabe gegangen!" sagte er mit beklagendem Ausdruck. „Ich will es Ihnen sagen. Das Joseppchen, Seppelchen oder, wie man es sonst auch hieß, war ein damastner wattirter Schlafrock, der aber nur bis an den Schenkel reichte und mehr die Rockform hatte. Wie gesagt, zu Hause trug er dies Kleidungsstück, das sehr commode war, rauchte seine feine Holländische und saß im Sessel. Dann ging ihm Mund und Herz auf. Wir setzten uns um ihn und er erzählte viele Geschichten.

„Einst saßen wir auch so um ihn und horchten auf seine Worte, da kam er auf seine eigne Lebensgeschichte, und um diese handelt es sich ja jetzt. Mir schwebt das noch vor wie heute, und ich führe ihn darum auch selbst redend ein.

„Ihr lieben Verwandten, sagte er mit all' der ihm eigenen Gemüthlichkeit und blies dabei feine, ringelnde Knasterwölkchen aus, habt mich wohl bisweilen gefragt, wie ich zum Organisten gekommen, da ich doch allhier die Gottesgelahrtheit drei Jahre fleißig und eifrig studirt. Glaub's wohl, daß Ihr's Euch nicht reimen könnt,

seit die uralte Kurpfalz durch die leidigen Franzosen ist zu Grabe gegangen. Sie war alt und wackelig geworden, wie das heilige, römische Reich, dem sie als Kur angehörte. Sie hatte dicke Fehler und ich selber bin davon ein lebendiger Beweis. Wär's nicht so gewesen, wer weiß, welche Stellung ich jetzt einnähme. Doch — es hat so sein sollen und ich bin ja in meiner Lage recht glücklich, und preise die Wege Gottes. Ich bin der einzige Ehesprößling eines armen Mannes. Mein Vater war Schulmeister, Cantor, Organist und Küster in Ladenburg, und seine ganze Besoldung betrug hundert und fünfzig Gulden, eine freie Wohnung und einen Garten dabei. Davon lebten wir schlicht und recht; aber Sprünge konnten wir keine machen und Schmalhans war Küchenmeister. Trotz alle der nothgedrungenen Beschränkung waren wir Drei, mein Vater, meine Mutter und ich, in Liebe glücklich.

„Mein Vater war ein Musiker, wie es damals wenige gab. Gründlich gebildet, war er ein Meister auf der Orgel, der seines Gleichen kaum hatte, und sein gebildeter Geschmack bewies sich an der leidenschaftlichen Vorliebe für alte, gediegene Kirchenmusik. Ihr mögt es Euch daher erklären, daß er, außer dem regsten Fleiße, den er in und außer der Schule meiner geistigen Entwickelung widmete, auch sehr frühe mit mir Musik zu treiben anfing.

„Der Liebe des Vaters gelang es, die Gottesgabe, die ich empfangen hatte, zu wecken und frühzeitig zu bilden. Die ganze Stadt redete davon, daß ich so taktfest spiele, als ich kaum mein achtes Lebensjahr zurückgelegt. Das wurde dann eifrig fortgesetzt und der Vater hatte recht seine Freude an mir. Chrischtian, sagte er in der breiten pfälzer Mundart, Du wirst einst ein Orgelspieler, der sich gewaschen hat, und das wird Dich nicht gereuen, auch wenn Du niemals es als Broderwerb treibst, wie ich; denn ich hoffe zu Gott, daß Du ein recht tüchtiger Pfarrer werden sollst. Dem schadet's auch nichts, wenn er etwas von dem Orgelspiele versteht.

„Das war denn meist seine Rede und es prägte sich mir die

Bestimmung tief in die Seele hinein, ehe ich noch die Schwelle jener Vorbereitung betrat, die dies Studium heischt. Mich auf einer Schule auswärts zu erhalten, hätten meine armen Eltern nicht zu Wege gebracht; aber der Rector in Ladenburg war ein Gelehrter, der sich gewaschen hatte, und man konnte Viel bei ihm lernen.

„Durch meines Vaters Privatunterricht war ich frühe schon reif für den Eintritt in dessen Schule. Er war selber ein Freund und Kenner der Musik, und daher meines Vaters besonderer Gönner, der mich mit Liebe aufnahm und behandelte. Mein Eifer und Fleiß hatte an meinem lieben Vater und meiner nie rastenden Mutter leuchtende Vorbilder, und blieb nicht zurück. Der Herr Rector rühmte und bevorzugte mich deßhalb, was mir freilich bei meinen Mitschülern manchen schweren Buckel voll Prügel eintrug, die ich, als der Jüngste und Schwächste, einrieb und in der Stille verbiß. Das hatte anderweitig sein Gutes; denn ich lernte frühe die Püffe tragen und dulden, die mir später das Leben und die Verhältnisse beibrachten. Abhielt es mich aber nicht im Mindesten, meinen Fleiß fortzusetzen, und wenn ich's der Mutter einmal klagte, sagte sie: Besser Neider, als Mitleider. Und mit dem Sprüchworte tröstete sie mich.

„Die lateinische Schule kostete mich nichts. Selbst den Privatunterricht im Griechischen ertheilte mir der brave Rector unentgeldlich. So wuchs ich ziemlich heran, und als ich confirmirt war, kam die Zeit, vor der meine armen Eltern oft gezittert hatten, die nämlich, wo es eine unabweisbare Nothwendigkeit wurde, daß ich die Neckarschule zu Heidelberg besuchte. Wo, wie und wann sollten die Eltern das aufbringen, dessen ich dort benöthigt war, trotz aller Gewohnheit an die schmalsten Bissen? Ich entsinne mich noch eines Abends aus jener Zeit, den ich genauer schildern muß.

„Es war am heiligen Pfingsttage. Morgens war ich mit

meinem Vater auf der Orgel und ich sollte, da der Herr Inspector das Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc.“ gegeben hatte, ein fugirtes Vorspiel vortragen, das mein Vater zu der herrlichen Melodie gesetzt hatte. Es war ein Meisterstück, das ich aber auch eingeübt hatte, daß es mir in den Fingerspitzen und Zehen festsaß, mit denen ich Manual und Pedal regieren sollte. Ich begann. Mein Vater stand neben mir und sein Antlitz leuchtete wie das eines Seligen, als ich meine Arbeit gut machte. Das feuerte mich an und ich spielte meinen Satz tüchtig, ging dann in die Melodie über und leitete den Gesang der Gemeinde wie ein Alter.

„Als die Kirche aus war, überhäufte der Rector meinen Vater mit Lob und mir drückte er die Hand, was eine Ehre war, die mir selten wieder vorkam. Wir kamen beide überglücklich heim und die Thränen der Mutter, die schon von den Nachbarinnen Alles wußte, waren nur eine Erhöhung unserer Freude. Mittags nach dem Gottesdienste kam der Kirchendiener und lud meinen Vater zu dem Herrn Inspector. Da das öfter vorkam, fiel es uns nicht auf; das aber machte uns doch betroffen, daß der Vater bis Nacht ausblieb; denn so etwas war in dem pünktlichen Leben desselben noch gar nicht dagewesen. Erst zur Nachtessenszeit kam er, und sein Gesicht strahlte.

„Komm' herein, Mutter, rief er in die Küche, ich bringe eine Post, die nicht anbrennen darf!

„Die staunende, neugierige Mutter kam; ich machte das Klavierchen zu und der Vater hob an: Vor Allem rufe ich: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!“ Was uns beängstigte, hat Gott wunderbarlich gewendet! Als ich heute in geziemender Devotion in die Studirstube des Herrn Inspectors trat, saß der Herr Rector schon da. Nach geschehener standesmäßiger Begrüßung sagte der Herr Inspector: Setz' Er sich, Herr Cantor, und reichte mir ein Glas köstlichen Weines, den sie tranken. Solche Ehre war mir nie

widerfahren! Darauf, als ich nach ziemlichen Umständen, mich endlich gesetzt, das Glas genommen und mit Reverenz Gesundheit getrunken, hob der Herr Inspector an zu reden von Chrischtians Orgelspiel von heute und des Herrn Rectors gutem Lobe, redete mit Salbung, wie er sich an dem Einen erbaut und an dem Anderen erfreut, und wie des Knaben Talent nicht versumpfen dürfe. Er habe, fuhr er fort, im hohen Kirchenrath einigen Arm und den wolle er geltend machen, daß Chrischtian an der Neckarschule umsonst aufgenommen würde. Da das so gut wie abgemacht sei, so habe er den Herrn Rector gebeten und mich berufen, um das Weitere in fügliche Ueberlegung zu nehmen. Der Herr Rector sei ein Heidelberger Kind, habe vermögliche Verwandte und Freunde dortselbst und er, der Herr Inspector, sei auch nicht ohne Einfluß auf Andere, also daß der Bube dort alle Tage, Jahr aus, Jahr ein, sein Essen habe. Er fragte mich aber, ob ich ihn wohl in Kleidern werde unterhalten können, bis er sich durch Unterrichtgeben das selber verdienen könne. Des Herrn Rectors Stiefschwester, so in der Busemergaß wohne, wolle ihm überdies ein Stüblein und Bett geben, so er ihr Peterchen alle Tage eine halbe Stunde unterweise. Die Wäsche könnten wir von hier aus besorgen und so wäre Alles sonnenklar, wenn ich nur Kleider und Schuhwerk auch wohl Bücher und Schreibmaterialia besorge.

„Was meinst Du, Mutter, wie mir da das Herz im Leibe hüpfte? Ich sagte freudig Ja und Alles war in Ordnung und den Herbst geht er auf die Neckarschule! Alleluja!

„Wir saßen da und hatten die Hände zusammengelegt wie zum Gebet, und ich glaube, wir haben auch gebetet und gedankt Dem, der so unverhofft den Wünschen eine Thüre geöffnet und der Sorge Valet gesagt und gegeben.

„Das war ein Freudenabend! Der Hirsebrei, den die Mutter gekocht, und auf den ich früher, nämlich ehe der Vater daheim war, erpicht war wie eine Katze auf die Maus, wurde rein vergessen.

Freilich war das nicht zu meinem Schaden, denn er zog eine desto dickere Haut, und das ist, wie Ihr wißt, am Brei Nr. 1. Nach dem Hirsebrei setzte sich der Vater hin an's Klavierchen und fugirte die Melodie: „Nun danket alle Gott" auf eine wunderbar herrliche Weise, und als er endlich sie spielte, fielen wir alle Drei ein und sangen das schöne Lied, wie's darin auch heißt: „Mit Herz und Mund."

„So bin ich denn den Sommer noch da geblieben, und als in den Ferien der Herr Rector nach Heidelberg ging, machte der Alles rund. Mittlerweile war denn ein Umstand eingetreten, der im Familienrathe verhandelt werden mußte.

„Seit meiner Confirmation hatte ich im Wachsen einen ganz unvernünftigen Schuß gethan, gewiß einen halben oder gar dreiviertel Pfälzer Schuh war ich in die Länge gewachsen, und, wie es anderwärts auch geht, mein Röcklein hatte vergessen, mitzuwachsen. So war's denn gekommen, daß bei mir die sogenannte Taille oder Dünnung im halben Rücken war, die Schooßenden aber jenseit der Hälfte des Oberschenkels saßen und die Hände bis hinter das Handgelenk aus dem Aermel hervorguckten, was gar übel aussah und mich in Betreff der Hände in erkleckliche Verlegenheit setzte, da ich gar nicht wußte, wo ich sie eigentlich hinthun sollte. Das ist bekanntlich in diesem Alter immer der Buben Kreuz, und ich glaube, es gibt Wenige, die nicht eine ähnliche Geschichte mit ihren Händen seiner Zeit erlebt haben. Es sind erschreckliche Gliedmaßen zu selbiger Zeit!

„Da ging die Noth an den Mann! Der Vater hatte versprochen, mich zu kleiden; aber es fand sich, daß ich so ziemlich Alles verwachsen hatte, und das lief in's Geld. In Ladenburg wär's noch gegangen, aber als Neckarschüler lautete denn doch die Geschichte anders.

„Während mein Vater dasaß und an den Nägeln kaute, nahm meine Mutter das Wort und löste den Knoten, wie denn die

Weiber allemal am Besten Rath zu schaffen wissen; denn sie sind erstaunlich knissig und pfiffig.

„Wilhelm, sagte sie zum Vater, Du quälst Dich wieder einmal um des Kaisers Bart, und der Rath liegt so nahe! Christian ist ja so dünne aufgeschossen wie ein Strickspieß, und mein Vater, seliger, war ein Mann, der in's Gevierte etwas maß, da er noch lebte. Du weißt wohl, wir haben seinen Hochzeitsrock noch: er ist von leberfarbigem, schwerem Tuch und der Schneider macht ihm einen Staatsrock draus!

„Mein Vater seufzte tief auf, aber man hörte, mit dem Seufzer ging eine schwere Last von der Seele weg.

„Du sollst Rathsherr zu Nürnberg werden, Du vortreffliches Weib, sagte er erleichtert. Geh', hol' ihn 'mal.

„Das ließ sich meine Mutter nicht zweimal sagen.

„In weniger Zeit, als man ein Vater-Unser beten kann, war sie wieder da und hielt triumphirend den Rock in die Höhe. Man hebt doch etwas nie zu lang auf! sagte sie freudig.

„Ja, das war noch ein Kerntuch, wie man heutzutage keins mehr zu sehen kriegt! Hier und da hatte zwar eine haushälterische Motte für ihre liebe Nachkommenschaft darin ein zart Bettlein bestellt und die kleine Brut hatte geweidet; allein das fiel weg bei meinem dürren Häringsleibe, und für den Umstand, daß stellenweise die Farbe ihre Treue nicht bewährt, auch diverse Flecken darin und aus beiden Gründen Braun und Lehmgelb in nachbarlichem Frieden sich in die Oberfläche des ehrwürdigen Kleidungsstückes theilten, wußte unser Nachbar, mein Pathe, der Färbermeister Zobbel, Rath. Als er in den Beirath gezogen wurde, meinte er, er habe Schlimmeres in Einklang gebracht, und wenn er die Flecken im Gewissen und Leben, und den Abschuß der Treue und Ehrlichkeit so gut vertilgen könnte, wie hier Flecken und Farbeänderung, so wolle er dem Papst in Rom schon zu schaffen machen und mehr

einnehmen, als weiland Tetzel bei seinem bewußten, einträglichen Handwerke.

„Meine Mutter zertrennte gleich den Rock; Zobbel nahm ihn mit und es war wirklich zum Erstaunen, wie schön er ihm wieder auf die Beine half. Nun kam Meister Zinndraht, der berühmteste Schneider in ganz Ladenburg, nahm das Maß, besah den Rock, zeichnete mit Kreide allerlei kauderwälsche Linien darauf, und erklärte endlich, es gäbe einen Rock von perfecter Vollkommenheit.

„Acht Tage später hatte ich ihn am Leibe. Er saß königlich und ich war geputzt wie ein Prinz.

„Ob ich gleich alle Samstag Nachmittage heimlaufen konnte, so war doch das erste Scheiden für Eltern und Kind gleich hart und schwer. Es flossen der Thränen viele, und erst, als ich mit dem Herrn Rector auf dem Leiterwagen meines Pathen saß, der uns hinfahren ließ, und Ladenburg hinter uns lag, wurde meine Seele wieder frei und ruhig.

„Wir erreichten die schöne Musenstadt und ich zog in mein Dachstübchen in der Busemergasse, bei Frau Wittwe Nöthlich, einer kreuzbraven Frau, unterwies das Peterchen im ABC, lehrte es im sogenannten „Namenbuch," der kurpfälzischen Handfibel, lesen, und brachte es, bei des Knäbleins offenem Kopfe, bald zu etwas Erfreulichem, was mir denn bei der Mutter einen Stein in's Brett setzte und mir, da der Schulmeister der Stadt keinen Pfifferling werth war, noch mehr Kindlein des Alters zubrachte, die mir ein Weniges bezahlten, mir aber dadurch ein Wesentliches leisteten, wie ich sogleich berichten werde.

„Das Gnadenbrod ist ein hartes, bitteres Gebäcke, und wer es gegessen hat, weiß schon, warum. Ich hatte mein Tagesessen, vom Frühstück bis zum Abendbrod, in den Familien, die mir die Herren Inspector und Rector zu Ladenburg ausgemacht; aber das waren unterschiedliche Leute. Die Einen gaben's gern und sahen nie sauer, wenn ich kam und demüthig in der Ecke stand und

harrte, bis es hieß: Chrischtian, setz' Er sich an und greif' Er zu! Die Anderen waren unfreundlich, und man sah, sie hatten es nur gethan, weil sie sich doch schämten, Einem der beiden Fürbitter es abzuschlagen; aber insgeheim wünschten sie mich dahin, wo der Pfeffer wächst. Lieber Gott! ich konnte doch nicht anders und mußte kommen, so ungerne man mich auch sättigte, und das nicht einmal, denn ich aß mich nur dreiviertel satt, oft, wenn's im Hause brummig war, kaum halb. Wieder Anderen war ich schon recht und keine Last, wenn sie allein waren; es waren so die vornehmeren Leute; aber war Besuch da, und ging's hoch her, da war ich ein Dorn im Auge. So Etwas thut erschrecklich wehe. Ich drückte mich dann stille, zog mein Beutelchen, nahm sechs Kreuzer heraus, was hinreichte für ein Brödlein und etwas Wurst oder ein Pfund Kirschen, wenn's um diese Jahreszeit war. Damit schlich ich auf mein Kämmerlein und verspeiste es mit Behagen. Anfänglich merkte das die brave Frau Nöthlich nicht; aber nach und nach kam sie dahinter, examinirte mich, und kam zur vollen Kenntniß meiner Lage. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ja, ja, sagte sie bitter; je reicher, desto geiziger, und je vornehmer, desto gemeiner! Nein, Musje Chrischtian, das soll Ihm nicht mehr passiren, daß Er einen Tag ohne Warmes bleibe! Mit meinem Willen geht Er nicht mehr zu dem reichen, vornehmen Pack. Ich rede mit den Müttern der Kinder, welche Er mit meinem Peterchen unterweist, und dann kriegt Er Seine Kost auf Seine Stube und braucht nicht zu kratzfüßeln.

„Aber was wird der Herr Rector sagen? versetzte ich.

„Meinem Herrn Bruder will ich den Staar in einem Briefe stechen, der ihm seine vornehmen Freunde in's Licht setzen soll! — rief sie aus und ging.

„Nun waren die Familien, deren Kindlein ich für ein gar Billiges, die Stunde für einen Kreuzer per Kind, unterwies, allesammt wohlstehende Bürgers- und Hantirungsleute von

altem Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt und fadengrad genäht, schlicht und recht, aber mildherzig und mir gewogen ihrer Kinder wegen, die mich erstaunlich lieb hatten. Da brachte es Frau Nöthlich auf der Stelle fertig, und ich hatte mein Essen für alle Tage und bekam's auf die Kammer gebracht, und allemal einen schönen Gruß und ein freundlich Angesicht dazu.

„Wie hab' ich Gott gedankt und der guten Frau Nöthlich! Nun brauchte ich nicht mehr zu katzenbuckeln, und mich halb und dreiviertel satt zu essen! Und der Herr Rector muckte nicht. Ich glaub', die Frau Nöthlich, die eine gar gescheidte und resolute Frau war, hat ihm das Töpflein der fürnehmen Barmherzigkeit aufgedeckt, daß er auf den Boden sehen konnte.

„Der Erfolg war, daß ich das käsebleiche Ansehen verlor, rothe Backen bekam und auseinanderging, wie eine Dampfnudel von der Hefe.

„Unter allen Denen, die mir das Essen brachten, war keine herziger, als das Mariechen aus Nudelbachs an der Ecke der Busemergasse, links. Sie war ein Waisenkind, etwas jünger wie ich, und aß auch das Gnadenbrod im Hause, wo sie war, bei Gefreundten ihrer seligen Eltern. Ach, sie war erstaunlich schön, und noch braver, als sie schön war. Arm wie ich; in vielen Fällen in gleicher Lage und Bedrängniß, da schließt sich das Herz auf und das Vertrauen, das in beiden Seelen wächst, thut sich in Eine Pflanze zusammen, die nun fröhlich gedeiht, und wenn sie blüht, ist die Blüthe allemal die Liebe. So war's auch bei uns; aber unsere Liebe war scheu und geschämig, sie hatte keine Sprache, als die Stimme der Augen und des herzinnigen Lächelns, der Freundlichkeit. Wir Beide aber fühlten das heißeste Verlangen, bei einander zu sein, und waren wir's, wenn Mariechen das Essen brachte und das Geschirre holte, so waren's doch nur wenige Minuten, die wir zusammen sein und plaudern konnten. Von der Lieb' kam da nichts vor; wir klagten uns unsere Noth und trösteten uns beiderseitig.

„Mit dem verdienten wenigen Gelde bestritt ich nun nicht nur meine Bücher und Schreibmaterialia, sondern auch noch das Schuhwerk, was meinen lieben Eltern sehr zu Statten kam, indem dazumal das Pfund Brod um zwei Kreuzer aufschlug, weil es eine Mißernte gewesen war im Sommer vorher. Der liebe Gott fügte es indessen bald noch besser.

„In der Heiligengeist-Kirche war die Orgel in Unordnung gerathen, und die Zungenregister waren stumm geworden, weil Fledermäuse darinnen überwintert und auch ihre Nester in Sommerszeit darinnen hatten. Es kamen daher Orgelbauer aus der Rheingrafschaft an der Nahe, so Stumm hießen, damals berühmte Leute im Lande weit und breit, die reparirten die Orgel, und als sie fertig war und probirt wurde, kam auch mein Vater als Probirer und Unparteiischer nach Heidelberg. Da war ich denn auch dabei, und mein Vater sagte zu seinem Collegen an selbiger Kirche, er solle mir auch einmal Eins gestatten.

„In der Kirche waren viel hundert Menschen als Zuhörer. Der Organist ließ es zu, und ich setzte mich und spielte meines Vaters Satz zu dem Liede: „Wachet auf ꝛc.", und schloß mit der Melodie. War es nun die Wahl der Register oder die Begeisterung, die über mich gekommen war, oder die auffallende Seltenheit, daß ein armer Neckarschüler so spielen konnte — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Organist, ganz erstaunt, bravo! sagte, mir auf die Schulter klopfte, mich öfters zum Spielen an Sonntagen einlud, und meinen Vater gar sehr becomplimentirte über mein Spiel. Die Leute machten lange Hälse, und als ich nachher mit meinem Vater nach der Busemergasse ging, sah ich wohl mit Erröthen, wie hier und da die Leute mit Fingern nach mir wiesen.

„Am andern Tage, als Mariechen mir die Atzung brachte, gar vortreffliche Leberklöße, die sie selbst gemacht, sagte sie: Nun, Musje Chrischtian, die ganze Stadt ist ja Seines Lobes voll von wegen Seines erstaunlichen Orgelspiels! Mach' Er doch, daß ich

Ihn auch einmal höre! Das ist ja eine Kunst bei Ihm, die noch kein Mensch gekannt hat!

„Die Frau Nöthlich kam dazu und zollte mir auch ihre Freudentheilnahme, und schloß ihre Bitte an die des holdseligen Kindes. Da mußte ich denn versprechen, nächsten Sonntag Morgen in der Heiligengeist-Kirche zu spielen.

„Der Herr Organist gab's mit Freuden zu; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die einzige Zuhörerin, die da unten im Schiffe mit den leuchtenden Augen saß, mich fast zittern machte? — Die Frau Nöthlich war's aber nicht, obwohl die neben dran saß, und alle Mütter meiner kleinen Schüler und Schülerinnen. Denen hatte es Frau Nöthlich sicherlich gesteckt.

„Der Organist mochte es merken, daß es mir nicht geheuer war. Er flüsterte mir zu: Kurasche, Musje Schneider! — Und das wirkte. Ich griff frisch in die Tasten; ich fußirte tüchtig auf dem Pedal herum, und vergaß schier Menschen und Zeit und Welt, so fühlte ich in meiner Seele eine Begeisterung. Es ging über die Maßen gut, und der Organist sagte: Nun muß Er aber auch den ganzen Gottesgesang leiten und den Ausgang spielen! Das that ich, und ich hatte die Freude, daß, statt daß die Leute aus der Kirche gehen sollten, sie drinnen blieben, bis ich geendet, und was ich gespielt, war ein altes Stück von einem Italiener, aus einer Missa das Gloria.

„Da war denn des Lobes kein Ende, und Mariechen saß drunten im Schiff und trocknete mit den rosenrothen, feinen Fingerspitzlein eine Freudenthräne nach der andern. Da spiele Einer einmal kein Gloria, wenn er das sieht, und weiß, wieviel Uhr es ist! — Ich will nicht davon reden, wie die mildherzigen Weiber mir ihren Beifall zollten und mich mit Kuchen regalirten, und die Frau Wirthin aus dem „Reichsapfel", deren eheleibliches Töchterlein ich instruirte, mir sechs Krüge Märzbier sandte, dergleichen ich mein Lebtag nicht getrunken; sondern davon, daß

Mariechen, als sie mir, wie allemal Freitags, das Essen brachte, mir mit einer demanthellen Thräne die Hand reichte und nichts weiter sagen konnte, denn: Ach, wie schön war's! Das galt mir selbst mehr, als eine Post, die auch nicht zu verachten war. Montags nämlich war der Stadtdiener gekommen und hatte einen schönen Gruß entboten, von dem gestrengen Herrn Bürgermeister, und er sei am Sonntag in der Kirche gewesen und ließe fragen, ob ich seinem Söhnlein Clavierunterricht geben wolle, und ob ich die Zeit dazu habe, Abends von fünf bis sechs Uhr? Das Kind habe ein erstaunlich musikalisch Ingenium, und er wolle für jede Stunde sechs Kreuzer gerne zahlen, auch neune, wenn ich wolle und könne. Da griff ich mit Freuden zu, denn diese Stunde hatte ich frei, und das war ein schönes Honorarium. Ich beschloß also gleich, das Geld, das allemal Sonntags ausbezahlt werden sollte, in dieser theuren Zeit meinen lieben Eltern nach Ladenburg zu bringen, wenn ich Sonntags früh oder Samstag Abends heimging, da ich die Stunde Samstags von Eins bis Zwei gab. Wie groß die Freude meiner Eltern und meiner Gönner, des Herrn Inspectoris und Rectoris war, kann ich gar nicht sagen.

„So ist denn endlich das letzte Jahr herumgegangen, welches ich auf der Neckarschule zubrachte, und mit dem nächsten Halbjahr sollte ich Student werden.

„In Heidelberg befand sich nun neben dem Neckarthor ein Haus, das Collegium Sapientiae, oder gemeinhin „die Sapienz“ hieß. Das war eine Stipendien-Anstalt für solche, welche arm waren und Theologie studirten. Das war so eine fromme Stiftung aus alter Zeit, und die Studenten, welche darin freie Wohnung und freien Tisch, das heißt Essen, hatten, hörten auch die Vorlesungen an der Universität frei, mußten sich aber einer gewissen Hausordnung unterwerfen, und hießen: „Sapientisten.“ Mich dahinein zu bringen, war der beiden Gönner Bestreben, und dem Arme, den der gute Herr Inspector im hohen Kirchenrathe hatte, gelang es leichtlich.

So zog ich denn, zu Mariechens Kummer, in die Sapienz; denn nun brachte sie mir kein Essen mehr, und ich sah sie und sie mich selten.

„Wer aber denken sollte, ich hätte meine alten Freunde nun vernachlässigt, der wäre auf falscher Fährte gewesen; ich ging vielmehr öfters hin, und da sie mich lieb hatten, wurde ich auch oft zu ihnen eingeladen. Da sah ich denn das holdselige Mariechen, wenn ich auch nicht mit ihr plaudern konnte, wie damals, als sie mir Freitags die köstliche Fastenspeise brachte. Wir waren auch so zufrieden, denn daß wir uns lieb hatten, wußten wir ja doch, ohne daß wir es uns zu sagen nöthig hatten.

„In Mariechens Leben gab's aber um diese Zeit auch eine Aenderung, die uns noch seltener das Sehen zuließ. Der Vormund des Kindes nämlich erkannte, daß für ihre Zukunft besser gesorgt sei, wenn sie Hauben sticken lernte, wie man damals sie trug, wundersame Gebäude von Spitzen und dergleichen, thurmartig bald, bald in der Mitte eingebogen und neben ausgebauscht. Curiose Dinger, standen aber schön! Zugleich sollte sie lernen, feine Kleider für das Frauenzimmer zu machen und alle die feinen Difteleien, die sie befähigen konnten, einmal Kammerjungfer bei einer adeligen Dame zu werden, oder sonst bei einer distinguirten Person.

„Das war löblich von dem Vormund; aber es that uns doch gar leid! Nur Sonntags sahen wir uns in der Kirche und auf dem Spaziergange nach dem Stifte Neuburg zu, wo sie mit einer Freundin ging und ich sie traf. Da war's still und einsam und die Freundin wußte schon, wie es mit uns Zwei stand.

„Da ich in der Sapienz wohnte, Alles frei hatte und nur etwa drei Stunden Collegia, so mögt Ihr denken, daß ich tüchtig Privatunterricht gab, denn durch des gestrengen Herrn Bürgermeisters Empfehlung kam es, daß ich fast mehr Anträge für den Musikunterricht hatte, als ich abhalten konnte. Da fiel dann ein Schönes ab für meine lieben Eltern, und an Mariechens Geburtstag, so auf-

den achtzehnten Junius fiel, konnte ich ihr mit einem feinen seidenen Tuche gratuliren, worüber sie ungemein glückselig war.

„Damals war das Studentenleben anders wie heute, wo die Herren Studiosi mit Degen einhergehen, geziert, geputzt, geschniegelt und gestriegelt. Rappiren, Sichschlagen, Reiten, Fahren und — nichts studiren ist so die Art und Weise, dazu Schulden machen, saufen, karten und den Eltern das Blut abzapfen. Es war viel solider, stiller, und vollends in unserer Sapienz — da ging's streng und pünktlich her. Freilich gab's auch Windbeutel damals, Raufbolde, Faullenzer und Tagediebe. Das waren aber so der reichen Leute Kinder, die Herren Cavaliere, die Söhne der Beamten von Mannheim und Heidelberg, letztere „Kümmeltürken" geheißen. Die trieben allerlei Malefiz, und die Pedelle sahen ihnen für ein paar Kopfstücke durch alle Finger.

„Es gibt halt nichts Neues unter der Sonne! Mir waren aber solche Bursche ein Greuel der Verwüstung! Ich will mich nicht selber loben, wegen des alltäglichen Sprüchwortes vom Eigenlob, aber ich war fleißig, solid, wohlgelitten und von den Herren Sapienz-Directoren besonders bevorzugt.

„Unter Allen auf der Universität war keiner wilder, als ein gewisser F . . . . aus Mannheim, eines Hofgerichtsraths Söhnlein. Dumm, faul, stolz und liederlich, das waren seine hervorstechenden Eigenschaften. Auf Unsereins achtete er nicht, obgleich ich hörte, er sei bei dem Allem noch, was man „einen guten Kerl" zu nennen pflege.

„Ich weiß es nicht, wie es kam, er schien aber an mir eine Extra-Freude zu haben. Er ging nicht an mir vorüber, ohne mir einen freundlichen Gruß zuzunicken, und einmal sagte er zu mir, als wir uns solo auf dem Schlosse begegneten: Wie geht's, Schneiderus? Ihr seid ein sehr fleißiger, braver Bursch! Kommt doch einmal zu mir; ich wohne auf der Hauptstraße, Nr. 170, am Ecke der Kettengasse bei dem Herrn Kirchenrathe Dr. juris Wundt.

„Ich machte meine Reverenz und dachte: Kannst lange warten und Gott lasse dich gesund, bis du das erlebst!

„Der wär' gewiß der zweite ewige Jud' geworden!

„Item, wie riß ich die Augen auf, als er eines Tages in mein kleines Stüblein in der Sapienz trat, sich mit klirrenden Spornen an den Kanonenstiefeln auf den einzigen leeren Stuhl warf, den Schweiß trocknete, hustete und sagte:

„Meiner Treu, Schneiderus, wenn man Euch 'mal sprechen will, muß man auf Eure Stube kommen! Ich hab' aber eine intime Bitte an Euch, und weiß, Ihr könnt mir helfen und thut's auch. Dabei bemerke ich, daß ich flott bezahle, und Euch thut ein neuer Rock Noth, denn der, den Ihr da anhabt, ist fadenscheinig, wie mein Fleiß. Ueber letzteren Witz brach er in ein wieherndes Gelächter aus, in das ich, trotz meines Aergers, einstimmen mußte.

„Als das gar nicht zu bewältigende Lachen endlich doch aufhörte, versicherte ich ihn, ich würde ihm gerne dienen, dafern ich nur mit meinen schwachen Kräften ausreichte.

„Papperlapapp! rief er, das sind mausige Redensarten! Ich weiß, Ihr seid ein Kapitalkerl. Nun hört: Bis nächsten Sonntag ist meines Herrn Papa Geburtstag. Da möcht' ich ihn doch gar zu gerne mit einem Carmen, einem Gedichte, zur Gratulation erfreuen. Nun geht mir alle poetische Ader ab, und ich kann höchstens die Worte Schmerz und Herz, Brust und Lust und einige dergleichen nennen; aber hab' ich die Reime, so fehlt mir der Gedanke dazu, und ich zerbreche mir fruchtlos den Kopf, was allemal meiner ohnehin schwächlichen Gesundheit übel bekommt. Da seht Ihr wohl, Freundchen, daß ich kein Poëta bin und mein Haupt der Lorbeer nie umgrünen wird. Geht's vollends an ein lateinisches Carmen, wie ich's gerne haben möchte, so stolperte ich alle fünf Minuten über die Füße, finde den Einschnitt nicht, und die Hexameter sind fünf Fuß zu lang oder zu kurz, und mit dem Gedanken

geht's wie im Deutschen. Einen Gradus ad Parnassum schreibe ich nie, denn die Längen und Kürzen machen mich confus und verrückt.

„Da ist mir denn der Gedanke gekommen, Ihr könntet mir aus der Noth helfen, denn Ihr seid Eurer Latinität wegen in der Neckarschule berühmt gewesen, wie mir der Herr Scholarcha, Kirchenrath Fladt, gesagt hat. Wißt Ihr was? Machet mir ein lateinisches Gratulationsgedicht, und Ihr sollt sehen, ich bin dankbar zeitlebens. Nicht wahr, Ihr thut's?

„Nun hab' ich meiner Lebtag viel Verse machen müssen, denn unser Director war ein Versenarr. Mir fällt dabei das Verslein ein:

„Es hat halt Jeder in der Welt
So seinen Extra=Sparren.
Und wenn man's Lichtlein nahe hält —
So sind wir Alle Narren!
Und wenn ein Jeder das erkennt,
Nicht seinen Balken Splitter nennt,
So leben hoch die Sparren!"

„Der hatte den Versesparren. Da war mir's denn ein Leichtes, so ein Dutzend Verse zu machen. Warum sollt' ich's ihm auch geradezu abschlagen? — So sag' ich denn: Ja, ich wollt's thun! Und er ging.

„Als er fort war, setzt' ich mich hin und macht' ihm ein lateinisches Gedicht, das einen halben Bogen einnahm und superfein geglättet, rührend und blumenreich, besonders aber aus der Götterlehre der Alten gehörig ausstaffirt war. Das bracht' ich ihm am Abend.

„Er las es, sprang auf, fiel mir um den Hals und stellte sich wie ein Fohlen, das zum ersten Mal auf die Weide kommt. Ich ärgerte mich ordentlich; aber es war pure Herzensfreude. Dann sprang er an seinen Schrank, zog eine Schublade heraus und

drückte mir Etwas in die Hand, indem er sagte, das sei nur so ein Wahrzeichen seines Dankes.

„Wie erstaunte ich, als ich heimkam und das Papierlein öffnete! Es lagen fünf goldene Ducaten drin! Niemand auf Erden war glücklicher als ich. So viel Geld hatte ich nie besessen, vollends Gold, das ich nur einmal gesehen, als mir Mariechen ihren gehenkelten Rheingoldducaten zeigte, den sie am Tag ihrer Taufe von ihrer Pathe erhalten hatte. Jetzt konnte ich mir ein neues Kleid kaufen, das mir, wie der F.... gesagt hatte, wirklich Noth that.

„Dazu ging denn auch das Geld vollends auf. Ich schrieb meinen lieben Eltern dieses Glück, und sie freuten sich in eben dem Maße darüber, wie Mariechen, die übrigens von dem F.... nichts wissen wollte, da er ihr bedeutend mit seiner Liebe zugesetzt hatte.

„Es dauerte übrigens kaum acht Tage, so kam F.... wieder auf mein Stübchen.

„Ich komme heute zu Euch, Schneider, sagte er ernst, in einer Angelegenheit, an der Ihr die Schuld traget, und mir also auch heraus helfen müßt. Ich hab' Euer Gedicht sauber abgeschrieben und meinem Vater geschickt. Der hielt es in einem verzeihlichen Irrthume für meine eigenste Arbeit und, indem er dem Gedicht überschwängliches Lob zollte, fuhr er fort, daß ein Mensch, der solche Verse machen, ein so classisches Latein schreiben und damit so gewandt hantiren könne, auch als Doctor der Rechte promoviren könne. Da haben wir's nun! Ich kann nicht Doctor der Linken werden, zu geschweigen eines der Rechte. Und doch muß ich, wenn ich nicht meinen Vater unglücklich machen, mir meine ganze Zukunft verderben will. Nun sitz' ich fest, wie ein Vogel auf der Leimruthe, und die Leimruthe ist Euer schönes Gedicht. Bring' ich nun keine Dissertation fertig, oder ist das Latein darin

schlechter, als im Gedichte, so bin ich blamirt bis in's Grab. Ihr müßt mir nun eine Dissertation schreiben, das hilft Alles nichts.

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, sagte ich, wie kann ich das? Erstens ist es ein Betrug. —

„Ha, ha, ha! lachte der Andere. Betrug? So hättet Ihr mir auch das Gedicht nicht machen dürfen, das war ja auch Betrug! Ihr müßt mir helfen und mit solchen albernen Reden mir vom Leibe bleiben.

„Ferner, fuhr ich in großer Verlegenheit fort, bin ich Theologe und Sie sind Jurist. —

„Das sind Possen! fiel er mir ein. Nehmet irgend eine alttestamentliche Materie, wie zum Beispiel, welches Recht vor der Sündfluth gegolten. Je weniger wir davon wissen, desto mehr Feld zu Hypothesen und desto weiter das Gebiet für Redensarten. Oder, was noch besser wäre, nehmet die mosaischen Ehegesetze. Da könnt Ihr Euer Hebräisch an den Mann bringen und eine profunde Gelehrsamkeit an den Tag legen. Kurz, Ihr müßt! Für's Bezahlen laßt mich sorgen. Es sind Leute hier, die nehmen hundert Gulden für eine solche Dissertation; ich geb' Euch zweihundert, ungefordert!

„Mir schwindelte schier.

„Wie steht's aber mit dem Examen? fragte ich.

„Ei, wie seid Ihr unerfahren! rief er aus. Je schöner die Dissertation, je eher das Examen erlassen wird. Ueberdies, wenn die Herren nur die Gebühren haben und die Dissertation, an die sie sich halten können, so denken sie an kein Examen, und danken Gott, wenn sie dieser Mühe überhoben sind.

„Was wollte ich machen? Er drängte immer mehr, und am Ende mußte ich zusagen, um ihn los zu werden.

„Ich ging anfänglich mit innerlichem Widerstreben an die Arbeit; aber als ich weiter hinein kam, machte sie mir Freude. Die Bibliothek der Universität bot mir einen reichen Stoff dar,

den ich verarbeitete, und in vier Wochen händigte ich ihm die dickleibige Arbeit ein und ich empfing zweihundert Gulden! Welch ein Reichthum für mich Armen! Was sollte ich mit dem Gelde machen? Brauchen konnte ich es nicht. So kam ich denn mit Mariechens Berathung dahin, es meinen lieben Eltern als Nothpfennig einzuhändigen. Das that ich; aber wie erstaunten sie!

„Acht Tage später ging ich am „schwarzen Brette" vorüber, da sah ich das Diplom des Studiosus F .... als Doctor der Rechte und des Lobes war darin kein Ende.

„Die Folge dieser Doctorpromotion war nun, daß F .... zum Assessor bei dem kurfürstlichen Ehegericht in Mannheim ernannt wurde mit einer hohen Besoldung, und ehe ich die Universität verließ, war er einer der gelehrtesten Räthe dieses angesehenen Collegiums. Er saß dem Glück im Schooße, hatte seine Carrière mit Glanz gemacht und keine Seele ahnete, wer der Urheber einer Dissertation war, die im Druck unter seinem Namen erschien, und vielfach öffentlich gerühmt wurde.

„Und wie wird es Dir ergehen, dachte ich. Mein Gewissen sagte mir, daß ich meine Zeit gut angewendet hatte; ich konnte es mir selber nicht leugnen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt hatte und das zeigte sich auch im Examen, denn ich erhielt von Zwölfen, die mit mir waren geprüft worden, das beste Zeugniß. Aber was half's?

„In der gesegneten Kurpfalz wimmelte es von Candidaten und es waren welche da, die bereits vierzig Jahre alt waren, und noch das Loos des Kranken am Teiche Bethesda theilten. Ueberdies hatte sich bei dem edeln Kirchenrath ein Gebrauch ausgebildet, der zu den edelsten der Welt und Geschichte gezählt werden konnte. Alle Pfarreien des Landes waren nämlich in verschiedene Klassen, je nach der Höhe der Pfründe eingetheilt. Jede hatte ihre Taxe, nämlich einen fest stipulirten Betrag, welchen der Candidat an die Herren Kirchenräthe zu bezahlen hatte, wenn

er die Stelle erhielt. Wer reich war, konnte da schnell ankommen; der Arme verkümmerte in seinem Elend. Außerdem waren die Herren besonderen Einflüssen zugänglich und die entfernteste Vetterschaft wirkte mehr, als die vorzüglichsten Kenntnisse und der reinste Wandel. Das waren die Aussichten, die ich hatte. — Denn der gute Inspector war gestorben, dessen Arm im Kirchenrath Etwas für mich hätte wirken können.

„Ich machte meine Visiten bei den Herren, erhielt zum Versprechen goldene Berge — hinter denen eine wüste Haide der trostlosesten Aussicht lag. So ging ich denn nach Ladenburg, um mit meinen Eltern und dem guten Herrn Rector zu berathen. Die Ansicht des Rectors siegte. Er meinte, ich sollte in Heidelberg bleiben, wo Gelegenheit zum Privatunterricht sei, und den Tagedieben von faulen Studenten mit Dissertationen aushelfen. Die Musik sei für mich die allerergiebigste Hülfsquelle, die solle ich recht fließen machen.

„So ging ich denn wieder nach Heidelberg und die treffliche Frau Nöthlich gab mir ihr Stübchen wieder umsonst ein, weil ich dem Peterchen nachhalf, der mittlerweile auf die Neckarschule gekommen war, und dem es beträchtlich an Dem fehlte, was man nicht kaufen kann.

„Nach und nach bekam ich den Musikunterricht in den ersten Familien der Stadt, auch anderweitigen, daß ich mein Auskommen hatte. An unwissende Studenten ertheilte ich den benöthigten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; ich schrieb juristische und philologische Dissertationen, übersetzte medizinische in das Lateinische und erwarb mir mit der Zeit ein ganz anständiges Auskommen; allein mein Amt, um meinen Kräften gemäß wirken zu können, blieb ein Gegenstand der Wünsche und — in weitem Feld. Ich hatte eben kein Geld. Um jede Stelle meldete ich mich, aber ich erhielt keine, weil, wie man mir sagte,

ein älterer Bewerber da war, oder eine hinterlassene Tochter des seligen Pfarrers mit der Pfarrstelle mußte geheirathet werden.

„Es wird Euch einleuchten, daß ich eine solche Zugabe nicht annehmen konnte — denn — meine Seele hing mit heiligen Banden an meinem Mariechen, die so manche gute Partie ausgeschlagen hatte, um mir die Treue zu bewahren. Wir hatten uns lange treu geliebt und in unseren Herzen heilige Treue gelobt, ehe das Wort über ihre Lippe ging. Endlich aber war auch die Scheu vor diesem Bekenntniß überwunden worden, und wir gelobten uns die ewige Treue. Sie war bei der Freifrau von Zilnhardt Kammerjungfer und sparte sich zu unserem Haushalt und ich that deßgleichen. Die Sparpfennige wuchsen und die — Jahre, aber die Hoffnung schrumpfte immer mehr zusammen.

„Meine lieben Eltern waren alt geworden und mein Vater starb endlich. Ich nahm meine liebe Mutter zu mir und sie führte unseren kleinen Haushalt, bis auch sie dem geliebten Gatten folgte. Ach nun stand ich allein. Acht und dreißig Jahre war ich alt, und noch immer Candidat und kein Mensch fragte nach mir, als etwa kranke, faule und zu einer Reise lusttragende Pfarrer aus der Umgegend von Heidelberg, für die ich predigen sollte. Ich that's auch; die Gemeinden hörten mich gern, aber an eine Versorgung dachte Niemand, am wenigsten die Herren Kirchenräthe, die meine Armuth kannten. Nachgerade wurde ich des Lebens überdrüssig, trostlos und schwermüthig.

„Da dachte ich an den Herrn Ehegerichtsrath, dessen Doctordiplom ich erwirkt, und es kam mir der Gedanke, ihn an das Wort zu erinnern, das er mir einst gegeben, mir zeitlebens dankbar sein zu wollen.

„Ich reiste nach Mannheim und ließ mich melden. Obgleich ich meinen Namen deutlich gesagt, wurde ich drei Tage nach einander abgewiesen. Bald war der Herr Ehegerichtsrath in der

Sitzung, bald mit Geschäften überhäuft, bald hatte er vornehme Gesellschaft. Endlich wurde ich vorgelassen.

„Er sah mich befremdlich an, als ich meinen Namen nannte. Habe, meines Wissens, nicht die Ehre, sagte er, Sie zu kennen.

„Erlauben der Herr Ehegerichtsrath, sagte ich innerlich vor Zorn glühend, daß ich Sie daran erinnere, daß ich Ihnen die Doctordissertation schrieb. —

„Ach ja, sagte er darauf lächelnd, die Jugend ist oft träge, und bedient sich fremder Achseln für die eigene Bürde, während sie sie selber besser tragen könnte: meines Wissens habe ich Ihre Mühe anständig honorirt oder sollte —

„Nein, nein, rief ich fast zitternd vor Entrüstung; das ist's nicht, woran ich Sie erinnern wollte, sondern an Ihr Versprechen, für mich einmal Ihren Einfluß geltend zu machen. Ich bin acht und dreißig Jahre alt und bin noch Candidat. Kenntnisse habe ich, das wissen Sie am Besten. Da wollte ich Sie um Ihr Fürwort bitten. Ich habe Sie zum Manne gemacht, Sie sollten mir zu Brod helfen. Nun sehe ich, daß ich mich geirrt. Ich habe nichts zu hoffen. Leben Sie wohl, Herr Doctor!

„Ich wandte mich und ging.

„Der Mensch stand da wie eine begossene Katze. Der reiche, mächtige Mann erbleichte, und ich, der arme, vergessene, brodlose Candidat, ging stolz wie ein König von dannen.

„Es war Samstag. Ich lief in meiner Aufregung in den Schloßgarten, bis sich mein Gemüth beruhigt hätte; aber meine Gefühle waren zu sehr erregt: ich setzte mich an eine verborgene Stelle, stützte den Kopf in die Hand und — ein Thränenstrom entquoll meinen Augen!

„Vor mir lag ein verarmtes Leben ohne Ziel, ohne Aussicht. Was sollte aus mir werden? Konnte ich Mariechen mit mir in das Elend hinabziehen, das ich über mich kommen sah? Immer trüber wurde es mir um die Seele und immer heftiger rannen

meine Thränen. Die Erfahrung, die ich heute gemacht, war die allerbitterste meines Lebens.

Es war schon dunkel, als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, wo ich eingekehrt war. Der Wirth war ein redseliger, braver Mann, der sich Mühe gab, mich zu unterhalten. Er erzählte mir Hof= und Stadtgeschichten, die ich kaum halb hörte. Endlich sagte er, der Organist an ihrer Kirche sei gestorben, und morgen sei Probe vor der Wahl. Es hätte sich aber nur Einer für fähig gehalten, die Stelle des ausgezeichneten Mannes anzunehmen, den der Tod der Gemeinde entrissen. Die Stelle trage ein schönes Gehalt ein; das Haus sei sehr hübsch, der Garten groß, und da der Organist keine Schulstelle habe, so sei mit Musikunterricht viel zu verdienen in der Stadt.

„Ich weiß nicht, wie es kam, dies Wort fuhr wie ein zündender Blitz in meine Seele.

„Wie? dachte ich, wenn Dir der Herr hier eine Aussicht eröffnete? Ist's denn nicht auch ein festes, ehrliches und löbliches Stücklein Brod, das Du Dir hier erwerben könntest? —

„Ich sann, während der Wirth fortplauderte, und fragte endlich, ob man sich zum Spiele melden müsse? Und bei wem?

„Er nannte mir einen Vorsteher und ich ging sogleich hin.

„Sie kommen wie gerufen, sagte mir der freundliche Mann, denn soeben hat der Lehrer, welcher sich um die Stelle beworben, mir abgeschrieben. Es steht also bei Ihnen, ob Sie morgen die Orgel spielen wollen. So war denn die Sache schnell abgemacht. Der Vorsteher, der Gefallen an mir zu finden schien, lud mich ein, an sein Instrument zu treten. Ich dachte, das soll so eine Vorprobe sein, und setzte mich. Das Instrument war vortrefflich. Ich hatte lange so keines gespielt. Wie mir's öfter ging, so traf sich's denn auch hier. Ich vergaß, daß außer mir noch Jemand in der Stube war. Alles, was ich heute erlebt, bewegte auf's Neue meine Seele und im wilden Sturm der Gefühle erbrausten

die Accorde. Allmälig legte sich der Sturm. Eine tiefe Wehmuth zitterte durch die Saiten. Meine Seele klagte dem Herrn, was sie schmerzlich durchgekämpft, und das Bewußtsein, daß er alle Geschicke der Menschen zum Besten lenke, sprach sich in milden Weisen aus, und ging zuletzt in den Choral über: „Befiehl du deine Wege ꝛc.", den ich variirte und fugenartig durcharbeitete, bis ich mit einem vollen Accorde das Amen aussprach. Ich stand auf.

„Mit Verwunderung sah ich den ganzen Familienkreis versammelt; die Mutter, zwei Töchter und zwei Knaben, die Söhne des Hauses, waren meine tiefergriffenen Zuhörer gewesen, ohne daß ich es ahnete.

„Herr Candidat, sagte der Vater mit Begeisterung, Sie sind ein Meister, wie mir Wenige vorgekommen sind. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Stelle an. Es wird Sie nicht gereuen. Das Vermögen der Kirche ist groß. Der Kirchenvorstand wird einem Mann Ihrer Kunst gern ein Erkleckliches zulegen. Und dann, bitte ich, geben Sie meinen Kindern Unterricht.

„Die Mutter reichte mir ihre Hand und sagte, ich danke Ihnen für den Genuß, den Sie uns bereitet und lege zu der Bitte meines Gatten noch Eine ein, seien Sie heute unser Gast zum Abendbrod, morgen zum Mittage!

„Ach ja! Ach ja! baten die Kinder.

„Mir wurde so eigenthümlich zu Muthe, daß ich fast meinem Gefühle nicht wehren konnte. Das war ein Abstand gegen heute früh bei dem Ehegerichtsrath! Ich konnte den Bitten nicht widerstehen und blieb. Während des Essens erwiederte ich dem Vater, der mir sagte, er habe meine Phantasie so recht mit seinem Herzen begleitet, wie sie so recht Das, was ich an diesem Tage erlebt, abgespiegelt habe. Ich mußte erzählen und that's. Ich ließ sie in mein Leben blicken und das gewann mir diese edeln Herzen vollends.

„Wie empört waren sie über Das, was sie hörten! Auf's Neue bat mich der Vater, meinem innern Berufe zur Musik zu folgen. Er zeigte mir, wie Mannheim gerade der Ort dafür sei, und malte mir, ohne zu lebhafte Farben, eine schöne Zukunft. Es war spät, als ich diese liebe Familie verließ. Schlafen konnte ich nicht.

„Frühe hatte der Vorsteher, der ein reicher, angesehener Kaufmann war, Alles bereits geordnet. In seinem Hause erwartete ich das Lied. Der Küster brachte es endlich. Es war wieder das herrliche: „Wachet auf ꝛc.", und meines Vaters schöne Composition, die ich unvergeßlich inne hatte, trat mir in die Gedanken.

„Es läutete endlich.

„Ich ging mit dem Kaufmanne zur Kirche. Sie war gedrängt voll. Ich setzte mich auf die Orgelbank und spielte meines theuern Vaters Composition und sie hob meine Seele zum heiligsten Gefühl. Ich glaube, daß ich nie seelenvoller gespielt habe. Ohne an den Zweck zu gedenken, zu dem ich spielte, legte sich meine ganze Seele in die Töne, die aus dem herrlichen Instrumente wunderbar hervorquollen. Dann ging ich in die Melodie über und leitete den Gesang. Beim Schlusse desselben blieb ich in der Melodie, und schloß, indem ich sie leise verhallen ließ.

„Der Kaufmann, der neben mir stand, preßte meine Hand in die seine. Er hatte Thränen in den Augen. Daß ich es kurz mache, der Kaufmann führte mich nach dem Gottesdienst in die Sacristei. Dort waren die Geistlichen und die übrigen Vorsteher versammelt. Alle bestürmten mich, die Stelle anzunehmen, und versprachen eine Vermehrung der Besoldung von hundert Gulden für meine Lebenszeit, wenn ich bei ihnen bliebe.

„Mein Herz schlug heftig. Ich kämpfte einen heißen, innern Kampf. Einem mit Liebe gewählten Berufe zu entsagen und in eine andere Bahn einzulenken, ist schwer. Ich bat mir vierzehn

Tage Bedenkzeit aus und reiste noch vor Tische ab, weil es mich drängte, Mariechen Alles zur Entscheidung vorzulegen.

„Ich kam gen Heidelberg mit schwerem Herzen. Noch am Abend eilte ich zu ihr, Alles ihr mitzutheilen.

„Ich ahnete nicht, daß meine Bewerbung um die Organistenstelle so schnell dem hohen Kirchenrathe zur Kenntniß gekommen und allerdings im Schooße desselben einen Sturm hervorgerufen hatte.

„Daß ich dem geistlichen Amt untreu werden und eine untergeordnete Stelle annehmen wollte, weil sie mich hatten viele Jahre darben lassen, ohne mir ein Amt zu geben, das mußte Aufsehen erregen, mußte harte Urtheile hervorrufen, mußte den allgemeinen Unwillen gegen den Kirchenrath aufstacheln und konnte möglicherweise zu den Ohren des Kurfürsten kommen.

„Die Herren waren zu klug, um nicht die Gefahr und die unabweisbaren Nachtheile zu erkennen, die ihnen drohten. Es galt ihnen, Alles aufzubieten, den Sturm zu beschwören. Selbst in ihrer Mitte wurden Stimmen laut, die das Verfahren mit gerechtem Unwillen tadelten und die wurden betroffen, deren Thun am unlautersten in der Besetzungsweise der Aemter hervorgetreten war. Es gingen Brieflein von Einem zum Anderen und auf den folgenden Tag wurde eine Sitzung und Berathung anberaumt, die Mittel suchen sollte, dem drohenden Uebel zu begegnen. Das Alles trug sich zu, als ich bei Mariechen saß und ihr meine Erlebnisse in Mannheim mittheilte.

„Sie hörte mir stille zu. Es lag eine tiefe Wehmuth in ihren Zügen, die mir recht in das Herz schnitt. Als ich ihr die Begebenheit von dem herzlosen Ehegerichtsrathe mittheilte, entfiel ihrem schönen Auge eine Thräne.

„Wohl dem, sagte sie, der sein Vertrauen nicht auf Menschen setzt!

„Recht innig bewegte es sie, als ich ihr sagte, wie ich im tiefen Schmerz im Schloßgarten gesessen.

„Werde nicht muthlos, sagte sie, Gott wird Dir ja schon eine Hülfe bereitet haben, wo Du am gebeugtesten warst!

„Das hat er auch, sagte ich, und erzählte ihr das Folgende, bei dem Wirth und bei dem Kaufmann Reiter Erlebte.

„Sie wurde immer gespannter, und als ich endlich sagte, daß ich zum Organisten erwählt sei, mir aber Bedenkzeit ausgehalten; daß sie die Besoldung verbessern wollten und daß ich eine sorgenfreie Stellung haben würde, da faltete sie ihre Hände und sagte: Siehst Du, lieber Christian, der Herr hat Weg allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht!

„Aber was hältst Du von der Sache, liebes Mariechen? fragte ich. Sie erschrack.

„Es ist Deine Sache, Christian, sprach sie ruhig und fest. Mein Wunsch, meine Ansicht, darf nicht im Mindesten entscheiden. Du mußt vor Gott prüfen und dann wählen. Du gibst einen schönen Beruf für immer auf, bedenke das; bedenke aber auch, daß Dir eine schöne, wenn auch untergeordnetere Stellung geboten wird, die aber dennoch eine sehr ehrenwerthe ist und zu dem Dienste des Herrn wesentlich beiträgt, wenn auch in anderer Weise. Ich will recht innig zu Gott beten, sagte sie, daß er Dir Licht gebe, das Rechte zu wählen.

„Damit entließ sie mich, denn die Stunde war da, wo sie zu ihrer Gebieterin mußte.

„Ich ging heim und am Abend kniete ich nieder und betete heiß und innig zu Gott, daß er mir den rechten Weg zeige, und dann legte ich mich nieder und schlief bald ein; aber ein seltsamer Traum beschäftigte mich. Ich war in einer schönen Kirche und mein lieber, seliger Vater saß auf der Orgel und spielte herrlich. Ich horchte mit ganzer Seele den wunderbaren Tönen. Da blickte er mich an und winkte mir. Ich ging zu ihm an die Orgel. Komm', sagte er liebreich, setze Dich nieder und spiele! Und vor mir stand das Choralbuch aufgeschlagen und die Melodie: „Was

Gott thut, das ist wohlgethan.“ Und ich griff freudig in die Klaviatur und spielte die Melodie. Da erwachte ich. Es war heller Tag.

„Ich stand auf, setzte mich nieder und schrieb dem Kirchenvorstand in Mannheim, daß ich die Stelle annehme.

„So wohl war mir lange nicht zu Muthe gewesen. Es war Friede in meiner Seele, denn ich sah den Traum als eine neue Weisung Gottes an, die Stelle anzunehmen, die mir ohnehin wie eine Fügung Gottes da entgegengebracht wurde, als ich hoffnungslos und trostlos dastand.

„Nie schmeckte mir mein Frühstück besser, als heute; nie ging ich fröhlicher an die Arbeit. Vorher aber schrieb ich Alles Mariechen, und Nöthlich's Peterchen brachte mir die Antwort zurück, die nur aus den Worten bestand: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, dabei will ich verbleiben!“

„Ganz unerwartet kam am Mittag des Kirchenraths-Bote, der mich zu dem Kirchenrathe H . . . . . . beschied.

„Was mag der wollen? fragte ich mich verwundert, zog meinen besten Rock an und ging hin.

„Der Herr sah sehr finster drein.

„Setzen Sie sich, Herr Candidat, sagte er, denn ich habe ein ernstes und nachdrückliches Wort mit Ihnen zu reden. Ich that, wie er geboten, und er hob an: Es ist eine Mähr zu Ohren des hochwürdigen Kirchenraths gedrungen, die ihn mit gerechtem Unwillen gegen Sie erfüllt hat. Man hat uns gestern durch einen Eilboten von Mannheim berichtet, daß Sie gesonnen seien, die Organistenstelle anzunehmen, die der dortige Kirchenvorstand zu besetzen hat. Wir hoffen, daß es bloß ein blinder Lärm ist.

„Da er einen Augenblick inne hielt, so fiel ich ein und sagte: Der hochwürdige Kirchenrath hat die volle Wahrheit gehört!

„Da sprang er auf und wurde ganz bleich. Wie? rief er, es wäre wahr? Sie hätten so ganz die Würde des geistlichen Amts

aus dem Auge gesetzt, daß Sie, ein Theologus, eine Organistenstelle anzunehmen im Sinne hätten?

„Erlauben Sie, Herr Kirchenrath, sagte ich, daß ich Ihre Meinung berichtige. Seit vierzehn Jahren bin ich Candidat. Daß ich arm bin und nur mit Kummer und Sorgen mein Brod aß, ist Ihnen bekannt; daß meine Kenntnisse tüchtig sind, haben Sie selbst beurkunden helfen; daß ich mich um jede erledigte Pfarrstelle im Lande bewarb, ist weltkundig, wie Das, daß ich keine erhielt. Immer waren Vettern da; immer erhielten sie Solche, die begünstigt waren oder die Mittel hatten, sich die Gunst zu erwerben und zu sichern; mehrmals wurden schmachvolle Bedingungen gemacht, als da waren: die Heirath der Pfarrwittwe oder einer Tochter, die ich nicht eingehen konnte. In Summa — für mich fand sich keine Stelle. Da bin ich der Mißhandlung müde geworden; müde des kümmerlichen Erwerbs; müde des Duldens und Harrens, und habe den schönsten Wünschen meines Herzens, dem mit Liebe gewählten, mit Treue erstrebten Beruf entsagt. Ich bin erwählter Organist. Die Sache ist zu Ende und ich glaube, auch unsere Unterredung, so Gott will, die letzte in dieser Welt.

„Ich nahm meinen Hut, verbeugte mich und wollte gehen.

„Ihr hättet den hohen Herrn sehen sollen, wie er erdfahl aussah, wie seine Lippe zitterte; wie Grimm und Scham in ihm um den Vorrang stritten!

„Er faßte krampfhaft meinen Arm und drückte mich auf den Stuhl zurück,

„Sie haben da harte Worte geredet, die ich nicht anhören dürfte, sagte er nach Fassung ringend; aber ich will sie nicht gehört haben, will sie vergessen. Nur das Eine muß ich Ihnen sagen, Sie müssen die Zusage zurücknehmen. Sie beschimpfen den Stand der Diener der Kirche heillos. Sie bringen den hochwürdigen Kirchenrath in eine fatale Lage. Das unverdiente Urtheil der Welt

wird ihn treffen. Haben Sie das bedacht? Hören Sie weiter! Wir haben heute in der Vormittagssitzung beschlossen, Ihnen die erste vacant werdende Stelle zu übertragen. Hören Sie es! Schreiben Sie auf der Stelle ab. Hier ist Feder und Tinte!

„Mir war während dieser Worte eine Ruhe in die Seele gekommen, die mir eine Festigkeit des Willens gab, welche auch diese Versuchung überwand.

„Nein, sagte ich fest. Zu lange haben Sie mich schmachten lassen. Die Jahre meiner Jugend haben Sie todtgeschlagen und nun, wo Sie Schmach und Schande wittern, wollen Sie einen Armen anstellen. Ich habe kein Geld, eine Stelle zu bezahlen. Leben Sie wohl! —

„Ich ging und sah noch, wie er die Hände zusammenschlug und in seinen Sessel sank.

„Ich hatte mein Herz ausgeschüttet und war standhaft geblieben. Das gab mir Frieden.

„Ich ging heim in mein Stüblein und dachte nach über das unselige Treiben der Menschen.

„Nach einer Stunde kam der Kirchenrathsbote wieder und brachte einen Brief.

„Ich war lange zweifelhaft, ob ich ihn erbrechen sollte; der Bote war angewiesen, auf eine Antwort zu warten.

„Er bat mich, wahrhaft flehend, den Brief zu erbrechen.

„Ich that's endlich.

„Es war die Ernennung zum Vicarius des alten Pfarrers zu K . . . . . . bei Mannheim. Ich traute meinen Augen kaum. Den Pfarrer kannte ich wohl. Er war ein noch sehr rüstiger Mann, der aber zu bequem war, das Filial zu bedienen, und sich deßhalb einen Vicar hielt.

Es war ein Nothschuß, das lag am Tag. Und Gott weiß, wie lange ich wieder hätte warten können, zumal ich nun den Stab

Wehe über meinem Haupte sah, da ich von der Leber weg geredet hatte, wie man's von einem Candidaten nicht erwartet hatte.

„Kurz besonnen, setzte ich mich nieder und schrieb, daß ich als wohlbestallter Organist der Kirche zu Mannheim fürderhin keinen Dienst als Diener am Worte mehr beanspruchen könne und diese Ernennung nur irrthümlich erfolgt sein müsse, indem ich am heutigen Mittage Herrn Kirchenrath H . . . . . . meine allerbündigste Erklärung abgegeben habe,

„Damit war denn für immer die Brücke abgebrochen, die eine Rückkehr möglich gemacht hätte. Ich eilte sogleich zu Mariechen und theilte ihr Alles mit.

„Sie lächelte selig.

„Ach, sagte sie, Dir hat Gottes Gnade den rechten Weg gezeigt, nun wollen wir ihm dankbar bleiben unser Leben lang. Ich ging nun gleich am anderen Morgen nach Ladenburg, wo der wackere Rector noch, hochbetagt, lebte. Auch er billigte vollkommen meinen Entschluß und wünschte mir Glück.

„Von da ging ich nach Mannheim, wo ich mit Freuden begrüßt wurde. Hier ordnete ich Alles zu meinem Ueberzuge.

„Von meinem Sparpfennig und dem Mariechens bestritt ich unsere bescheidene Einrichtung. Dann kehrte ich nach Heidelberg zurück und leitete das Nöthige zu unserer Trauung ein, und als sie vollzogen war, reisten wir, reich beschenkt von der edeln Dame, bei der Mariechen seit Jahren gewesen war, an unseren neuen Wohnort.

„Wir haben den Schritt nie bereut. Unsere Lage war eine sorgenlose und glückliche bis heute. Zwar hat uns der Herr den Kindersegen nicht beschert, aber unsere Tage hat er heiter und glücklich sein lassen. Dafür sei er gelobt und gepriesen.

„In Mannheim sind wir allzeit mit großer Achtung und Ehrerbietung behandelt worden, und in dem großen Kreise unserer

Freunde war die Familie des braven Kaufmannes Reiter die erste und theuerste.

„Noch Eins muß ich erzählen, sagte der Vetter.

„Mit dem Herrn Ehegerichtsrath kam ich nie zusammen; doch grüßte er mich allemal sehr zuvorkommend, wenn er mir begegnete. Er starb vor etwa sieben Jahren. In der Todesanzeige stand zu lesen, daß er der gelehrteste und tüchtigste Beamte gewesen, und daß es für die Wissenschaft nicht genug zu beklagen sei, daß er, da seine ebenso gelehrte als geistreiche Doctordissertation so viele Kenntnisse verrathen und noch so Schönes habe hoffen lassen, unter den vielen Berufsgeschäften, die Zeit nicht mehr habe erübrigen können, den Schatz seines reichen Wissens der Welt durch weitere gelehrte Werke zu erschließen.

„Ich lächelte, als ich das las, und reichte das Blatt meiner lieben Frau.

„Sie lächelte auch und sagte: Dieser säet, und Jener erntet. Aber wie erstaunten wir, als sich in seinem Testament ein Codicill fand, das bestimmte, daß der Herr Organist Christian Schneider ein Legat von Tausend Gulden erhalten solle, weil er, der Herr Ehegerichtsrath, ihm vielen Dank schuldig sei.

„Siehst Du, sagte Mariechen, der Mensch war doch noch der schlimmste nicht!

„Was mein eheliches Leben betrifft, schloß der Vetter, so ist es ein heiterer Frühlingstag gewesen, und der Feierabend wird, Gott gebe es, ein heiterer sein, denn ich hoffe, wir sollen nicht lange getrennt bleiben."

„Sehen Sie, sprach mein Nachbar, als er diese Geschichte beendet hatte, das ist ein Stück kurpfälzer Geschichte. Wenn darum die Leute dies alte Regiment loben, geht's mir allemal wie ein Scheermesser durch's Herz. Ja, es hatte sein Gutes, aber es war ganz abscheulich viel Schatten bei dem wenigen Licht.

„Um aber noch einmal auf meinen Herrn Vetter zu kommen, so hatte er eine Vorahnung am Schlusse seiner Erzählung ausgesprochen, die ihre volle Erfüllung fand. Seine treffliche Frau, mit der er ein Leben wie im Himmel schon hier auf Erden geführt, starb zuerst, und nicht volle acht Tage drauf folgte die ganze Stadt Mannheim dem allverehrten Manne zu Grabe. Einen Organisten wie ihn konnten sie nicht wieder finden.“

Der Sessel des Ohms Joseph.

Eine Mainzer Stadtgeschichte aus der goldenen Luft.

1.

Es ist eine allgemeine Klage, besonders bei alten Handwerksmeistern, daß das fabrikmäßige Betreiben der Handwerke das Verarmen der nicht selbstständigen Meister mit reißender Schnelligkeit herbeiführe, indem es sie zwingt, für Einen ihres Gleichen zu arbeiten, den die Gunst der Verhältnisse zum schwunghaften Betriebe befähigte, während sie dessen abhängige Gesellen werden. So ist es in der alten Rheinstadt Mainz auch mit dem Schusterhandwerk ergangen, und wer in der Schustergasse und in den neuen Hallen am Rhein, auch wohl in anderen belebten Theilen der Stadt, die Schuh- und Stiefelläden sieht, wer es weiß, daß auf allen nahen und fernen Märkten und Messen Mainzer Schuhfabrikanten ihre Läden aufschlagen mit ihrer wirklich schönen, dauerhaften und preiswürdigen Waare, dem wird es begreiflich, daß viele arme, herabgekommene, darbende Meister für den Einen reichen Zunftgenossen arbeiten, der den Preis bestimmen kann, um den sie sich plagen, und der dem Glücke im Schooße sitzt, während sie an der Werkbank, neben demselben, ihre Tage fristen im Schweiße ihres Angesichts.

Davon wußte mit schweren Seufzern Einer zu reden, dem das Glück nie sonderlich freundlich gelächelt. Es war der alte Meister Glöckner, der in der goldenen Luft wohnte, in einer Straße, die jedes Mainzer Kind wohl kennt und auch weiß, wie sie in schweren Zeiten diesen Namen gewonnen, der heutzutage wie ein

bitterer Spott klingt, da dort wohl Luft in Hüll' und Fülle, auch, wie damals, reine und gesunde, zu athmen ist, des Goldes aber nicht sonderlich viel gefunden wird.

Es lagen nun schon siebenzig Jahre auf des braven Mannes Nacken und hatten ihn gar tief gebeugt, und der Schnee der Jahre lag auf dem Haupte nicht erst seit kurzem. Auch er war fröhlichen Muthes aus der Fremde gekommen, weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte und jung und kräftig war; auch er hatte den strengen Anforderungen seiner Zunft in Prüfung und Meisterstück genügt und war mit Kosten und Ehren Meister geworden; auch er hatte sich in sicherer Aussicht ausreichender Kundschaft gesetzt, hatte ein Nachbarskind heimgeführt und blickte voll Hoffnung in die Zukunft, denn man sagt ja, das Handwerk habe einen goldenen Boden. Es war auch gut gegangen, aber nun kamen Kriegszeiten und das sind Sorgen- und Jammerzeiten; es kam ein Bombardement der Stadt, eine lange Belagerung, Alles wurde theuer, Jedermann behalf sich und, was noch schlimmer war, es kam eine pestartige Krankheit. Aller Verkehr stockte und auch Meister Glöckner wurde von Krankheit und Noth heimgesucht. Seine Kinder starben dahin, er und seine Gattin genasen zwar wieder, aber er war weit zurückgekommen. Sein Vaterhaus, ein zweistöckig Haus von altem Ansehen und alter Bauart, war, als ein Holzhaus, baufällig geworden; sollte es nicht die Bewohner unter seinen Trümmern begraben, mußte es erneuert werden. Da blieb denn keine Wahl, er mußte das Haus mit dem kleinen Gärtchen in eine Hypotheke legen und es herstellen. Um aber arbeiten zu können, brauchte er Leder — und Geld fehlte. Es blieb also nichts übrig, als daß er borgte bei dem Lederhändler, und das Borgen reimt auf nichts besser als: Sorgen alle Morgen.

Als er die bekümmerte Miene seiner Frau sah, sagte er tröstend: „Nettchen, vom Verdienste wird's gleich wieder bezahlt.“ Der Verdienst ging indessen nicht gleich ein, da Glöckner auf Rechnung für viele Kunden arbeiten mußte; um zu leben, bedurfte man aber

des Geldes, wie bescheiden man auch lebte, und als die Rechnungen bezahlt wurden, — blieb ein Theil der Schuld stehen und neues Borgen steigerte des Lederhändlers Guthaben. Glöckner, der früher mit zwei Gesellen arbeitete, ließ einen davon ziehen und saß halbe Nächte an der Werkbank. Mittlerweile waren die Zünfte mit der Franzosenherrschaft zusammengebrochen. Wer ein Patent löste, durfte sich als Meister setzen. Die Zahl derselben in der goldenen Luft mehrte sich. Die jungen Meister rissen die Kundschaft an sich und drückten die Preise. Meister Glöckner entließ bald auch den letzten Gesellen und arbeitete allein und hämmerte manchen Seufzer in die Sohlen hinein, die er auf seinen Knieen schlug. Es sollte aber noch herber für ihn kommen. Sein Nettchen, die treue Gefährtin seiner Tage, schenkte ihm noch eine Tochter und stand aus dem Wochenbett nicht mehr auf. Das beugte ihn unendlich tief, aber er raffte sich gewaltsam empor, denn er hatte nun noch ein Wesen, für das er sorgen mußte, und ein so hülfloses, so theuer erkauftes!

Durch die lange Krankheit seiner Frau war seine Kundschaft noch mehr zusammengeschmolzen, da er Krankenpfleger sein mußte und sie daher nicht rasch genug bedienen konnte. Da blieb nichts übrig, als auf's Stück für die Schuhfabrikanten in die Stadt zu arbeiten. Er war Zunftmeister gewesen und nun war er Geselle eines Mannes, der bei ihm das Handwerk erlernt und nicht einmal Zunftmeister war, sondern nur ein Patent hatte, — aber es war so. Dennoch hatte er sein Auskommen und konnte auch die Zinsen seiner Hypothekar- und seiner Lederschuld bezahlen, denn er nahm Miethsleute in das zweite Stockwerk und behalf sich mit seinem Kinde, das lieblich heranwuchs. Er ließ es im Nähen und Kleidermachen unterrichten und es überhaupt lehren, was er vermochte, um ihm eine bessere Zukunft zu sichern. Und das Mädchen hatte viel Geschick und Verstand. Aber Glöckner wurde alt und schwach. Das Arbeiten während ganzer Nächte ging nicht mehr, der Verdienst wurde schmäler. Waren die Zinsen bezahlt, so blieb zum Leben

nur zu wenig übrig. Nun, das Entbehren wurde Glöckner nicht schwer; war er doch nie ein Wirthshausgänger, hatte sein Glück nie außer den stillen Mauern seines Hauses gesucht und war stets mit Wenigem zufrieden gewesen. So konnte er's tragen, wenn nun das Wenige noch weniger wurde, und nur für sein Käthchen that ihm das Darben wehe. Nach und nach besserte sich das zwar wieder, denn Käthchen ging nun aus in die Häuser zu nähen und Kleider zu machen. Alle Frauen und Mädchen von der goldenen Luft bis in die Gaugasse waren ihres Lobes voll, denn sie nähte außerordentlich fein und die Nadel flog ordentlich, und dennoch nähte sie nicht „wie (nach dem rheinischen Sprüchworte) der Schneider Puff, dem, was er heute näht, geht morgen wieder uf," sondern es war fest und dauerhaft. Ueberdies nahm sie das Maß ausgezeichnet, schnitt sicher nach dem Pariser Modejournal aus freier Hand, ohne Patronen, und hatte einen Geschmack wie die feinste Modeschneiderin auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Außerdem konnte sie die Hüte vom vorigen Jahr nach dem neuesten Pariser Muster umarbeiten und machte und verzierte Häubchen zum Küssen schön. Rath wußte sie in allen Fällen zu geben, wie eine erfahrene Frau, wenn es auf Stoffwahl ankam, ob's zum Gesichte und Haar stehe; und wenn etwa an der Gestalt irgend ein kleiner Mangel war, etwa eine höhere Hüfte oder dickere Schulter, so wußte sie im Korsette die Geschichte so kunstfertig zu verdecken, daß kein Mensch es ahnte, — und sie war doch erst achtzehn Jahre alt! — War sie schon durch ihre Geschicklichkeit ein Liebling der Leute, so war sie es in eben dem Maße durch ihre stete Freundlichkeit und Dienstfertigkeit. Auch wenn man nichts als ihren Rath wollte, so kam sie gelaufen und gab ihn mit Freuden. Ihre annuthige Erscheinung nahm vollends für sie ein und der fleckenlose Ruf vollendete ihren Werth in den Augen aller Leute. Man wußte, daß sie mit Schambattist Kugler so gut wie verlobt war, und das erhob sie weit über etwaiges böses Gerede.

Aber obgleich Käthchen viel verdiente durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit, so konnte das doch den völligen Ausfall des Verdienstes ihres Vaters nicht ersetzen. Der alte Mann war brodlos, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Seine Augen waren blöde geworden, seine Arme und Hände kraftlos. Das Alter, eine Krankheit, die allen anderen zur Grundlage dient, war schnell und mächtig über ihn gekommen. Der Lederhändler hatte gerade so lange Geduld geübt, als Meister Glöckner Leder bei ihm nahm. Da das aufhörte, brach auch der Faden seiner Geduld und Milde. Er drängte den Greis unablässig und wurde endlich klagbar, zumal Glöckner etliche Jahre die Zinsen schuldig geblieben war. So kam es denn nothwendig dahin, daß er die Pfändung eintreten ließ.

2.

Eines Tages saß Käthchen am Fenster und nähte mit großem Fleiße. Sie hob das schöne Auge nicht ein einziges Mal zur Höhe des Fensters, um etwa zu erfahren, wer draußen vorübergehend den Schatten geworfen, der über ihre weiße Näherei hinglitt. Dann und wann seufzte sie tief, doch suchte sie solche Seufzer vor dem Greise zu verbergen, der in seinem Lehnstuhle mit gefalteten Händen saß und seine kummervollen Blicke bald zur Decke erhob, bald auf dem lieblichen Kinde ruhen ließ, das ihm Gott als einen Segen seines Alters geschenkt und erhalten hatte. An seiner Seele gingen die Erlebnisse vorüber, deren wenige geeignet waren, heitere Erinnerungen zu wecken. Sie reiheten sich in düsterer Folge an einander bis zu den kummervollen Tagen, die er jetzt durchlebte, da er in jedem Augenblicke ein Ereigniß zu befürchten hatte, das, wie kaum ein anderes, ihn drückte. Plötzlich stieß Käthchen einen Schrei aus.

„Hast Du Dich gestochen, Kind?“ fragte der erschrockene Greis voll banger Sorge, da er das Mädchen leichenblaß dasitzen sah. Ihre Hand war herabgesunken, das weiße Kleid, an dem sie arbei-

tete, glitt langsam neben ihr zur Erde. Sie schwieg; aber in demselben Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, die Thüre geöffnet und zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, traten herein. Was sie wollten, war weder Glöckner noch Käthchen zweifelhaft. Der ältere war eine lange, klapperdürre Figur, mit einem Gesichte, dessen Anblick das Herzblut konnte stocken machen. Mühsam waren die wenigen langen Haare des Hinterkopfes über den entblößten Schädel gestrichen, ohne daß sie die Wüste, welche dort herrschte, verdecken konnten. Einzelne derselben standen gerade in die Höhe, weil sie sich dem Striche der Hand entzogen, welche sie alle paar Augenblicke in die gezwungene Lage zu bringen versuchte. Die Stirne war schmal und hoch. Unter ungemein buschigen Brauen blitzte ein kleines, tiefliegendes Auge hervor. Die große Habichtsnase senkte ihre scharfe Spitze weit über den eingefallenen, fast zahnlosen Mund, und das lange Kinn trat so weit in aufwärts gehender Richtung vor, daß es schier die Nasenspitze berührte. Boshaft, tückisch, gefühllos war der Ausdruck des gelben Gesichtes. Eine Brille ruhte auf dem tiefeingebogenen Sattel der Nase und schien nur die Bestimmung zu haben, die unheimlichen Blitze der Augen etwas zu verdecken. Es war in der That ein entsetzlicher Mensch und seines Zeichens ein Gerichtsvollzieher. Der andere war ein junger Mann, dessen in Saffian verhüllte Papierrolle seine Eigenschaft als Schreiber des Gerichtsvollziehers Crambolini verrieth. Sein sanftes Gesicht war der entschiedenste Gegensatz zu dem seines Brodherrn.

„Guten Tag," sagte der Gerichtsvollzieher barsch und mit einem schneidenden Ton, und warf seinen Strohhut auf den Tisch. „Ich bin doch hier recht? Ich suche den Schuster Glöckner?" In dem Augenblick sah er Käthchen. „Der Tausend!" rief er aus, und sein diabolisches Gesicht nahm einen noch widerlicheren Ausdruck an, „der Tausend, solch eine Perle hätte ich in der goldenen Luft nicht gesucht!" Er faßte ihre kleine Hand und wollte sie

küssen, doch zog sie das Mädchen empört zurück, und zwar so rasch und heftig, daß sie mit seiner Nasenspitze in eine sehr unangenehme Berührung kam. Der Gerichtsvollzieher fuhr zurück. „Nun, nun," sagte er, „nicht so heftig, Mamsellchen! Sprödesein hat sein Schönes, doch nur unter Umständen. Sehr artig war das nicht für ein so reizendes Mädchen."

Der alte Mann war beim Eintritt der Beiden aufgestanden, um sie zu begrüßen. Er zitterte vor Schrecken; dennoch ergriff ihn ein tiefer Unwille, und er sagte: „Arm sind wir, aber unbescholten, Herr Gerichtsvollzieher. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, und lassen Sie mein Kind in Frieden."

Roth, wie ein gesottener Krebs, fuhr Crambolini herum. Ein giftiger Basiliskenblick aus den kleinen Augen traf den Greis, und heftig sagte er: „Ihr habt Recht. Es soll geschehen. Setzen Sie sich, Lederer, und dressiren Sie den Kopf des Aufnahmeprotokolls. Schonung ist hier nicht am Orte."

Der Schreiber gehorchte und der Gerichtsvollzieher schlug trotzig die Arme übereinander und blieb mitten in der Stube stehen, indem er seine Augen auf das Geräthe richtete, welches umher an den Wänden hing und stand, was jedoch nicht verhinderte, daß diese Augen bisweilen auf Käthchens Gestalt weilten, die leise weinend in der Nähe der Thüre stand, wohin sie sich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls schnell zu fliehen. Nach einer Pause peinlichen Schweigens, in der der alte Mann dem Gerichtsvollzieher einen Stuhl hinsetzte und ihn einlud, sich niederzulassen, hub der Gerichtsvollzieher an: „Ihr wißt, daß ich hier bin, um in Folge richterlicher Verfügung eine Pfändungsaufnahme für den Lederhändler X. vorzunehmen."

„Ich weiß es," sagte Meister Glöckner mit schmerzlichem Ausdruck.

„Lederer, sind Sie fertig?" fragte der Gerichtsvollzieher, „oder hat Sie das Flennen des spröden Gänschens hinter Ihnen confus gemacht?"

Der Schreiber warf dem Langen einen Blick des Unwillens zu und erwiederte: „Dictiren Sie, wenn es Ihnen beliebt!“

„Gut, so fangen Sie an: Ein Spiegel, eine Kommode, — wahrscheinlich liegen darin die Fähnchen des schönen Kindes? Muß ausgeräumt werden, weil sonst der Inhalt mitgeht.“ — So fuhr er fort, alle Mobilien des Zimmers aufzeichnen zu lassen. „Ein Bild,“ sagte er nach einigem Schweigen, in dem er die Züge des Bildes mit denen des Mädchens verglichen hatte, denen sie sprechend ähnlich waren.

„Um Gottes willen, haben Sie Erbarmen, es ist das Bild meiner seligen Mutter!“ rief das Mädchen mit krampfhaft vor der Brust gefalteten Händen. „Lassen Sie es uns; es wird ja doch für sonst Niemand Werth haben.“

Er blickte sie mit einem bösen Blick an und sagte in schneidendem Tone: „Wenn es so viel Werth für Sie hat, Mamsellchen, so können Sie es ja ersteigern und so einen Theil der Schuld bezahlen.“

Das Mädchen zuckte in sich zusammen. Sie bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und weinte wieder leise. Er trat zu ihr und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Empört stieß sie ihn zurück und eilte hinaus. Der Herr Gerichtsvollzieher lachte hell auf. Der Secretär beugte sich tief auf sein Protokoll, um seinen Zorn zu verbergen, und der Greis stand da wie eine Bildsäule. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Seine Lippe zitterte wie seine Glieder.

Der Gerichtsvollzieher wandte sich jetzt gegen ihn und sah den Sessel.

„Ei,“ rief er aus und trat näher, „wie kommt denn Saul unter die Propheten? Das ist ja ein köstlich Stück alter Kunst. Habt's wohl einmal gesteigert irgendwo? Hm, wirklich schön, doch etwas fremdartig.“

„Nein,“ sagte der Greis, der sich kaum sammeln konnte, „es ist ein Erbstück in der Familie.“

„So?“ fragte höhnisch der Gerichtsvollzieher. „Ihr stammt wohl von irgend einer adeligen Familie ab, oder von dem berühmten Glöckner von Notre-Dame de Paris?“

„Meine Voreltern waren ehrsame, unbescholtene Bürger der Stadt Mainz,“ sagte der Greis. „Ein Bruder meines Vaters aber war in Ostindien und dem gehörte der Sessel.“

„Aha, ich merke,“ spottete der Gerichtsvollzieher, „er war wohl Nabob von Mysore?“

„Ich verstehe Ihre Worte nicht,“ sprach der Greis, „aber daß es Hohn ist, fühle ich. Es ist nicht fein, des Unglücks zu spotten,“ setzte er hinzu. „Mein Oheim war nur ein Kaufmann, aber ein unbescholtener Mann.“

„Ohne Zweifel aber ein Millionär?“ sagte in etwas verändertem Tone der Gerichtsvollzieher, dennoch aber mit spöttischer Miene.

„Auch das nicht,“ entgegnete der Greis. „Unter dem Wenigen, was er hinterließ, war dieser Sessel. Mir ist er sehr theuer. Mein Vater hat schon darin gesessen und starb darin. Meine liebe Frau hat ihren letzten Seufzer darin ausgehaucht, und ich dachte vielleicht auch darin einst sterben zu können, wenn es Gottes Wille wäre.“

„Wenn das nicht zwischen heute und morgen früh neun Uhr geschieht, so wird nichts daraus,“ sagte der Gefühllose; „denn ich muß ihn wegnehmen. Er ist weitaus das Beste, was Ihr habt. Die kunstvolle, fremdartige Schnitzerei daran dürfte ihn hoch im Werthe bringen. Für Euch ist so etwas ohnehin nicht.“

„O, Herr Gerichtsvollzieher,“ flehte der Greis mit gerungenen Händen, „nehmen Sie Alles, was ich habe, nur lassen Sie mir altem, lebensmüdem Mann diesen Sessel! Sie wissen nicht, welchen Werth er für mich hat.“

„Ihr sitzet auf einem Strohstuhle eben so gut,“ entgegnete der Gerichtsvollzieher. „Ich kann nicht den thörichten Einbildungen nachgeben. Wenn es von Euch abhinge, so bekäme ich nichts. Ab!

Schreiben Sie, Lederer: Ein Sessel von ausländischem Holze mit schönem Schnitzwerk.“ Der Gerichtsvollzieher verließ nun die Stube, um in die Küche zu gehen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und nannte dem Secretär eine Anzahl Küchengeräthe, welche dieser aufschrieb.

„Wie sieht es oben im Häuschen aus?“ fragte er dann den Greis.

„Leer,“ versetzte dieser schmerzlich. „Unsere Miethsleute, die zwölf Jahre bei uns wohnten, mußten ausziehen, seitdem wartet das Geschoß auf neue Miethsleute, die sich aber in diesem Theile der Stadt selten finden. Wollen Sie die Zimmer einsehen?“

„Nein,“ sagte kurz der Gerichtsvollzieher. „Schließen Sie ab, Lederer,“ bemerkte er dann und wandte sich zu dem Greise. „Ihr bürgt mit Eurer Person und ebenso Euer Töchterlein dafür, daß von Allem, was ich aufgenommen habe, kein Stück bis morgen früh acht Uhr abhanden kommt. Merkt Euch das. Fehlt das Geringste, so lasse ich Euch verhaften.“ Er setzte seinen Strohhut auf und ging. Der Schreiber folgte ihm, zuvor jedoch trat er zu dem Greise und sprach leise: „Fluchet mir nicht! Ich weiß, wie es der Armuth ist; aber ich schreibe um mein täglich Brod bei diesem Menschen.“

Der Greis sah ihn freundlich an. „Ach,“ redete er, „auch ihm will ich nicht fluchen. Er hat seinen Lohn dahin. Gott vergelte Euch Euer Mitleid.“ Der Schreiber drückte dem Greise die Hand und ging seinem Meister nach. Der Alte aber faltete seine Hände und sprach: „Es ist eine schwere Heimsuchung, aber ich beuge mich demüthig unter deine gewaltige Hand. Nicht wie ich, sondern wie du willst, o Herr, so geschehe mir!“

3.

Die Sonne dieses für Meister Glöckner und seine Tochter so traurigen Tages war endlich hinabgesunken und die Dämmerung trat ein. An ein Nachtessen hatten Vater und Kind nicht gedacht,

weil das Bedürfniß vor dem Schmerze nicht aufkommen konnte. Treue Nachbarn und Nachbarinnen waren bis zu der Stunde bei ihnen gewesen, die sie selbst in den Kreis ihrer Häuslichkeit zurückrief. Jetzt waren sie allein und saßen still und ihr Loos überdenkend da. Es war nämlich mit Grund zu befürchten, daß nun auch der Hypothekargläubiger seine Rechte geltend machen werde und — was sollte dann aus den Armen werden? Aus den theuren Räumen des Vaterhauses getrieben, mußten sie irgend ein Dachstübchen miethen und zu den Kosten der Erhaltung des armen Lebens kam noch die Zahlung der Miethe. Das und anderes bewegte ihre Herzen und machte sie schwerer als sie schon durch die heutige Erfahrung waren. Ach, dachte still in sich hinein der Greis, Nettchen, dir ist wohl. Ich habe tief, tief um dich getrauert und doch danke ich heute meinem Gott und Herrn, daß du das nicht hast erleben und durchmachen müssen! Wär' ich bei dir, wie wohl wäre mir! — Doch nein, Gott, vergib mir den Wunsch! Ich will warten in Geduld, bis du mich abrufst. Müßte ich doch mein Kind hier allein lassen, wo Rohheit sich alles gegen die Armuth erlaubt.

Diesen Gedankengang unterbrach ein leises Klopfen an die Thüre. Auf den Ruf: Herein! traten zwei Personen in das Zimmerchen, eine betagte Frau und ein junger Mann.

„Guten Abend!“ grüßten sie vertraulich.

„Ach, dacht' ich's doch, Ihr kommt heute zu uns an diesem schweren Tage!“ sagte Glöckner und räumte der Frau den Sessel ein, die ihn jedoch nöthigte, sitzen zu bleiben und schnell auf einem der Strohstühle Platz nahm. Der junge Mensch war zu Käthchen getreten und hatte innig ihre Hand gedrückt. Sie sprachen leise miteinander, während Meister Glöckner der Frau Alles berichtete, was an diesem traurigen Tage sich ereignet hatte. Es war Frau Kugler und Schambattist, ihr Sohn, Käthchens Bräutigam, wie man in der goldenen Luft unbedingt anzunehmen sich für berechtigt hielt.

Frau Kugler war die Wittwe eines Musikanten, der seine erste Geige ganz wacker gespielt hatte, so lange er konnte; aber eine langsame Zehrung hatte ihn vor zwei Jahren weggerafft. Lange Jahre waren Kugler's Miethsleute Meister Glöckner's gewesen und all' die vielen Jahre war die Freundschaft der Familien nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Die Kinder wuchsen auf wie Geschwister, und erst in späteren Jahren zeigte es sich, daß eine tiefe und treue Liebe ihre Herzen verband. Dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und so waren sie denn als ein Paar betrachtet worden, das so recht für einander bestimmt sei, und sie selbst fühlten sich unendlich glücklich in diesem Verhältniß und Bewußtsein.

Schambattist war ein braver Schüler der Realschule gewesen, und als er diese durchlaufen hatte, Schreiber bei einem alten Notar geworden, was ihm ein recht hübsches Stück Geld abwarf. Nebenbei besorgte er von dem Notar, der ihn als treu und zuverlässig empfahl, ihm zugewiesene Geschäfte und zeichnete auch, da er in dieser schönen Kunst sich ausgebildet hatte, allerlei zierliche Titelbogen für eine große Musikalienhandlung in der Stadt.

Da er zu weit zum Notar zu gehen hatte und zu viel Stiefel zerriß, gab die Mutter die Wohnung auf und zog in die reiche Clara-Gasse, in ein enges Stübchen; aber die lieben Freunde in der goldenen Luft vergaßen sie nicht, obgleich Schambattist nie ohne die Mutter in das Haus seiner Braut trat. Er plagte sich recht; aber viel brachte er doch nicht vor sich, da auch die Wittwe wegen der langen Krankheit ihres Gatten noch Vieles zu zahlen hatte.

Wie traf sie das Schicksal ihrer Freunde so schwer! Wie innig fühlten sie es mit, wie trauerten sie mit ihnen!

„Ach," flüsterte Käthchen, „denke Dir nur, Schambattist, der abscheuliche Crambolini hat ja meiner Mutter Bild mit aufgenommen! Vergeblich hab' ich ihn um Schonung dieses theuren Gutes gebeten. Der Mensch hat einen Stein, wo andere Menschen das Herz haben."

„Sie sind Blutsauger," sagte Schambattist. „Ich möchte solch ein Amt nicht und wenn es noch so viel einbrächte."

„Ach, da hast Du Recht, lieber Schambattist," versetzte das Mädchen. „Es ist entsetzlich, Andern gefühllos das Theuerste zu nehmen."

„Und doch müssen sie's," sagte Schambattist; „aber ihrer harten, gehässigen Pflicht das Bittere, das Verwundende zu nehmen, versteht kaum einer der Berufenen, die Gewohnheit erstickt das Gefühl. Was das Bild betrifft, Käthchen, so gräme Dich nicht, Du wirst es nicht verlieren."

„O Du Guter!" lispelte das Mädchen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Er drückte sie innig an sich. „Hätte ich nur die Mittel, Euch Alles zu erhalten," meinte er bewegt. „Aber leider konnte ich das nicht ahnen, und erst heute habe ich unsere Miethe bezahlt."

„Ich wollte gern Alles missen," sprach im Laufe der Erzählung Glöckner zur Frau Kugler, „könnte ich nur zwei Dinge retten: das Bild meiner Frau und den Sessel — Ihr wißt schon warum, Frau Kugler."

„Hat er auch das aufgenommen?" fragte schmerzlich berührt die Wittwe. „Wohl kann ich mir denken, wie Euch das drückt. Ach, wer doch die Mittel hätte! — Nun, wenn's nicht unsere schwachen Kräfte übersteigt, wird mein Schambattist schon sorgen," setzte sie nach einigem Sinnen hinzu.

Glöckner faltete seine zitternden Hände und sprach halblaut: „Ach, wenn er das könnte!"

„Wir wollen hoffen," sagte bedeutsam Frau Kugler.

„Wie ist das eigentlich mit dem Sessel?" fragte Schambattist. „Vater Glöckner, Ihr habt mir nie gesagt, wie Ihr dazu kamet."

„Das will ich Dir erzählen, mein Sohn," versetzte der Greis. „Es sind schmerzliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen, so früh als spät. Zuerst reiht sich daran eine bittere Täuschung. Von der

will ich reden, das Spätere erläßt Du mir heute. Mein Vater hatte einen Bruder, der frühe schon ein unruhiger Geselle war; sein Sinn stand immer in's Blaue hinein und oft, wenn er sein tolles Wesen trieb und mein Großvater sagte: Junge, ich wollte, Du wärst wo der Pfeffer wächst! — entgegnete er: Da geh' ich auch einmal hin! Wie oft, erzählte mein Vater, lachten wir über dies Wort; aber es saß ihm fest im Kopfe und wurde auch wahr. Er lernte wenig, aber er hatte besondere Gaben. Um jedoch für seine Zukunft zu sorgen, that ihn mein Großvater zu einem Sattler in der Schustergasse. Kaum war er Geselle, so ging's in die Welt und Niemand hörte etwas von ihm. Jahre gingen hin und sie hielten ihn für todt oder doch verschollen. Er war wirklich hingezogen, wo der Pfeffer wächst, nämlich nach Ostindien. Dort war er aber vom Sattlerhandwerk abgegangen und wurde Bedienter bei einem reichen Engländer, der ledig war und ihn besonders liebgewann. In seinem Testamente bedachte ihn der Herr wie es schien reichlich. Jetzt hatte er Mittel und sein Speculationsgeist trieb ihn an, Handelsgeschäfte zu machen, wie er sie bei seinem Herrn kennen gelernt hatte, erst klein, dann, als sie glückten, größer und umfangreicher, bis er endlich einen blühenden Handel hatte und schweres Geld erwarb. Er verheirathete sich dort, aber seine Ehe war kinderlos, und als er alt wurde, kam ihm der Gedanke an die Heimath wieder, wie das allemal sein soll bei Leuten, die in der Fremde alt werden. Er war aber ein Krittelkopf, dem es selten Jemand recht machte, und hatte sich gewöhnt, alles nach seinem Kopfe zu machen. Seine Frau starb ihm noch in Ostindien, und nun bekam er noch mehr seltsame Gewohnheiten und fing ein einsiedlerisches Leben an. Er wurde mißtrauisch, und es war recht schwer, mit ihm zu leben und umzugehen. Endlich kam er wieder nach Mainz. Mein Großvater und meine Großmutter waren todt und Geschwister hatte er weiter keine als meinen Vater, der ein armer Schuster war und viele Kinder hatte.

„Die Freude war ungeheuchelt und groß, den verlorenen Bruder wiederzusehen, denn mein Vater war ein gar treues Gemüth; weil er aber arm war, so meinte der Ohm Joseph, die Freude gälte bloß seiner Habe, seinem Gelde. Er mochte, das will ich nicht leugnen, bittere Erfahrung von Habsucht und Scheinheiligkeit gemacht haben, daß er kopfscheu wurde — aber er hätte doch nicht in Bausch und Bogen urtheilen und richten sollen. Das war unrecht. Mein Vater fragte ja nicht: Hast du etwas oder bist du wie eine Kirchenmaus aus dem Lande gekommen, da der Pfeffer wächst? Er lieferte ihm das kleine väterliche Erbe aus, das er auch nahm, und blieb sich in seiner Liebe gleich.

„Ohm Joseph blieb nicht lange in Mainz. Gott weiß, was ihm im Kopfe steckte. Was kann man sagen von den Gedanken der Menschen? Wer kennt sie? Er nahm seine sieben Sachen, darunter auch den Sessel, den er aus Indien mitgeschleppt hatte, und zog nach Aschaffenburg. Mein Vater hörte wenig und sah noch weniger von ihm. Erst nach längeren Jahren, da wir Buben groß wurden, kam von Zeit zu Zeit ein Päcklein Geld, das bald hier, bald da zur Post gegeben worden war, bei meinem Vater an, und das half manches Schwere überwinden. Niemals war etwas dabei geschrieben, aber mein Vater wußte wohl, woher es kam, und dankte es seinem Bruder herzlich.

„Es ist ein altes Wort: Alter schützt vor Thorheit nicht, und wahr ist es allewege. Der Ohm Joseph heirathete plötzlich ein blutjunges Mädchen, die Tochter seiner Hausleute. Wie das gekommen war, weiß ich nicht, nur das weiß ich noch, daß mein Vater die Achseln zuckte und zu meiner Mutter sagte: „Das ist Josephs dummster Streich. Es ist gut, Mutter, daß wir auf eine reiche Erbschaft keinerlei Hoffnungen gebaut haben.“ Ich war der Aelteste und arbeitete bei dem Vater. Daher hörte ich denn auch manchmal ein Wörtlein über die Wirthschaft des Ohms Joseph in

Aschaffenburg. Sie muß capitaltoll gewesen sein, denn mein sonst so mild richtender Vater äußerte sich oft herbe darüber.

„Weißt Du was, Mutter," hörte ich ihn einst zu meiner Mutter sagen, „wenn's die Frau Schwägerin in Aschaffenburg so forttreibt, so kann's noch kommen, daß mein Bruder in seinem Alter lernt wie das Brod der Armuth schmeckt."

„Es schadet ihm nichts," erwiederte sie. „Er hat's ja so haben wollen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich oder seine Hölle." „Wenigstens die Thüre dazu," sprach seufzend mein Vater. — Kinder hatten sie in Aschaffenburg nicht und es muß doch recht arg im Hause hergegangen sein, denn mein Ohm Joseph trennte sich von seiner Frau, das heißt, von Tisch und Bett, weil er nichts mehr von ihr wissen wollte.

„Wie's nun ging, weiß ich selber nicht genau, aber es scheint am Ende seines Lebens eine Versöhnung stattgefunden zu haben, denn als sein Ende nahe kam, war seine Frau wieder bei ihm und Alles scheint gut gewesen zu sein.

„Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief von der Frau Schwägerin, die er nie gesehen hatte, darinnen stand, daß Ohm Joseph nicht mehr ferne von der dunkeln Pforte stehe, die in's andere Leben führt, und daß er den Bruder noch einmal sehen wolle.

„Mein Vater machte sich auf die Socken und ging nach Aschaffenburg, denn seine Armuth erlaubte eine andere Art des Reisens nicht. Er traf seinen Bruder noch am Leben. Er nahm ihn liebevoll auf und sagte ihm: er habe ihn bedacht im Testamente. Vorzugsweise vermache er ihm diesen Sessel. Er solle ihn in Ehren halten, denn es sei ein theures Gut, dessen Werth er erst kennen lernen werde. Mein Vater mußte ihm schwören, ihn mit nach Mainz zu nehmen und ihn nie in fremde Hände kommen zu lassen. In dieser Unterredung wurde er durch die Schwägerin unterbrochen, die nun dafür sorgte, daß er meinen Vater nicht mehr allein sprach. In der folgenden Nacht wurde er schwächer und schwächer und sein

Ende nahte schnell. Kurz vorher wollte er meinem Vater noch etwas in das Ohr flüstern, aber es war zu spät — ein Schlag endete sein Leben, ohne daß er es vermocht hatte.

„Als das Testament eröffnet wurde, zeigte es sich, daß er seine Frau als Haupterbin eingesetzt hatte. Mein Vater erhielt zweihundert Gulden und den Sessel. Das war Alles. — Die zwei hundert Gulden reichten hin, eine Schuld zu zahlen und mein Vater segnete den Verstorbenen dafür. Seinen Schwur hielt er. Der Sessel, obgleich er viele Liebhaber fand, blieb sein und wurde ihm in seinen alten Tagen und in seiner langen Leidenszeit ein rechter Segen, so daß des Verstorbenen Wort recht prophetisch war. Er starb darin. Und mir ist er auch ein Segen im Hause gewesen — doch, was hilft's, wenn ich die Leiden vergangener Tage wach rufe im Herzen?

„Ihr, liebe Frau Kugler, wisset, was ich sagen müßte; Ihr habt meine schweren Prüfungstage treu mit durchgemacht. Ihr wißt auch, warum dieser Sessel mir so theuer ist. Ach, ich hatte gehofft, auch einst darinnen zu sterben. Das ist nun vorüber." —

Er schwieg und die liebenden Herzen, die ihn umgaben, fühlten sein Weh recht tief mit. Ihre Thränen waren Zeugen davon.

Dies Gespräch war im dunkeln Gemache geführt worden, weil es sich so traulicher redet. Keins sah den Schmerz in des Andern Zügen und doch empfanden ihn Alle gleicherweise. Es trat ein langes Schweigen ein, das nur durch Käthchens Schluchzen unterbrochen wurde.

Endlich schieden die Freunde in der Noth und stumm drückten sie sich die Hände.

4.

In Bingen wohnte zu damaliger Zeit ein Geschwisterpaar, das in seiner Art ganz eigenthümlich war. Es waren ledige Leute von etwa fünfzig Jahren, mit allen Launen behaftet, die das

ehelose Leben in Hagestolzen hervorzurufen pflegt. Umgang hatten sie mit Niemand, und wenn sie genöthigt waren, die Dienstboten zu wechseln, was freilich selten geschah, so war die erste und oberste Bedingung der Auf- und Annahme die, daß sie sich mit Niemand in der Stadt einlassen wollten und sollten. Sie waren Bruder und Schwester, reich und bei allen Besonderheiten seelengut. Jedes der Geschwister bewohnte die eine Hälfte des Hauses und trieb dort sein Wesen in seiner Art, ungestört vom andern; denn sie kamen niemals zusammen, außer bei Tische. Wer aber hätte schließen wollen, sie stünden deßwegen feindlich gegen einander, der hätte sich sehr getäuscht, denn sie waren höchst innig und einträchtig. Der Bruder, in der Stadt lediglich unter dem Namen Monsieur oder, wie man's dort aussprach: Musje Anton, bekannt, hatte alle Räume seiner großen Haushälfte mit tausendfach verschiedenem alten Zeuge angefüllt. Bilder, die so gedunkelt waren, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob der Gegenstand eine Landschaft oder sonst eine Darstellung sei; alte Bronce- und Porzellanfiguren oft fratzenhafter Art; chinesische Tassen und Schüsselwerk; römische Alterthümer, bestehend in zerbrochenen Urnen und dergleichen; Schwerter, Lanzen, Harnische und Helme aus den Zeiten des Ritterthums; Armbrüste, Morgensterne und Waffen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; dann altes, schönes Schrein- und Schnitzwerk verschiedener Art und zu den verschiedensten Zwecken bestimmt. Es war in den weiten und schönen Gemächern kaum so viel Raum, daß man sich frei bewegen konnte. Obwohl dies in Wahrheit der Fall war, so reiste er doch jedes Jahr nach Mainz, und die Trödler und Antiquare waren nie froher, als wenn sie Herrn Anton Drewes, denn das war sein eigentlicher Name, daherkommen sahen. Was kein Mensch kaufte, dafür gab er namhafte Preise, wenn es nur irgend seinem barocken Geschmacke zusagte.

Seine Schwester, Mamsell Julchen, hatte ihre Liebhaberei an

ausländischen Vögeln. Ihre Gemächer waren eine wahre Menagerie von Papageien, Kakadu's, Ara's und dergleichen, deren Geschrei jeden andern Menschen längst um seinen Verstand gebracht hätte. Mamsell Julchen that's unendlich wohl, weil sie an einem beträchtlichen Gehörmangel litt. In der Wartung und Pflege dieser Schreihälse, die eine Plage für die Nachbarschaft in weitester Entfernung waren, ging ihr ganzes Leben hin. Schiffer, die nach Holland fuhren, machten ihre Sammlung stets reicher und vollzähliger — und keine schlechten Geschäfte dabei, denn sie zahlte reichlich, wenn sie nur etwas Besonderes brachten.

So mild und freundlich Bruder Anton war, so kam's doch vor, daß er, wenn die Bestien der Schwester einmal im Chore schrieen, sie auf den Blocksberg wünschte und seinem Aerger durch einen halblauten Ausbruch der Erregung Luft machte. Das änderte aber im Gange der Dinge nichts.

Die Zeit war denn nun auch wieder gekommen, daß Herr oder Musje Anton nach Mainz ging, und grimmig ärgerte es ihn, daß einer der spottsüchtigen, scharfzüngigen Schiffer, der ihn an die Diligence (wie man damals die kleinen Yachten nannte, welche in unaussprechlicher Langsamkeit den Verkehr zwischen Mainz und Coblenz unterhielten) fuhr, fragte: „Gehen Sie wieder nach Mainz, Herr Drewes, altes Geröll kaufen?"

Er strafte ihn mit stiller Verachtung und schwelgte in dem Gedanken, daß und wie er seine schöne Sammlung würde bereichern können.

Die Lichter der Häuser am Rhein, so zu Kastell wie zu Mainz, erglänzten schon in langer Reihe in die dunkle Nacht hinaus und das Geplätscher der Wellen am Bord des Fahrzeuges mischte sich in das allmälig näher rückende Rauschen der Rheinmühlen, als lautes Lärmen und Rufen auf dem Verdecke dem Alterthumsfreunde das Zeichen gab, daß endlich das alte goldene Mainz erreicht sei. Bis zum wirklichen Landen war es nun freilich noch weit, allein

sein Herz hüpfte vor Freude, denn morgen war Fruchtmarkt, dann wurde regelmäßig am Theater eine Versteigerung alten Trödels und gepfändeter Mobilien gehalten. Da hatte er schon manchen köstlichen Fang gethan, und es wollte ihn gemahnen, als sei morgen wieder so eine Glücksstunde für ihn. Er nahm daher auch immer seine Wohnung im rothen Hause, aus dessen Mittelstockfenstern er eine Uebersicht alles dessen hatte, was dem Kauflustigen dargeboten und angepriesen wurde.

In süßen Hoffnungen seine Seele wiegend schlief er endlich ein; aber kaum erklangen die Glocken zur Frühmesse, so lag er schon, völlig angekleidet, am offenen Fenster, schmauchte seine Morgenpfeife und sah dem erheiternden Treiben zu, das sich überall zu entfalten begann. Die Dorf-Frauen und Mädchen der benachbarten Orte kamen mit ihren Gemüsen und Früchten und schichteten sie lockend auf. Wagen mit hoch aufgethürmten Fruchtsäcken schwankten heran. Mit jeder Minute wurde das Leben und Weben bunter, mannigfaltiger und anziehender. Er nahm rasch sein Frühstück, das man ihm auf die Stube brachte, und postirte sich dann wieder an's offene Fenster. Jetzt rollten die langen Schiebekarren daher, belastet mit Bettladen, Kommoden, Spiegeln, Bettzeug, Tischen und Stühlen. Alles wurde aufgestellt; ein langer Tisch diente dem Ausrufer, der, Herrn Drewes wohl kennend, herauf grüßte und ihm sein: Auch einmal wieder hier? — zutraulich zurief. Die Karren kamen und gingen. Der Schreiber saß schon da. Alte Frauen musterten die käuflichen Gegenstände, aber noch hatte sein Auge nichts entdeckt, was es hätte fesseln können. Da — sein Auge öffnete sich wieder, sein Herz schlug heftiger — kam der lange Schiebekarren noch einmal und trug einen Sessel von so absonderlicher Form, so seltsamer und schöner Arbeit, wie er weder etwas Aehnliches besaß, noch jemals gesehen. Er warf seine Pfeife rücksichtslos in eine Ecke und stürmte über den engen Gang, die Stiege

hinab, auf den Platz. Hier untersuchte er den Sessel, um den sich schon Neugierige gesammelt hatten.

Er war aus einem unbekannten, aber sehr festen, dunkeln Holze gefertigt. Ueberall bedeckten Schnitzereien das Holzwerk, und diese bestanden aus Zusammenstellungen und Verschlingungen von Thiergestalten und Pflanzengewinden. Die eine Armlehne zeigte einen Löwen, den eine gräßliche Riesenschlange umwand; im Todeskampfe rang der König der Thiere, und dieser war mit eben so viel Kunst der Arbeit, als richtigem Ausdrucke dargestellt; die andere zeigte den Kampf eines Tigers mit einem Krokodile. Jeden Zwischenraum, den die Thierformen ließen, füllten Blumen und Blätter von der zierlichsten Arbeit. Ebenso zeigten die Füße verschiedene Affenarten in den seltsamsten, bald kämpfenden, bald lustig spielenden Stellungen. Der Bezug des ungemein bequemen Sessels war gepreßtes Leder, dessen Farbe aber längst verblichen und verfleckt war, so daß ein neuer Bezug geboten war für den, welcher in den Besitz des Kunstwerks gelangte. Immer größer wurde der Kreis der neugierig Beschauenden um das schöne Stück.

Niemand beachtete es, daß in eben dem Maße als sich jener Kreis vergrößerte, die Miene eines jungen, schönen Mannes sich verdüsterte, welcher sich gegen die Mauer gelehnt hatte und dem Treiben der sich mehrenden Menge zusah.

Neben dem jungen Manne stand der Schreiber Crambolini's, des Gerichtsvollziehers. „Lederer," hatte dieser zu ihm gesagt, „das Bild aus Glöckner's Wohnung muß ich haben. Sie ersteigern es um jeden Preis." Der Schreiber, der Zeuge des Auftritts im Hause des armen Glöckner gewesen, empfing mit innerer Unzufriedenheit und Empörung diesen Auftrag. Gern hätte er dem Mädchen das Bild zurückgegeben. Um aber doch ein Maß zu haben, bat er um nähere Bestimmung des Preises; es sei nur mit Wasserfarben gemalt und schlecht dazu.

„Das ist richtig," versetzte Crambolini. „Man kann Butter

zu theuer bezahlen, und die ist doch lauter Fett, sagen die Frauen, und das Bild ist nichts Besonderes. Nun, es werden wahrscheinlich auch keine Liebhaber dafür sich finden. Geben Sie etwa drei Gulden dafür; steigert aber das Mädchen, welches Sie ja auch gesehen haben und kennen — dann gehen Sie mit, wie hoch es auch komme."

Der Schreiber sah sich jetzt auf dem Platze überall um, aber das schöne Mädchen konnte er nicht erblicken.

Die Versteigerung begann mit Bettladen, Tischen und dergleichen. Endlich kam das Bild. Der junge Mann neben dem Schreiber des Gerichtsvollziehers bot diesen ab. „Für wen bieten Sie?" fragte er ihn freundlich.

„Für Jemanden, dem das Bild überaus theuer ist," war die Antwort.

„Vielleicht für Glöckner?" —

„Ja." —

„Nun, so ist das Bild für Sie," sagte der Schreiber und entfernte sich. Schambattist, denn der war's, der geboten hatte, sah dem jungen Menschen bewegt nach. Er kannte ihn nicht.

Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder, weil er im Auftrage des Gerichtsvollziehers anwesend sein mußte. „Haben Sie das Bild?" fragte er Schambattist.

Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Doch sagen Sie mir, was bewegt Sie, solchen Antheil an der Familie zu nehmen?" —

„Ich bin so unglücklich, Crambolini's Schreiber zu sein," entgegnete Lederer offen, „und war daher gestern Zeuge von Auftritten, die mir tief in das Herz schnitten. Könnten wir dem braven Greise doch auch den Sessel erhalten!"

Schambattist blickte ihm dankbar in die treuen Augen. „Wenn er nicht allzu hoch kommt, werde ich ihn steigern," sagte er zu Lederer; „allein mehr als fünf und zwanzig Gulden hab' ich nicht."

„Victoria!“ rief Lederer, „so ist er unser, denn zehn Gulden leg' ich dazu; ich hab' es heute vor Gott gelobt.“

Schambattist hatte nicht Zeit, seiner Dankbarkeit Worte zu leihen, denn schon rief der Ausrufer: „Ein Sessel von kostbarer indianischer Arbeit, aus Ostindien stammend! Wer bietet?“

„Fünf und zwanzig Gulden!“ sagte Anton Drewes mit, vor Begierde nach dem Sessel, zitternder Stimme.

„Sechs und zwanzig!“ rief Lederer.

„Sechs und dreißig!“ Drewes. —

Schambattist erbleichte. — „Muth!“ rief Lederer leise ihm zu; „Vierzig!“ —

„Fünfzig!“ bot Drewes. —

„O mein Gott!“ seufzte Schambattist. —

„Gut!“ sagte Lederer. „Der Kerl soll ihn bezahlen, wenn er so darauf erpicht ist. — Sechszig!“ —

„Siebzig!“ rief Drewes, erstaunt nach dem Mitbietenden blickend. —

„Achtzig!“ setzte Lederer darauf. —

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ sagte Schambattist, seine Hand fassend. —

„Lassen Sie mich!“ flüsterte Lederer. „Ich kenne den Narren. Er läßt nicht nach. So retten wir wenigstens das Uebrige für die Familie, denn der muß Capital und Zinsen des Lederhändlers bezahlen.“ Drewes blickte auf den Sessel und bot hundert Gulden.

Aller Augen richteten sich auf die beiden sich steigernden Liebhaber. „Der Schreiber Crambolini's hat Aufträge von hohen Personen, die Geld haben!“ sagte Jemand halblaut. —

„Das hab' ich auch!“ sagte Musje Anton, und lief kirschroth an.

„Gut,“ versetzte der Mann, „so bieten Sie!“

Drewes hatte im heiligen Eifer vergessen, daß er der Letztbietende gewesen und bot fünfzig Gulden weiter. Ein schallendes Gelächter erhob sich.

Lederer schüttelte sich vor Lust und rief: „Zweihundert Gulden."

„Noch fünfzig!" schrie Drewes.

„Dreihundert!" rief Lederer in hastiger Stimmung.

„Noch fünfzig!" war Drewes' Gebot.

„So!" sagte Lederer und rieb sich die Hände vor Lust. „Nun bleibt nach Abzug der Kosten eine hübsche Summe übrig. Dafür kaufen wir in Bembe's Magazin dem alten Manne einen gepolsterten Sessel und das übrige Geräthe geht zurück." Schambattist stand wie eine Bildsäule dabei. Lederer trat zum Ausrufer. „Halten Sie ein," sagte er, „die Summe ist gedeckt."

Das Protokoll wurde unterzeichnet, das Geld baar erlegt und ein langer Schiebekarren lud Glöckner's Geräthe auf, um es heimzufahren. Schambattist, sein Bild unter dem Arme, folgte dem Karren, während Lederer als Bevollmächtigter sein Geschäft mit dem Ausrufer abmachte. Als dies beendet war, trat er zu Drewes und sagte: „Sie haben da einen Erwerb gemacht, wozu Sie sich gratuliren können. Wollen Sie übrigens den Sessel abgeben, so bietet Ihnen Jemand das Doppelte."

„Nicht für tausend Gulden!" lachte Herr Drewes und folgte den Trägern, die den Sessel in's rothe Haus trugen.

„Und doch," sprach Lederer, der ihm beharrlich folgte, „würden Sie als reicher, aber ehrenhafter Mann sich nicht glücklich im Besitze fühlen, wenn Sie wüßten, was ich von dem Sessel weiß." —

„So?" erwiederte Drewes, dessen Gutmüthigkeit sich zu regen begann. „Was wissen Sie denn?" —

„Wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, theile ich Ihnen Alles mit."

„Thun Sie das," sagte Drewes, und Beide schritten der nahen Thüre zu, innerhalb welcher bereits die Träger des Sessels verschwunden waren.

Lederer, der schnell den Mann durchschaut hatte, mit dem er verhandelte, setzte sich in der Stube zu ihm und erzählte, was er

am gestrigen Abend erlebt und was er aus dem Zwiegespräche des Gerichtsvollziehers und des alten Glöckner von dem Sessel vernommen. Er hatte die Gabe, recht beweglich zu erzählen und that's nach bester Kraft. Die Erzählung fand den Weg zum Ziele, dahin sie wollte und sollte. Drewes war tief ergriffen, aber es entstand ein Kampf in seiner Seele zwischen dem Gedanken, den Lederer's Erzählung geweckt, und seiner Liebhaberei. Unruhig rückte er auf dem Sopha hin und her, darauf Beide saßen. Hätte nicht der Sessel mit seiner unübertrefflich schönen Arbeit vor seinen Augen gestanden und diese immer auf's neue die Lust des Besitzes geweckt, Lederer hätte ohne Zweifel sein Ziel erreicht.

Als er schwieg und auf dem Gesichte seines Nebenmannes den Eindruck seiner Erzählung zu lesen suchte, sagte dieser: „Freilich, freilich — ich erkenne, wie theuer dies Gut dem Manne sein muß, aber — thut's denn nicht ein anderer Sessel auch? — ich — würde — im Nothfalle —“

„Wir haben geschickte Arbeiter hier,“ fiel ihm Lederer in's Wort. „Ich würde mich verpflichten, Ihnen einen auf's Haar diesem gleichen Sessel zu schaffen.“

„Aber der wäre ja nicht alt, nicht aus Indien!“ unterbrach ihn Drewes.

„Hören Sie, Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, das ist so ein Päcklein Narrheit,“ rief Lederer aus. „Ich wollte dem neuen Sessel das älteste Ansehen geben lassen und — bei Liebhabereien läuft immer ein bischen Lüge mitunter. Entweder belügt man sich selbst und Andere, oder wird belogen. Was hätte es denn auf sich, wenn Sie daheim sagten: Er ist aus Tippo-Sahib's Palast und stammt von dessen Urgroßmutter, die ihn in Kairo von dem Pascha von Egypten als Alterthum zum Geschenk erhielt, — denn er stammt aus der Nachlassenschaft des Pharao, der im rothen Meere ertrank, und kam Erbtheilungshalber in andere Hände u. s. w. Ich wette die Leute glauben's.“

Drewes mußte lachen. „Sie haben eine gute Anlage zum Antiquar und Advocaten," sagte er. „Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen wieder zu mir."

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der junge Mensch ging, freilich um ein Bedeutendes an Hoffnung ärmer als er heraufgekommen war.

5.

Als Lederer weg war, besah sich Drewes seinen Sessel von allen Seiten. Es ist ein Prachtstück, rief er, von Freude strahlend, aus. Alles, was ich daheim habe, ist purer Schund und Trödel dagegen. Er ging zehnmal drum herum und in jeder Minute wurde er des Besitzes froher.

Was thut's denn, sagte er zu sich, wenn der alte Schuster einen neuen Sessel erhält? Kann ja auch darin ruhen, und, wenn er's absolut so will, auch meinetwegen — sterben. Selbst wenn ich ihm einen der kostbarsten Sessel kaufe, ist dieser noch spottwohlfeil. — Er ging wieder drum herum — kauerte sich auf die Erde und betrachtete die Schnitzerei. Prachtvoll! rief er aus. Drewes, du wärst ein colossaler Simpel und in Erz gegossener Narr, wenn du um der Grille eines alten Schusters Willen dir dies Prachtstück wegmanipuliren ließest. Bei dem Manne ist es sentimentale Faselei. Den eigentlichen künstlerischen Werth capirt er nicht. — Aber — fuhr er plötzlich auf — das alte, nach Pech riechende, verblaßte und verrutschte Leder muß herunter, heute noch herunter. Ich gehe zu einem tüchtigen Tapezirer und dann zu Mussany's und kaufe Purpursammet zum Ueberzug. Ein Schreiner muß ihn abpoliren und — ganz Bingen muß in Aufruhr kommen über den Sessel, der eines Königs würdig ist. Er nahm den Hut und Stock, schloß vorsichtig ab und rannte fort.

Es war Mittags zwei Uhr, als der Sattler mit seinen Werk-

zeugen in die Stube trat, wo ihn Drewes mit Ungeduld erwartete. Nachdem der kundige Mann den Sessel nach Verdienst bewundert hatte, gab er sich daran, die Nägel auszuziehen. „Herr," sagte er, diese betrachtend, „der Sessel muß seiner Zeit in reichen Händen gewesen sein, diese Nägel sind von Silber!"

„Was sagt Ihr?" rief Drewes und sprang hastig auf. Er untersuchte die Nägel — es war richtig. Wahrlich!" brummte er in den Bart, „der arme Schelm von Schuster wußte nicht, was er da hatte. Dafür soll er aber von mir entschädigt werden, denn vor einem Unrecht bewahre mich Gott."

Der Sattler arbeitete weiter. Als er die Roßhaare wegnahm, um sie auszustauben, rief er aus: „Was zum Kuckuck ist denn da?"

„Was?" fragte Drewes und drängte ihn zur Seite.

„Da sehen Sie nur, da ist ja ein verborgenes Schubfach an der Rückseite des Sitzumfangs und — richtig! Hier die Feder öffnet es!"

Der Arbeitsmann wollte auf die Feder drücken, aber Drewes riß ihm die Hand weg. „Halt!" rief er, „was da drinnen ist, gehört dem Manne, von dem ich ihn erstanden."

„Fehlgeschossen, Herr," bemerkte der Meister. „Sie haben den Sessel, wie Sie mir sagten, in öffentlicher Versteigerung erstanden und ehrlich bezahlt. Es ist Alles Ihr Eigenthum, da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Wie Ihr denkt, geht mich nichts an," erwiederte Drewes. „Jetzt kommt mit mir. Es muß Alles so bleiben wie es ist. Wir gehen zum Friedensrichter. Der muß die Feder öffnen."

„Sie sind ein grundehrlicher Mann," sagte lächelnd der Meister, „und ich bewundere Ihre kitzliche Rechtschaffenheit, obgleich —"

„Still, still!" rief Drewes und zog ihn fort, indem er sorgfältig abschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. „Kommt!"

Beide gingen und der Meister führte Herrn Drewes zu dem Friedensrichter, der sich mit ihnen sofort an Ort und Stelle verfügte.

„Seien Sie so gütig, ein Protokoll aufzunehmen, Herr Friedensrichter, ehe wir zur Oeffnung schreiten. Doch halt! — Der Meister Glöckner muß selbst hierher. Er muß dabei sein, warten Sie noch, bis er da ist.“ Er klingelte, und der Hausknecht mußte eilends in die goldene Luft laufen, um den alten Glöckner herzuschaffen.

Dort saß Schambattist bei dem alten Manne und Käthchen, die ihre Augen nicht von dem lieben Bilde der Mutter wegwenden konnte, und wenn sie es that, so geschah es nur, um sie mit dem Ausdrucke von vollster Liebe und Dankbarkeit auf dem Manne ruhen zu lassen, den ihre Seele liebte. Zwar theilte der Greis die innige Freude seines Kindes über das wiedererhaltene Bild der Verstorbenen in vollstem Maße, aber sein Gesicht trug doch den Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls über den Verlust des Sessels, der ihm ein so werthvolles Gut gewesen war. Er segnete den braven Lederer und seine uneigennützige Menschenliebe; er freute sich der wiedererlangten Mobilien, der vollständig bezahlten Schuld, aber als Schambattist den Plan aussprach, den Lederer ersonnen, vom Ueberschuß einen bequemen Sessel zu kaufen, da schüttelte er das schneeweiße Haupt.

„Nein,“ sagte er, „nicht nach dem behaglichen, bequemen Sitze gelüstet es mich; Crambolini hat Recht, ich sitze ebenso gut auf diesem Strohstuhle. Es waren andere Dinge, die mir den Sessel so werth machten, die Erinnerungen — und die, guter Schambattist, kann mir selbst der kostbarste Prunksessel nicht wiedergeben, die knüpfen sich allein an den alten Stuhl.“

Schambattist hatte das vorausgesehen. Er ließ den Kopf traurig sinken. „Ach,“ bemerkte er, „warum bin ich nicht so reich, daß ich dem Alterthumsnarren den Sessel abringen könnte!“

„Es soll nun einmal so sein,“ meinte mit Ergebung Meister Glöckner. „Ich habe Theureres hingeben müssen. Ich will mich um ein Stück zerbrechlichen Geräthes nicht kränken. Es ist Gottes Wille, redet nicht mehr davon.“

So ergeben auch seine Seele sich in diesen Worten aussprach, der Ton, in dem sie gesprochen waren, deutete doch auf tiefes Weh, das durch die Seele des alten vielgeprüften Mannes zog.

Es trat eine lange Pause ein, in der Jeder seinen Gefühlen Raum gab. In diesem Augenblicke klopfte es an, und Lederer trat mit freudestrahlendem Gesichte herein.

„Ach,“ sagte er, „ich habe einen Wettersturm ausgehalten wegen des Bildes — aber er hat mich doch nicht gebeugt. Crambollini wüthete; doch sein Zorn überstieg alles Maß, als er, nach Abzug der Kosten, mir diese Quittung des Lederhändlers und diese schöne Summe baaren Geldes einhändigen mußte, um sie Euch zu bringen, Meister Glöckner. Dafür aber müßt Ihr Euch einen andern Sessel kaufen, denn der Drewes ist zwar ein grundguter und ehrlicher Mensch, aber in seiner Narrheit so verrannt, daß er wohl schwerlich den Sessel hergeben wird. Ich hab' ihn nach allen Kanten bearbeitet, aber es verfing nicht. Zwar bestellte er mich noch einmal auf morgen früh — und ich glaube, er kauft Euch am Ende noch einen andern Sessel, aber den schönen, alten werdet Ihr verschmerzen müssen.“

Den Strom der Dankbarkeit, welcher eben aus drei Herzen brechen wollte, unterbrach der Hausknecht aus dem rothen Hause, der fast athemlos hereinstürzte. „Ihr sollt sogleich in's rothe Haus kommen, Meister Glöckner, zum Herrn Drewes von Bingen,“ berichtete er. „Sogleich, habt Ihr's gehört? Es eilt!“ —

„Was ist denn zu thun?“ fragte Schambattist, als Glöckner vor Erstaunen nicht zum Wort kommen konnte.

„Was weiß ich?“ versetzte der Hausknecht. „Macht Euch nur schnell auf die Lappen. Der Drewes kann nicht lange Aufschub vertragen, ich kenne ihn. Der bremmst mich was herum.“

„Gebt Acht,“ rief, die Hände vor Lust reibend, Lederer, „mein Wort hat doch bei Dem durchgeschlagen. Nun aber, Meister Glöckner, macht, daß Ihr geht!“

Käthchen eilte, des Vaters Hut und Rock zu holen, den er Sonntags zu tragen pflegte, wenn er nach dem Dom ging.

„Ich denke, wir Beide gehen mit dem alten Manne,“ sagte der ehrliche Lederer zu Schambattist. Käthchen, die vor Freude strahlte, stimmte ein, und bald gingen alle Drei hinaus. Dem alten Manne wurde der Weg aus der goldenen Luft bis zum rothen Hause hinab recht beschwerlich. Obwohl ihm Schambattist den Arm reichte, wurde es doch ziemlich spät, bis sie in das Gemach traten, wo Drewes, der Richter und der Sattler in gespannter Erwartung saßen.

„Aha,“ rief Drewes, „kommt Ihr endlich!“

Glöckner's Blicke ruhten mit Schmerz auf dem Sessel, der wie zerrissen in der Mitte des Zimmers stand. „Was soll ich hier?“ fragte der alte Mann unwillig. „Wollt Ihr mir den Schmerz bereiten, mein theuerstes Eigenthum zu erblicken, das Ihr mir entrissen und nun zerreisset? Wollt Ihr Euch an meinem Schmerze weiden?“

Drewes ging das Wort des alten Mannes durch die Seele. Er faßte seine Hand und sagte: „Glaubet das nicht, Meister Glöckner, ich weiß von dem braven jungen Manne dort, wie Ihr zu dem Sessel steht; aber — da ist etwas sichtbar geworden, das nur in Gegenwart des Herrn Friedensrichters und Eurer geöffnet werden darf, da ich kein Recht daran habe. Herr Richter, lassen Sie gefälligst öffnen!“

Verwundert blickten Alle auf den Sattler, der jetzt auf eine kaum bemerkbare Feder drückte. Ein Kästchen sprang auf. Es lag ein Papier darin, etwa zehn lange Rollen und eine kleine Schachtel. „Bitte, lesen Sie die Schrift, Herr Friedensrichter,“ sagte Drewes. Dieser entfaltete das ziemlich vergilbte Papier und las:

„Mein lieber Bruder!

„Als ich noch in Benares wohnte und Geschäfte trieb, kaufte ich einst diesen Sessel von einem alten Hindu, den ich nicht kannte, auch nicht habe wiederfinden können. Woher er stammt, weiß

ich nicht. Als ich ihn genau untersuchte, berührte ich unvermuthet eine Feder und die Rückplatte des Sitzes sprang auf. In dem Kästchen lag ein Schatz von Gold und Edelsteinen. Sie legten mit dem Golde den Grund meines Reichthums. Einen Theil der Edelsteine behielt ich. Sie sind von hohem Werth und liegen in dem Kästchen. Ich brauchte sie nicht zu veräußern und hielt sie für etwaige Wechselfälle in meinem Leben zurück. Gott sei Dank, diese sind nicht eingetreten! Gott segnete mich mit Reichthum, aber ich wurde hart und mißtrauisch. Ich kam nach Mainz zurück und Deine Liebe sah ich für Heuchelei und Streben nach meinem Erbe an. Gott verzeihe mir's! Du weißt ich verheirathete mich, weil — ich bethört wurde; aber ich lernte mein Weib kennen und verließ sie. Wem sollte ich meine Habe zuwenden, als Dir? Aber Du solltest es nicht gleich ahnen, deßwegen verbarg ich den Dir zugedachten Theil in dem Sessel, den ich Dir hinterlasse. Die Feder zeige ich Dir, ehe ich sterbe. Vergib meiner Thorheit und bete für

Deinen Bruder Joseph Glöckner."

Der Friedensrichter hatte längst das Papier neben das Kästchen gelegt und noch dauerte die tiefe Stille fort, die während des Lesens geherrscht hatte.

„Ach, nun weiß ich, warum mein Ohm Joseph meinem Vater den Sessel so gewaltig auf die Seele band. Nun weiß ich, was er ihm in's Ohr flüstern wollte, als der Tod das Band seiner Zunge fesselte," sagte mit Thränen im Auge Meister Glöckner.

Drewes stand mit heiteren Zügen neben ihm. „Nehmt Euer Eigenthum, Meister," sprach er, „und den Sessel schenke ich Euch dazu. Ihr, junger Mann, habt mir heute versprochen, daß Ihr mir ein gleiches Kunstwerk hier wollet machen lassen. Ich halte Euch beim Wort."

„Das ich halten werde," sagte freudig Lederer.

„Meister," wandte sich Drewes darauf an den Sattler, „nagelt den Bezug wieder drauf."

„Mit den Nägeln von Silber?" fragte dieser bedenklich.

„Versteht sich — denn mich geht er nichts mehr an. Ihr habt ja gehört, daß ich ihn Meister Glöckner geschenkt. — Meister, nehmt Eure Schätze!"

„Stille," sagte der Richter. „Wir wollen erst sehen, was in den Rollen ist." Er nahm eine heraus und öffnete sie. Es waren Doppelguineen. „Empfangt Euer rechtmäßiges Erbe," sprach er zu dem tiefgerührten Greise. „Ich wünsche Euch Glück!"

6.

Ein Jahr später sagte Drewes zu seiner Schwester, unter deren Papageien ein arges Sterben gekommen war: „Julchen, in Mainz ist der van Aacken mit seiner Menagerie. Laß uns zusammen dorthin reisen, dann kannst Du Dir neue Exemplare kaufen. Ich muß doch hin, denn der alte Glöckner hat mir geschrieben, mein Sessel sei fertig, aber ich müsse ihn selber holen, zumal ich Pathe bei dem Erstgeborenen seiner Tochter geworden und die Kindtaufe bis zu meinem Kommen ausgesetzt sei."

Das gefiel Jungfer Julchen über die Maßen, und die zwei Geschwister reisten zum ersten Male in ihrem Leben mit einander nach Mainz. In einem stattlichen, schönen Hause auf der großen Bleiche hielten sie an. Zwei junge Männer und ein Greis empfingen sie wie alte, liebe Freunde an der Thüre.

„Nun, das ist schön," sagte Drewes, „daß ich auch Sie hier finde," und reichte mit diesen Worten Lederern die Hand.

„Wissen Sie denn nicht, daß wir einen Holzhandel in Gemeinschaft führen, Kugler und ich," fragte Lederer, „und daß er köstlich geht?"

„Nein," sprach Drewes, „aber das freut mich. Ihr seid

zusammengeführt worden in den Tagen der Sorge und des Unglücks, so müßt Ihr auch zusammenbleiben in den Tagen des Glückes."

Die Alten wurden hinaufgeführt und ein schönes, blühendes Weib brachte einen prächtigen Knaben dem Herrn Drewes entgegen und sagte: „Segnen Sie Ihren Pathen, der mit seinen Eltern Ihnen Glück und Segen verdankt."

Drewes beugte sich über das Kind und küßte es auf die Stirn, und es währte länger als ein gewöhnlicher Kuß, bis er sich aufrichtete, weil — er eine Thräne verbergen wollte, die dagegen Käthchen sich keine Mühe gab, in ihrem schönen, glänzenden Mutterauge zu verbergen.

Nachdem sich die beiden Ankömmlinge von Bingen einigermaßen erholt hatten, nahm Glöckner Drewes an der Hand und führte ihn in ein größeres, nebenanstoßendes Zimmer. Dort standen zwei Sessel — einer wie der andere, beide gleich mit purpurrothem Sammet bezogen.

„Nun, theurer Freund," sagte Glöckner, „welches ist der alte, ächte Glückssessel?"

Alle waren gefolgt. Drewes ging prüfend um beide herum. Er besah alles so genau wie möglich. Endlich, nach langer Prüfung, richtete er sich auf, ging auf Lederer zu und sprach: „Sie sind ein wahrer Herenmeister!"

„Ich nicht," lachte dieser, „sondern einer unserer geschickten Arbeiter. Nun, welcher ist's?"

„Ehrlich gestanden, — ich weiß es nicht," meinte Drewes etwas kleinlaut.

„Da sehen Sie, wie wahr das ist, was ich Ihnen im rothen Hause sagte. Man kann die Leute mit sehenden Augen blind machen und mit der Alterthümelei geht's in der Regel auf ein bischen Lug und Trug hinaus. Herr Glöckner," fuhr er fort, „zeigen Sie ihm den neuen, denn — ich kenne ihn selber nicht mehr."

Glöckner drückte auf die geheime Feder und sagte: „Dies ist der alte.“

Wirklich war der neue ein Meisterstück und der Schreiner, der ihn gefertigt, hatte durch künstliche Beize dem Holze auf's Täuschendste dieselbe Farbe gegeben. Glöckner zog Drewes in den neuen Sessel, wo er sich setzen mußte. Dann umarmte er ihn und sprach: „Gott lasse Sie lange darin gesund und ohne Sorgen ruhen!“ Alle stimmten in diesen Wunsch aus treuem Herzen ein.

Am folgenden Tage war die Kindtaufe, wo dann der Friedensrichter und der Sattler, wie auch der öffentliche Ausrufer nicht fehlten, der Drewes den Sessel zugeschlagen. Sie verlebten einen glücklichen Tag, und Drewes und seine Schwester sonnten sich recht in der Liebe, die ihnen so innig gezollt wurde. Sie blieben mehrere Tage bei ihnen in Mainz.

Schambattist half Jungfer Julchen die schönsten Papageien kaufen, und als sie endlich schieden, war das kleine Verdeck der Diligence ganz von den Käfigen der schreienden Vögel bedeckt, aber die Mitreisenden hatten nur Augen für den köstlichen Sessel, der in der Kajüte stand, was Drewes große Freude bereitete, zumal ihn Jedermann für alte, köstliche Schnitzarbeit ansah.

Des Douanen Kind.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

1.

Wo zwischen Bingen und dem Dorfe Heimbach die Burg Soneck hoch auf einem Felsen thront, beginnt der Soon, ein mächtiger Wald, welcher sich über die Berge hinzieht, die das reizende Nahethal gegen Norden begrenzen und schützen. Seine Längeausdehnung beträgt wenigstens vierzehn und seine Breite durchschnittlich vier Stunden. Bäche, welche von der Wasserscheide des Hunsrückens sich zur Nahe hinwinden, haben an vielen Stellen die Berge durchbrochen und schauerliche Schluchten in das schwarze Gestein gerissen, wo ihre Wellen im weißen Schaume sich an den Felsen brechen; an anderen Stellen schneiden liebliche Thäler in die Berge ein, wo sich der fleißige Mensch angebaut und seine Dörfer gegründet hat; aber auch auf den südlichen Abhängen des dunkeln Soon hat in früheren Zeiten schon die Axt gelichtet, und wo einst der Wald herrschte, da zieht jetzt der Pflug seine Furchen, und die goldene Aehre reift im Strahl der Sonne auf weiter Flur.

Dort, am südlichen Abhange, wo unfern auf hoher Kuppe eine alte Wildgrafenburg über die weite Gegend schaut, liegt ein Dorf, das gegen Norden den die Höhe bedeckenden Hochwald Soon zum Schutze hat, dessen Fluren sich rechts und links ausdehnen und an dessen Häuser sich ein grüner Gürtel von Wiesen anschmiegt, so saftig und frisch, daß das Auge schon von Ferne sich daran erlabt. Ein Wald von Obstbäumen umschließt das Dorf, aus dem sein Kirchthurm recht hoch herausschaut. Unfern des Dorfes stürzt ein

Bach in eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsche bewachsen ist, aus welchem einzelne Hochstämme schlank in die Freiheit hinausstreben. Weiter unten wird der Fluß des Baches ruhiger, denn die Thalsohle wird breiter und ebener, und dort liegt die „rothe Mühle,“ so genannt, weil das Balkenwerk roth angestrichen ist seit alter Zeit, und die Gefachspiegel weiß sind. Damals, als unsere Geschichte sich dort ereignete, wohnte hier ein alter Junggeselle und trieb das Geschäft des Mahlens mit Erfolg.

Wenn man von der Mühle den gewundenen Felspfad hinauf nach dem Dorfe steigt, so geleitet er durch den Wiesengürtel des Abhangs in einen breiteren Pfad, der, auf beiden Seiten mit Hainbuchen bewachsen, nach dem Dorfe führt. Links, wenn man in's Dorf tritt, steht ein Bauernhaus, mit Stroh gedeckt, wie alle. Das Strohdach läuft aber gegen die Wiese, die sich daran schließt, und die eine beschorene Hainbuchenhecke einfriedigt, weit vor, ruht auf vier gewaltigen Stämmen, und bildet so eine eben so kühle als anmuthige Wagnerwerkstätte. Dieses Haus bewohnte der alte Fehringer mit seinem Sohn und der alten Base Lene, Lenebas schlechthin genannt. Gegenüber, und nur durch den Pfad getrennt, stand ein kleines Haus, einem reichen Bauer Namens Ries gehörig, das aber an den Douanen Dollart vermiethet war.

Aber, fragen vielleicht meine Leserinnen, wer war denn das? Was heißt denn ein Douane und wie kommt der hierher? — Darauf muß ich freilich antworten, und bin genöthigt etwas weit auszuholen.

Als Napoleon die Welt beherrschte, oder doch einen großen Theil davon, trug er, wie bekannt, unersättlichen Haß gegen England, dessen Macht zu brechen seine höchste Aufgabe war. Gerade am allerverwundbarsten Siegfriedsfleckchen faßte er's, nämlich an seinem Gewerbfleiße und Handel. Er verschloß nicht nur allen englischen Waaren seine Grenzen, sondern selbst denen, welche durch englischen Verkehr uns zugeführt werden. Darum zog er eine

doppelte Zollwächterlinie um das Reich. Am Rheine standen diese „Douanen" enge, und man begegnete den bewaffneten Grünröcken überall bei Tag und bei Nacht, denn sie gingen von Posten zu Posten, um ja jede Regung auf den Fluthen des Rheines zu beobachten, und es war kaum möglich, daß vom jenseitigen Ufer ein Kahn landen konnte, ohne daß Einer dieser den Uferbewohnern verhaßten Unglücksvögel zur Hand gewesen wäre, schonungslos den Landenden zu betasten und zu untersuchen bis auf's Hemd, ob er keine verbotenen Waaren einschwärze oder, wie man sagte: einschmuggle.

Eine zweite Linie, freilich weiter auseinander stehend, zog sich über die Höhen und Berge hin, welche etwa zwei bis drei Stunden vom Rheine entfernt waren, und zu dieser, der sogenannten „schwarzen Brigade" gehörte Dollart, welcher in dem Hause neben Fehringer wohnte, mit seiner Frau und seiner Tochter Claire einen kleinen Haushalt bildend.

Im Lande kostete Salz, Tabak, Kaffee und Zucker horrendes Geld, und über dem Rheine, in den Uferorten, nur sehr wenig. Wenn nämlich im Lande der Kaffee das Pfund zu zwei bis drei Gulden bezahlt wurde, so kostete es drüben etwa ein Sechstel oder Siebentel dieses Preises, und so im Verhältnisse Alles. Englische Stoffe aber erreichten eine Preishöhe, die fabelhaft heute klingen würde.

Es ist eine uralte, selbst im Paradiese begründete Wahrheit, daß eben das Verbotene reizt. Hier kam indessen auch noch das Bedürfniß hinzu, um den Schmuggel zu begründen.

Es war das einträglichste Geschäft für die Schiffer und Rheinuferbewohner, zumal Schifffahrt und Handel unglaublich stockte. Aber es hatte dies Gewerbe seine Schwierigkeiten und Gefahren.

Wurde ein Schmuggler ergriffen, so war die Galeere sein Erbe, und Hab und Gut wurde als Staatseigenthum verkauft,

wenn man in einem Hause ausländische Waaren fand, die unverzollt eingeführt waren. Die Zölle aber glichen in ihrer enormen Höhe einem völligen Verbote wie ein Ei dem andern. Da lockte der große Verdienst, und die Schlauheit mußte das Aeußerste aufbieten, wenn sie die List der Douanen überlisten wollte; es sei denn, daß sie, die sehr geringe besoldet waren, die Hand mit den Schmugglern im Spiele hatten und gefällig rheinaufwärts gingen, wenn rheinabwärts ein Kahn mit verbotenen Waaren landete. Rasch warfen dann die Schmuggler ihre Bündel, welche mit Saalbandträgern versehen waren, über, und mit Windeseile ging's den Berg hinan, wo oben der Wald sie in seinen dunkeln Schutz nahm.

Waren sie glücklich über die erste Douanen-Linie draußen, so war das Spiel schon halb gewonnen. In einer Mühle, einem Försterhause, oder in einem einsam stehenden Hofe wurden dann die Bündel abgelegt; Andere, Landeskinder, welche die Wälder und Schliche kannten, nahmen sie hier auf und trugen sie bis hinter die zweite Douanen-Linie, und jenseits dieser war der Sieg errungen und die Waaren gingen bis Paris, wo die Damen des Hofes Napoleon's bei den kaiserlichen Festen in den Roben englischen Stoffes und im Schmucke englischer Spitzen sich bewundern ließen; selbst der duftende Kaffee auf den Tafeln in den Palästen Napoleon's war geschmuggelter, dem man's freilich nicht anschmeckte.

So stand's damals am Rheine und in den Bergketten, die seine Ufer bilden.

Auch in dem Dorfe, dessen Lage ich eben geschildert, war seit Kurzem, es war im Jahre 1813, eine schmugglerische Verbindung angeknüpft, und der Wirth Kamper suchte eine Schmugglerbande zu bilden.

Es war an einem Sonntagnachmittage, schon gegen Abend, als alle die Leute heimgegangen waren, da saß der alte Fehringer allein noch bei dem Wirthe und blickte wehmüthig auf sein Glas, in dem nur noch wenige Tropfen standen.

Der Wirth rasselte mit der Rechten in seinem Sacke mit Geld, während er mit der Linken mit seinem vollen Glase spielte. Sein Auge ruhte dabei mit einem pfiffigen Ausdruck auf dem Fehringer. — Endlich sagte er: „Was denkst Du jetzt Fehringer?"

„Was ich denke?" war dessen Antwort, „daß mein Handwerk, seit der Jörg sich hier als Wagner gesetzt hat, mir nicht mehr so viel gibt, daß ich leben kann —"

„Und trinken!" fiel der Wirth ein und lachte dazu.

„Auch das," fuhr Fehringer fort. „Du rasselst im Gelde, und wenn Du mich auf den Kopf stellst, fällt kein Pfennig heraus; Du hast ein volles Glas und das meine ist leer. Das ist unangenehm, ob ich gleich kein Säufer bin."

„Da trink' einmal mit mir," sprach der Wirth, und schob ihm sein Glas zu. „Aber bist Du daran nicht selber Schuld?" fragte mit einem Tone des Vorwurfs der Wirth.

„Das verdien' ich nicht," sprach mit Festigkeit der alte Fehringer. „Niemand wird mir und meinem Martin absprechen, daß wir uns ehrlich umthun; daß wir arbeiten mit Freuden, wenn wir Arbeit haben; allein es geht so in der Welt, daß Alles dem neuen Wagner zuläuft, weil neue Besen gut kehren. Mein Gut ist geringe. Es nährt mich nicht. Das Handwerk wirft nichts mehr ab. Da hast Du gut reden." —

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint," nahm der Wirth das Wort. „Ich weiß ja, wie es Euch geht, und selbst das weiß ich, daß Du mit Deinem Schwager zerfallen bist, der Dir helfen könnte, der Müller in der rothen Mühle nämlich. Ich dachte an ein Anderes." Und nun neigte er sich flüsternd zu Fehringer's Ohr und sagte: „Du könntest mit Deinem Sohne alle Woche zwei, auch vier Kronenthaler verdienen, und zwar wenn Andere schlafen! Verstehst Du mich?" —

Fehringer fuhr auf. „Wie meinst Du das?" fragte er betroffen.

„Nun“ entgegnete der Wirth,“ „die ganze Arbeit bestünde darin daß Ihr zwei Bündel trüget. Für jeden fällt ein Kronthaler ab.“

„Aha, schmuggeln,“ sagte Fehringer.

„Ja, schmuggeln,“ war des Wirthes Gegenrede. „Ihr nehmt die Bündel und tragt sie nach dem Schwarzfelser Hof dahinten. Es sind drei Stunden Weges. Den Weg kennst Du wie Du Deine Westentasche kennst, und gehst ihn im Dunkeln so sicher, wie am Tage.“

„Ja, wenn der Dollart nicht wäre!“

„Was Dollart?“ rief zornig der Wirth. „Sich nicht fangen lassen, ist die Kunst.“

„Dem trau' Einer!“ sagte Fehringer. „Ich weiß mehr, als Du!“

„Nun was weißt Du denn?“ fragte spottend der Wirth.

„Wir sind allein,“ sprach mit feierlichem Ernste Fehringer, „da kann ich reden. Du weißt, sie sagen, der gehe nicht mit rechten Dingen um; er habe — einen Pakt mit dem Bösen, und darum fange er die Schmuggler so oft. Ich hab's gesehen, daß es nicht just ist mit ihm. Glaub' mir's. Ich bin kein Hase, aber es gibt Dinge, die Einem eiskalt machen.“

„Du abergläubischer Narr!“ rief zornig der Wirth. „Wenn er Alles wüßte, so wären die Schmuggler nicht gestern ihm vorbei gewischt.“

„Mag sein,“ entgegnete Fehringer, „aber was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz. Es war heute vor drei Wochen, am Samstag Abend. Ich war im Walde, um mir eine Last guter Schippenstiele zu hauen. Der Mond schien hell wie am Tage. Ich lag, weil ich den Förster witterte, im Busch und hielt mich stille, wie der Hase im Lager sitzt, und duckte mich. Da sah ich Einen am Saume des Waldes schleichen; aber es war der kleine dicke Förster nicht, sondern die lange, hagere Gestalt des Douanen Dollart. Nicht weit von mir stand ein alter Ständer, Du weißt ja die hohe Eiche am Heiligenbrunnen. Da sah ich ihn

stehen, mutterseelenallein. Da pfiff er plötzlich kurz, hell und gellend, und blitzschnell war noch Einer bei ihm, auch angethan wie ein Douane, eine Flinte im Arm, einen Hut auf, wie Dollart. Sie flüsterten mit einander. Plötzlich dreht sich der Fremde um und sein Gesicht war — rabenschwarz! — Gleich darauf gingen sie nach dem Sillrotherwalde hin und Piff! Paff! hör' ich die zwei Flinten knallen, und sie hatten die Waare der Schmuggler, zehn reiche Bündel, die ihm ein höllisches Geld einbrachten. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz, Kamper. Ich weiß, daß weit und breit kein Douane ist als er, und ich hab' ihn allein aus seinem Hause gehen sehen und allein heim gehen. Mach's rund, wenn Du kannst!" —

Der Wirth schwieg und es rieselte ihm kalt über den Rücken, eiskalt, denn die Schmuggler hatten den Schwarzen auch gesehen, als sie von ihm betroffen wurden, und sie ihre Bündel abwarfen und davon liefen.

„Larifari!" sprach er; „Ihr habt in der Angst Alles doppelt gesehen, und schwarz sehen in der Nacht alle Katzen aus. Du könntest als Schmuggler mehr leisten, als Alle zusammen, weil Du den Spitzbuben auslauern könntest; ja Dein Martin, der mit der schönen Claire gar gut stehen soll, wie der Adam Ries will herausgefunden haben, könnte es erst recht auslugen, wohin der lange Dollart geht. Ginge er rechts, so ginget Ihr links, dann wäre das Fangen denn doch eine Kunst."

„Mein Martin hat nichts mit dem Douanenmädel zu thun!" rief Fehringer zornig. „Der Neidsack, der Adam Ries, hätte das Mädel gern zur Frau, aber es mag ihn nicht, und daher meint er, mein Martin, der ein bildhübscher Jung' ist, müßt mit dem Mädchen Liebhaben spielen. Glaub' dem Lügner nichts. Der hält's mit dem Dollart, und könnte er, so verriethe er ihm Alles."

„Mag sein," versetzte der Wirth, „aber ausspioniren könntet ihr den Dollart doch und schmuggeln helfen. Ist Dir's recht, so

schlag ein; aber ein Schloß vor den Mund, hörst Du, und morgen beginnt Arbeit und Verdienst."

Fehringer'n stieg das Blut in den Kopf, daß er schier schwindelig wurde. Eine Weile saß er da und wußte nicht, sollte er einschlagen oder nicht — dann aber schlug er rasch ein.

„So ist's recht," sagte der Wirth. „Nun will ich Dir auch vertrauen, daß in meinem Hause die Bündel liegen und Ihr von hier aus sie auf den Hof traget. Ich zahle Euch den Lohn aus und ein solcher Verdienst läßt sich hören."

Noch eine Weile redeten sie halblaut, dann ging Fehringer heim und Martin trat ihm aus der Werkstatt entgegen.

2.

Dollart war ein Elsässer, und dazu ein pfiffiger Mensch, was nicht alle Elsässer sind; aber was sie meist sind, von Herzen gutmüthig. Er suchte seine Familie ehrlich zu nähren. Wenn ihn der Dienst nicht in Anspruch nahm, saß er an seinem Webestuhl und wob Damastleinen, in welcher Kunst er Meister war. Seine Frau stand mit den Bauernfrauen ungemein gut; denn sie verstand die Hauben zu machen, zu waschen und zu bügeln, und Claire half wacker. Dollart's waren nicht stolz, kleideten sich bescheiden und Claire ging mit den Mädchen freundlich um, und wenn die Bursche und die Mädchen Sonntag Abends vor's Dorf spazieren gingen, und sangen, da war sie dabei, und ihre glockenreine Stimme hörte man vor allen.

Die Mädchen waren freilich mit Claire nicht zufrieden; ihr aber konnten sie doch keinen Vorwurf machen, weil sie ihm Grunde unschuldig daran war. Das lag nämlich so. Claire war achtzehn Jahre alt und schön, wie ein Engel. Eine hohe, stolze Gestalt, mit braunem Haar, so glänzend wie die Schale der reifen Kastanie, wenn sie aus der Kolbe fällt; mit Augen so groß, so klar, so

freundlich, daß man nichts Herrlicheres sehen konnte; mit einer Hautfarbe, wie der junge Schnee, auf dem die Morgensonne ruht ihm ersten Strahle; mit einer Leichtigkeit des Ganges und der Bewegungen, als hingen alle diese reizenden Glieder in feinen Drähtchen — kurz — schöner war weit und breit kein Mädchen, obgleich im Dorfe die Schönsten der ganzen Soonhöhe zu finden waren, und die auswärtigen Bursche sich manch' Mädchen heimholten zum Aerger der Einheimischen.

Seit Claire im Dorfe war, hatten alle Burschen nur Augen für sie, und es schien, als seien die anderen bildhübschen Mädchen gar nicht da; aber Claire gab doch gar keine Veranlassung dazu. Sie zeichnete Keinen aus, ging Keinem zu Gefallen, und, wenn sie auch gegen Keinen unfreundlich war, so hatte sie doch so eine merkwürdige Art, daß es Keiner wagte sich ihr zu nähern, oder einen Scherz mit ihr zu machen. Es war ordentlich ein Respekt, den sie vor dem muntern Mädchen hatten, als ob's die Pfarrerstochter wäre.

Wenn nun auch so ein heimlicher Neid in den Herzen der Mädchen saß, so ließen sie's denn doch die herzliebe Claire nicht entgelten; denn das hätten sie gar nicht fertig gebracht, weil sie zu gut, freundlich und lieb war gegen Jedermann, ohne Ausnahme. Und wenn auch die schöne Claire keinen der Burschen auszeichnete, so war doch Einer, der es besser wußte, als alle, wie es um ihr Herz stand, und welch' eine Seligkeit es war, von ihr geliebt zu sein — und das war — — Fehringer's Martin, ihr Nachbarssohn.

Martin war so alt als Claire, und die Mädchen im Dorfe waren alle einstimmig darin, er sei der schönste, bravste und bescheidenste Bursch im Lande; das konnte ihm aber auch selbst der Adam Ries nicht ableugnen, der's doch so gerne gethan hätte, weil er ihn beneidete. —

Martin war groß, starkgebaut und doch schlank. Seine Haltung war kerzengrade. Um ein blühendes Antlitz sproßte der junge Bart und gab ihm eine dunklere Beschattung, auch wenn er ihn sorgsam

abrasirte. Dunkle Locken fielen in krausen Ringeln um das schöne Oval seines Gesichts und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne. Seine Haltung war stille und ernst, sein Leben fleißig und vorwurfsfrei. Daß er arm war, that nichts; denn der Müller in der rothen Mühle war sein Ohm und Pathe, und er sein Liebling, wenn er auch seinen Vater nicht leiden konnte, der seine selige Frau, des Müllers Schwester, übel behandelt hatte. Stand auch das Erbe im weiten Felde, so kam's doch einmal sicher, und wenn jetzt der Müller die Hände fest zuhielt, so kam das ja dem Martin allein zu Gute.

Seit Dollart's Claire im Dorfe war, konnte man freilich an dem Martin etwas merken. Er hatte kein Mädchen, keinen Schatz, und wahrhaftig, jede hätte sich glücklich gepriesen, die sich hätte sagen dürfen, sie sei's, die er erkoren. Manchmal sagten die Mädchen unter sich: Es ist mit den Zweien, der Claire und dem Martin, nicht richtig; denn heute hatte die gemeint, sie hätte Martin auf einem Blicke ertappt, der unbewacht zu Claire geflogen und die Fülle einer innigen Liebe verrathen; morgen meinte jene, sie habe es gesehen, wie Claire's wundervolle Augen lange und ausdrucksvoll auf Martin geruht, und sie roth geworden sei bis an die Ohrläppchen, als sie sich bemerkt und beobachtet gesehen; allein dabei blieb's, und sichere Beweise fehlten, wie sorglich auch die Beobachtung war.

Die Liebe, auch die reinste, ist schlau. Das ist eine Welterfahrung und eine Thatsache, für die tausend Beweise vorliegen. Das Geheimniß ist so süß, ist ein so gewaltiger Zauber, daß seine Macht unendlich groß und weitreichend ist. Das selbsteigene Wissen um die Liebe des geliebten Wesens entschädigt für Alles und ein Augenblick glücklicher Gemeinschaft reicht hin auf lange Zeit des Entbehrens. Das zeigte sich bei Claire und Martin im hellsten Lichte. Sie hatten sich liebgewonnen, ehe Eins dem Andern nur irgend seine Liebe verrathen. Ein Moment aber war entscheidend

gewesen. Claire stand einst am Bache, Wasser zu schöpfen. Ein von ihr sehr geliebtes Kind einer benachbarten Familie war ihr gefolgt und stürzte in den Bach, der es mit sich fortriß. Verzweifelnd schrie das Mädchen um Hülfe. Martin kam gerade am Ufer des Baches durch die Schlucht herauf. Er vernahm den Ruf, erkannte die Stimme und beeilte seine Schritte. Da sah er das Kind, stürzte zum Ufer in den Bach und rettete das Kind. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen. Martin trug das Kind zu Claire und beide brachten es in das Leben zurück. Claire eilte hinweg, trockene Kleider zu holen, was ihr unbemerkt möglich war, da die Eltern des Kindes auf dem Felde arbeiteten, Claire aber im Hause sehr befreundet und bekannt war. Beide kleideten das Kind um und pflegten es, bis es wieder ganz munter wurde. Nun reichte Claire Martin ihre Hand, die er nicht wieder loslassen wollte und die ihm Claire auch gerne ließ.

Während das Kind vor Erschöpfung auf Claire's Schooß einschlief, plauderten Beide traulich, und das süße Geheimniß der stillen Brust fand seinen Weg über die Lippe, und über dem schlafenden Kinde wurde der Bund der Herzen geschlossen, aber auch das gegenseitige Gelöbniß abgelegt, daß Niemand ihre Liebe ahnen dürfe.

Das hielten sie treu und jene Aeußerungen der Mädchen waren mehr eine Zusammenstellung von Vermuthungen, als wirkliche Thatsachen. Daß sie beobachtet wurden, wußten Beide nur zu wohl; denn Adam Ries verfolgte die liebliche Claire mit seiner Liebe und die Mädchen wollten auch, wie dieser, um jeden Preis dahinter kommen, ob denn, wie sie sagten, Claire ein Herz von Stein habe, und ob denn Martin absolut in's Kloster gehen wolle, da er doch Protestant, und nicht einmal ein Kloster im Lande sei.

Zu diesem Geheimniß trieb sie auch noch ein Anderes. Claire's Vater war ein strenger Mann und würde eine Neigung seines Kindes zu einem bloßen, dazu unbemittelten Bauernburschen durch=

aus nicht gebilligt haben und der Müller in der rothen Mühle war ein so erbitterter Franzosenfeind, daß er eine solche Verbindung seines lieben Pathen und Erben in Hoffnung nicht würde geduldet haben.

Hoffnung ist allerwege die Begleiterin der Liebe. Auch Martin und Claire hofften und um so mehr, als ihre Liebe in ihrer Lauterkeit gewiß des himmlischen Schutzes würdig war.

Dem Bedürfniß der liebenden Herzen genügte es, sich selten zu sehen. Da die Hauswiesen an einander stießen und Martin jede Stunde des Tages in der Werkstatt hinter dem Hause saß, so fehlte es nicht an dem, was das Herz ersehnte. Sie sahen sich, sie wechselten über den Zaun weg ein Paar süße Worte, drückten sich die Hand, und wenn an den Sonntagnachmittagen die Bursche und Mädchen in hellen Haufen spazieren gingen und Lieder sangen, so sahen und hörten sie sich, und das genügte den bescheidenen Herzen, und mehr heischten sie nicht.

Auch an dem Abende, als Martins Vater den Bund mit dem Wirthe Kamper gemacht, und Martin ihm aus der Werkstatt entgegenkam, hatten Beide ein halbes Stündchen unbemerkt gekost, und voll stille Freude war Jedes in das Haus getreten. Wenn auch die gute Lenebas, die Fehringer's Hauswesen leitete, um die Liebe der Beiden alleine wußte, so sprach sie doch kein Wort darüber und weder ein Scherz, noch eine leise Andeutung färbte jemals Martins Wangen höher. Die alte gute Seele hatte ihren braven Martin viel zu lieb, und auch das freundliche Douanenkind liebte sie, wie eine Mutter. Sie war der Meinung, Beide seien so recht für einander geschaffen, und konnte sie irgend eine Gefahr abhalten, so that sie es gewiß. Sie wachte ordentlich oben im Hause am Dachfenster ihres Kämmerleins, wenn etwa Jemand käme, der sie überraschen könnte und machte dann irgend ein Geräusch, das die Liebenden schnell auseinander trieb, ehe die Gefahr nahte. Wie ein treuer Schutzgeist wachte sie über ihrer Liebe, ohne daß ihr das

Schweigen Martins wehe gethan hätte. Einen Mangel an Vertrauen erblickte sie darin gar nicht.

Fehringer'n sah sie auch heute kommen und rief laut einer Nachbarin ein Paar gleichgültige Worte zu, welche schnell die Unterredung der Beiden beendeten. Fehringer trat zu Martin.

„Laß uns in die Stube gehen, Martin,“ sagte er. „Ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Wir sind jetzt noch allein.“

Martin folgte seinem Vater und dieser theilte ihm das mit, was eben zwischen ihm und Kamper sich zugetragen.

Martin erschrack. Er überblickte schnell das Gewagte des Unternehmens und eine Stimme in seinem Innern ließ ihn das Unrechte desselben richtig erkennen — sowie die Gefahr, die dieser Erwerb seiner Liebe drohte. Er sprach tiefbewegt sich aus. Der Vater hörte ihn ruhig an.

„Martin,“ sagte er, „Du bist verständig genug, einzusehen, daß wir so, wie es jetzt um uns steht, nicht lange bestehen können. Alle Bauern laufen zum Wagnerjörg, der gut und wohlfeil arbeitet, wohlfeiler, als wir es können. Wie er das fertig bringt auf die Dauer, wo doch das Nutzholz so theuer ist und alle Tage theurer wird, weil die Förster mit dem Fällen geizen, das weiß ich freilich nicht, und ist auch seine Sache; aber das weiß ich, daß ich so an den Bettelstab komme und bald. Schulden drücken uns jetzt schon. Wohin soll es kommen? Seit hundert Jahren waren in unserm Dorfe keine Bettler, sollen wir die ersten sein?“ —

„Vater,“ sagte Martin, „ich will Holzhauer werden!“ —

„Das ist ein schlechter Verdienst,“ antwortete der Vater. „Wenn's gut geht, verdient Einer das Wasser, das er trinkt. Die Förster haben Alles aufgespitzt.“

„So will ich mich als Knecht verdingen; Ihr mit der Bas bringet Euch durch, und von meinem Lohn will ich Alles abgeben, was mir von meiner nothwendigen Kleidung übrig bleibt.“

„Das ist gut, aber reicht nicht aus,“ fuhr Fehringer fort. „So viel, wie wir da verdienen, kannst Du nicht erwerben.“

Nun stellte er ihm das, was verdient werde, in's Licht, redete dem braven Sohne zu, bis dieser endlich aus kindlichem Gehorsam nachgab und einwilligte. Als aber der Vater vom Ausspioniren des Douanen Dollart zu reden begann, wies Martin dies mit einer Hast und einem Eifer zurück, daß Fehringer zu argwöhnen begann. Indessen schwieg er darüber doch und entschloß sich, dies Geschäft selbst zu übernehmen.

Martin ahnte, was in der Seele seines Vaters reifte, und sah darin eine neue Gefahr, die dem Geheimniß seiner Liebe drohte. Als ihm Fehringer von dem Schwarzen zu reden begann, den er selber gesehen hatte, wurde Martin betroffen. Von dem Aberglauben seines Vaters war er frei; aber es dämmerte in seiner Seele eine Ahnung, die ihn tief ergriff, die ihn ernst und traurig stimmte, weil die Möglichkeit eines unglückseligen Ausgangs ihm wie ein drohendes Gespenst entgegen trat. Seinem Vater äußerte er nichts; allein hinter dies Geheimniß mit dem „Schwarzen“ zu kommen, war ihm eine Angelegenheit, welche seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und den Schlaf von seinen Augen scheuchte, als er spät und bekümmerten Herzens sein Kämmerlein aufsuchte.

Drüben aber, im Nachbarhause, ahnte das liebende Mädchen nicht wie tiefbewegt des Jünglings Brust war, und ihre Silberstimme klang noch lange hell und rein in sein Ohr. Es war, als wollte sie ihm von ihrer Liebe reden, denn das Lied, das sie sang, drückte das tiefste und reinste Gefühl aus, das sie in ihrem Herzen trug.

3.

Dollart hatte im Laufe des Sommers mehrmals glückliche Fänge gemacht und das verdankte er — seiner Claire.

Der Schmuggel wurde mit einer seltenen Frechheit betrieben

in den letzten Jahren. Es kamen Fälle vor, daß Douanen erschlagen oder doch auf den Tod mißhandelt wurden. Ihren Vater allein dieser Gefahr bloßgestellt zu wissen, ertrug Claire nicht. Sie hatte keine Ruhe daheim in den dunklen Nächten, wenn sie wußte, daß er im dunklen Walde allein einer wilden Rotte gesetzloser Menschen, Waghälse, die der Gefahr trotzten, die ihnen drohte, mitunter ruchloser, in Frevel gegen das Gesetz verhärteter Bösewichte, gegenüberstand. Aus alten Uniformstücken ihres Vaters hatte sie sich mit gewandter Hand eine völlig passende Uniform bereitet. Ein alter Säbel mit dem gelben Lederbandelier hing noch da und auch eine Flinte; ein alter Hut vollendete ihre Maske. Aber durfte sie ihr reizendes, zartes Gesichtchen sehen lassen, ohne daß sie hätte befürchten müssen, auf der Stelle erkannt zu werden, was dann schlimmer würde gewesen sein, als das völlige Alleinsein ihres Vaters, dem es an Muth nicht gebrach? Auch hier fand sie schnell ein Auskunftmittel. Ein Trauerflor, vor das Gesicht geheftet, erfüllte vollkommen den Zweck, wenn er auch weiblich unbequem war.

So stellte sie sich einst ihrem überraschten Vater vor und dieser, trotz seines herzlichen Lachens, erkannte schnell den großen Vortheil, welcher in der Bitte des muthigen Mädchens lag, ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Er kannte zu gut den tief gewurzelten Geister- und Gespensterglauben des Volkes, der nirgends mächtiger sich geltend macht, als in Gebirgsgegenden und Landschaften, wo die wilde Natur und die romantische Staffage in Burgen und Ruinen alter Klöster eine so sichere Handhabe darreicht und die schaffende Phantasie des Volkes nicht säumt, in Sagen und Legenden seinem Aberglauben, den das Volk mit der Muttermilch einsaugt, Vorschub zu thun, um nicht einen sicheren Bau darauf zu gründen.

So war denn Claire, ohne daß es Jemand ahnete, fast allnächtlich der Begleiter ihres Vaters, und, da sie mehrfach in

der Nähe gesehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Märchen, mit denen man sich trug. Allgemein war seitdem Dollart gefürchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde seiner Furcht und Scheu Herr, weil seine Liebe zu Claire Alles überwand. Er suchte überall die Schmuggler auszuforschen und machte sich ein Geschäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es diesem gelungen sie zu treffen und ihnen ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringer's Beobachtungen kamen indessen die Schmuggler hinter seine Schliche und Kniffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Ziemlich oft gelang es dem alten Fehringer, Dollart's Gänge auszukundschaften und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann sicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufschwung. Fehringer sah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte, daß es ihm möglich war, seine Zinsen zu bezahlen, ja nach und nach selbst das kleine Schuldcapital abzutragen, das ihn drückte. Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben werde, und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach sich den Kopf, wie das möglich sei, und kam an kein Ziel. Die Nachrichten vom Rheine setzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugglerbande bestehe, die rastlos thätig sei; daß im Dorfe eine Niederlage sein müsse oder nahe dabei, und doch konnte er keine Spuren finden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthsel, wie dies geschähe.

Er äußerte dies einst gegen den sich mehr und mehr an ihn drängenden Adam Ries. Der lächelte pfiffig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen," sagte er.

„Du?" fragte Dollart erstaunt. „Warum thust Du's nicht, da Du es doch sonst mehrmals gethan?"

Ries zuckte die Achseln und lächelte; aber er schwieg.

Dollart kannte seinen Mann.

„Ries,“ sagte er, „gibt es nicht einen silbernen Schlüssel, der die Thüre Deines Mundes aufschließt?“

„Nein,“ erwiederte Ries mit Festigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht.“

„Also etwas Anderes?“ fragte Dollart. „Was könnte das sein? Rede doch Adam!“

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?“ rief Dollart eifrig.

Adam Ries setzte sich endlich.

„Sind wir allein?“ fragte er.

„Meine Frau und meine Claire sind in das Dorf gegangen,“ antwortete er mit Heftigkeit, welche sein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemandem gehört, von Niemandem gestört.“

„So hört mich ruhig an,“ sprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann sich kein Bauer mit uns messen. Alles ist freies Eigenthum. Mein Vater ist alt. Alle meine rechten Geschwister sind gestorben und die Stiefgeschwister sind abgefunden; ich, der jüngste, lebe allein noch. Auch meine Mutter ist schon lange todt, und da mein Vater stets krank ist und Mägde ihn nicht so pflegen, wie sie sollten, so — wünscht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire gerade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir sie zur Frau, Herr Dollart! Sie soll es gut haben; sie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt von der Leber weg und enthülle Euch Alles!“

Er hatte mit stockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerschwer auf der Brust lag. Die

Worte wollten gar nicht heraus. Jetzt aber, wo es von der Brust gewälzt war, das zentnerschwere Geheimniß, das ihn schon so lange gedrückt und dazu sich die Gelegenheit so wunderschön gemacht, jetzt war ihm wohl. Er zog tief Athem aus der freien Brust und sah Dollart triumphirend an; denn er war sich bewußt, mit großer Klugheit Zeit und Stunde, wie auch die Umstände, benutzt zu haben, und trug die Ueberzeugung in sich, sein Antrag sei unabweisbar und der blutarme Dollart werde mit beiden Händen in der Freude seines Herzens zugreifen.

Dollart hatte so etwas geahnet, als Adam Ries seinen Anlauf zu der Rede nahm. Er sah unter sich und seine Stirne legte sich in immer engere, kleinere Falten. Es stieg ein Unmuth in ihm auf, der am Hervorbrechen war. Von Adam Ries hegte er keine besondere Meinung. Ein Verräther kann nie Achtung von dem erwarten, dem er dient. Dollart kannte Ries genau. Er wußte von seinem schmutzigen Geize, von seinem Bauernstolze, von seinem rohen Uebermuthe; von seiner tückischen Hinterlist. Daß er ihm sein Kind abtrotzen, es zur Bedingung eines neuen Verraths machen wollte, das ergrimmte ihn noch mehr; indessen rieth ihm die Klugheit, sich zu mäßigen, denn er wußte auch recht gut, wie schlimm es sei, einen Menschen, wie Ries, vor den Kopf zu stoßen. Konnte er als Freund ihm nicht viel nützen, so konnte der boshafte Mensch ihm mit seiner verläumderischen Zunge desto mehr schaden, da ihm die Beamten des Zollamts, unter welchen er als Grenzwächter stand, nicht unbekannt waren. Sie liehen ohnehin gerne jeder Mähr ihr Ohr. Er hatte übrigens Zeit, sich die Sache zurecht zu legen, sich zu sammeln und den Entschluß über das festzustellen, was er ihm sagen wollte, da Adam's Rede ziemlich lang war.

Als nun endlich Adam schwieg, sagte Dollart: „Du hast Bedingung gestellt, Adam Ries, die ich Dir, so gerne ich da möchte, nicht erfüllen kann. Ich will Dir's genau sagen, mit Claire ist. Sie ist mein Ein und mein Alles. Meiner

Frau hab' ich schon lange gelobt, niemals Claire zu einer Heirath zu bewegen, die sie nicht freiwillig eingeht. Wählt sie Dich, so ist mir's recht; aber wählt sie Dich nicht, so ist's rein aus mit Deiner Hoffnung. Ich zwinge sie niemals zu einem Schritte, von dem das Glück ihres ganzen Lebens abhängt."

Adam Ries war bleich geworden. „Ich merk's schon," sagte er aufstehend, und sein Zorn wallte auf, „ich merk's schon, das ist ein Körbchen, ein Nein, nur verzuckert. Es ist gut," setzte er hinzu. „Da drüben der, der Euch die Possen spielt, hat's mit dem Mädel, der Lump, der Schmuggler. Machet Gemeinschaft mit ihm," rief er zornglühend, „und mit dem Kamper. Theilt den Gewinn!" —

Mit diesen Worten rannte er wüthend hinaus und ließ den Douanen in einer Stimmung zurück, die zwischen Zorn und Unmuth über diese Wendung, aber auch gerechtem Erstaunen die Mitte hielt.

„Was hat er gemeint, der dummstolze Bauernbube?" rief endlich Dollart aus. „Da drüben der Lump — das ist Fehringer! Der Martin soll's mit Claire haben? der Martin ein Schmuggler sein? — Alle Teufel! wenn das wahr wäre?"

Es war ein Glück, das jetzt Claire sich nicht im Hause befand; denn es hätte ohne Zweifel eine schlimme Geschichte abgesetzt, und Claire hätte kaum die Feuerprobe bestehen können, dem scharfen Blicke des Douanen gegenüber. Nun war er allein und hatte Zeit, sich das, was Adam Ries ausgestoßen, zurecht zu legen, sich zu sammeln und kälter zu werden. Er sann sich seinen Plan aus. Die Mutter sollte zuerst in's Gebet genommen werden.

Sie kam auch allein und frühe heim, da Claire noch bei den Mädchen blieb, eigentlich aber hatte sie die Hoffnung, da es Sonntag Abend war, Martin einen Augenblick an der Gartenhecke zu sehen. Sie ging daher erst spät nach Hause, und zwar über die Wiesen.

Als Frau Dollart heim kam, sah sie an ihres Mannes

Gesicht, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen wär. Er war nicht freundlich, wie sonst. „Setze Dich einmal, Marie," sagte er zu ihr. „Ich habe etwas mit Dir zu reden." Voll Erwartung ließ sich die umfangreiche Frau in dem Sessel nieder, in dem sie ihr Mittagsschläfchen zu machen pflegte.

„Was gibt's denn?" fragte sie. „Hast Du Nachricht von den Schmugglern?"

„Ja, freilich," sagte er unmuthig, „aber nicht von denen, die die Waaren tragen, sondern von einem Schmuggler, der uns unser Kind rauben will."

„Was?" rief Frau Dollart und wurde wachsbleich.

Dollart erzählte ihr nun den ganzen Hergang.

„Da hast Du Recht gehabt, Peterchen," sprach sie vergnügt; „der Schleicher kann mir nicht gefallen, und wenn er auch voll Gold hinge. Was hätte denn da unsere gute Claire? Das arme Kind wär' eine geplagte Bauernfrau bis an's Grab; aber sie will ihn auch nicht! Er scharwenzelt um sie herum, aber er ist dem Kinde wie Gift und Popperment. Drüben Fehringer's Bas hat mir's schon gar oft gesagt. Aber was willst Du mit einem Anderen, der uns das Kind entführen und rauben wollte?"

„Ach," sagte ärgerlich Dollart, „da spuckt Dir wieder die alte Rittergeschichte im Kopfe, die Du schon mehr als dreißigmal gelesen hast. So meint's ja kein Mensch, und ich am wenigsten; denn ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen! Nein, er spielte auf den hübschen Martin Fehringer an." —

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte Frau Dollart beruhigt. „Der entführt das Kind gewiß nicht. So Einer weiß gar nicht, was das ist, und hat auch die Conduiten dazu nicht im Kopfe, wie ein alter Ritter zu seiner Zeit."

„Mach' mich doch nicht toll!" rief zornig Dollart. „Er soll einen Liebeshandel mit Claire haben."

„Liebeshandel? —, Nein, das glaub' ich nicht," sagte Frau

Dollart. „Daß ihn Claire gerne sieht, glaub' ich, denn der Martin ist der hübscheste Bursch im Dorfe, und er sie, denn, meiner Sechs, Claire ist erstaunlich schön."

„Das ist's ja eben, was ich meine," rief Dollart.

Sie sah ihn ganz verblüfft an.

„Ist das die ganze Geschichte, die Dich so ereifert?" fragte sie. „Ei, das ist ja eine tolle Geschichte, sich so ereifern zu lassen über so eine Kinderei."

„Kinderei!" zürnte Dollart. „Ist etwa Claire ein Kind?"

„Doch unseres, Peterchen," — sagte sie freundlich.

Dollart mußte lachen, trotz seines Aergers, denn seine Frau sagte das so komisch, daß er nicht widerstehen konnte; indessen fiel er schnell wieder in seine vorige Stimmung.

„Wie Du alberne Späße machen kannst, begreif' ich nicht. Meinst Du denn, ich würde zugeben, daß Claire den Martin heirathe?" rief er aus.

„Heirathen? Peterchen," fuhr sie in ihrem Tone fort. „Wer denkt daran? Das sind so Possen! Du lieber Gott, wenn ich die Alle hätte heirathen sollen, die mir, als jungem Mädchen, einmal ein Bischen gefielen, da hätte ich ja eine Reihe von einem halben Dutzend heirathen müssen! Du gefielst mir am Ende am Besten und ich wurde Deine Frau. Willst Du das Kind hinter Schloß und Riegel setzen, weil es einmal mit dem Martin scherzt? Geh', Du hast Grillen! Laß sie fahren, Peterchen! Und er soll ein Schmuggler sein? — Nein, Peterchen, das laß Dir ausreden. Die giftige Kreuzspinne, der Adam, hat Dir den Kopf heiß gemacht. Ich weiß, er haßt den Martin, und die Bas sagte mir, sie habe ihn um das Haus schleichen sehen, wie einen Marder um's Hühnerhaus. Er ist dem Martin falsch, weil er wittert, daß er unserem Kinde besser gefällt, als er, der Schleicher und Bösfeind."

Dollart's Grimm begann zu verrauchen. Er schwieg eine Weile; dann sagte er: „Ich will die Claire auf's Korn nehmen!"

„O, Ihr superfeinen Mannsleute!" höhnte die dicke Frau. „Da bist Du wieder drauf und dran, etwas recht Unbesonnenes zu thun! Mach' das Mädchen doch erst aufmerksam, daß es der Martin lieb habe und es ihn! — Dann gießest Du erst Oel in die Gluth, wenn eine da sein sollte, was ich aber bezweifle. Du könntest so aus dem Funken ein rechtes Feuer machen. Geh' mit Deinem Zutappen. So etwas muß ganz anders angefangen werden, wenn's nicht die Geschichte ärger machen soll. Laß Deine Finger davon, Peterchen! Unsereins versteht sich besser darauf. Verlaß Dich auf mich, ich will schon Wasser drauf gießen!"

Dollart hatte während dieser nicht allzuschnell vorgetragenen Rede Zeit, das als richtig anzusehen. Seine Frau war bei ihrer Ruhe doch geeigneter, als er, das Rechte zu finden. Sie mußte aber freilich Zeit dazu haben. Sie war von aller Eile eine geschworene Feindin. Er griff nach seinem Hute, hing Flinte und Säbel und Patrontasche um, schnitt sich ein tüchtig Stück Brod ab, schob es in die Tasche, das Branntweinfläschchen dazu, und sagte, in der Thüre sich umwendend: „Claire soll mir heute nicht nachkommen. Ich will's nicht haben. Dir aber bind' ich's auf die Seele, daß Du mir die Geschichte abschneidest, wenn's nämlich eine ist zwischen Claire und dem Martin. Adieu!" Er ging hastiger, als sonst, von dannen.

„Der dumme Adam Ries!" sagte Frau Dollart. „Der häßliche Mensch, der aussieht wie eine Meerkatze, der will meine Claire? Prosit die Mahlzeit! Da müßte ich auch dabei sein! Es ist aber gut, daß Dollart ihn nicht leiden kann und ihn heimgeschickt hat. Was er aber mit dem guten Martin will? Der erbt einmal die Mühle und ist schön und brav. Nein — ich wasche meine Hände und lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen! Sollt' ich das absichtlich hintertreiben, was meiner Claire Glück sein kann, ja, ich sage, sein wird? Da müßt ich Nachtwächter sein und dazu habe ich gar keine Neigung, weil ich gerne und gut

schlafe. Lieber Gott, es gibt ja doch nur ein paar Dinge, deren sich eine brave Frau freuen kann; das ist der Kaffe, die Ruhe und ein Bischen Putzen. Das bleibt am Ende auch meiner Claire, wenn die Zeit der Jugend abgeblüht hat. Und ich sollte ihr das unschuldige Liebesglück rauben? Nein, Dollart, da irrst Du Dich, und Deine Frau hat auch ihren Kopf."

Sie pochte mit der Faust auf das Knie, was bekanntlich den gefaßten Entschluß erst recht befestigt.

4.

Am Mittage dieses Tages, nachdem der Mittagsschlaf geendet war (denn Mittags-Gottesdienst war im Dorfe nicht, sintemal es die Tochterkirche des benachbarten Dorfes war, wo der Pfarrer wohnte), ging Martin die Schlucht hinab nach der Mühle, weil es da näher war, und sodann, weil er sich jedesmal daran erinnerte, daß er hier seine geliebte Claire gewonnen. Früher am Tage würde er den Müller gestört haben, der in der Regel, wenn er sein Kapitel in der Bibel gelesen, mit der Nase auf dem heiligen Buche liegen blieb und seine Stunde herunterschlief.

Langsam ging er den Weg hinab. Drüben am Rain saßen Mädchen, ein ganzer Rudel, und sangen. Er horchte, ob er nicht Claire's Silberstimme vernähme? Sie zu erkennen, waren sie doch zu entfernt für das Auge. Es dünkte ihm, sie sei drunter, denn da klang eine Stimme so glockenhell und rein, so melodisch und wohllautend, und diese Stimme beherrschte den Gesang der Uebrigen, behütete ihn vor Schnörkeln und Längeziehen und regelte ihn so, daß es wirklich eine Lust war, zuzuhören.

Plötzlich legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. „Horchst Du auch dem schönen Gesange?" fragte der Müller seinen Pathen; aber der Ton war weniger herzlich und liebevoll, wie sonst.

Martin bejahte und grüßte den Pathen und Onkel.

„Sage mir nur einmal, Martin, wem ist denn die Stimme, die man nicht satt wird, zu hören? Und die klingt, als sängen ein Paar Engelein im Himmel.“ Martin lächelte selig.

„Die Stimme gehört der Claire Dollart an; wißt Ihr, der Tochter des Douanen?“

„Da ist mir's doch auch leid, daß sie keinem andern Mädchen angehört. Komm', Martin, ich kenne das Franzosenpack nicht und will sie nicht kennen, weil ich sie hasse aus dem Grunde meiner Seele.“

Das sagte der Müller mit dem Ausdruck eines Grimmes, der aus dem tiefsten Innern kam. Der Mann war zwar ein Sechsziger, aber er war noch frisch und lebendig für sein Alter.

„Wenn Ihr die Franzosen nicht leiden könnet, Pathe,“ sagte Martin, „so stimme ich Euch bei; aber Dollart's sind keine Franzosen. Es sind ehrliche Elsässer, also Deutsche, wie Ihr wisset, wenn sie auch, gleich uns am Rheine jetzt, unter der Zuchtruhte der Franzosen stehen.“

„Ah, was! Halt mir's Maul, Junge. Der Kerl dient doch den Franzosen und hilft uns quälen! Und die Elsässer haben längst ihrer deutschen Abstammung abgesagt.“

„Lieber Gott,“ entgegnete Martin, „was kann denn er dafür? Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe, sagt das Sprüchwort. Er muß das Gesetz vollstrecken helfen, und dafür wird er ernährt. Wär' unser Syndik, Notär, Maire nicht ebenso strafbar?“ —

Der Müller schwieg einen Augenblick, weil er darauf nicht eben etwas zu sagen wußte; aber schnell fiel er wieder ein: „Steht etwa auch das im Gesetze, daß der Kerl, der Dollart, meine Mühle, das Haus eines ehrlichen Menschen, umkreist, als wär's eine Diebshöhle und Mördergrube?“

„Habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Martin.

„Ja freilich,“ rief zornig der Müller, „und hab' ihm aus dem Fenster zugerufen, wenn er nicht ginge, so würde ich ihm eine

Kugel hinüberschicken, die ihm ein Löchlein in's Oberleber mache! Ich hätt's gethan in meinem Zorne, Martin, wenn er nicht weggegangen wäre."

„Aber habt Ihr denn gewiß gesehen, daß er's selber war?"

„He! Bübchen," rief der Müller," Deines alten Pathen Augen sind noch scharf wie die eines Habichts, und der Mond machte es so klar, als sei es Mittag im November. Ja, ich will Dir noch mehr sagen, nicht weit von ihm stand der sogenannte „Schwarze," der ihn oft begleitet und weiß kein Mensch, wer's ist."

„Habt Ihr ihn gesehen?" rief Martin.

„Nun," sagte der Müller, „was ist's denn weiter? Glaubst Du etwa auch, es sei der — Gott sei bei uns? Nein, so dumm bist Du nicht. Ich will Dir's sagen, wer's ist; — es ist sein Kind, die sich das Gesicht färbt! Da hast Du's. Ich hab's gleich weg gehabt. 's ist eine Weibsfigur, aber eine schöne, Martin, das muß wahr sein, und als sie endlich mit einander gingen, da sah ich deutlich eine Haarflechte, die ihr bis an die Kniee hing. Auch ihre Angst, als ich mit einer Kugel drohte, zeigte das Mädchen und — die Liebe des Kindes zum Vater."

Martin versank in ein stilles Sinnen, während der Müller noch fortredete.

So waren sie endlich zur Mühle gekommen.

Der Müller war ein „kurioser Heiliger," wie man zu sagen pflegt. Niemand war grillenhafter, als er. Hatte er einmal eine Ratte, so fing sie auch kein Mensch mehr ein. So kam er, seit seine Schwester, Martins Mutter, todt war, nie mehr in's Dorf. Sein Mahlknecht besorgte das Geschäft. Er kam auf seine Aecker bis an's Dorf, nie aber trat sein Fuß mehr hinein, da dort seine arme Schwester ihr Kreuz getragen hatte durch die Härte und Rohheit des alten Fehringer, seines Schwagers. Er ging jeden Sonntag den weiten Weg in die Mutterkirche, um ja nicht in das nahe Dorf, zu dem die Mühle gehörte, gehen zu müssen. Den

alten Fehringer wollte er nicht mehr sehen und dieser mied ihn auch, da er wußte, wie es stand. So kam es, daß er wirklich Claire nicht kannte, die ohnehin nicht viel ausging. Da er nun ein erbitterter Franzosenfeind war, so faßte er Alles, was nur irgend mit den Franzosen zusammenhing, in Bausch und Bogen zusammen und verdammte es ein für allemal. Da war auch nichts weiter mit ihm zu machen. Als er nun in seinem Sorgstuhle saß und Martin am Tische in der Ecke des Fensters, hob er wieder an:

„Weißt Du auch, wie der Spitzbube meint? Er glaubt, meine Mühle sei die Herberge der Schmuggler, und die sind doch auch Spitzbuben. Wer mich für einen Diebeshehler hält, hält mich für einen Dieb, denn das Sprüchwort sagt sehr wahr: Der Hehler ist noch schlimmer wie der Stehler.“

„Woher wisset Ihr denn das?“ fragte Martin.

„Von Dir nicht, Martin, denn Du hältst hinter'm Berge vor mir; will Dir's nur sagen! Der Adam Ries hat mir das und Anderes gesagt, was meinen Unwillen erregt hat. Er hat's zwar verboten, daß ich sagen sollt, woher ich's habe; aber, was liegt mir dran; da es Dich angeht, sollst Du auch wissen, woher es kommt.“

Martin erbleichte. „Also hat die giftige Schlange auch den Weg zu Eurem Ohre gefunden?“

Der Müller riß die Augen auf. „Was sagst Du da?“ sprach er.

„Daß der Adam eine giftige Schlange ist, hab' ich gesagt, lieber Path! Ich weiß Alles, was er Euch gesagt hat; Ihr braucht mir's nicht erst zu sagen, denn er verfolgt mich überall, wo und wie er nur kann, und möchte auch Euer Herz von mir abwenden. Alles ist Lüge! Nur das ist wahr, daß er selbst dem Dollart gesagt hat, bei Euch sei die Niederlage der Schmuggler. Ich kenne den Grund. Meinem armen Vater und mir ist er auf der Fährte. Euch will ich's gestehen, wir tragen Schmugglerbündel, mein Vater

und ich — weil wir uns nicht mehr ernähren können, trotz meines und seines Fleißes. Alle Bauern lassen bei dem Wagnerjörg arbeiten, weil er's wohlfeiler macht, als wir es können. Ihr selber laßt ja bei ihm schaffen, weil Ihr meinen Vater nicht leiden möget. Gott wolle es bessern! Was bleibt uns da? Sollen wir betteln? Deß schämen wir uns. Stehlen? Das verbietet Gott in seinem Worte und im Gewissen. Arbeiten? Ach, wie gerne! Ich habe im Taglohn gearbeitet, so lange es zu thun gab; mein Vater auch. Nun ist die Heumahd und die Ernte vorüber und auch der Taglohn. Ich wollte mich verdingen; das litt mein Vater nicht; ich wollte Holzhauer im Soonwald werden; das wollte er auch nicht, weil bei dem Schmuggeln mehr verdient wird. Wir haben alle Woche unsere Karolin. So hat mein Vater schon seine Schulden alle abbezahlt, und nun können wir uns für den Winter sparen. Es ist Unrecht, ich weiß es und wehrte mich davor; aber ich muß meinem Vater gehorchen. Nun wisset Ihr Alles."

Er schwieg. Auch der Müller schwieg und stützte seinen Kopf in die Hand. „Ich weiß noch nicht Alles!" sagte er mit einem dumpfen Tone.

Martin erglühte und erbleichte wechselsweise.

„So will ich Euch das Letzte auch bekennen. Er hat Euch gesagt, ich hätte Umgang mit Dollart's Claire!" — Diese Worte stieß er heraus mit einer Gewalt, welche die Anstrengung nachwies, die es ihn kostete, das tiefste Geheimniß seiner Seele kund zu thun.

„Ja, das hat er gesagt," sprach der Müller.

„Er hat es gesagt, weil er das Mädchen gern freien möchte, und es den heimtückischen Spitzbuben nicht mag, der nach seinem kranken Vater nicht sieht und ihn den Mägden überläßt, während er von Haus zu Hause geht, die Leute einander zu verfeinden."

„Hat er denn daran gelogen, Martin?" fragte der Müller mit Nachdruck und sah ihn an, wie er so in Gluth dastand, als wollt' die Flamme aus seinem Gesichte herausschlagen.

„Nein," sagte kleinlaut Martin, „nicht ganz. Ich hab' das Mädchen lieb, Path! ich leugne es nicht, weil es so brav als schön ist, und auch die giftige Zunge Adams ihm nichts nachsagen kann. Ich hab' es lieb, wie mein eigen Leben, aber in Zucht und Ehren, Path, und was man sagt, Umgang, den hab' ich nicht mit der Claire. Hadert nicht mit mir! Ihr seid auch jung gewesen. — Es wird Alles ein schnelles Ende nehmen. Ich bin im Zuge. In drei Wochen ist Ziehung. Da drüben in Deutschland klopfen sie auf den Franzosen, und das Ende vom Liedchen ist nahe. Entweder fall' ich im Kampfe; dann hat Lieb und Leid ein Ende; oder die Claire zieht, wenn die Deutschen kommen, nach Frankreich, und dann ist's ebenso aus." — Seine Stimme war wankend geworden, als er das sprach. Er nahm seine Mütze. „Adjes, Pathe," sagte er. „Ich will gehen, denn was wir noch reden könnten, ist nicht gut. Ich kenne Eure Gesinnung, und weiß, wie es um mein Herz steht. Das läßt sich nicht mit einander zusammenschweißen, wie der Schmied das Eisen schweißt. Da ist's besser, ich gehe."

Der Müller schwieg und rührte sich nicht, und Martin ging langsam von dannen. Er rief ihn nicht zurück; aber er sah ihm nach, so lange er ihn sehen konnte, und dann wischte er sich etwas aus dem Auge.

Martin ahnete nicht den Eindruck, welchen seine einfachen Worte auf den Müller gemacht. Er hatte sein Gewissen tief erschüttert, weil er ihm einfach nachwies, wohin sein Haß seinen Vater und ihn gebracht hatte; denn es unterlag keinem Zweifel, daß, als der Müller bei dem neuen Wagner, dem Wagnerjörg, arbeiten ließ, dies Beispiel Viele nach sich zog. Nun sah er, daß er seinen Schwager und dessen Sohn einem Verderben drohenden Erwerbszweige in die Arme geführt. Er hätte helfen können, wenn er hätte vergeben mögen. In Fehringer's Brust nagte ohnehin der Wurm der Reue, der nicht rastet, über die Art und Weise seines Betragens gegen seine selige Frau. Was Martin über seine Liebe

zu Claire gesagt, traf ihn noch tiefer, denn es that sich vor ihm die Vergangenheit auf, wo einst sein Vater ihm Aehnliches vorgehalten und er ähnlich bekannt hatte. Seine Liebe legten sie in's Grab, und er ging verarmt am Herzen und am Glücke des Lebens dem Grabe zu. Da klopfte eine unsichtbare Hand an sein Gewissen, an sein Herz, und sein Gewissen erwachte, sein Herz blutete. Sollte sein Martin, das einzige Wesen, das er liebte auf Erden, an dem sein Herz hing, weil er einer theuern, unglücklichen Schwester Ebenbild war, untergehen, untergehen durch seine Schuld?

Das, was den Alten bewegte, ahnete, wie gesagt, Martin nicht; aber es war ihm so schwer; es lag eine Last auf seiner Seele, wie noch nie. Langsam ging er den Pfad durch die Schlucht hinauf. Es begann zu dunkeln, als er unter dem Baume sich erhob, wo er sich in das Gras gelegt und es mit seinen Thränen benetzt hatte. Er wollte von Niemanden gesehen sein. Langsam schritt er den Pfad entlang, der die Wiesen quer durchschnitt und nach dem Wege hinleitete, welcher zwischen Dollart's und seines Vaters Wohnhause durchlief. Dort begrenzte die Hainbuchenhecke zu beiden Seiten den Weg. Dort hatte er so oft Worte der Liebe mit Claire gewechselt. Jetzt hoben schwere Seufzer die belastete Brust und Claire war ferne. —

„Martin, lieber Martin!" flüsterte es leise neben ihm in diesem Augenblicke. Es war Claire.

Hatte ihn sonst dieser süße Ton freudig überrascht, heute erschrack er heftig. Sie reichte ihre kleine Hand über die Hecke. Er ergriff sie und sagte: „Ach, Claire, es ist Unheil über uns gekommen. Der Adam hat's endlich fertig gebracht. Er war bei meinem Path in der Mühle, und ich sah ihn in Deines Vaters Haus gehen. Dort ist's ihm gelungen; gib Acht, auch hier!"

Das Mädchen erbebte.

„Meinst Du?" fragte sie angstvoll. „Ach, was wird's dann mit uns werden?" —

„Ich ahne es," sagte er darauf, „die Tage unseres Glückes sind vorüber. Dich erwartet Leid, mich hat's schon getroffen. In drei Wochen werd' ich Soldat. Dann ist's aus."

Claire war eine starke Seele. Ein männlicher Muth wohnte in dem Mädchen; aber das war doch zu viel. Sie wäre schier zusammengebrochen. Der Athem in ihrer Brust stockte. Endlich brach ein Thränenstrom hervor, aber reden konnte das arme Mädchen nicht.

Auch Martin war tief bewegt. Er rang nach Fassung. Es gelang ihm endlich, sie zu gewinnen.

„Eins noch, Claire — denn wir müssen uns trennen — Du bist's, die Deinen Vater begleitet mit geschwärztem Gesichte. Du warst mit an der Mühle, als Dein Vater dort spionirte. Ich weiß, daß das auf Adams Angabe geschah. Der alte Path hat Dich erkannt. Thue es um Gottes Willen nicht mehr! Auch bringe Deinen Vater ab davon, daß dort eine Schmugglerniederlage sei. Adam hat schändlich gelogen, um meines Pathen Haß auf Euch zu werfen. Der Alte ist außer sich. Ist's möglich, so schießt er Euch Beide nieder. Auf mein Wort baue fest: dort ist nichts zu suchen. Mein Path verabscheut den Schmuggel, wie die Franzosen." —

„Claire!" rief in diesem Augenblicke Frau Dollart, die wohl denken mochte, sie sei nicht fern.

Das Mädchen drückte noch einmal Martin's Hand, dann flog sie, wie das Reh des Waldes, dahin. —

5.

Am Montag Morgen lag, als Frau Dollart aufgestanden war und zuerst an die vordere Thüre des Hauses kam, ein Zettel da, den Jemand durch die gebrochene Thür (wie man die landesüblichen Thüren nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geschoben hatte. Er war an Dollart gerichtet und versiegelt. Sie trug ihn

zu ihrem Manne, der eben erst erwacht war. Er riß ihn hastig auf. „Heute Nacht,“ hieß es darin, „gibt es einen Hauptschmuggel. Der Weg geht über die Kreuzhecke.“ Das war Alles. Die Hand war unbekannt, allein es war die verstellte Schrift Adams, wie Dollart vermuthete und richtig traf.

Zu der Nachricht war er so gekommen.

Sonntag Abends hatte er Fehringer's Haus umschlichen, weil er Claire und Martin zu belauschen hoffte. Er kam aber zu spät. Nachdem er lange in dem von den Hainbuchenhecken eingefriedigten Wege gesessen, und die Hoffnung aufgeben mußte, ging er leise über die das Dorf gegen Süden begrenzenden Wiesen, wo er zum Hause Kamper's, des Wirthes, gelangen konnte. Er hoffte dort Martin zu treffen, mit dem er gerne in Haber hätte kommen mögen, da er mit seinen Spießgesellen verabredet hatte, ihn zu reizen und seine Rache an ihm zu kühlen.

Als er so dahin schlich, wie das nächtliche Raubthier, das auf Beute ausgeht, und nahe dem Wirthshaus gekommen war, wollte es ihn bedünken, als höre er halblaut hinter dem Hause des Wirthes reden.

Er kroch nun auf allen Vieren näher, um nicht gesehen zu werden, und gelangte so weit zu den Redenden, daß er jede Silbe verstehen konnte. Es waren zwei unbekannte Stimmen. Die dritte war die des alten Fehringer's.

„Hörst Du,“ sagte einer von den Fremden, „Unserer sind zwanzig, aber nur zehn können mit Euch gehen. Die Anderen müssen zurück, um noch einmal Bündel zu holen, die hier bleiben bis Mittwoch. Ihr müßt also von hier aus zu zehn sein.“

„Gut,“ erwiederte Fehringer. „Es wird besorgt. Wenn's auch nur neune sind. Mein Martin trägt zwei Bündel; versteht sich aber für doppelten Lohn.“

„So viel Bündel, so viel Kronthaler,“ entgegnete der Andere. „Meinetwegen mag Einer die zehn tragen, er kriegt den zehnfachen

Lohn. Also, wo die Kreuzhecke die Ecke bildet gegen das Wiesenthälchen, da schlägst Du dreimal Feuer mit dem Stahle, und zwar in Zwischenräumen von Viertelstunde zu Viertelstunde, bis Du siehst, daß im Thälchen ebenfalls dreimal Feuer geschlagen wird. Das ist das Zeichen, daß wir es sind. Seid aber vorsichtig. Der Dollart ist ein Halunke."

„Wie ist das mit dem Schwarzen?" fragte der erste der Fremden wieder.

„Gott weiß es," sagte Fehringer. „Die Sache ist außer Zweifel."

„Wenn er nur Fleisch und Bein hat," sagte der Fremde, „so will ich ihm schon Eins zu besehen geben!"

„Ja, Fleisch und Bein," seufzte der alte Fehringer, „da liegt's!"

„Nu, altes Weib," rief ärgerlich der zweite der Fremden, „meinst Du wieder, es wäre der Teufel? Kann's nicht irgend Einer aus dem Dorfe sein, der sich das Gesicht schwärzte?"

In diesem Augenblicke vermochte Adam Ries das Niesen nicht mehr zu bewältigen, das wohl durch das feuchte Gras gekommen war, in dem er zuerst gekniet und in das er sich jetzt niedergelegt hatte. Ob er gleich die gewobene Wollmütze schnell vor die Nase preßte, so gab es doch einen eigenthümlichen Laut.

Die Schmuggler schwiegen und horchten; dann machten sie sich schnell aus dem Wiesengarten des Wirthes weg, und Adam Ries kehrte auf demselben Wege wieder zurück, wie er gekommen war, eilte heim, schrieb den Zettel und schob ihn durch die Thürritze, als nach zwölf Uhr Dollart zurückgekehrt war.

Obgleich Dollart vermuthete, von wem die Nachricht käme, und anfänglich zweifelte, ob ihn, nach dem Auftritte mit ihm, der Adam Ries nicht hänseln wolle, so schien ihm doch die Sache nicht ganz grundlos zu sein. Je länger er darüber nachdachte, desto wichtiger wurde sie ihm. Er brachte im Laufe des Tages in Erfah-

rung, daß mehrere fremde Leute im Wirthshause gewesen waren, die viel mit dem Wirthe verkehrt hatten. Da wurde es ihm dann zur Gewißheit, daß etwas Wichtiges im Werke sei.

Als er nach Hause kam gegen Abend, sagte er zu Claire: „Der Schwarze kann mich heute gegen die Kreuzhecke begleiten!“ Damit war es genug. Claire war nun glücklich, daß ihr Vater wieder freundlicher wurde. War er doch den ganzen Tag und seit Sonntag unfreundlich und mißmuthig gewesen.

Als die Sterne matt flimmerten und der Halbmond sich langsam über die Berge zu erheben begann, ging Dollart aus seinem Hause und Claire schlich zur Hinterthüre hinaus. Im Wiesengrunde vereinigten sich Beide und schritten dem Walde zu, in dessen Dunkel sie bald verschwanden.

Durch das Wiesenthal herauf, welches gegen die Ecke der Kreuzhecke, wie ein Schlagwalddistrikt hieß, mündete, konnte man im Zwielichte des aufgehenden Halbmondes ein seltsam Gewimmel wahrnehmen. Dunkle Gestalten drückten sich langsam gegen den Saum des Waldes hin, sichtbar bestrebt, den Schatten der Bäume zu gewinnen.

Plötzlich waren sie alle verschwunden. Auch das geübteste Auge würde keine Gestalt mehr haben entdecken können. Ein leiser Schlag wieder einen Baum und der Lockruf des Käutzchens hatte das bewirkt. Die Schmuggler hatten den Punkt erreicht, wo sie das Zeichen der Gefährten von der Spitze der Kreuzhecke her erwarteten. Jenes Zeichen ließ sie sich alle in das hohe Waldgras niederwerfen.

Aller Blicke waren gegen die scharfvortretende Spitze des Schlagwaldes gerichtet, von wannen ein anderes Zeichen kommen mußte, wenn sie ein Weiterschreiten wagen sollten.

Sie lagen vielleicht eine Viertelstunde oder noch nicht so lange, da wurde droben dreimal Feuer geschlagen.

hinter zwei gewaltigen Eichbäumen standen, vielleicht nur zweihundert Schritte von der Spitze der Kreuzhecke, jedoch mehr links, daß sie die Spitze der Hecke im Auge hatten.

Claire bejahte leise und man hörte an der zitternden Bewegung der Stimme, daß eine fieberische Erregung sie beherrschte.

Jetzt wurde auch etwas tiefer im Wiesengrunde dreimal Feuer geschlagen, und bald soh man deutlich die lange Reihe der Schmuggler, einzeln, schwer beladen und mit furchtbaren Stöcken bewaffnet, in die Kreuzhecke treten.

Die Fremden gaben hier an Kamper und seine Gefährten zur Hälfte ihre Bündel ab. Einige Augenblicke wurde leise verkehrt; die Parole gewechselt und mitgetheilt, an der man am Ziele die Freunde und Helfer erkannte; dann wurde noch einmal auf gut Glück getrunken und Einer der Fremden, der indessen hier ungemein bekannt war, der aber keinen Bündel trug, sondern nur den Stock, brach auf, um in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten dem Trosse voraus zu gehen, damit jede verdächtige Erscheinung schnell den Folgenden bekannt würde, um sich zeitig mit den Waaren zu retten. Für jede Erscheinung hatten sie eigene Stichworte, die in ihrer Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt waren.

Er ging anscheinend sehr ruhig und gleichgültig seines Weges dahin; aber wie der Stoßfalke ließ er sein scharfes Auge rechts und links spähen.

Plötzlich blieb er in der Nähe der Eichen stehen und sagte laut: „Meine Pfeife hab' ich doch vergessen!“ — Das Wort Pfeife wurde scharf von ihm betont.

Das laute Geräusch der Tritte seiner Gefährten verhallte in diesem Augenblicke, wie mit einem Zauberschlage.

„Guten Abend!“ sagte er darauf, näher gegen Dollart herantretend, indem er den Handriemen seines Knotenstockes fest um die Handwurzel schlang. „Kriege ich noch Gesellschaft? — Ah bon soir, Monsieur Dollart? So spät noch hier?“

Dollart trat vor. Claire blieb auf ihrem Posten und fällte ihren Gewehrlauf. Das sah der Führer wohl; allein verschmitzt, wie er war, berechnete er schnell, daß, wenn er mit Dollart in's Handgemenge geriethe, der Andere nicht würde schießen können. Zudem entging seinem Blicke nicht, daß er keine feste Haltung hatte.

Als darum Dollart nahe genug war, um auf ihn etwa anzulegen, that er, als stolpere er über etwas und falle zur Erde. Dadurch kam Dollart näher. Schnell, wie eine Katze auf die Maus einen Sprung macht, schnellte dann der gewandte Mensch in die Höhe, und ehe sich Dollart dessen vorsah, hatte er ihn an der Gurgel und er lag rückwärts auf der Erde. Seine Flinte ging los, aber in die Luft.

Jetzt schoß auch Claire, aber der Schuß ging über den Führer der Schmuggler weg.

„Holla, Brüder,“ rief er, „Einer liegt, der Andre versteht das Schießen nicht! Rasch drauf!“ —

Mit Riesenkraft hielt er Dollart nieder.

Auf Claire sprang Martin zu. Sie zog ihren Säbel und stieß nach ihm, aber sein Stock schlug die ungelenk geführte Waffe nieder. „Claire, um Gottes Willen, laß Dich fallen und thue, als könntest Du Dich nicht regen, als wärst Du todt, sonst kann ich weder Dich, noch Deinen Vater retten,“ rief er ihr leise zu.

„Martin!“ sagte vorwurfsvoll das Mädchen! Allein sie begriff, wie wahr das sei, was er gesagt.

Sie stürzte nieder und that nur einen Schrei!

Martin faßte sie, die sich gewehren ließ, in seine Arme, trug sie tiefer in den Wald, warf sie etwas unsanft nieder und sagte: „Da, Canaille! der hat seinen Theil!“

Schnell eilte er dann zurück zu Dollart. Er war gebunden an Händen und Füßen und die Schmuggler, nachdem Martin mit entsetzlichem Lachen erzählt, er habe dem Andern Eins mit dem Stocke gelangt, daß er sich nicht rühre, beriethen, ob sie Dollart todtschlagen

sollten. Martin sagte: „Begehet keinen Mord! Er kennt den Führer nicht und uns sah er nicht. Laßt mich bei ihm und nehmt die Bündel. Dann rasch fort und Alles ist in Sicherheit!"

„So soll's sein!" sagte der Führer. „Mach' mit ihm, was Du willst, Martin!" Ohne Weiteres wandten sie sich zu den Bündeln. Zu besorgen war nun nichts mehr.

Nur der alte Fehringer trat zu Martin und fragte leise: „War's der Schwarze?"

„Nein," sagte Martin.

„So sei menschlich, Martin, und laß ihn laufen, nachdem er Dir versprach, Dich nicht anzuzeigen!"

„Geht, geht," rief ihm Martin zu. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren, er regt sich schon. Martins Bündel nahm nun der Führer, und bald war der Trupp, der nun noch aus neunzehn kräftigen Männern bestand, im Walde verschwunden.

Martin zog schnell Dollart's Säbel heraus und verbarg ihn, sammt seinem Gewehre im Graben unter den Gesträuchen. Dann schnitt er Dollart's Bande durch, riß das Taschentuch vom Munde und schöpfte am Graben Wasser mit einem Lederbecher, wie ihn die Schmuggler zu führen pflegten, um ihn auszzuwaschen.

Er erwachte schnell und richtete sich in sitzender Stellung auf. Tief aufathmend, sagte er: „Wo ist Claire?"

„Seid stille, Meister Dollart," sagte Martin. „Sie ist gerettet. Ich will sie herbeiführen."

Claire trat ihm entgegen.

„Martin, Du ein Schmuggler?" sagte das Mädchen.

„Ich danke nun Gott, daß ich mich dazu mißbrauchen ließ. Ohne mich wäret ihr Beide des Todes."

„O das ist wahr!" sagte Claire und faßte dankbar seine Hand. „Vater," sagte sie dann, „wie ist es Euch?"

„Gut, gut," sprach Dollart eifrig, „aber meine Glieder thun

mir wehe und mein Nacken. Der Spitzbube hat mir abscheulich unter das Kinn gestoßen."

„Dankt Gott, daß er Euch nicht todt schlug," sprach Martin.

„O sie wollten es, als Ihr bewußtlos dalagt," sagte Claire; „aber der gute Martin bat für Euer Leben. Ich bin Zeuge. Ich stand nahe genug, um es zu hören."

In Dollart's Brust stürmten die wildesten Gefühle. Daß ihm dieser Fang entgangen, das wurmte ihm unablässig; daß er nun dem Martin sein und seines Kindes Leben verdankte, war ihm noch bitterer.

„Martin," sagte er, „Du hast sie Alle gekannt und bist ihr Genosse, nenn' mir ihre Namen. Du sollst frei ausgehen, das gelob' ich Dir!"

„Kommt nur erst heim, Meister Dollart," sagte er, „so sollt Ihr Alles erfahren. Was hilft's, wenn ich sie Euch hier Alle nenne? Ihr vergeßt sie ja, bis Ihr heimkommt!" —

Das leuchtete Dollart endlich ein. Der Martin entging ihm ja nicht! —

Er war indessen von den Mißhandlungen doch der Art angegriffen, daß er kaum gehen konnte.

Claire und Martin mußten ihn führen. Martin, der Dollart's Waffen entfernt hatte, weil er einen wilden Ausbruch seiner Wuth gefürchtet hatte, ihn daher wollte an einem Angriffe gegen ihn hindern, trug nun diese Waffen und die Claire's dazu. Langsam nur konnten sie vorwärts schreiten, denn von dem festen Binden mit den Stricken waren Dollart's Beine geschwollen. Erst gegen Ein Uhr erreichten sie das Dorf, wo Frau Dollart nicht wenig über den Anblick ihres Mannes erschrack. Er legte sich sogleich zu Bette und verlangte, Claire solle Martins Geständnisse niederschreiben.

Martin weigerte sich, irgend eines zu sagen.

„Sei Du nur ruhig," sagte mit verbissener Wuth Dollart.

„Ich will Dir schon die Zunge lösen. Dich hab' ich, die Andern krieg ich, das steht fest, und dann verlierst Du das Recht auf mein Gelöbniß, daß Du frei ausgehen sollst."

Martin wandte sich, wegzugehen.

„Zum Verräther sollt Ihr mich nicht machen, denn mich bindet ein feierliches Angelöbniß. Nun laßt kommen, was da komme. Gute Nacht und gute Besserung!" Er ging. Draußen stand Claire weinend. „Ach Martin," schluchzte sie, „was wird das werden?"

„Nichts, Claire, denn ich muß flüchtig werden. Lebe wohl! Möge Gott uns ein fröhlicheres Wiedersehen schenken!" Er schloß sie in seine Arme, drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen und war verschwunden.

6.

Für Martin blieb keine Wahl; kein Aufschub war zulässig, sollte er nicht in die Hände der Franzosen fallen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man ihn so lange quälen würde, bis er die Namen nenne; dann war sein Vater, dann waren zwanzig Familien dem Verderben geweiht.

„O, das ist die Frucht des verbrecherischen Treibens!" rief er aus, „und ich ernte für Alle, weil ich schwach genug war, nicht den Widerstand zu leisten, der mich auf rechter Bahn erhalten hätte! O meine Claire!" seufzte er und trat in sein stilles, dunkel daliegendes Vaterhaus.

Die Lenebas hörte ihn kommen. Sie wußte, was diese Nacht vorgehen sollte. Schnell stand sie auf, warf ihre Kleider über und rief leise „Martin!" Er kam herauf. Schnell erzählte er ihr das Vorgefallene. „Ich muß fort," sagte er, „sonst sind Viele mit mir unglücklich und mein Vater vorab."

„Wohin willst Du, Kind?" fragte angstvoll die alte, treue Seele.

„Ueber den Rhein, wenn's geht," sagte er.

„Aber Du wirst dann nicht wiederkommen dürfen!“ —

„Wer weiß, wie es Gott fügt,“ sagte Martin; „doch gebt mir ein Paar Hemden, Lenebas! Geld hab' ich noch für die erste Zeit. Gott wird mich nicht verlassen!“ —

Sie eilte, ein Bündelchen zu machen. Weinend legte sie ihren Sparpfennig hinein und sagte zu sich: „Er wird's brauchen und es bringt ihm mehr Segen, als das gottlose Schmuggelgeld.“

Sie brachte es ihm unter lautem Schluchzen.

Sagt meinem Vater, er solle um Gottes willen dem heillosen Geschäfte absagen. Es wird ihn auch noch in Ketten und Bande bringen, wie es ihn im Alter seines Sohnes beraubt. Sagt ihm, das sei meine einzige, meine letzte Bitte. Und, liebe Bas, grüßt Claire! Sagt ihr, ich bliebe ihr treu bis in den Tod. Bittet sie, daß sie mich nicht vergesse — daß — sie den — Adam nicht heirathe. Der ist gewiß wieder der Verräther, denn verrathen war's, das steht fest. Ich will Euch schreiben, wo ich bin und wie es mir geht. Fragt bei dem alten Werthheimer im Städtchen nach. Sagt auch Claire, was ich schreibe — nur aber geheim, sonst holen sie mich sicher. Lebt wohl, Gott schütze Euch!“

Er drückte ihre treue Hand und eilte fort.

Der Mond war untergegangen. Wolken umlagerten den Himmel. Es war eine stockfinstere Nacht. Man sah keine Hand vor den Augen. Martin eilte schnellen Schrittes durch's Dorf. Die Wege waren ihm alle bekannt. Es galt, noch vor dem hellen Tage das Städtchen und das Haus Werthheimer's zu erreichen, dessen Sohn unter denen war, die zurückgegangen, also daheim waren.

Auf dem gewöhnlichen Wege hatte er vier bis fünf Stunden. Da mußte ihn der Tag ereilen, ehe er ankam; aber es gab Pfade, die nur Wenige kannten, Pfade der Schmuggler, die durch Wald und Gestrüpp, über Höhen und durch Thalschluchten führten. Auf diesen Pfaden schnitt er ein großes Dreieck ab und sparte wenigstens zwei Stunden. Er verließ daher den gebahnten Weg, wandte sich

links und wanderte, als wäre sein Schritt beflügelt — in das doppelte Dunkel des Waldes hinein. Unermüdet setzte er seinen Weg fort, wenn auch der Schweiß rann, wenn auch heftiges Athmen die Brust hob, wenn auch manchmal die Ermüdung sehr fühlbar wurde. Er gönnte sich keine Rast und durfte es nicht.

Nach stundenlangem Wandern lichtete sich der Wald, und bald darauf stand er im Freien. Ein scharfer Wind wehte von Osten erquickend her. Schnell erkannte er, wo er sich befand. Noch etwa drei Viertel Stunde, und er mußte die Wellen des Rheines rauschen hören!

Wieder wanderte er in nordöstlicher Richtung weiter, kam an eine alte, verfahrene Landstraße und folgte dieser eine bedeutende Strecke. Dann erblickte er vor sich die Ruinen einer Burg und des Rheines Rauschen schlug an sein Ohr. Das klang, wie Musik! Am Fuße des Berges, wo die Burg stand, lag das Städtchen, und die ersten Streiflichter rötheten den Himmel im Osten.

Nun war er dem Ziele nahe. Ein Blick nach oben und ein leises Gebet erhob seine Seele.

Schnell sprang er von der alten Straße hinab und war an den Ruinen. Durch den tiefen Felsgraben führte ein Pfad in das Gemäuer. Er kannte ihn genau. Bald stand er mitten in den alten Giebeln und Mauern; aber da war kein Weilen. Der Tag kam schnell in dieser Jahreszeit. Glücklicherweise stieg ein dichter Nebel vom Rheine auf und wirbelte, vom Bergwinde gefaßt, wild durcheinander und lagerte sich dann bis zur Hälfte der Berghöhen über das Thal, es ganz erfüllend.

Das war für Martin ein großes Glück; denn es waren jetzt nur zwei Pfade, die er wählen konnte. Der Eine führte gerade hinab, an der herrlichen Ruine einer gothischen Kirche vorüber, die hoch über der Häuserreihe stand, die am Berge hinlief, auf den Kirchhof einer tiefer stehenden Kirche, der Hauptkirche des Städtchens. Den Kirchhof aber schloß ein Thor gegen die Stadt hin. Da hätte

er sich verbergen müssen, bis, das Morgengeläute anzuziehen, der Glöckner es öffnete. Trat er dann aus dem Thore, so konnte ihn leicht Jemand sehen und — wer weiß — wie es dann kommen konnte? Der andre führte auf der nördlichen Abdachung des Berges in ein Seitenthal hinab, auf welches das obere, stets offene Thor der Stadt mündete; aber diese Bergseite war völlig kahl. Sie führte unten im Thale an den Mühlenteich, über den man leicht springen konnte. Auf dem mit Weiden bepflanzten Damme erreichte man die Mühle, welche gerade vor dem Stadtthore lag, und, wenn nicht ein besonderer Unstern waltete, konnte er für einen in den Tagelohn gehenden Bauernburschen des im Thale liegenden Dorfes gelten. Seine Wahl war schnell entschieden. Er betrat den letzteren Weg, kam glücklich hinab, sprang über den Mühlenteich, erreichte die Mühle und trat nach wenig Augenblicken in die Stadt, die noch todtstille dalag.

Wenn auch das Herz pochte, er schritt langsam die sich senkende Straße hinab, über die kleine Brücke hinüber, am Bache hin und erreichte den Markt, wo die Hauptkirche stand. Keine Seele begegnete ihm.

Die lange Oberstraße schritt er nun hin, bog dann links in eine Gasse, die zum Rheine hinabführte und stand in wenigen Augenblicken an der Thüre des Schiffers Werthheimer. Auf sein eigenthümliches, den Hausbewohnern wohlbekanntes Klopfen wurde bald geöffnet, und er war für's Erste in Sicherheit.

Werthheimer's Sohn erschrack heftig, als er ihn sah. „Wie stehts?“ rief er aus. „Ist Euch etwas passirt?“ —

„Stille!“ sagte Martin. „Komm hinauf in die Stube. Da will ich Dir und Deiner Mutter Alles erzählen.“

Als er dann sich an Speise und Trank erquickte, erzählte er den ganzen Hergang.

Man überlegte hin und her, ob man den Vater abwarten sollte, ehe für Martin etwas geschehe.

Die Mutter war eine kluge, sehr besonnene Frau. Sie entschied endlich den Streit.

„Ich wette," sagte sie, „der Dollart läßt von hier die Gensd'armen hinauskommen, um den Martin gefangen zu nehmen. Finden sie ihn nicht, so suchen sie nach ihm; es werden selbst Steckbriefe hinter ihm drein geschickt. Suchen sie nach ihm, so haben wir sicher zu erwarten, daß auch bei uns Haussuchung gethan wird, da die Leute wissen, daß Werthheimer einmal dabei ist, wenn's an's Schmuggeln geht. Was dann? Wird er steckbrieflich verfolgt, so darf ihn jeder Douan anhalten. Ist er aber über'm Rheine, so ist er in seiner Haut sicher und kräht kein Hahn nach ihm. Also ist mein Rath, sobald er sich satt gegessen und getrunken hat, fährst Du ihn über den Rhein."

Damit stimmte dann auch Martin überein.

Der junge Schiffer nahm Riemen, Ruder und Haken, und ging nach dem Rheine, machte den Kahn zurecht und rief dann Martin. Kein Mensch redete sie an, und als der Kahn sich auf den Wellen schaukelte, sagte der junge Werthheimer: „Nun bist Du gerettet!"

Es war aber auch eben gerade Zeit für ihn; denn mit dem grauenden Tage kam ein Bote von Dollart an den Wachtmeister der Gensd'armen im Städtchen, welcher eiligst sie auf das Dorf berief.

Zwei berittene Gensd'armen standen in dem Städtchen, die, da Dollart dringlich geschrieben, hinausjagten.

Als sie dort ankamen, wurde sogleich Fehringer's Haus von Dollart und den Feldschützen, die zur Hand sein mußten, umstellt, der Syndik, wie damals der Ortsvorstand hieß, nebst den beiden Gensd'armen drangen in dasselbe ein, um nach Martin zu suchen.

Der alte Fehringer saß am Tische und seine Thränen flossen. Erst vor einer Stunde war er heim gekommen und die Lenebas hatte ihm sogleich Alles mitgetheilt.

Als sie Martin nicht fanden, und der alte Mann nicht wußte, wo er war, wurde die Mühle und die Häuser der Befreundeten im Orte durchsucht; aber alles Suchen war umsonst. Nun nahmen sie den alten Fehringer mit, um ihm etwas auszupressen, allein schon am Abend ließen sie ihn frei. Mittlerweile waren des Werthheimer's und andrer Schiffer Wohnungen durchsucht worden, die etwa im Verdacht des Schmuggelns standen, und wo sich etwa Martin könnte verborgen halten.

Claire lebte Tage des Leids und der Angst und der Müller, den jetzt die Gewissensbisse noch herber verfolgten, war ganz trostlos; das Dorf aber war in der größten Aufregung und der wildeste Haß Aller warf sich auf Adam Ries, dem man den Verrath beimaß, weil Claire hier und da eine Aeußerung hatte fallen lassen, die auf ihn den Verdacht hinleitete.

Martin war in dem Orte auf dem rechten Rheinufer nicht geblieben, das er zunächst erreichte; denn hier hielt er sich mit Recht nicht völlig sicher. Bei dem Orte mündete ein weites Thal, durch welches ein starker Bach floß und ein Verkehrsweg in das innere Land sich durchwand. Er schlug ihn sogleich ein und wanderte den Tag über rüstig, wenn auch in Zwischenräumen hier und da ausruhend, voran. An vielen Mühlen kam er vorüber. Endlich, als der Tag sich neigte und das Thal allmälig höher stieg und seinem Verlaufe in's Flachland des dort beginnenden Bergrückens nahe war, fand er die letzte Mühle. Sie mochte vier, auch sechs Stunden von dem Orte an der Mündung des Baches in den Rhein entfernt sein. Sie lag so versteckt, daß man sie erst sah, wenn man ihr Rädergeklapper hörte. Er trat zur Thüre und bat um eine Nachtherberge, welche die Leute um so lieber, nach alter, ehrwürdiger Sitte, zugestanden, als Martins Kleidung und Aussehen durchaus ihnen die Gewähr zu bieten schien, daß er ehrlicher und ordentlicher Leute Kind sei. Als er nun bei dem Müller, einem alten Manne, unter der Linde saß, die im Hofe stand, fragte

ihn dieser nach seiner Heimath und seinen Lebensumständen, wie nach dem Ziele seines Wanderns.

Die Müllersleute waren beide alt. Sie hatten nur einen Sohn und sonst keine Kinder, und dieser Sohn war in den letzten Tagen so unglücklich gewesen, beim Aufladen eines Eichstammes im nahen Walde ein Bein zu brechen. Einen Mahlknecht hatte der alte Mann sehr nöthig, aber noch nicht finden können. Auf Martin, der ihm in seiner Bescheidenheit wohl gefiel, war sein Auge in dieser Beziehung gefallen, und seine Fragen hatten den Zweck, zu hören, ob er eine Hoffnung auf ihn setzen könne.

Die Fragen des alten Mannes waren so theilnehmend und herzlich, daß Martin ihm ohne Hehl sein Geschick mittheilte, und auch die unverhehlte Absicht, sich ein ehrlich Unterkommen zu suchen.

„Ich kann tüchtig arbeiten und will mein Brod getreulich verdienen," sagte er offen und ehrlich.

Diese Rede erfreute des alten Mannes Herz.

„Verstündest Du nur Etwas vom Mahlwesen," sagte er, „so könntest Du gleich bei uns bleiben;" und nun erzählte er ihm den beklagenswerthen Unfall seines Sohnes.

Martin konnte ihm die Versicherung geben, daß er damit durch seinen Pathen, den Müller auf der rothen Mühle, vollkommen vertraut sei, und sagte damit eben nur die reine Wahrheit; denn der Müller, sein Pathe, hatte ihn ja absichtlich mit dem Mahlwesen und der Einrichtung einer Mühle vertraut gemacht, und als vollends der alte Müller vernahm, daß er das Wagnerhandwerk verstehe, bot er ihm einen so schönen Lohn, daß Martin auf der Stelle einschlug und in der Mühle blieb.

Das Alles hatte sich so überraschend schnell und einfach gemacht, daß Martin Gott innig dankte. Zudem war er von seiner Heimath, streng genommen, nur eine Tagreise entfernt, was ihm eine reiche Beruhigung bot.

Schon an dem Abende nahm er dem alten Manne die schwere

Arbeit des Aufschüttens ab, der mit Freuden sah, daß ihm Martin die Wahrheit gesagt hatte.

In der stillen Mühle lebte er denn nun seiner Pflicht mit Treue und Gewissenhaftigkeit. Er erwarb sich schnell die Liebe und das Vertrauen der alten Leute und des leidenden Sohnes, den er sogleich pflegen half. Als dieser endlich wieder genas, war Martin den Leuten unentbehrlich geworden. War er nicht in der Mühle beschäftigt, so arbeitete er als Wagner in der Scheune, ja manche Arbeit, zu welcher der Müller den Mühlarzt sonst brauchte, welcher ihn schweres Geld gekostet, machte Martin so gut und ächt, daß sie sich mit der des besten Mühlarztes messen konnte. Da war denn gar nicht daran zu denken, daß sie ihn verabschiedeten, vielmehr hielten sie ihn werth wie ihren Sohn.

Gleich Anfangs hatte der alte Mann selber das Mehl weggefahren, um Martin keiner Gefahr auszusetzen, und als der Sohn wieder hergestellt war, übernahm dieser das Geschäft, und Martin blieb auf der Mühle, ohne daß sein Dasein irgend Jemandem aufgefallen wäre.

7.

Jenseit des Rheines hatten sich Ereignisse zugetragen, welche den Waffen Napoleons höchst ungünstig waren.

Die verbündeten Mächte, der Kaiser von Rußland, der von Oesterreich und der ritterliche König von Preußen, standen mit ihren begeisterten Schaaren dem Erbfeinde der Ruhe und des Völkerfriedens entgegen, und brachten ihm eine Niederlage nach der anderen bei. In Spanien trieben die Engländer die Franzosen vor sich her und drängten sie allmälig den Pyrenäen zu, der starken natürlichen Grenzfeste ihres Landes.

Die Schlachten waren blutig und mörderisch. Napoleons Schaaren lichteten sich mächtig. Eine schnelle Aushebung mußte die

Gefallenen und Gefangenen ersetzen, wenn nicht der Kampf eine noch ungünstigere Wendung für ihn nehmen sollte.

Der Befehl wurde gegeben und schnell zur Ausführung gebracht.

Bis jetzt hatte man auf den Bestand eines bäuerlichen Anwesens insofern Rücksicht genommen, als man den ältesten Sohn frei ließ, der dem Haus- und Geschäftswesen vorstand. Wo nur möglich, sollte nun auch diese Rücksicht fallen. Allgemein war die Strenge des kaiserlichen Befehls bekannt, und Trauer überfiel zahlreiche Familien. Besonders strenge aber sollte auch das Gesetz in Ausführung kommen, welches feststellte, daß das Vermögen Flüchtiggewordener vom Staate sollte eingezogen werden.

Traf das Erste besonders schwer den reichen Adam Ries, so fiel die ganze Wucht des Letzteren auf den armen, alten Fehringer, der doch um keinen Preis seinen Sohn in die Hände der Franzosen überliefern wollte, wenn er auch gewußt hätte, wo er eine Zuflucht gefunden.

Mit ungewöhnlicher Eile wurde diesmal die Aushebung betrieben, was auf die Noth hinwies, während die amtlichen französischen Nachrichten nur von Siegen redeten, welche der unüberwindliche Kaiser erfochten.

Endlich kam der gefürchtete Tag.

Adam Ries hatte seine Thaler springen lassen, wo nur eine offene Hand war, die etwas zu seiner Befreiung beizutragen im Stande schien, und der offenen Hände waren damals viele!

Die Gründe, die er für sich geltend machte, bestanden besonders darin, daß er das Ackergut besorgen, den Vater pflegen und in allen Stücken dessen Stelle vertreten müsse; allein Adam Ries hatte verschwiegen, daß er eine Schwester aus der ersten Ehe seines Vaters habe, die im Dorfe verheirathet sei, und daß sein Schwager seine Stelle so gut wie er selbst vertreten könne, zumal die Ehe eine kinderlose war.

Als der Unterpräfekt nach diesen Umständen fragte, die einer

der vielen Feinde des Adam Ries mußte angezeigt haben, konnte der Maire sie nicht in Abrede stellen, und alle Bitten blieben erfolglos — Adam Ries wurde Soldat.

Das schmetterte ihn beispiellos nieder, noch mehr aber, daß sein weinendes Auge so manchem Blicke begegnete, aus dem klar und bestimmt die Freude über sein Unglück sprach. Trostlos wankte der Mensch hinaus, der in seinem Uebermuthe oft triumphirend ausgerufen: „Sein Geld überwinde Alles!“

Als aber nun die Reihe an Martin Fehringer kam, theilte der Maire die Ergebnisse der Acten über diesen Entweichungsfall mit.

Der Vater wurde vorgerufen und mit harten Worten gefragt, wo sein Sohn sei?

Als der Greis betheuerte, er wisse das nicht, warf man ihn in das Gefängniß, bis er seinen Sohn herbeigeschafft haben würde.

Dies konnte er nicht. Nach zwei Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, allein Haus und Hof war confiscirt, als das alleinige Erbtheil des entwichenen Sohnes.

Adam Ries konnte nicht triumphiren, er stand bereits unter den Waffen. Er wäre aber auch der Einzige im Dorfe gewesen; denn alle Einwohner trugen aufrichtiges Mitleid mit dem Greise, dessen Kraft seit seines Sohnes Entfernung gebrochen schien und der leidend war, seit er zum ersten Male wegen Martins Flucht im Gefängnisse gesessen hatte. Er und die alte Base mietheten sich in einem anderen Hause ein.

Tags darauf, als dies geschehen war, kam der Müller aus der rothen Mühle und trat in Fehringer's Stübchen. Der alte Mann saß im Lehnstuhle, der ihm geblieben war, und weinte. Als die Thür aufging, hob er den müden Kopf in die Höhe, aber zu dem Gegengruße versagte ihm die Stimme vor Erstaunen.

Der Müller setzte sich, und eine Weile schien auch er einen schweren Kampf mit seinem harten Kopf und Herzen zu kämpfen,

Endlich hob er an: „Schwager, Du weißt wohl, warum ich Haß gegen Dich getragen —“

„Schweig, schweig!“ rief Fehringer mit gewaltiger Bewegung aus; „ich weiß, was Du willst. Ist es nicht genug, daß Reue und Qual mein Herz zerreißt? Ist es nicht genug, daß Gottes strafende Hand so schwer auf mir liegt, daß ich im Alter kinderlos und ein Bettler geworden bin? — Willst Du noch kommen und das Maß meines Jammers voll machen durch bittere Vorwürfe, deren ich mir selber Tag und Nacht mehr mache, als Du mir machen kannst? Geh'! Vierzehn Jahre hast Du meine Schwelle gemieden und mich nicht gekannt; hast getreulich an meinem Verderben mitarbeiten helfen; geh', laß mich in Ruhe sterben, wenn ich es kann! Du hast Rache genug; Du brauchst Dir sie jetzt nicht selber zu holen!“

Diese Worte schnitten in des Müllers Herz. Er wollte antworten, aber die Thüre ging auf und ein Mädchen trat herein, dessen Kleidung etwas anders als die der Mädchen des Dorfes war, dessen Schönheit aber selbst das Auge des Müllers fast blendete. Sie trug ein Körbchen in der Hand und wandte sich an Fehringer.

„Vater Fehringer,“ sagte sie mit einem so süßen, herzgewinnenden Tone, daß der Müller sich wunderbar bewegt fühlte, „ich habe Eure Worte gehört; sie sind mir in die Seele gedrungen. Eigentlich komme ich nur, um Euch eine Suppe zu bringen, aber ich höre, daß ich Frieden zu stiften gekommen bin. O,“ sagte sie, sich an den Müller wendend, „ich kann mir nicht denken, daß Ihr dem hartgeschlagenen Mann seine Lage verbittern wollt. Nicht wahr, das wollt Ihr nicht?“ —

Die letzten Worte sprach sie bittend; aber es wäre auch keine Menschenseele, selbst die härteste nicht, im Stande gewesen, diesen Worten, diesem Tone zu widerstehen.

Der Müller sprang auf und unterdrückte mühsam eine Rührung, die ihn überwältigen wollte.

„Wer bist Du, Mädchen?“ fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wenn das Etwas zur Sache thut, will ich es Euch sagen,“ sprach Claire; „ich heiße Claire Dollart und bin des Douanen Kind.“

Der Müller sah sie lange, sehr lange an und in seinem Gesichte zuckte es, bis zwei dicke Thränen ihm aus den Augen quollen.

„Ich kenne Dich nun und danke Gott, daß ich Dich kennen lerne, um auch Dir das Unrecht abzubitten, das ich, ohne Dich zu kennen, an Dir that; Kind, ich bin Martins Pathe. Dir will ich es sagen, was mich hierher treibt. Die letzte Unterredung, die ich mit Martin hatte, ist mir durch die Seele gegangen. Seit vierzehn Jahren habe ich keinen Tritt in das Dorf gesetzt bis heute. Ich haßte Diesen, meinen Schwager, weil — nun das soll ja eben vergessen sein! Martin weckte mein Gewissen, was Keinem gelungen war. Sein Wort traf mich schärfer, denn ein zweischneidig Schwert. All' das Unglück, das zu Hauf kam in der letzten Zeit, seine Flucht, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben, hat mich tief und tiefer gebeugt. Endlich ist der harte Mensch gebrochen worden von der Hand Gottes. Fehringer meinte, ich komme, um ihm Vorwürfe zu machen; aber Gott ist mein Zeuge, ich komme, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Ich will in's Grab legen die ganze Vergangenheit und mit ihm leben wie ein Bruder, mit ihm theilen mein Brod, daß er nicht mehr darbe. Dazu bin ich hier, und er ließ mich nicht zu Worte kommen.“

„O dann sei Gott gepriesen!“ rief das Mädchen aus, und auf ihrem Engelsgesichte lag eine wahre Verklärung. „So kommt,“ bat sie, „und laßt mich es sein, die Eure Hände und Herzen wieder vereinigt!“

Sie faßte des Müllers Hand und führte ihn Fehringer'n zu, und legte ihre Hände ineinander. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander leben! Denn daselbst

verheißet der Herr Friede und Freude ewiglich! So spricht des Herrn Wort."

Der Müller starrte das Mädchen an; dann aber fielen sich die beiden Männer um den Hals und weinten fast laut.

Claire wollte sich wegschleichen.

Das sah der Müller und machte sich los.

„Bleib', Mädchen, bleib'!" rief er. „Auch mit Dir hab' ich zu reden. Ich haßte Dich, weil Du und Dein Vater einst meine Mühle umkreist habet und meintet, ich sei ein Hehler der Schmuggler. Du hattest Dein Gesicht geschwärzt, aber ich erkannte in Dir das Weib. Jetzt — jetzt — kenn' ich Dich erst und jetzt bitt' ich Dich, vergib auch Du mir! Ich weiß, daß Adam Ries die Schuld trägt. Willst Du mir verzeihen?"

Claire lächelte durch Thränen. Sie reichte ihm ihre Hand. „Ach," sagte sie, „ich wußte ja nicht, daß Ihr uns haßtet; aber gerne vergebe ich Euch. Seht, ich mußte meinen Vater begleiten, weil ich fürchtete, die Schmuggler möchten ihm ein Leid zufügen, daran ich sie hindere. Ich hätte daheim keine Ruhe gehabt. Damit man mich aber nicht erkenne, trug ich einen Trauerflor vor dem Gesicht."

„Aha, Du warst's" rief Fehringer. „Gottlob, daß auch dies Geheimniß sich so schön aufklärt!"

„Du bist eine brave Tochter," sagte der Müller. „Der Segen Gottes wird Dir nicht entgehen, denn Du hast den Segen der Verheißung für Dich! Wer so dem Vater Liebe beweist, der ist auch zu jeder guten That fähig."

In diesem Augenblick rief die Mutter unten im Hause, da Claire ihr zu lang ausblieb.

„Ich muß gehen. Gottes Gnade und Frieden sei mit Euch!" rief sie und eilte zur Thür hinaus.

Was die beiden Männer noch miteinander redeten, war ernst und bedeutsam, aber bitter war es nicht. In die Mühle wollte

Fehringer nicht ziehen; dagegen versprach der Müller, Alles für ihn zu thun, und hielt treulich sein Wort. Fast täglich besuchte er ihn, bis er wieder genesen war. Er versorgte ihn und die Base reichlich mit Allem, was die beiden Alten bedurften, und den Hauszins zahlte er ihm auch.

Oft sagte Claire: „O wenn es doch Martin wüßte!“ Und mit dem Worte hob sich ein schwerer Seufzer von der kummerbelasteten Seele des Mädchens. Denn es waren nun drei Monate vergangen, und Martin hatte Nichts von sich hören lassen.

Hatte er sie vergessen? Das glaubte Claire am wenigsten.

Da kam eines Tags, es war schon in den Tagen des Octobers, als bei Leipzig die Macht des weltstürmenden Napoleons gebrochen wurde, der alte Werthheimer, einst Fehringer's Schmuggelgenosse, in's Dorf und fragte nach ihm.

Man wies ihm das Haus, wo der Alte in der Miethe wohnte.

Als Werthheimer eintrat, saß Fehringer an seiner Bibel, denn es war an einem Sonntag Mittage.

Fehringer war freudig überrascht, als er den Gefährten so mancher Schmuggelei bei sich sah.

„Was führt Dich zu mir armen, alten Mann?“ fragte er. „Die Zeit ist dahin, wo Du mich brauchen konntest.“

„Darum komme ich nicht,“ sagte er zu dem Alten. „Es ist ein Anderes, was mich zu Dir führt.“

„Doch nichts Schlimmes?“ fragte ängstlich Fehringer.

„Nein, alter Kamerad,“ entgegnete Werthheimer, „diesmal ist's nur Gutes. Ich bringe Dir Kunde von Deinem Sohn. Er kennt das Unglück, das Dich traf seinetwegen, und das hat ihn tief gebeugt. Gerne wäre er gekommen und hätte sich gestellt, um Dich aus der Noth zu retten, wenn es die braven Leute zugegeben hätten, bei denen er ist wie das Kind im Haus, und die ihn werth halten wie den Augapfel im Auge. Sie mußten ordentlich Gewalt an-

wenden, um ihn zurückzuhalten, und erst, als sie es ihm klar machten, daß es ja dann für Dich nur schlimmer würde, wenn er Dir ganz genommen und hingeopfert würde, da ergab er sich. Wo er aber ist, darfst Du nicht wissen; — nicht, wie weit er von Dir ist, damit Du, wenn sie wieder an Dich gehen, und das kann kommen, frei sagen kannst, Du wissest es nicht; aber dies Geld sendet er Dir und bittet Dich, Du solltest es für Dich und die Base verwenden. Er hat's sehr gut und braucht das Geld nicht."

Da faltete der alte Fehringer seine Hände und das schneeweiße Haupt, das erst weiß geworden war seit den Leiden der letzten Zeit, sank auf die gefalteten Hände und er betete, denn sein Herz war voll Preisens und Dankens.

Werthheimer ging hinaus und suchte die Base. Ihr sandte Martin ein warmes Halstuch für den Winter und die herzlichsten Grüße.

„Aber," sagte Werthheimer, „noch Eins. Ihr sollet zum Pathen gehen und ihn viel tausendmal grüßen und ihm sagen, er komme bald, denn mit den Franzosen sei es Matthäus am Letzten. Dann trug er mir auf, Ihr solltet der Claire sagen, sie solle, wenn das Franzosenwesen zusammenbreche, doch um Gottes willen nicht mit nach Frankreich gehen, sondern da bleiben; er hoffe zu Gott, daß er wiederkehren dürfe, und dann werde ja noch Alles gut werden."

Das waren Botschaften, die überall Wonne und Freude bereiteten, wohin sie gerichtet waren, obwohl Claire an das, was er vom Franzosenwesen sagte, nicht glaubte und lächelnd meinte, damit verrechne er sich doch! „Ach," sagte sie, „wie wird es gehen? Wird er je wiederkommen dürfen?"

8.

Claire's ungläubiges Lächeln war der Wiederschein der unerschütterlichen Meinung ihres Vaters. Dollart, wie viele Tausende begeisterter Verehrer Napoleons, glaubte eher an den Untergang der

Welt, als an den seiner Macht und seines Glücksterns. Er könne wohl von der Macht der Elemente bezwungen werden, sagten sie, wie von einem russischen Winter, nicht aber von der Macht der Menschen. An die Macht Dessen, der da spricht: „Bis hierher, und nicht weiter!“ dachten sie nicht bei ihrem fleischlichen Urtheile. Was er jetzt wohl noch leide, das sei die Folge jenes Winters, das sei das Nachweh; aber mit einem Male werde der Adler sein Gefieder schütteln, die Flügel ausbreiten und die Fänge rüsten; dann werde Europa zittern und wieder alle gekrönten Häupter sich im Staube vor ihm neigen.

Wie gesagt, das glaubten Viele, denen die „Bülletins der großen Armee“ eine volle, reine Wahrheit waren. Verwöhnt durch die Siege des Gewaltigen, schien ihnen ein Wechsel des Glücks außerhalb der Grenzen des Möglichen zu liegen. In Napoleon sahen sie etwas Ueberirdisches, einen Menschen, dessen Wille keine Schranken kenne, wie seine Macht und sein Geist.

Aber es gab unendlich Viele, die zwischen den Zeilen der ruhmredigen Bülletins lasen, die an den bausbackig posaunenden Siegesboten einen Zweifel wachsen fühlten, je mehr sie posaunten. Es lag wie Blei auf den Geistern, als die dreitägige Schlacht geschlagen war, und die Bülletins weniger rühmten. Es drangen Kunden über den Rhein herüber, trotz der Sperre, und diese Nachrichten waren Botschaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied. —

Man wagte sich's nur zuzuflüstern, und die sorgenvollen Mienen der hohen Gewalthaber in den Städten, die milderen Saiten, die man hin und wieder aufzog, wo man sie sonst bis auf's Höchste gespannt, gaben auch ein Zeugniß, und das Volk deutete es richtig, und die deutschen Herzen auf dem linken Rheinufer wagten es einmal wieder, zu hoffen auf das Zerbrechen des lange getragenen Jochs.

Endlich war es nicht mehr zu leugnen, daß Napoleons Macht

bei Leipzig gebrochen worden war. Die Schlacht bei Hanau vollendete die Sicherheit eines gewaltigen Umschwungs der Dinge. Jetzt kamen die traurigen Beweise augenscheinlich. Trupps von Soldaten kamen bis in eine Entfernung von 10 bis 12 Stunden von Mainz, unter denen noch unverbundene Verwundete waren. Man sah unter einem Tausend alle Waffengattungen der sogenannten „großen Armee" vertreten, und Lumpen hüllten sie ein, und die bleichen Gesichter sprachen von Hunger und Elend, und der entsetzliche Geruch, den sie verbreiteten, von den Keimen tödtlicher Krankheit, die sie in sich trugen, die sie mitbrachten und die dem Tod eine reichere Ernte verschaffte, als das Schlachtfeld von Leipzig, wenn sie auch langsamer eintrat.

Da sagte Dollart, kleinlauter zwar, aber immer noch zuversichtlich: „Zu viele Hunde sind des Hasen Tod. Es stand eine halbe Welt gegen ihn; wie sollte er Widerstand leisten nach solchen Leiden, wie sie sein Heer erduldet? — Laßt ihn einmal in Paris sein, und ihr sollt Wunder sehen und erleben!"

Er kam schnell genug nach Paris. Der Fluch seines zermalmten Heeres folgte ihm; aber die Wunder blieben aus.

An Schmuggeln dachte Niemand mehr, aber auch nicht an's Wachen. Alle Bande schienen gelockert, wenn nicht gelöst. Dollart saß auf seinem Webestuhle, statt daß er auf seinem Posten gestanden hätte, und manchen stillen Seufzer, der dem Sturze Napoleons, seines fast abgöttisch verehrten Helden galt, wob er in sein Gebilde hinein. Dennoch sagte der unbeugsam Gläubige an seinen Kaiser: „Laßt ihn nur machen. Mögen sich auch da drüben die Russen und Preußen sammeln, er wird eine Macht an den Rhein stellen, die sie lehren wird, drüben zu bleiben." Aber auch diese Armee, diese Macht blieb aus, und die rauhen Decembertage kamen.

In den Dörfern lagen zusammengestoppelte Soldatenhaufen. Hier zwanzig, dort dreißig und mehr. Reiter ohne Pferde, Kanoniere ohne Kanonen; selbst Infanteristen ohne Waffen.

Und drüben sah man auf den Bergen oft das Blitzen der Gewehre.

Am rechten Rheinufer hinauf und hinab ritten Kosacken und riefen ihr: „Franzuski!" drohend herüber, jagten eine Kugel in den Rhein, und wenn die Douanen eine hinübersandten, galoppirten sie lachend davon.

Die thun uns Nichts! sagten sie. Das ist feiges Gesindel.

Die Stimmung im Lande wurde eine dumpfere. Die französischen Angestellten sahen traurig drein.

Droben in Höchst am Main saß auf seiner Trommel der alte Marschall Vorwärts, der alte Blücher, und bereitete seinen Uebergang bei der Pfalz zu Caub vor. Die Armeen, welche seinen Befehlen untergeben waren, Russen und Preußen, sammelten sich bei Wiesbaden und rückten dem Punkte langsam näher, den der alte Held zum Uebergange bestimmt hatte. Endlich kam selbst seine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers in's Land, so zahlreich, als habe sie ein Sturmwind zu Tausenden über den Rhein herüber geweht.

Die Franzosen sagten es selbst: Die Deutschen gehen zu Neujahr 1814 über den Rhein und Napoleon gibt euch preis!

Da war nicht mehr zu zweifeln, und Dollart ließ das sorgenvolle Haupt auf die Brust sinken. Was sollte aus seiner Frau, seiner Claire werden, wenn die Russen kämen? Was aus ihm? Das lag auf seiner Seele wie eine Centnerlast; aber wegwälzen konnte er sie nicht. Sie wurde mit jedem Tage schwerer, je näher das Jahr 1813 seinem letzten Tage zuging.

Sonst war es ein Tag, der leider, trotz seines ernsten und mahnenden Charakters, durchjubelt zu werden pflegte. Dieses Jahr kam er so sorgenschwer heran, wie kaum irgend jemals, und unter den Seufzern wurde kein Jauchzen vernehmbar. Es war noch ein Anderes, das die Herzen erschreckte und so düster stimmte.

Die Krankheit, das Nerven- oder Lazarethfieber, welches die

Franzosen mitgebracht, herrschte in erschreckender Weise. Fast kein Haus war, wo nicht Kranke lagen. Die Krankheit steckte furchtbar an. Fast alle Glieder des Hauses, wo Eins ergriffen wurde, sanken bald nach einander auf's Krankenbett, und die Meisten wurden hinausgetragen auf den stillen Friedhof, wo die Kreuze zu Häupten daran mahnen, was allein im Tode Heil und Hoffnung geben kann.

Jeder fürchtete, wenn er sich heute noch gesund fühlte, morgen schon ergriffen zu sein. Das drückte die Gemüther; das tödtete die Freude; das beugte den Muth; das trübte den Blick in die Zukunft. Tausendmal dachte Claire an das Wort, das ihr Martin durch die alte, treue Lenebas hatte sagen lassen. Sie hatte damals drüber gelächelt; jetzt erschien es ihr anders, und wenn der gebeugte Vater von der Zukunft sprach, seufzte sie tief auf.

Es war in der Woche des heiligen Christfestes, als eines Abends, wie er jetzt oft that, der Müller zu Fehringer kam.

Sie sprachen natürlich von nichts Anderem, als vom Uebergange der Deutschen und Russen und wie es werden würde.

Der Müller hatte einen französischen Offizier im Quartiere gehabt, der deutsch sprach, einen ältlichen, braven Mann. Als er schied, drückte er des Müllers Hand und sagte: „Gott schütze Euch! Wenn die Deutschen an Euch thun, wie leider unsere Soldaten drüben gethan, so bleibt kein Stein auf dem andern!"

Das Wort lag auf des Müllers Herzen schwerer, als sein großer Mühlstein. Er theilte es dem Fehringer mit und sagte dabei: „Ich meine, es wäre gut, wenn man in solchen Zeiten nahe bei einander wäre! Auch will es mir scheinen, als ob die Last der kommenden Einquartirung von Einem von uns könne abgewendet werden."

„Wie so?" fragte Fehringer.

„Ei nun," entgegnete der Müller, „Du ziehst morgen zu mir

in die Mühle, da wird Dich hier, in Deinem Stübchen, kein Soldat belästigen und ich kriege dadurch keinen mehr und keinen weniger."

Fehringer besann sich.

„Und," fuhr der Müller fort, „da es kein Zweifel ist, daß, wenn heute die Deutschen da sind, morgen Martin kommt —"

„Meinst Du?" rief fragend und freudig der Alte aus, ihn unterbrechend.

„Ganz gewiß," sagte der Müller, „denn der junge Werthheimer hat mir gestanden, daß er gar nicht weit vom Ufer des Rheins im sichern Neste sitzt —"

„Dann," fuhr er, bei dem unterbrochenen Gedanken anknüpfend, fort, „kommt er doch in die Mühle, denn Du hast ja nicht Raum für ihn in diesem engen Behelf. Endlich aber ist es tröstlicher für uns Alle, wenn etwa — und wer weiß es? — Eins von uns von der Krankheit heimgesucht wird. Wir können einander dann um so leichter Handreichung thun und Pflege und Erquickung angedeihen lassen."

Die Gründe waren gewichtig. Mit Neujahr begann die Miethe neu. Was hinderte es, daß sie es ausführten?

So recht nach allen Seiten hin erwogen sie die Verhältnisse und endlich stimmte Fehringer und die Lenebas zu, und so wurde denn beschlossen, daß der Müller am Montage nach dem Sonntage vor Neujahr seinen Mehlwagen senden sollte. Darauf sollte denn alle die geringe Habseligkeit Fehringer's gepackt und nach der Mühle gefahren werden. Unter manchen Sorgen und bangen Erwartungen war denn endlich der Morgen des Montags angebrochen. Der Müllerwagen kam und Fehringer und die Bas trugen ihre Sachen herunter.

Als die flinke Claire dies bemerkte, kam sie eilig herüber und half.

„Ach, geht Ihr so weit fort?" fragte sie. „Da werden wir uns ja selten sehen."

„Aber warum willst Du uns denn nicht in der Mühle besuchen?“ fragte Fehringer.

Claire zuckte die Achseln. „Ich kenne den Müller nur von dem einzigen Male, wo ich ihn hier bei Euch traf. Seitdem sah ich ihn nicht wieder.“

„Er war ja doch täglich bei uns —“ sagte der Alte.

„Ich wollte nicht aufdringlich sein,“ sagte das Mädchen darauf. „Ihr wißt schon, wie bös Einem die Leute Alles auslegen und uns vorab, da sie uns doch Alle hassen. Lieber Gott, was kann mein armer Vater dafür, daß seine Pflicht gebot, strenge zu sein? Wär' er's nicht gewesen, so war es ein Anderer. Aber es thut Einem doch so wehe. Er hat ja doch Niemand hier ein Leid angethan, und wir gewiß auch nicht. Was soll's nun mit uns werden,“ fuhr sie fort, „wenn die Deutschen kommen?“ Sie trocknete ihre heißen Thränen.

„Sei gutes Muthes, Kind,“ sagte Fehringer. „Sieh', seit ich in Noth war, hab' ich beten gelernt und da ist in meine Seele ein Vertrauen auf Gott gekommen, das nicht wankend gemacht werden kann. Er macht Alles wohl! Bete, glaube und vertrau', und Du wirst erfahren, wie wahr es ist: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören, und du sollst mich preisen!“

Dies Trostwort erquickte Claire's Seele noch lange, nachdem schon der Müllerwagen mit den alten Leuten durch's Dorf, den Mühlenweg hinabgerollt war.

Die Anzeichen des nahen Uebergangs der Deutschen häuften sich mit jeder Stunde. Man bezeichnete laut und bestimmt Caub als den Punkt. Statt daß eine Truppenmacht dort den Uebergang hätte wehren sollen, — und es wäre nicht schwer gewesen, — zogen sich alle die zerstreuten Truppen ziemlich schnell in den letzten Tagen vor Neujahr zurück nach der französischen Grenze.

Dollart hörte und sah nichts. Es kam kein Befehl; er sah einen Collegen vom Rhein oder von der nächsten Seitenstation

der schwarzen Brigade. Sonst war alle acht Tage der Brigadier gekommen, hatte den Posten untersucht, Befehle gebracht; aber seit einem Monate war er nicht dagewesen.

So kam der Morgen des Sylvestertages.

Man hatte gesagt, wenn man an der „hohen Buche" stehe, einem der höchsten Punkte der Umgegend, von dem man in die Nassauer Berge über den Rhein hinüber schauen konnte, sähe man drüben die Wachtfeuer bei Nacht, und bei Tage deutlich die Bewegungen der Colonnen der Deutschen.

Die Unruhe in Dollart's Seele war so groß, daß er endlich seine Uniform anlegte, seine Waffen nahm und nach der „hohen Buche" aufbrach. Sein Weg führte ihn an der Spitze der Kreuzhecke vorbei, wo ihm einst das Ereigniß zugestoßen war, das noch heute zu seinen bittersten Erinnerungen gehörte.

Als er dort stand, wo das Wiesenthälchen vom Rheine her gegen die Höhe der Kreuzhecke mündet, sah er plötzlich zwei Douanen mit Sack und Pack und großer Hast aus dem Grunde des Thälchens heraufsteigen.

Es war der Brigadier und ein gemeiner Douanier. Sie riefen Dollart sogleich an und sagten ihm, „der Befehl sei gekommen, daß alle Douaniers schnell sich hinter die alte Grenze Frankreichs zurückziehen sollten."

„Wo sind Eure Weiber und Kinder?" fragte er, und der Athem stockte ihm schwer.

„Wo sind sie?" antwortete der Brigadier. „Wir haben sie Gott und guten Menschen überlassen müssen, da der Befehl ausdrücklich dahin lautet, daß Weiber und Kinder nicht sollen mitgeführt werden, ebenso wenig unnützes Gepäcke. Das Nothwendigste an Kleidungsstücken soll im Tornister mitgenommen werden, da der Kaiser aus sämmtlichen Douaniers und Gensd'armen ein Corps bilden wolle, das als Grenzvertheidiger thätig sein solle. Morgen," setzte er hinzu, „oder vielmehr in der nächsten Nacht gehen die

Deutschen bei Caub ungehindert über. Sie werden uns bald auf der Ferse sein. In Birkenfeld oder Kusel ist unser Vereinigungspunkt. Da gilt's Eile, Dollart! Drum schnell mit uns nach dem Dorfe zurück, wo nur Dein Ranzen gepackt wird. Wir nehmen uns dann einen Leiterwagen und legen die Zeit wieder zu, die wir Beide eingebüßt haben, indem wir hierher mußten, Euch abzuholen, da der Befehl zu schnell kam, um ihn Euch vorher mittheilen zu können."

Das war eine niederdonnernde Nachricht für Dollart. An Weib und Kind hing sein Herz mit der zärlichsten Liebe. Sie sollte er verlassen, von denen er nie getrennt gelebt hatte. Sie sollte er hier lassen, unter Leuten, die ihm und ihnen seines Standes wegen nicht freundlich gesinnt waren, und einer gefahrenreichen Zukunft entgegengehen, die es sehr in Frage stellte, ob er sie jemals in diesem Leben wiedersehen würde!

Da läßt es sich nachfühlen, wie es um das Herz des Mannes stand, als er den Weg zum Dorfe mit seinen Gefährten eilig durchmaß; da läßt sich's nachfühlen, welchen Eindruck die Nachricht bei seiner Heimkunft auf seine Frau und seine Tochter machte!

Unter Thränen wurde sein Tornister gepackt und der Sparpfennig getheilt; als es aber an's Scheiden ging, da hingen sie laut jammernd an seinem Halse. Selbst die beiden Männer, die zur Eile treiben mußten, weinten wie Kinder. War doch die Stunde nicht sehr entfernt, wo sie sich ebenso hatten losreißen müssen von den Theuersten, die sie auf Erden hatten.

Aber helfen konnte Niemand. Es mußte geschieden, das Schwerste überwunden sein! —

9.

Eine Stunde war schon vorüber, seit Dollart sich losgerissen und hinweggeeilt war, und noch lagen Claire und die Mutter weinend mit den Köpfen auf dem Tische. Die Thränen rieselten

stiller herab auf den Boden, als früher, und doch waren sie so unfähig, auf das zu achten, was außer ihnen vorging, daß sie das Heranrollen eines Wagens nicht vernahmen, der an ihrem Hause stille hielt; nicht bemerkten, daß leise sich ihre Thüre öffnete und Jemand hereintrat, der aber in der Nähe der Thüre stille stand, weil er, selbst überwältigt von dem Schmerze, dessen Zeuge er war, ihn nicht stören mochte in seinem Ergießen.

Zunächst der Thüre stand der Müller mit verschränkten Armen. Ueber das rauhe, wetterharte Gesicht des Mannes rollten, ihm unbewußt, heiße Thränen.

So rauh auch der Müller zu sein schien, so weich war sein Herz.

Er hatte von dem alten Fehringer, der im Dorfe gewesen war, nicht sobald gehört, wie es um Dollart's stand, als sein Entschluß reifte. Lebhaft dachte er sich in die Lage des Mannes hinein, der Weib und Kind in einer zweifelhaften Lage zurückließ, und selbst einer noch zweifelhafteren Zukunft entgegenging: das bewegte ihn im Grunde seiner Seele.

Was sollen die armen Frauen machen, wenn nun das halbwilde Volk der grausamen Kosacken kommt? Wenn, wie mein Offizier sagte, hier kein Stein auf dem andern bleiben soll? Sie haben keinen Halt, keine Stütze, keinen Trost, keinen Beistand. Es ist entsetzlich! Und im Dorfe wird Niemand ihnen die helfende Hand bieten, Vaterstelle an ihnen vertreten! Alter Müller, da ist's deine Pflicht! Dein Herz ruft, — nein, es ist Gottes Stimme, die an dein Herz ergeht; drum frisch dran! In und mit Gott gethan, ist wohlgethan!

Und wenige Augenblicke später rollte er mit dem Mehlwagen in's Dorf, statt über Feld, und wieder eine kurze Frist später stand er in der Stube, wo die Zwei weinten, die sich so verlassen fühlten.

Claire blickte zuerst auf. Sie erschrack, als sie Jemand dastehen sah; aber sie erkannte sogleich den Müller, stand auf und sagte: „Was führt Euch zu uns?" —

„Ich weiß nicht," antwortete der Müller, „was ich Dir sagen soll, Kind; aber ich glaube, es ist Gottes Stimme, die mich zu Euch führt; denn als ich's hörte, was Euch betroffen hat, da rief's in mir unablässig: Geh' hin und hole sie in deine Mühle, auf daß sie Schutz haben zur bösen Zeit!"

„So bin ich denn da mit dem Wagen und wollte Euch bitten, lasset uns Alles aufladen und wohnet in der Mühle, wo Platz die Fülle ist! Ich will für Euch sorgen, als wäret Ihr meine Kinder, und so lange ich lebe, soll keine Ungebühr von Feindeshand Euch betrüben!"

Die Mutter starrte erstaunt den Müller an und hielt seine Rede für einen entsetzlichen Hohn, da sie den Mann nicht im Mindesten kannte; aber ehe sie eines Wortes fähig war, trat Claire zu ihm, legte ihre kleine Hand in die seine und sagte: „Ja, solche Gedanken hat Euch gewiß Gott eingegeben; aber Lob und Dank auch dem Herzen, das nicht säumt, sie auszuführen. Ja, wir gehen mit Euch, denn wir bedürfen Eures Schutzes, und es könnte ja sein, daß wir durch Dankbarkeit solche Liebe vergelten könnten."

„Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit in die Mühle?"

„Ach Gott," sagte Frau Dollart, „wie bist Du doch voreilig! Wir kennen ja den Mann gar nicht —"

„Ich kenne ihn schon, liebe Mutter," sagte Claire, „Du kannst ihm vertrauen!"

„Das ist schon gut, aber wir wissen ja den Hauszins nicht?" sagte darauf Frau Dollart.

„Hauszins?" rief da der Müller aus und er wurde glühend roth im Gesicht. „Hauszins? — Liebe Frau, ich sehe, Ihr kennt mich nicht und da mag ich's Euch leicht verzeihen, daß Ihr also redet. Mich treibt mein Herz, Euch eine freie Wohnung in meiner Mühle anzubieten, hört Ihr's, eine freie Wohnung, die Euch keinen Hauszins kostet; ich will Euch eines ehrlichen Mannes Schutz anbieten, Euch und Eurem lieben Kinde für die Zeit, wo Ihr dessen

wohl bedürfen könntet; denn was soll's mit zwei hülflosen Frauen ohne männlichen Beistand in solcher Zeit des Krieges, wie er uns in diesen Tagen bevorsteht? Seht, gute Frau, das will ich und nichts mehr, nichts weniger; aber Geld will ich nicht; nur Euch bitten, im Vertrauen eine Hand zu fassen, die sich Euch darbietet, im Vertrauen auf das Wort eines Mannes, an dessen Namen kein Makel klebt, am wenigsten der der Unredlichkeit und treuloser Absicht."

Frau Dollart sah ihre Tochter ungläubig an, denn solche Erfahrung hatte sie in ihrem bisherigen Leben zu machen noch keine Gelegenheit gehabt.

Claire aber nahm nun das Wort und ihr gelang es, der Mutter tiefwurzelnde Zweifel zu lösen. Der Müller sprach sich nun noch näher aus über seine Absichten, und so gewann er endlich das Vertrauen der Frau Dollart. So wurde denn nun ausgeräumt und auf den Wagen geladen, was auszuräumen war, und Claire eilte, den Miethvertrag sofort aufzukündigen, da ihr Vater sich, bei der Unsicherheit seiner Stellung, solches ausgehalten. Derselbe Wagen, der wenige Tage früher Fehringer's geringe Habe hinweggefahren, trug nun auch die Dollart's hinab in's Mühlenthal.

Es war gewiß ein guter Geist, der den Müller geleitet hatte, als er, von Mitleid bewegt, Dollart's eine Zufluchtsstätte bot, denn schon seit einigen Tagen fühlte er eine Schwere in seinen Gliedern und ein Frösteln, das selbst der sehr warme Ofen nicht vertrieb.

Am Sylvesterabend aber trat der Frost mit solcher Macht ein, daß er zu Bett eilen mußte.

Das waren die untrüglichen Vorboten der herrschenden Nervenfieberkrankheit, die denn auch mit aller Heftigkeit bei ihm losbrach.

Das war ein rechter Schrecken für das ganze Haus; denn die alten Leute waren in ihrer Aengstlichkeit recht besorgt, ja rathlos.

Da zeigte sich Claire in ihrer rechten Wirksamkeit. Tag und Nacht wachte und harrte sie aus am Siechbett ihres Wohlthäters. Sie war schon tagelang nicht aus den Kleidern gekommen und hatte nicht geschlafen, und doch kam kein Mißmuth in ihre Seele.

Der Sturm des Rheinübergangs war vorübergebraust, ohne daß das Dorf davon bis jetzt wäre berührt worden; allein auch das sollte nicht ausbleiben. Eine Abtheilung Kosacken erschien plötzlich im Dorf und ein Haufe stürmte auf die Mühle, gerade als der Müller in wilden Fieberphantasieen lag.

Der alte Fehringer stellte sich als Hausherr dar; allein den alten, schwachen Mann mißhandelten die Unholde und spielten die Herren, ja ihre Neigung, zuzugreifen und sich anzueignen, zeigte sich im klarsten Lichte, und es war nahe daran, daß eine förmliche Plünderung stattfand. Den alten Fehringer hatten sie gebunden, ebenso die alte Base. Knecht und Magd waren flüchtig geworden und bereits hatten sie einen Schrank erbrochen, der in der Wohnstube der Mühle stand. Da drang der Ruf um Hülfe zu Claire's Ohr.

Schnell bat sie die Mutter, bei dem Leidenden zu wachen, und eilte hinaus. Ihres Vaters alte Flinte, die ihr einst gedient, war noch da, ihres Vaters alter Säbel auch. Sie lud ihre Flinte, hing den Säbel um, und — in das Gemach, wo die Gebundenen lagen und die acht Unholde eben den Inhalt des Schrankes sich aneignen wollten, trat, wie ein zürnender Racheengel, das Mädchen und donnerte mit aller Kraft ihrer Stimme die Kosacken an.

Ein Todesschrecken überfiel sie, als sie den Lauf des Gewehres auf sich gerichtet sahen. Das Linnen entfiel ihren Händen. Als Claire den Eindruck wahrnahm, den ihre Erscheinung hervorbrachte, wuchs ihr natürlicher Muth. Sie deutete auf die Thüre, zu deren Seite sie getreten war, und legte das Gewehr wieder schußgerecht an. Sie zauderten noch.

Da sprach sie noch einmal das gebieterische „Vorwärts!“ Die

Kosacken kannten das Wort. Langsam schlichen sie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, nach dem Stalle.

Claire folgte. Mit streng befehlender Miene deutete sie auf die Pferde. Die feigen Asiaten, Räuber und Feiglinge, und nur da muthvoll, wo ihnen Ohnmacht oder Furcht entgegentritt, beeilten sich, ihre Rosse zu satteln.

Während dies geschah, schlich sich der Knecht wieder in das Haus, und fand , als er in die stille Stube blickte, die geknebelten Alten. Er schnitt die Stricke entzwei. Fehringer erzählte ihm schnell, was Claire gethan, und wie die Kosacken in der Furcht seien. Jetzt bekam er auch wieder Muth, holte des Müllers Doppelflinte und eilte zu Claire hinab.

Kaum erblickten die Kosacken den Zuwachs der Hülfe, so beeilten sie sich noch mehr, und ehe eine Viertelstunde verstrich, war die Mühle von ihnen gesäubert.

„Ach," seufzte die alte Base: „Gib Acht, Kind, sie kommen wieder!"

„Auf den Fall wollen wir uns vorsehen," sprach fest das Mädchen. Sie ließ die Thüre verschließen, löste den gewaltigen Hofhund von der Kette und führte ihn in's Haus, ließ vom Knecht und der Magd Steine in Körben in die oberen Stuben tragen und rüstete sich so zu muthiger Vertheidigung.

Es war wirklich, wie die Base vermuthet. Die acht Kosacken mochten unterwegs denn doch zum Ueberlegen gekommen sein, daß es eine Schmach für sie sei, vor dem Mädchen flüchtig geworden zu sein.

Fehringer war auf den Speicher gestiegen, um zu lugen, ob sie nicht zurückkehrten. Jetzt kam er eiligst herab.

„Sie kommen wieder!" rief er ängstlich.

„Geht in die obere Stube," sagte Claire, „und nehmt die Base und die Magd mit. Sobald sie Miene machen, die Thüre zu sprengen, schleudert Ihr ihnen die Steine auf die Köpfe. Der Knecht und ich wollen schon thun, was Noth ist."

Es dauerte wirklich nicht lange, so kamen tobend die Kosacken zurück. Diesmal sprangen sie schnell von ihren Pferden und rannten drohend gegen die Thüre, wo sie zu rasseln begannen. Da hob der Hund sein wüthendes Gebell an und unerwartet schleuderte Fehringer einen Stein nach den nahestehenden Pferden. Diese scheuten, bäumten sich und suchten das Weite. Zu gleicher Zeit hagelte es Steine auf die Köpfe der Kosacken, und die Flintenläufe wurden sichtbar. Der Knecht drückte im Eifer seine beiden mit Jagdschroten geladenen Läufe ab, und einige der Schrote trafen.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke, aber es war von einem an's Fabelhafte grenzenden Erfolge. Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, überrascht von dem Davonlaufen ihrer Pferde, getroffen von den Schroten, deren brennender Schmerz sie mit Todesschrecken nebenbei erfüllte, flohen sie eiligst von dannen, drohend die Faust gegen die Mühle ausstreckend.

„Wir müssen auf Schlimmeres gefaßt sein," sagte Claire, ließ wieder Steine in das obere Haus tragen, ließ den Knecht sein Doppelgewehr auf's Neue laden, und ließ den Hund vor die Thüre hinaus. Es vergingen sorgenvoll die Stunden des Tags, ohne daß jedoch sich etwas ereignet hätte. Vor der Nacht aber bangte es Allen.

Indessen war ihre Furcht diesmal ohne Grund. Die Kosacken hatten bis in die Nacht zu thun, ihre Pferde wieder zu finden, und dann ereilte sie die Marschordre mit solcher Schnelle, daß an ein Rachenehmen nicht mehr zu denken war. Claire dankte Gott inbrünstig, als die Nacht glücklich vorüber war, ohne daß ein Angriff versucht worden wäre, denn in der Mühle wußte man nichts von dem raschen Abzuge der Kosacken, und erst am Morgen verkündeten es Leute, welche Frucht zur Mühle brachten und Jammer und Noth berichteten, wie die Unholde in dem armen Dorfe gehaust.

10.

Dieser Sturm der Kriegszeit war der erste und letzte, den Dorf und Mühle erlebten. Fortab folgte zwar noch mancherlei Einquartierung, allein Aehnliches kam nicht mehr vor. Dennoch war das Leiden Claire's nicht vorüber. Kaum war der Müller auf dem Wege der Genesung und im Stande, sie seinen Schutzengel zu nennen, da legten sich der alte Fehringer und die gute Lenebas nieder. Die Erschütterungen des Gemüths, die Mißhandlungen der Kosacken konnten kaum ohne Erfolg bleiben bei den alten Leuten. Beide erkrankten sehr schwer. Auch hier war Claire der schützende Engel. Ihre milde, besonnene Pflege, ihre rastlose, liebevolle Thätigkeit, während ihre Mutter dem Hauswesen vorstand, konnte dem Müller nicht verborgen bleiben. Er war ja Zeuge davon, hatte das Alles selbst erfahren. Wieder gingen Wochen in's Land, ehe die Hoffnung der Genesung gehegt werden konnte.

Es waren schwere Prüfungen für das junge Mädchen, aber sie zeigte immer eine freundliche Miene. Nur der Müller hörte manchmal ihre unterdrückten Seufzer, und er wußte, wem sie galten!

Vom Vater fehlte alle Kunde und — Martin blieb aus.

Von dem Gouverneur Justus Gruner kamen fliegende Blätter, welche die Siege der Verbündeten meldeten nach blutigen, mörderischen Gefechten, und vom Vater kam keine Kunde. Der Rhein war offen und frei; der Januar war vorüber und die Sonnenblicke des bald scheidenden Februars waren wie Frühlingsboten anzusehen, — und keine Nachricht kam.

Nicht bloß Claire, auch ihre Mutter, der Müller, Fehringer und die Base waren traurig, und doch hatte Keines den Muth, dem Gefühle Worte zu leihen, das sie Alle fast gleichmäßig drückte. Die Folgen der Krankheit waren auch so zerrüttend, daß der Müller, und er war am Weitesten in der Genesung vorgeschritten, es nicht

hätte wagen dürfen, den Weg zu Werthheimer zu machen, um Kunde von Martin einzuziehen. So war der letzte Februar-Sonntag gekommen. Die scharfen Winde und der helle Sonnenschein hatten die Wege getrocknet. Claire und ihre Mutter waren in der Kirche gewesen und kehrten eben heim in die Mühle, da schritt ein Mann die Schlucht herab und fragte nach dem alten Fehringer.

Claire sah ihn forschend an.

„Heißet Ihr nicht Werthheimer?“ fragte sie bebend.

„So heiße ich,“ war des Mannes freundliche Antwort, „und irre ich nicht, so seid Ihr der „Schwarze,“ der uns ehemaligen Schmugglern so viel Schrecken und Angst gemacht?“

Claire erröthete, aber so wenig es ihr auch zu Muthe war, zu lächeln, sie konnte es doch nicht ganz unterdrücken, als sie die Frage des Mannes bejahen mußte.

„Das ist nun Alles vorüber und vergessen,“ sagte er; „aber wie find' ich Euch hier in der Mühle?“

Claire erzählte es ihm kurz.

„Das war brav von dem Müller,“ sagte der Schiffer; „aber dann seid Ihr auch das Mädchen, das die Mühle so muthig gegen acht Kosacken vertheidigt hat? — Nun,“ fuhr er fort, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, „da habt Ihr dem Müller reichlich vergolten, wenn Ihr's nicht gethan hättet durch die liebevolle Pflege der drei Kranken. Die ganze Gegend, bis hinab an den Rhein, ist voll Eures Ruhms, und er ist sogar bis zu einem Krankenbett gedrungen, an dem Ihr wohl noch lieber als Pflegerin gestanden hättet — “

„Ach Gott,“ fiel Claire ein, „ist Martin krank gewesen?“

„Red' ich denn von dem?“ sprach schalkig lachend der Schiffer. „Nun seh' ich doch wieder, wie wahr es ist, weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über!“

Eine brennende Gluth bedeckte Claire's schönes Gesicht und

ihre Verlegenheit war so groß, daß sie gar nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

„Wisset Ihr was?" sagte Werthheimer. — „Ich denke, da in der Mühle sind noch mehr Leute, die auch ein Recht haben, nach Dem zu fragen, dessen ehrlicher Name eine so brennende Gluth auf Eure Wangen gejagt hat."

Er reichte ihr indessen die derbe Hand, und sagte lächelnd: „Nichts für ungut, liebes Kind! Ein alter Mann darf auch einmal scherzen. Kommt mit! Ich mache Alles wieder gut, so reichlich, daß Ihr mir schon wieder gut werden müsset!"

Er hielt ihre Hand und trat mit ihr in die Mühle.

Wie pochte das liebende Herz! Wie bestürmten es tausenderlei Gedanken und Gefühle! —

„Werthheimer!" rief erbleichend der alte Fehringer aus, als er den alten Kameraden wieder erblickte. „Bringst Du Gutes oder Böses?"

Der Schiffer reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Gutes, denke ich," sagte er darauf und setzte sich zu dem Alten, während dieser zu dem Müller sagte: „Das ist der Mann, der die erste Nachricht von Martin brachte. Auch jetzt bringt er uns sichere Kunde."

„Gottlob, daß ich es endlich kann," nahm der Schiffer das Wort. „Der hat mir so viel Kummer und Sorge gemacht, als Euch sein Nichtkommen, nachdem die Franzosen endlich fort waren. Da drüben, wo er bei braven Leuten war, die ihn sehr lieb haben, lag's vor dem Uebergang der Deutschen über den Rhein so hageldicht voll Soldaten, daß man sich nicht regen, noch bewegen konnte. Die natürliche Folge davon war das Ausbrechen der herrschenden Krankheit, die uns auch die Franzosen gebracht haben, und die die Gottesäcker überall gefüllt hat. Alle Drei im Hause, der Vater, die Mutter und der Sohn, wurden davon ergriffen. Da lag denn die ganze Last des Geschäftes, der Haushaltung und der

Pflege allein auf Martin und einer alten Magd. Da hat sich der Junge ritterlich gewehrt und durchgearbeitet in dieser schlimmen Zeit. Aber es ging denn doch auch über Riesenkräfte, was ihm oblag. Als die Hausgenossen genesen waren, wollte er fort, — und eher durfte er ja doch nicht d'ran denken; aber da traten auch bei ihm Spuren ein, daß er dieselbe Krankheit bekommen würde. — Um jeden Preis wollte er jetzt heim; allein sie hingen sich schwebend an ihn und ließen ihn nicht weg, und es war ein Glück; denn noch in derselben Nacht brach die Krankheit bei ihm aus. Solche junge, kräftige Naturen hat sie von jeher absonderlich gerüttelt und geschüttelt. So auch ihn. Doch hat seine kräftige Natur mit Gottes Hülfe gesiegt, er ist auf der Besserung und — wird bald kommen."

Alle hatten den Athem angehalten. Aus Claire's schönen Augen perlten, unbewacht, die hellen Thränen. Der Müller sah's und Alle sahen's, aber Niemand schien es zu bemerken.

„Ach, Gott sei gelobt!" rief der alte Fehringer aus. „Ist's aber auch gewiß, daß er bald kommt?" fragte er.

„Bald," sagte der Schiffer, „recht bald, — vielleicht heute noch!"

Da eilte Claire hinaus; aber kaum war sie draußen, als sie einen hellen Freudenschrei ausstieß.

Martin war genesen, und der Schiffer wollte ihn gerne heimbegleiten, um selbst nach den Vielgeprüften zu sehen. Sie waren miteinander bis in's Dorf gegangen, wo Martin auf des Wirthes Anrathen so lange verweilte, bis Werthheimer die Genesenden in der Mühle so weit würde vorbereitet haben, daß die unverhoffte Freude und Ueberraschung kein Unheil anrichten könne.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er trat eben in die Thür, als Claire aus der Stube trat.

Ihn sehen und einen Freudenschrei ausstoßen, war Eins. Auf den Schrei hin stürzten Alle heraus und da sahen sie Claire an Martins Brust liegen, umschlungen von seinen Armen.

„Kommt herein," sagte der Müller, und zog sie in die Stube. „Wir haben ihn gesehen, das sei uns genug, um Gott zu danken. Laßt die Zwei der Freude des Wiedersehens sich hingeben ohne Zeugen!"

Frau Dollart war am Meisten erstaunt. So weit hatte sie das Verhältniß der jungen Leute nicht gekannt. Der Müller merkte das.

„Mutter Dollart," sagte er, „Martin ist mein alleiniger Erbe. Die Mühle ist sein und die Wiesen und das Feldgut soweit Euer Auge aus diesen Fenstern reicht. Schulden sind keine d'rauf; wohl aber bleibt ihm noch ein schönes Vermögen außerdem. Ich glaube nicht, daß Ihr Euch zu bedenken nöthig habet."

„Ach," sagte Frau Dollart, „mir ist's schon lange recht, denn ich weiß schon lange d'rum: nur das wußte ich nicht, daß sie so einig wären; aber was wird mein Mann sagen?" —

„Nun, ich denke, der wird kein Unmensch sein," erwiederte der Müller. „In Eurem vielgepriesenen Frankreich werden Grafen und Herren wohl ihres Gleichen freien. — Glaubt mir, mein Martin dürfte nur die Hand ausrecken, und an jedem Finger hätte er ein reiches Mädchen, das, ihn zum Mann zu kriegen, sich glücklich priese!"

Die Frau Dollart merkte, daß sie in ein Wespennest gestochen hatte, denn der Müller war roth angelaufen.

„Ach," sagte sie, „so hab' ich's nicht gemeint; vielmehr wollt' ich ja nur sagen, daß mein Mann doch auch sein Vaterwort dazu zu geben habe."

„Die machen aber auch mordlange!" rief der Werthheimer, der dem sich stark zuspitzenden Gespräche gerne die Spitze abbrechen wollte, und riß die Thür auf.

„Martin," rief er hinaus, „soviel Zeit hab' ich zu meiner ganzen Freierei nicht nöthig gehabt, und Meine hatte ich und hab' ich noch lieb!"

Das wirkte.

Im Zimmer lachten sie und die erröthende Claire flog, wie ein Vogel, die Treppe in's obere Stockwerk hinauf, während Martin nun in die Stube trat und aus dem Arme des Vaters in den des Pathen fiel, und dann kam die Lenebas, die lachte und weinte zugleich vor Lust und Herrlichkeit. Auch Frau Dollart begrüßte ihn warm und herzlich.

Da gab's denn nun ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Am angenehmsten war der Müller überrascht, als er hörte, daß Martin in einer Mühle gearbeitet hatte. Werthheimer durfte das nicht sagen, weil Martin es ihm ausdrücklich verboten hatte. Er gedachte seinen Pathen zu überraschen, wenn er als ein gewiegter, tüchtiger Mühlknappe sich ihm darstellen könnte. Der Müller lächelte selig, als er das gestand.

„Siehst Du," sagte er, „so geht's mit allen Betrügereien. Sie kommen alle an den Tag." Dabei faßte er ihn um den Hals und küßte ihn. Lenebas winkte der Frau Dollart.

„Kommet," sagte sie, „wir wollen in die Küche gehen, sonst möchte es leicht sein, daß die liebe Claire uns hungrig läßt oder die Suppe so versalzt, daß wir sie nicht essen können."

„Da thut Ihr wohl," versetzte der Schiffer. „Ich weiß, wie's in solchen Verhältnissen geht; denn mein eigenes Mädel hat mir's so gemacht, wenn ihr Bräutigam da war."

Der Müller war in der Freude seines Herzens gar nicht mehr seines vorhinigen Aergers eingedenk; denn als jetzt die Frauen hinausgegangen waren, erzählte er mit dem unverkennbaren Ausdrucke von herzlicher Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung, wie Claire an ihm, an seinem Schwäher Fehringer und an der Base gehandelt, welche Opfer sie gebracht, und wie milde und unverdrossen sie gewesen; schilderte den Kampf mit den Kosacken und die Probe ihres Muthes und ihrer Besonnenheit, und aus jedem Worte sprach sein Herz. In Alles stimmte Martins Vater ein

und des Jünglings Herz pochte inniger, stärker, stolzer im Bewußtsein, daß dieses herrliche Mädchen ihn liebe, ihm mit unerschütterlicher Treue angehöre.

11.

Die Tage, welche nun kamen, waren Tage des Glückes für die Liebenden, Tage eines seligen Zusammenlebens für Alle. Trübend war nur der Gedanke, daß Dollart nicht geschrieben, daß die Seinen ohne alle Nachricht von ihm waren.

Als indessen Paris eingenommen und Napoleon vom Throne gestiegen war, da wuchsen die Flügel der Hoffnung wieder, und nicht umsonst.

Es war in einer stockfinstern Nacht am Ende des März 1814, als ein Mann mit rüstigem Schritte vom Eingange des Dorfes her dem Hause zuschritt, wo Dollart's gewohnt.

Die Frühlingsarbeiten hatten begonnen, und die ermüdeten Bauern lagen im ersten, tiefen Schlafe, denn es war eben Mitternacht vorüber. Der Wanderer hatte den Wächter zwölf blasen hören, als er noch drüben am Walde war. Jetzt fand er nicht einmal mehr den Wächter auf der Straße; denn dieser war auch, um auszuschlafen, in sein Stübchen und Bett geschlüpft.

Der Wanderer blieb endlich an Dollart's ehemaliger Wohnung stehen und schaute hinauf zu den Fenstern. Alles war dunkel und still. Er trat zur Thür und pochte; aber Niemand hörte es.

„Sie liegen und schlafen im Frieden," sagte er zu sich. „Wozu ihren süßen Schlaf stören? Ich will in's Wirthshaus gehen."

Er ging wieder zurück und klopfte Kamper'n heraus.

Dieser rieb sich die Augen, als er die Thüre geöffnet, und erkannte erst bei genauerem Betrachten seinen Gast.

„Ach, Monsieur Dollart!" sagte er; „willkommen! Ihr waret lange verschollen! Jetzt seid Ihr mir willkommener, als wenn Ih-

ein halbes Jahr früher so an meine Thüre mitten in der Nacht gepocht hättet! Denkt Euch nur, damals hatte ich oft für viel' Tausende englischer Waaren in meinem Hause und führte die Schmugglerbande an."

„Jetzt habt Ihr gut reden," sagte ärgerlich Dollart. „Doch lasset mich in Ruhe, und gebet mir noch etwas Kaltes zu essen und ein Glas Wein. Ich bin müde und hungrig, wollte auch die Meinigen droben nicht wecken." Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten.

„Droben?" wiederholte hier Kamper. „Da hättet Ihr lange klopfen können!"

„Was?" rief Dollart erschreckend. „Wohnen sie nicht da? Wo dann?"

„Das ist eine lange Geschichte," sagte Kamper, „ich will's Euch erzählen, während Ihr esset und trinket. Gesund sind sie, das will ich Euch zum Troste vorab sagen!"

Mit den Worten ging er hinaus und kehrte bald mit Speise und Trank wieder.

Nun erzählte er ihm denn Alles, wie es ihm getreulich Fehringer berichtet, von der Vereinigung desselben mit seinem Schwager bis zu der Kosackengeschichte.

Mehrmals standen helle Thränen der Freude in des Mannes Auge, besonders über des Müllers Menschenfreundlichkeit und seines Kindes Ruhm.

„Das hätt' ich dem Müller nicht zugetraut," sagte Dollart, „besonders seit er einmal auf mich hatte schießen wollen —"

„Und auf den bewußten „Schwarzen", wisset Ihr!" sagte lachend der Wirth.

Auch Dollart lachte jetzt.

„Nun, nun," sprach der Wirth, „der Müller ist eine grundehrliche Seele, dem der Martin über diesen Streich die Augen geöffnet hat. Er erkannte, daß der Adam Ries, der Spitzbube,

Schuld dran war; denn, wie er Euch belogen, so hetzte er den Müller gegen Euch auf, — und wisset Ihr warum?“

Dollart sah ihn fragend an.

„Nun, darum, weil er in Euer Kind verliebt war, und die schöne Claire ihm etwas pfiff, statt ihn lieb zu haben. Solche Mädels haben auch ihre Augen bei der Hand, wenn's herauszufinden gilt, Wer der Schönste im Dorf ist. Das hat Eure Claire auch bald gefunden, denn der Martin Fehringer gefiel ihr ungemein wohl, und die Zwei waren lange schon einig, ehe der Spitzbube bei Euch um die Claire anklopfte und Ihr ihm den Laufpaß gabt.“ —

Dollart wollte drein reden.

„Mit Gunst,“ sagte der Wirth, „spart Eure Worte noch ein Bißchen! Nun wußte der Neidhammel, daß der Martin den Müller erbt, und das ist ein Brocken, wie kein zweiter auf zwanzig Stunden Weges, — und daß der Müller ein Erzfranzosenfeind war, da dachte er: Wart', Martinchen, dir will ich einen Riegel vorschieben. Euch hetzte er an den Müller, und dadurch den Müller an Euch, und durch die Mittheilung, daß Martin und Claire sich lieb hätten und nicht mehr von einander ließen, wollt' er den Martin um die Erbschaft und um die Claire bringen. Merkt Ihr's? — Nun war der Müller aus Haß gegen Fehringer vierzehn Jahre nicht im Dorfe. Martin aber rührte ihm das Gewissen, als er Euch und Eure Claire damals vom sichern Tode durch die Schmuggler gerettet, und Ihr ihn aus Dankbarkeit außer Landes triebet. War auch kein fein Stücklein von Euch, Herr Dollart, das wird Euch Euer Gewissen sagen! Nun, nun, es ist nichts so schlimm, es ist für etwas gut. Dadurch, daß der Martin flüchtig wurde, um nicht seinen Vater und uns Alle angeben zu müssen, — kam er von dem Soldatendienste frei; dadurch wurde seinem Vater Haus und Hof versteigert; dadurch versöhnte sich der Müller mit ihm; dadurch lernte dieser Euer Kind kennen und rettete es vor vielem

Ungemach, indem er es und Eure Frau in die Mühle nahm und — ohne Hauszins und Kostgeld bis heute hielt wie seine Kinder. Seht Ihr, wie da Eins an dem Andern hängt, wie der liebe Gott das Alles wunderbarlich geordnet und gefügt hat, und — und — wie Ihr Vieles gut zu machen habt bei dem Martin und dem Müller."

Dollart schwieg. Sein Kopf war auf die Brust gesunken.

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit," fuhr der geschwätzige Wirth fort, „um die Hochzeit, welche bloß auf Euch wartet, herbeizuführen!" —

„Welche Hochzeit?" fragte Dollart.

„Ei, stellt Euch doch nicht, als wäret Ihr schief gewickelt!" rief der Wirth; „die Eurer Claire und Martins. Ihr werdet doch — nehmt mir's nicht übel — kein Esel sein und Nein sagen wollen, wo Alle, selbst Eure Frau, Ja gesagt? Wollt Ihr Euer Kind elend machen? Und ich dächte, eine gut gebackene Müllersfrau, die sich in's Fenster legen und ihr Gut von vierzig Morgen Wiesen, Ackerland und Schlagwald überblicken kann, wär' doch auch ein ander Wort, als eine französische Douanenfrau? Ohnehin werden die Grafen und Herren nicht zu Euch kommen! — Wär' ich an Eurer Stelle, ich ließe den Hundedienst Dienst sein. Ihr seid auch schon ein alter Knasterbart und werdet's alle Tage mehr. Da schmeckt das Schmugglerfangen nicht mehr, besonders Nachts in Regen und Wind, Schnee und Kälte. Kennt' ich so ein fein Handwerk, wie das Damastweben ist, von der Art ohnehin Keiner auf dem ganzen Hunsrück und am Rhein ist, so wüßt' ich schon, was ich thäte!" —

„Was denn?" fragte Dollart düster.

„Nun, ich legte Claire's Hand in Martins Hand und segnete sie, stellte in der Mühle meinen Webstuhl auf und lebte in Frieden bei meinen Kindern und Verwandten, so lange Gott wollte! Nun

aber geht schlafen! Ich bin müde, und Ihr habt genug gehört, um darüber nachzudenken!"

Der Wirth stand auf und Dollart auch. Er ging still in die Stube, wo er schlafen sollte, aber er schlief nicht. Was ihm in seiner derben Weise der Wirth gesagt, das ging ihm im Kopfe herum. Er legte sich Alles zurecht, aber allmälig wurden bunte Bilder daraus und der Schlaf der Ermündung kam eben doch.

Spät erwachte er.

Als er herunter kam, blickte ihm Kamper in die Augen. Er sah heiter und fröhlich drein.

„Ueberlegt?" fragte der Wirth.

„Ja!" erwiederte Dollart.

„Nun, wie lautet's?" fragte Kamper neugierig.

„Wartet's ab!" trumpfte lachend Dollart, zahlte seine Zeche und ging die wohlbekannte Schlucht hinab der Mühle zu.

Als er sich im Schutze der Erlen und Weiden, die den Mühlenteich bekränzten und begrenzten, näherte, vernahm er Claire's helle, reine Glockenstimme, die ein Lied sang. Nicht lange, so begann eine sonore Männerstimme Claire zu begleiten. Das klang herrlich in die frische Morgenluft hinein. Als sie das Lied geendet hatten, sagte sie: „Martin, Du könntest Dir einen Orgelkasten kaufen und dazu singen."

„Wenn Du die erste Stimme singst und mit mir ziehst!" erwiederte er.

„Da müßt' ich thöricht sein," lachte sie. „Mir gefällt's hier gar zu wohl, und ich möchte hier in der Mühle all' mein Lebtag bleiben!"

„Ich auch," sagte Martin, „und zwar ich der Müller und Du die schöne Müllerin!"

„Warum nicht gar!" lachte das Mädchen.

Dollart trat in diesem Augenblicke hervor. Das Herz pochte in der Brust, als wollt's heraus.

„Du hast Recht, Claire," sagte er laut, „denn dazu müßte doch auch Dein Vater Ja sagen!"

Da fuhr Claire herum und mit dem Worte: „Mein Vater!" flog sie ihm entgegen. Droben aber am Fenster drehte Einer den glühenden Kopf erschrocken herum, — und das war Martin.

Den Ausruf Claire's hatte aber die Mutter gehört.

Sie eilte herbei und fiel in des Gatten Arme.

Das ganze Haus wurde lebendig.

Der Müller trat in die Thür und rief freundlich: „Claire, willst Du Deinen Vater denn da im Hofe beherbergen?"

Da schob Dollart sanft Frau und Kind zurück und eilte auf den Müller zu, dessen Hand er innig drückte.

„Habt tausend, tausend Dank, braver Mann, für das, was Ihr an meiner Frau und an meinem Kinde thatet!"

Der Müller lächelte, aber man sah es ihm an, daß ihm etwas das Herz bewegte, und mit fast wankender Stimme sagte er: „Seid stille, seid stille! Wenn's da an's Rechnen käme, so stünd's schlimm um mich; denn da würde Euer herziges Kind da mir zu rechnen aufgeben! — Kommt herein und seid willkommen!"

Sie traten herein und der alte Fehringer und die gute Lenebas begrüßten ihn.

„Aber wo ist denn der Martin?" fragte der Müller. Claire erröthete, denn der Müller richtete geradezu die Frage an sie.

Dollart hatte das bemerkt und lächelte.

„Droben!" sagte Claire. „Soll ich ihn rufen?"

„Freilich!" sagte der Müller, und bald hörte man draußen die helle Stimme, die: „Martin, komm' schnell!" rief.

Endlich kam er denn auch; aber er war sehr verlegen, obgleich ihn Dollart herzlich bewillkommte.

„Wißt Ihr auch, was diese Zwei wollen?" fragte darauf lachend Dollart, der sich an Weib und Kind nicht satt sehen konnte.

„Was denn?" fragte der Müller.

„Der Martin will eine Orgel kaufen, und dann wollen sie orgeln und singen geh'n."

Alles lachte. Der Müller aber sagte: „Hab's wohl gehört; aber die Claire mag nicht. Sie will lieber hier Müllerin werden, wenn der Martin Müller wird."

Claire barg ihr Gesicht in der Schürze und Martin wußte nicht, wohin er blicken sollte.

„Nun hab' ich dafür gesorgt, daß der Martin hier Müller wird, das heißt, ich hab' einen Act gemacht, wodurch ich ihm die Mühle und Alles, was ich habe, vermache, und mir nur meinen Aufenthalt vorbehalten habe."

„Nun wär's Eure Sache, Meister Dollart, Claire zur Müllerin zu machen!"

„Das wird mir schon leichter, als Euch," sprach Dollart, stand auf und legte Claire's Hand in die Martins, und Alle segneten sie.

Nach drei Wochen war die Hochzeit des glücklichsten Paares, auf der Kamper auch war und meinte, bei ihm könnten sie sich bedanken, denn er habe das Eisen geschmiedet. Das gestand Dollart lachend zu.

Auf der Hochzeit mußte Dollart erzählen, wie es ihm gegangen und was er auf der eiligen Flucht zur alten, französischen Grenze erduldet. Es war Viel und Schweres. Fast die ganze Zeit lag er im Lazarethe zu Straßburg, von wo er, sobald er genesen, hierher gewandert war. „Aber," sprach er, „wen meint Ihr wohl, den ich in diesem Lazarethe fand?" Alle sahen ihn gespannt an.

„Den Adam Ries," sagte Dollart. „Er war sehr krank, und alle seine schlechten Streiche bekannte und bereuete er, ehe er — starb."

„Gott sei seiner Seele gnädig!" sagten, wie mit Einem Munde, Martin und Claire.

„Und seinem Vater ist's auch gut, daß er nicht wiederkam," sagte Kamper, „denn er hatte und hätte ferner schlecht an ihm gehandelt. Seit seine Tochter und ihr braver Mann ihn pflegen, ist der alte Mann angegangen wie ein Licht, dem man neues Oel aufgießt. Er kann jetzt wieder ausgehen, hat gute Tage und Tage des Friedens, die er bei dem bösen Buben nie würde gehabt haben. — Apropos, Dollart!" rief er dann, als wolle er den ernsten Ton, den diese Nachricht hervorgerufen, verscheuchen; „Ihr habt meinen ersten Rath prächtig befolgt, wie steht's um den zweiten, um den nämlich, daß Ihr Euren Webstuhl aufstellet und hier bleibet?"

„Ich hab' mir das Plätzchen dazu schon ausgesucht," sagte Dollart, „und da Ihr ein so guter Rathgeber seid, muß ich nur, aus Dankbarkeit dafür, auch den zweiten annehmen und befolgen!"

Und er befolgte ihn, und im Wiederscheine des Glückes Martins und Claire's lebten die fünf alten Leute friedlich und glücklich in der Mühle, bis spät der Engel seine Fackel senkte.

Das Bacharacher Meßschiff von Anno 1720.

Eine Geschichte.

1.

Die Zeit, wo ein ehrlicher, schlichter Bürgersmann seine freien Stunden, sei's am Feierabend nach treuer Tagesarbeit, oder sei's am Sonntagnachmittage, dazu verwendet, die in seiner Vaterstadt sich ereignenden Begebenheiten in seiner schlichten, naiven Auffassung niederzuschreiben, ist schon lange zu Grabe gegangen, und der Verlust ist groß! — Ich sage Das mit innigem Bedauern, denn vor mir liegt eine solche Chronik aus einem alten Städtlein am Rhein, dessen „gute Zeit" längst vorüber ist, und das aus ihr nur noch ausgebrannte Thürme ohne Dachwerk, verwitterte Mauern und dunkle Erinnerungen gerettet hat, und deren wenige. Zum Glück hatte es einen Chronikenschreiber in seinem ehrlichen, treuen Sebastian Fabian. Es ist Bacharach am Rhein, welches ich meine. Wer kennt es nicht, das altergraue, stille Städtlein am schönen Ufer des vaterländischen Stromes, das mit seinen Ruinen kaum noch etwas mehr ist, als selbst eine Ruine aus einer glorreichen Zeit? Ich habe aus der an Sondergeschichten so reichen Chronik Sebastian Fabian's zwei Geschichten in den gesammelten Erzählungen mitgetheilt: „Das Gotteshäuschen" und „der Apostelhof," und kann mich nicht enthalten, hier eine dritte mitzutheilen, die es zugleich wieder zeigt, wie fein Fabian beobachtete und wie er die Menschen, die Verhältnisse kannte, die er schilderte. Freilich schrieb er seine Chronik gewiß nicht dazu, daß sie der Welt vorgelegt werde; aber was könnte mich abhalten, Einzelnes mitzutheilen?

Die Menschen sind längst gemodert, von denen die Rede ist, und kaum klingt noch ihr Name nach in der Erinnerung. Es wird kein Lebender dadurch verletzt und — wir blicken in das innere Leben und Spießbürgerthum einer kleinen Stadt vor mehr denn hundert Jahren — und — sagen vielleicht betroffen: Ist's denn nicht mutatis mutandis noch eben so? Nun, die Röcke haben einen andern Schnitt, die aber d'rinnen stecken — bleiben die Alten mehr oder weniger! Nach dieser kurzen Einleitung, welche mir meine freundlichen Leser wohl vergeben werden, komme ich zur Geschichte selbst, die den Titel derselben, wie er da vornen zu lesen steht, rechtfertigen wird.

Wenn man aus dem Städtlein Bacharach am Rhein südwärts hinausschreitet und der Landstraße folgt, so findet man heutzutage etwa ein paar tausend Schritte auf der Straße, gegen Rheinbiebach zu, eine lange, hohe Mauer, und zwar rechts von der Landstraße, die einen einfachen Pflanzgarten trägt. In der Mitte der Mauer führt eine Thüre aufwärts, und über der Thüre steht ein einfaches, viereckiges Sommerhäuschen, das nur benutzt wird, um das Gartengeräthe darinnen aufzuheben. So breit die Mauer ist, zieht sich das Grundstück am Berge hinauf bis dahin, wo die Felsen aufstarren, welche Moose, Engelsüß, Epheu, rankende Linaria und kurze, niedere Gesträuche bedecken. Das Bergland ist mit Wallnuß- und anderen Obstbäumen bepflanzt, und trägt nichts weniger als den Charakter einer Anlage. Alles ist im Naturzustand und zeigt, wie wenig Sinn man für Schönheit hatte, denn zu einer schönen Anlage eignete sich das Plätzlein trefflich.

Das Alles wäre nicht der Beachtung werth, wenn nicht oben in den Felsen ein Plätzchen wäre, wie kaum schöner eines zu finden ist, und der — Name? Bleibe ich zunächst bei diesem, so trägt das Grundstück den absonderlichen Namen: der Berlesick. Woher

das kommt, muß ich zuerst erörtern. Um das Jahr 1710 lebte in der guten Stadt Bacharach, welche damals noch ein churpfälzischer Oberamtssitz war mit einem Knäuel hochfahrender, feinschmeckender Beamten, die um ein leckeres Mittagsmahl die halbe Pfalz d'ran gegeben hätten, ein alter Junggeselle von circa fünfundfünfzig Jahren. Er war steinreich und hatte einen sieben Ellen langen Junggesellenzopf, womit ich, ohne Zorn und Absicht, auf die abnormen Neigungen und Meinungen dieser Menschensorte hindeuten will, sammt ihren schroffen Ecken und Kanten. Er hieß eben Herr Berlesick und ihm gehörte das besagte Grundstück, welches damals aber weder einen Garten, noch eine Mauer, noch ein Sommerhäuschen hatte, sondern am Weg einen einfachen Zaun von Weißdorn und eine Lattenthüre ohne Schloß. Auch wuchsen keine Bäume da, vielmehr hatte die Natur freien Spielraum, ihre Haselnuß-, Ahorn- und wilden Rosenstauden aufschießen zu lassen, mit diversen Brombeerranken, und Niemanden fiel es ein, ihr hindernd in den Weg zu treten. Weil aber das Bergstück das Lieblingsplätzchen des alten Herrn enthielt, und er da in der guten Jahreszeit von ein Uhr bis sieben Uhr Abends ausschließlich sich aufhielt, so empfing es seinen Namen und bewahrte sein Andenken wenigstens in dieser harmlosen Weise, während es sonst von der Erde verschwunden wäre, wenn nicht — Sebastian Fabian, der getreue Chronist, seiner Vaterstadt eine Episode aus seinem Leben, und ohne Zweifel die interessanteste, aufbewahrt hätte in einem eigenen (dem 63.) Kapitel seiner „Chronika der alten, berühmten Stadt Bacharach."

Dieses Plätzchen hat in seiner eigenthümlichen Schönheit seinen alten, treuen Freund überdauert, und ich bin als frischer, fröhlicher Knabe gar oft halbe Tage lang dort gewesen und habe meinen Träumen nachgehängt, ohne daß ich von Berlesick mehr wußte, als den Namen, womit das Feldstück oder vielleicht nur jenes Plätzchen belegt wurde. Der Felsen tritt nämlich an einer hoch oben liegenden

Stelle etwas vor und bildet eine Art natürlicher Grotte, die jedoch oben offen ist und nach dem Rheinthale zu sich ausweitet. Schlingpflanzen, besonders Epheu, hingen damals über jenen Felsen herab und schmückten die lange Grotte gar lieblich. Wilde Rosen hingen ihre mit weißen Blüthen und Knospen bedeckten Zweige lang herunter. Zur Seite stand dichtverwachsenes Gebüsch und schloß es ab. Rings herum hatte eine sinnige Menschenhand, oder besser die Hand eines sinnigen Menschen, Sitzbänke aufgemauert, die trocken und bequem waren, und eine bedeutende, viereckige Schieferplatte, die auf einem Pfeiler ruhte und in der Mitte stand, bildete einen Tisch, der oben flach war und den man nicht leicht umwerfen konnte. Rechts, gegen die Stadt hin, war das Plätzlein offen. Ein prächtiger Nägelchenbaum stand da, und Jasmin und Rosen — und — in dem Felsen, der den Boden bildete, war hier eine viereckige Kufe ausgehauen, in welche ein Quell rieselte, der etwas höher aus dem Gestein quoll; klar, rein und köstlich war das Wasser. Der Ablauf des Quells rann den Berg hinab und diente, als vielleicht achtzig Jahre später der Garten angelegt wurde, dazu, diesem die nöthige Befeuchtung zu geben.

Es läßt sich kein lieblicher, anmuthiger Plätzlein denken, als das beschriebene. Was aber seinen Reiz um das Doppelte erhöhte, das war die Aussicht, welche man genoß. Der Felsboden war geebnet und senkte sich etwas abwärts. Das Gebüsch war niedrig gehalten, was diesen altanartigen Raum umwob, und so sah man vor sich den Rhein in seiner Breite, wie er an der Wirbellai sich durchdrängt und an den Felsen schäumt; sah links Bacharach mit seinen Thürmen, Kirchen und seinem weiten Hafen, welcher damals schiffreich war, weil ein Rheinzoll hier erhoben, der aber später nach Caub verlegt wurde; sah die schöne buschreiche Insel, mit dem Häuschen auf der Spitze, wo Gustav Adolf weilte, als 1632 sein Heer dort auf einer Schiffbrücke den Rhein überschritt.

Blickte man rechts hinauf, so lag Lorchhausen, das langgestreckte

Lorch, Rheindiebach mit seiner stattlichen Burg Fürstenberg vor dem Auge, und hoch oben blickte das Schlößchen auf dem Niederwald, das damals eben erst erbaut worden war, weiß aus dem dunkeln Rahmen des Waldes. Der Rhein aber bildete scheinbar einen See, weil oben und unten die Windungen des stolzen Stroms ihm dies Ansehen gaben.

Hier brachte Herr Berlesick die Nachmittage zu, sobald die Witterung es gestattete. Sein Haus in der Stadt befand sich, wenn man zum Krahnenthor hinein ging, rechts, das zweite, und war, wenn auch stattlich, doch alt und spitzgiebelig, wie er es von seinem Herrn Oehm ererbt, an welcher Stelle später das Gasthaus zum weißen Roß aufgeführt wurde, ohne daß es als Gasthof irgendje gedient.

Er war von mittlerer Größe, der Herr Berlesick, neigte zu einer anständigen Wohlbeleibtheit, wenigstens hatte sein Bäuchlein eine sehr starke Wölbung nach Außen, die den Schneidermeister Prassel, der ihm arbeitete, zwang, der langen, bis auf die Schenkel reichenden Weste einen absonderlichen Bogenschnitt zu appliciren. Wenn er so dahinschritt, das eben sich stark mit Weiß mischende Haar hinten in einen Büschel feiner Zöpflein gebunden, die jeden Morgen der Perückenmacher Stübing ordnete und flocht, mit dem feinen Dreimaster bedeckt, mit den kurzen Kniehosen und Knieschnallen, den schwarzwollenen (Sonntags waren es seidene) Strümpfen und Schuhen mit mächtigen silbernen Schnallen, dem leberbraunen, breitschößigen Rocke mit kurzem Krägelein und gewaltigen Aufschlägen an der Hand, und tellergroßen blanken Knöpfen, in der einen Hand das ächte Meerrohr mit dem Elfenbeinknopfe, in der andern die feine holländische Thonpfeife, die er absonderlich zu schonen wußte, — so war er ohne Zweifel eine stattliche Erscheinung. Er war auch ein recht hübscher Mann, aber der Fehler, daß er nie Wasser trank und einen entschiedenen Abscheu vor dieser, die Augen so klar erhaltenden Gottesgabe

hatte, und, da er doch eine hitzige Leber hatte und viel, sehr viel Durst, den er dann mit dem köstlichen Weine Bacharachs, Morgens mit rothem, Mittags mit weißem, löschte, brachte es hervor, daß seine Gesichtsfarbe, besonders die der Wangen, sehr hochroth und die seiner Nase einen bläulichen Flimmer hatte, der fast dem Metallglanze nahe kam, und diese abnorme Färbung ließ ihn weniger schön erscheinen, woran allerdings seine Wasserscheu starken Antheil hatte. Wer sich indessen darüber hinaussetzen konnte, der fand ihn auch noch immer schön; doch war das nicht Jedermanns Sache. Gut war er von Herzen, denn er tödtete keine Fliege, die ihn stach, auch wenn sie sitzen blieb. Er konnte keinem Menschen ein Leid anthun und nicht leicht etwas abschlagen, worum man ihn bat; aber er hatte doch einen Hauptfehler, nämlich, er war von so auffahrender Hitzeblitzigkeit, daß er dem Pulver glich. Wenn solch ein geistiger Bremsenstich kam, hui! dann war's, als stünde das Männlein in Feuer und Flamme; dann kollerte er wie ein Welschhahn; dann wurde sein Kopf purpurroth, die Nase stahlblau, und hatte er Einen vor sich, so groß wie der Riese Goliath weiland, so fuhr er ihm an die Gurgel oder bläuete ihn ab mit seinem Meerrohr, daß es eine Art hatte. Mitunter mäßigte er sich auch, zumal früh am Tage, wo er noch nicht viel Bacharacher getrunken.

Hätte der Mann eine Frau gehabt und Arbeit, so ständige Arbeit, wie ein Beamteter oder dergleichen, er wäre eine Perle von einem Manne geworden, zumal wenn die Frau es verstanden hätte, das Pantoffelchen weich und zart zu führen und pfiffig, was sie freilich Alle sind, wie jeder Ehemann zu erzählen weiß. So aber trank er aus Langweile, wurde ärgerlich, reizbar und jähzornig aus Langweile und meinte, er habe allemal Recht, wurde hitzköpfig und hatte Niemand, der ihm gemüthlich nahe stand. Das ist in Summa der meisten Hagestolze Schicksal und das Ende vom Lied, das kein Duett ist. Solche Einspänner sind alle kuriose Heilige und werfen leicht um. Es sind nur halbe Menschen, wie Doctor

Martinus richtig bemerkt hat. Aber das bleibt fest, sie sind beim größten Reichthum arme Schelme, denen das Leben eine Wüste wird, weil die Liebe fehlt, deren Alter ein Jammer ist, weil der geheiligte Kreis der Familie mangelt, an deren Grabe der geheuchelte Schmerz Krokodilsthränen weint, weil innerlich das Herz über das schöne Erbe lacht.

Solche Gedanken waren in den letzten Jahren, seit in dem Hause gegenüber ein lieblich Kind zur reizenden Jungfrau erblüht war, auch durch Berlesick's Gehirn gegangen, und die Liebe zu dem engelschönen Mädchen hatte ein Stockwerk tiefer, nämlich im Herzen, sich in einem Grad eingenistet, der an eine Hochzeit allen Ernstes denken ließ. Die Sache rascher zum Ende zu führen, war ein Entschluß, der in den Sommertagen des Jahres 1720 rasch reifte, weil mancherlei Umstände zusammentrafen, von denen noch die Rede sein wird und muß, weil's eben in den Gang der Geschichte gehört.

So war er denn an einem gluthheißen Augusttage des genannten Jahres an sein Lieblingsplätzchen gegangen. Der Weg hinauf war jäh, und erst heute war ihm der Gedanke einer bequemen Serpentine gekommen, der ehestens sollte verwirklicht werden, denn wenn er auch zusammenhielt, geizig konnte man ihn nicht schelten. Lief ihm das Herz mit dem Kopfe fort, und das begegnete ihm wohl einmal, so gab er mit vollen Händen, und galt es die liebe, herrliche Bequemlichkeit, dann sparte er nicht, denn er liebte sie überaus.

„Das war ein schwer Stück Arbeit," sagte er, als er auf den Vorplatz der Grotte trat und sich die rinnende Stirne trocknete. „Jetzt darf ich mich auch nicht dahinein setzen, wo es so kühl ist! Wer — sich zu vermählen gedenkt, muß den Leichtsinn ablegen, mit dem die ledige Jugend solche der edlen Gesundheit nachtheilige Zustände mißachtet. Man betrachtet sich, als gehöre man sich schon nicht mehr allein an. Ja, heirathen will ich!" fuhr er im Selbst-

gespräche fort. „Man hat mir's oft gesagt, es wäre Zeit. Nun, Fünfundfünfzig ist die Blüthe des männlichen Alters, und der Stübing sagt alle Morgen, wenn er mich rasirt und frisirt: Conserviren sich wie Rieslingwein, der alle Tage besser wird. Meiner Sir, wie Rieslingwein! — Freilich, meine Haare werden melirt und stechen in's Hellaschgraue, das die Leute falsch Weiß nennen; aber sonst bin ich doch noch ein respektabler Mensch, auf Ehre!" — Dabei trat er fest auf den Felsenboden. — „Und," fuhr er fort, „ich kann Ansprüche machen, denn ich bin reich, wie Keiner in Bacharach. Hätt's übrigens doch früher bedenken sollen; aber da wählt man und bedenkt und düftelt sich's heraus und meint, es müßte ein purinziger Engel sein und tappt neben d'ran und kommt zu keinem Ziel. Ich Narr! Grade vor der Nase blüht die reizendste Rose, und ich warte bis heute? Eidam's Gustelchen ist ein Engel, dafern es einen auf Erden gibt! Zwanzig Jahre, rosig, blauäugig, blondhaarig, gewachsen wie eine Tanne, heiter wie der Himmel über mir, lustig — singt den ganzen Tag wie eine Lerche, flink wie eine Bachstelze, schelmisch wie ein ächtes Bacharacher Kind und rheinische Natur! Die seh' Einer alle Tage vor sich, wie er zum Fenster tritt, und werde nicht kapitalgeckig! Es muß fertig werden, und bald; der Strick, der Ferdinand, soll mir nicht mehr dazwischen kommen! Nun, der ist fort, und das war ein Meisterstück, wie ich kaum eins fertig gebracht habe. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's bei den Mädchen, und komm' ich — nun, ich falle in's Gewicht! — Ferdinand ist blitzschnell vergessen!"

Verlesick trat, trotzdem, daß er noch glühte, in die kleine Grotte und setzte sich nieder, schob eine Schieferplatte von der hinteren, an die Felsenwand anlehnenden Bank zurück und nahm einen Weinkrug heraus. Es befand sich nämlich daselbst eine nur ihm allein bekannte, weil von ihm selbst mühsam ausgemauerte Vertiefung, welcher eine Anzahl Krüge verborgen werden konnte. „Das

war auch ein Meisterstück," sagte er. „Ich könnte Maurermeister werden!"

„Eine Erquickung thut nach solcher Strapatze Noth!" sagte er zu sich, horchte aber in demselben Augenblick mit Anstrengung auf einen Ton, der an sein Ohr geschlagen. Es war ein trockenes, metallisch gellendes Husten, das allmälig näher kam.

„Ei, so wollt' ich, daß Du dürre Bohnenstange wär'st, wo der Pfeffer wächst!" zürnte Berlefick. „Muß mich der Schmarotzer denn bis in diesen stillen Winkel verfolgen, weil er Lust hat, seine durstige Kehle mit edlem Wolfshöhler oder Leimbacher zu netzen! Nein, mein lieber Rector, diesmal ist's Numero Null!"

Der Krug verschwand wieder an sein Plätzchen und Berlefick nahm eine Stellung ein, als sitze er in tiefen Gedanken.

Nach kurzer Zeit wurde zuerst ein dreieckiger Hut sichtbar, dann ein langes, bleiches, mit einer weißen, dickgepuderten Perücke umrahmtes Gesicht, darauf eine lange, spindeldürre Gestalt in einem schneeweißen, breitschößigen Tuchrocke mit großen, vergoldeten Tellerknöpfen, rother Atlasweste und schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem ungemein langen Meerrohr mit silbernem Knopf. Es war der Rector der lateinischen Schule, Herr Strunk, ein Mann von Gelehrsamkeit, der aber gerne an fremden Tischen Gutes aß und trank, viel redete, sich in aller Leute Angelegenheiten gerne mischte als Rathgeber und Freund und unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Kinder hatten sie nicht, waren von Seiten der Frau reich und kleideten sich nach der neuesten Mode; dabei war ihr Haus eine Klatschanstalt, die ihres Gleichen nicht hatte.

„Servus, Serviteur!" rief er hustend. „Serviteur, Herr Berlefick! Es ist aber wahrhaft strafbar, seine Freunde zu nöthigen, auf diesem heillosen Berge Besuche zu machen!" sagte er, sich die Perücke gemüthlich abnehmend, um den Schweiß zu trocknen. „Da wird mein Asthma doppelt quälend! Die Sophie hat's auch gesagt."

Berlesick brach, überwältigt von dem komischen Anblick des kahl geschorenen Hauptes, in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Viel Ehre für mich, daß Ihr's doch thuet,“ sagte Berlesick lachend. „Es zeigt sich, daß mein Tusculum doch Reiz für Euch hat. So viel ich aber weiß, ist es das erste Mal, daß Ihr Eure Atzel hier herauf traget.“

Ein stechender Blick des Rectors bewies, wie zornig er war. Er war heftig, aber die Gewöhnung, den Zorn seiner Herrscherin Sophie gegenüber zu unterdrücken, hatte ihm viel Macht über sich selbst gegeben, dennoch konnte er über eine dreifache Beleidigung nicht schweigen.

„Euer Lachen ist beleidigend, besonders da Ihr sonst ein so feiner, umgänglicher Mann seid,“ — hob der Rector mit verbissenem Grimm an.

„Nehmt's nicht kraus, Herr Rector! Es kann kein Mensch dem Lachreiz widerstehen, wenn Ihr so gemüthlich Eure Atzel abnehmt.“

„Schon wieder Atzel!“ rief der Rector, — „doch zuerst ein Anderes. Ich begreife nicht, wie ein Mann, der in literis bewandert und von gelehrter Bildung ist, einen feuchten Winkel, wie diesen, sein Tusculum nennen kann. Das ist doch eine Sünde gegen alle classische Bildung, und geht mir durch Mark und Gebein.“

„Thut mir herzlich leid,“ sagte Berlesick lachend; „aber ich glaube, daß ich diese Bezeichnung rechtfertigen kann.“

„Etwa, wie den gemeinen Volksausdruck Atzel für Perücke?“ rief der Rector, dem die Geduld auszugehen drohte.

„Ganz gewiß!“ rief Berlesick, und ließ seiner Laune den Ausbruch im allertollsten Gelächter.

Der Rector warf ihm einen Blick der Verachtung zu, der indessen gar nicht verfing.

„Begreift Ihr denn nicht,“ fuhr Berlesick endlich ruhiger fort, „daß das tertium comparationis so nahe liegt? Ich erkenne

einen guten Witz in dem Namen, den das Volk der unnatürlichen Kopfentstellung gibt. Die Atzel oder Elster ist bekanntlich schwarz und weiß und hat einen ungewöhnlich langen Schweif. Nun ist Eure Haarhaube auch schneeweiß von Puder und der gewaltige Schlupf hinten ist schwarz, wie denn auch der Schweif oder Zopf schwarz bewickelt ist, der Euch im Nacken hängt. Begreift Ihr's denn nicht, wie passend die Vergleichung ist? — Ueberdies ist es noch ein ehrlich deutscher Name!"

„Was deutsch?" donnerte der Rector; aber er besann sich, um doch nichts zu verderben. „Ihr seid und bleibt ein wunderlicher Heiliger, die Sophie hat's auch gesagt! Ihr wollet allerwegen Opposition machen gegen die Weltbeherrscherin, die Mode, und das stehet Euch übel zu Gesichte. Wie viel passender wäre es, wenn Ihr, statt Euer struppiges Haargewächs in natura zu tragen, wie es der Plebs thut, und das gar keine Farbe mehr hat, dieweil es halb weiß und halb schwarz ist, wie Kümmel und Salz auf den Fastenbretzeln, mit einer ehrwürdigen Perücke bedecktet! Und aus Gründen, Herr, die mich heute in Liebe zu Euch geführt und einen anständigeren Empfang und Behandlung verdienten. Die Sophie hat's auch gesagt."

Berlesick wurde ernst. „Laßt den Streitapfel," sagte er, „und entwickelt diese Gründe, wenn es Euch beliebt."

Der Rector war innerlich wüthend über den Böotier, wie er Berlesick im Stillen nannte. Er setzte mit vor Zorn zitternder Hand seine Perücke wieder auf, kam aber unglücklicher Weise nicht in's rechte Fahrwasser und setzte sie verkehrt, so daß der Zopf vorn hin kam.

Ehe er den Fehlgriff, der ihn doppelt erzürnte, gut machen konnte, brauste wieder Berlesick's Gelächter los.

„Lasset die Atzel so sitzen!" rief er aus und bog sich vor Lachen. „Sie kleidet Euch lieblich und Ihr erfindet eine neue Mode, was doch in Eueren Augen ein Verdienst ist."

Der Rector erbleichte vor Zorn über seine Dummheit und Berlesick's ärgerliche Rede und Lachen.

„Wie Ihr doch kindisch lachen könnet über einen Fehlgriff, zu dem mich Euer aufregendes Lachen brachte!“ rief der Rector aus und schob die Perücke zurecht und drückte sie fest.

„Ich dachte mir,“ fiel Berlesick in die Rede, „wenn Eure Sophie Euch also gesehen, sie hätte Euch ihre Hand und ihr Herz nicht geschenkt, denn Euer Kahlkopf hat nichts Reizendes, Ihr könnt mir's glauben!“

„Das wäre meine Sorge gewesen!“ rief der Rector. „Meine Frau hat Bildung genug, das Schickliche im Auge zu behalten, und würde sich nicht benommen haben, wie ein ungebildetes Bürgermädchen etwa, das unverdient und als Backfisch zu Ehren kommen soll.“

Das war ein Stich für Berlesick, den dieser fühlte. Er erinnerte sich der Aeußerung des Rectors, daß es Gründe gäbe für ihn, eine Perücke zu tragen. Es ahnte ihm, daß zwischen dieser Bemerkung und dem Stiche, den ihm der Rector beigebracht, ein Zusammenhang sei, und er wurde plötzlich ernst.

„Lassen wir die Possen!“ rief er aus. „Es will mir scheinen, daß Euer Besuch in meinem Bergplätzlein, das zu ersteigen Euch so große Moleste gemacht hat, eine gewichtige Ursache haben müsse. Ich wünschte, Ihr redetet von der Leber und Farbe!“

„Das ist doch ein vernünftig Wort,“ sprach der Rector, zog sein zierliches Taschentuch heraus, legte es auf die Steinbank und setzte sich darauf, während seine Augen den ganzen Raum durchforschten. Das Resultat dieses Blickes war kein erfreuliches, denn der Rector mochte auf ein feines Tröpflein gerechnet haben, konnte aber nichts entdecken, was darauf hätte schließen lassen, daß Berlesick hier seinen Nektar habe, wie man ihn sonst bei ihm fand.

Berlesick hatte mit Genugthuung diesen Blick beachtet.

„Es thut mir leid,“ sagte er, „daß ich Euch nichts vorzusetzen

habe, als etwa diesen reinen Quell, bei dessen Genusse man noch sich niederknien und schlürfen muß, wie wir es etwa als Knaben gethan haben."

„Leide nicht an Durst," warf der Rector hin; „aber Ihr müßt wohl viel leiden, da Ihr doch an Eure Wolfshöhler und Leimbacher gewohnt seid."

„Wenn ich hier bin, lebe ich als Einsiedler," sagte Berlesick.

„Und man sagt doch, daß das nicht auf die Dauer Eure Meinung sei, was auch nicht gut wäre, wie die Sophie auch sagt," bemerkte der Rector, froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Darum meine ich auch, Ihr solltet mehr der Mode huldigen, das gefällt den Weibsen."

„Meine Erwählte ist vernünftiger," sprach Berlesick.

„Erwählte?" rief der Rector. „Also wirklich schon gewählt? Ei! Ei! — Hm! Meinte dazu, Euch einen Beweis meiner Liebe mit gutem Rathe zu geben. Die Sophie hat's auch gesagt, man bedürfe dessen in solcher Lage."

„Danke!" war Berlesick's lakonische Antwort.

Der Rector sah verlegen zur Erde und wußte nicht, wie er die Kehr kriegen sollte.

„Ihr vergeßt Eure Gründe, Herr Rector," bemerkte lachend Berlesick.

„Nun, ich meinte, wer mit Heirathsgedanken umginge, müsse nach der Mode fragen, die doch in den Augen der Frauen eine Macht ist. Da wäre es Pflicht, eine Perücke zu tragen, die Sophie hat's auch gesagt. Es gibt nichts, was den Mann ehrwürdiger, anständiger, gehaltener erscheinen läßt, als die Perücke, die jeder gebildete Mann trägt. Da Ihr nun, wie ich nicht zweifle, den unsinnigen Gedanken aufgegeben, das junge Ding, die Tochter des Schiffers Peter Eidam zu ehelichen —"

Das war Berlesick zu viel. Sein Zorn blitzte auf mit rasender Macht.

„Schert Euch zum Henker!“ schrie er. „Wer hat Euch berufen, mir vorzuschreiben, was ich thun soll? Ihr und Eure Stadtschelle, die Sophie, die Alles auch gesagt hat, sollt Euch um mich nicht bekümmern! Lehrt Eure Schüler, tratscht mit Eurer Frau über Andere, aber bleibt mir mit Rath vom Leibe!“

Der Rector stand erschrocken auf, nahm seinen Hut und machte sich davon; denn er wußte, jetzt war nichts mehr mit ihm zu machen, und ihm männlich Part zu halten, war seine Sache nicht. Aber den Berg hinunter brummte er zornig in den Bart, und verschwor sich ihm nie mehr über die Schwelle zu gehen.

Unten am Eingange zu Berlesick's Berg kam ihm der Cantor und Schulmeister Schmidt entgegen, ein alter Mann, sauber, aber bescheiden, fast dürftig gekleidet.

Dieser verbeugte sich, zur Seite tretend, und wünschte dem Herrn Rector einen guten Abend.

„Wohin will Er denn, werther Herr Cantor?“ fragte, stehen bleibend, der Rector, der sich um alle Leute und alle Dinge zu schaffen machte.

„Dahin, woher Ihr kommt,“ sagte Schmidt, „zum Herrn Berlesick.“

„Da kommt Er eben recht, daß sich Gott erbarme! Der ist in einer wahren Berserkerwuth, ein Krippenbisser, ein Massik, wie die Pferdejuden sagen (aber es ist Hebräisch), schlägt hinten und vornen aus und ist grob wie Bohnenstroh. Gehe Er nur hin, Er kriegt auch noch seinen Senf.“

„Ei, ei!“ sagte der Cantor. „Ein Massik? Und solche Wuth! Ich begreife nicht, wie ein so ruhiger Mann —“

„Ruhig?“ rief der Rector aus, „dann bleibt auch das Pulver stockmäuschen stille, wenn Feuer d'ran kommt. Und was war's? Ich sag' Ihm, Herr Cantor, nichts war's, als daß ich ihm in freundschaftlicher Weise von einem dummen Streiche abrieth, den er zu machen im Begriffe stehen soll, nämlich des Schiffers

Eidam Tochter zu ehelichen, das junge Ding, eben erst flügge; achtzehn Jahre —"

„Und ein halbes," sagte der Cantor, „das weiß ich genau, denn ich bin ihr Pathe."

Der Rector stutzte. Da komm' ich schön an! dachte er. Ist denn Alles gegen mich verschworen?

Als er betroffen schwieg, sprach der Cantor: „Angenommen, Herr Rector, es wäre ein dummer Streich, was ich, meines Ortes, gar nicht gesagt haben will, da es an und für sich recht gut ist, wenn die Frau —"

„Gleichalterig mit dem Mann ist," fiel ihm dennoch der Rector, sich ermannend, in die Rede. „Eure Pathe ist ein lieblich und recht tugendsam Kind, das wohl einmal zu meiner Frau kommt, von der ein Mädchen etwas lernen kann, — aber der alte Berlesick könnte doch ihr Vater sein. — Und die will er, wie ich höre, nehmen."

„Es ist ein kitzlich Ding, wider den Wind zu segeln, wenn man nicht muß," sagte bescheiden der Cantor, „und Der es unberufen thut, kommt nicht selten in die Patsche; wir Gelehrten sollten das wissen! — Guter Rath ist wohlfeil und doch will ihn Niemand ungefordert."

Bei dem Worte: „Wir Gelehrten" zuckte der Rector, als hätte ihn eine Hornisse geangelt. Er sah den Cantor mit einem Blicke vernichtender Verachtung an, wollte ihm mit einer Imperatormiene den Text über solchen Schulmeisterdünkel lesen; aber zur rechten Zeit äußerte die gute Zucht seiner Sophie ihre Wirkung und feierte für heute den zweiten Triumph. Er brummte etwas in den Bart, wandte dem Schulmeister den Rücken und rannte wie ein Besessener fort, ohne ihm ein herkömmliches Adje zu sagen.

Der Cantor blieb stehen und sah dem Rector nach, schüttelte den Kopf und sagte zu sich: „Wenn's Dem in Capitolio nicht rappelt, so weiß ich nicht mehr, ob das Sprüchlein richtig ist: daß

man den Vogel an dem Gesang und an den Federn erkennen solle. — Weiß wohl, was seine Frau will! Wie oft hab' ich die Gustel schon vor dieser Kreuzspinne gewarnt, die das Mädel wie eine Fliege gefangen hat in ihrem Netz; es hilft aber Alles nichts. Jeden Abend hat es der Kuckuck bei der gelben Hexe. Die Frau Apotheker Raspel will sie ihm freien. Das ist so Eine von ihrer Sorte — Kaffeeschwester und Räsonnir-Raspel, wie sie in der Stadt heißt. Himmel und Erde, wie sollten die Zweie sich Berlesick's Reichthum zu Nutze machen! Nein, da gönn' ich's doch lieber dem Gustelchen! Freilich haben die jungen Dinger heutzutage immer die Liebe im Spiel. Das ist ein unbrauchbar Stück Möbel. Versorgung ist Numero Eins! Das ist die beste Lieb', die mit der Ehe kommt! Die hält aus,, während der dumme Rausch vergeht. Ich, zum Beispiel, und meine Eva, wir kannten uns gar nicht vorher. Ich war fünfzehn Jahre älter als sie. Mein Collega Rumpel machte die Freierei. Es wurde richtig, und — unsere Ehe ist ein heiterer Maitag gewesen, trotz Noth und Sorgen, und Gott weiß es, wie inniglich lieb wir uns haben, und nichts mehr wünschen, als Gott möge uns an Einem Tage zu sich nehmen, daß nicht Eins das tiefe Weh des Scheidens fühlen und tragen müsse!"

Er sah wehmüthig hinab zum Rheinufer, wo seine Eva in dem kleinen Gärtlein handtirte, und in dem Blicke des braven Mannes lag die ganze Tiefe einer innigen Liebe. Eine Weile sah er dem theueren Weibe zu, dann wandte er sich um, den Berg zu ersteigen, — denn heute war der Verfalltag der Zinsen, die er Berlesick schuldete, und der alte Junggeselle hielt gar viel auf Ordnung, was der ehrliche Schmidt wußte. Er hatte das Geld mühsam zusammengespart, hatte sich's mit seiner lieben Eva am Mund abgebrochen und fühlte sich jetzt glücklich, daß er es bezahlen konnte, obwohl auch andere Lücken waren, dahin es gepaßt hätte.

2.

Berlesick's Hitzkopf hatte allerdings etwas mit dem Pulver gemein. Er blitzte plötzlich auf, aber wie mit dem Rauche die Wirkung des Pulvers weg ist, so war's mit seinem Zorn. Erst noch rannte er wie ein Besessener herum, dann aber, nachdem er sich mit einem Dutzend Kraftworten Luft gemacht, setzte er sich ruhig nieder, nahm seinen Krug und seinen Becher heraus und trank mit Behagen. Da hörte er nahe, leise Tritte und sah den Cantor vor sich. Bei seinem Anblicke schwanden die letzten Wolken, die seine Stirne noch belagert hielten. Er dachte nicht daran, seinen Krug zu verbergen, wie er es bei dem Rector gethan, sondern erwiederte den achtungsvollen Gruß des Cantors mit aufrichtigem Wohlwollen.

„Ich glaubte Euch, geehrter Herr, in großer Aufregung zu finden," — hob der Cantor an, der nicht wenig erstaunt war, statt einem Wetter mit Donner und Blitz die ruhigste Stimmung, die heiterste Stirne bei Berlesick zu finden.

„Fehlgeschossen, lieber Herr Schmidt! Ist vorüber; war nur ein Bißchen Gallenüberschuß über einen Narren! Der Rector hat mich geärgert."

„Kann mir's denken," war des Cantors zur weiteren Mittheilung anspornende Antwort. „Solche Anträge können Einen wohl ärgern."

„Wie? Was? Anträge?" rief Berlesick. „Wißt Ihr um die Geschichte?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als was mir der eitle Mann selbst unten, wo er mir begegnete, mitgetheilt," sprach erschrocken über die Aufregung Berlesick's der Cantor. „Zürnet mir nur nicht und glaubet nicht, als theile ich seine Meinung!"

„Ei, so redet doch!" rief höchst ungeduldig Berlesick. „Was wollte er denn?"

„Nun," sagte der Cantor zögernd, „Euch eine gefaßte Neigung

— wenn ich so sagen darf — ausreden, und eine — Freierei machen."

„Der eine Freierei? Ei, so soll Dich ja!" — rief brausend vor Grimm Berlesick. „Aber wißt Ihr's denn?"

„Freilich weiß ich."

„Und Ihr laßt mich da zappeln, wie ein Fischlein an der Angel?"

„Geehrter Herr Berlesick," sagte der Cantor, „ich pflege mich in keinerlei fremde Affairen zu mengen, allerwenigst in die, so da Freiereien und Einschlägliches tendiren. Dannenhero möget Ihr mir es zu Gute halten, wenn ich hier rede, wo Ihr solches entschiedenst fordert. Er meinte, das schöne Schifferkind Euch aus dem Sinne zu prakticiren und dafür Euer Auge wohlgefällig auf die Frau Wittwe Raspel zu lenken, vornehmen Apothekers Raspel nachgelassene kinderlose Hausfrau."

„Die? — Die Raisonnir-Raspel, wie man sie hier bezeichnend nennt, die citrongelbe, alte Hexe, die den armen Raspel todt geärgert hat; die Hexe wollt' er mir freien? — Nun, dann mag er von Glück sagen, daß ihm die Raspel im Halse stecken blieb! Ich weiß nicht, was ich dem Atzelhelden gethan hätte, — aber ich fürchte, die Atzel hätte Flügel gekriegt! — Item — lieber Herr Cantor, setzet Euch und trinket einmal! Ich will nicht mehr an den albernen Narren denken."

Er reichte ihm ein volles Glas. Der Cantor trank mit aller der Formalität jener Zeit Berlesick's Gesundheit und setzte das kaum angenippte Glas wieder auf den Tisch.

„Mein' auch," sagte er dann, „das wär' die Rechte für Euch, wenn Ihr etwa den lobenswerthen Gedanken ausführen wolltet, Euch eine liebevolle Pflegerin zu suchen. Eine abscheuliche Zumuthung! Aber es ist eine Praktik der Sophie, die ist mit der Raspel Ein Herz und Eine Seele und die Zwei würden sich in Euerem Geld ein Bene zugelegt haben. Da wäre ich denn doch anderer Meinung."

„So?" sagte Berlesick schmunzelnd. „Welcher denn, wenn ich's wissen darf?"

„Was man denkt, soll man auch sagen dürfen," bemerkte der Cantor, — „ich meine so Etwas in Euerer Nachbarschaft. — Da hat meine liebe Eva eine Pathe —"

„Ihr meint Eidam's Gustelchen?" fiel ihm der ungeduldige Berlesick in die Rede.

„Gerade Die!" sagte Schmidt. „Nichts für ungut, Herr Berlesick, aber das Mädel ist eine Perle."

„Weiß schon, lieber Cantor," fuhr sehr freundlich Berlesick fort — „aber —"

„Aber? Sollte da ein Aber sein?"

„Nun, lieber Mann, man weiß nicht —"

„Was denn verehrter Herr? —"

„Ob so ein Mädchen unser Einen nimmt, lieber Freund."

„Unser Einen? Mit wem stellt Ihr Euch denn gleich, verehrtester Herr Berlesick? Das liebe Kind wird die Ehre zu würdigen wissen, die ihm widerfährt, wenn es Euch ein Ernst wäre."

„Freund!" rief Berlesick, ganz elektrisirt, „es ist mein voller, ganzer, purer, gründlicher, ernstester Ernst! Ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde! Helfet mir wirken, und Ihr sollt Beweise meiner Dankbarkeit haben, die —"

„Bedarf dessen gar nicht," sagte der ehrliche Cantor. „Aus Hochachtung gegen Euch und Liebe zu dem guten Kinde soll's mir eine Hauptaufgabe sein!"

Berlesick schenkte wieder ein und schob dem Cantor das Glas zu.

„Haltet ein, geehrter Herr," rief dieser. „Mir kommt so ein Nektartröpflein selten zu; da könnte es leicht die Oberkammern illuminiren und meine alten Beine aus der Linea bringen, wie mich aus dem Renomme. Auch möchte ich primo loco die Angelegenheit absolviren, die mich hierhergeführt. Ich habe dem Herrn Stadtschreiber und Cassirer, der des Rechnens nicht recht Meister

ist, in meinen wenigen Freistunden seine Jahresrechnung gestellt, und mir etwas verdient, auch gespart, wo und wie es ging, daß ich's konnte zusammenbringen. Es wird Einem schwer bei sechzig Gulden Gehalt, summa summarum nach der Competenz."

Berlesick hatte, innerlich bewegt, den Worten des Sorgenvollen gelauscht. Sein gutes Herz machte alle seine Rechte geltend und sein Auge haftete, feucht werdend, auf dem sauer erworbenen Gelde, das er nun einstreichen und in den Geldsack zu seines Gleichen schieben sollte. Die Mißstände des Lebens fielen schwer auf seine Seele.

„Lieber Freund," hob er weich an, „habt Ihr denn auch den Apparat zur Quittung?"

„Ich war in Eurem Hause und die alte Rosina sagte, Ihr seiet hier. Da hab' ich Papier, Feder und ein transportables Tintenfäßlein zu mir gesteckt, um es Euch bequem zu machen."

„Stecket das Geld einmal wieder ein," sagte Berlesick.

Der Cantor sah ihn verwundert an.

Berlesick schrieb und reichte ihm das Papier. „Leset's," sagte er, „es wird so richtig sein!"

Dem Cantor entfiel das Papier vor Schrecken. „Was ist das?" fragte er erschrocken.

„Was ist's denn?" fragte Berlesick zurück. „Ihr habt die Zinsen für fünf Jahre vorausbezahlt. Damit ist's abgethan. Dies Geld stecket Ihr ein und thuet Euch und Eurer guten Eva irgend ein Beneficium dafür an."

Der Cantor glich einer Bildsäule. Allmälig wurde sein Auge thränentrübe.

„Gott vergelte es Euch, edler Herr," sagte er ergriffen. „Nun kann ich wenigstens das Nöthigste besorgen. Gott lohn's." Er drückte Berlesick's Hand innig, wischte sich die Augen und ging, weil ihm das Herz zu voll war.

Berlesick sah ihm bewegt nach. „Armer, alter Mann," sagte

er, „Eine Sorge hab' ich von Deinem Herzen genommen!" — Dann rieb er sich vergnügt die Hände und sagte: „Das hört Gustelchen brühwarm!" Er trat auf den Vorsprung des Felsens, um dem Glücklichen nachzusehen, der mit leichtem Herzen heimeilte. Jetzt erblickte er wieder Einen, der auf ihn lossteuerte. Diesmal überglänzte sein Antlitz eine neue Heiterkeit. Es war der Schiffer Eidam, Gustelchen's Vater, sein nächster Gegenüber-Nachbar.

Rasch eilte Berlesick zu seinem Weinversteck, nahm zwei volle Krüge heraus und erwartete dann den stämmigen Schiffer, der raschen Schrittes nahte.

„Grüß' Gott, Herr Nachbar," rief ihm der Schiffer entgegen. „Weiß schon, wo man Euch bei diesem herrlichen Wetter aufsuchen muß. Bin gestern Abend von Köln angekommen und hab' Euch da die ersten Häringe mitgebracht, und da ich wohl dachte, der Mensch lebe nicht, wie der Fisch, vom Wasser, so hab' ich gleich bei'm Greifenstein am Krahnenthor ein Weißbrödlein mitgebracht zum Vespern."

„Habet allezeit vortreffliche Einfälle, Herr Nachbar, und treffet den Nagel auf den Kopf. Seid willkommen, sammt Eurem Vesperbrode!"

„Mein Gustelchen hat sie gleich geputzt," fuhr Eidam fort, indem er Blätter von einem Haselstrauche pflückte und die Häringe d'rauf und sein Schiffmesser mit dem Burstiele dazu legte. Während dessen servirte Berlesick den Wein und heitern Humors begannen Beide unter lustigen Reden sich zu laben, nachdem Berlesick die Häringe, Eidam den Wein gebührend herausgestrichen. Das Glas feierte nicht, zumal die Häringe den Durst schärften, und bald zeigte sich an Beiden, daß der Wein wohl des Menschen Herz erfreut, die Zunge löst, aber auch die strenge Goldwaage der Convenienz und ihrer Förmlichkeiten zur Seite schiebt, um rascher zu dem Kerne der Dinge zu dringen.

„War die Reise glücklich? fragte Berlesick," als Eidam darauf Bezügliches gesagt.

„Könnt's nicht rühmen," sagte Eidam. „Denkt Euch nur, wo die Sieg in den Rhein mündet, hat sich eine Sandbank angelegt. Da fuhr meine schwer beladene „Stadt Bacharach" auf und bekam einen Bodenleck. Ich mußte von Bonn ein Lichterschiff holen und im Schlepptau die ledig gewordene mitführen, den Leck herstellen lassen und sie frisch kalfatern. Da ist mein ganzer Profit flöten gegangen. Verstanden, Herr Nachbar? Das ist das Unglück!"

„Thut mir herzlich leid," versetzte theilnehmend Berlesick.

„Nun thut sich mir eine Gelegenheit auf, wo ich den Schaden mit Ueberfluß ersetzen kann," fuhr Eidam fort; „Ihr wisset, Herr Nachbar, die Stadt Bacharach hat ein altes Recht, zu jeglicher Messe der freien Stadt Frankfurt am Main ein Schiff zu senden, und auf demselben Bacharacher Rothwein zu verzapfen. Dieses Jahr ist zur Herbstmesse die Reihe an mir. Da ich nun Pech hatte mit dem Leck, so muß ich daran denken, den Schaden zu repariren; aber dazu ist nachbarlicher Beistand nöthig."

„Soll geleistet werden, Herr Nachbar, mit Vergnügen. Was braucht Ihr denn?"

„Geld und Wein, Herr Nachbar. Ihr habt das Geld in der Kiste und den köstlichen Rothwein im Keller. Wolltet Ihr mir das Nöthige borgen bis nach dem Ablauf der Messe? Es kostet viel. Muß da ein Zelt aufschlagen, Gläser und Flaschen kaufen ꝛc."

„Thut nichts," sprach Berlesick. „Werde Euch nicht stecken lassen."

„Dacht' doch gleich," sagte Eidam, „Ihr würdet mich nicht ohne Hoffnungsfracht absegeln lassen, schiffisch zu reden."

„Legt Euch getrost vor Anker," versetzte Berlesick lächelnd in gleicher Redeweise.

„Meiner Seel'!" rief der Schiffer aus, „Ihr seid ein Mann, wie ein David, ob Ihr gleich keine Harfe spielt. Mein Gustelchen sagte, als ich ihr meine Noth klagte: Gehet nur zum Herrn

Nachbar, der ist ein seelenguter, liebreicher Mann, der läßt Euch nicht zwischen Thür' und Angel."

Berlesick beugte sich ordentlich vor, sah vergnügt in des Schiffers geröthetes, wetterhartes Antlitz und fragte mit dem Ausdrucke seliger Befriedigung: „Hat sie das gesagt, das liebe holdselige Mägdlein?"

„Meiner Seel'!" rief der Schiffer und schlug auf seine Brust, daß es nachhallte.

„O, wie hör' ich das so gerne," sagte mit schmelzendem Laute Berlesick. „Eure Tochter ist die Perle der Töchter unserer Stadt, ein Schatz, ein Reichthum. Ich kenne keine Jungfrau, der ich so gewogen wäre. Immer heiter; singt wie eine Lerche, vom Morgen bis Abend; nie müßig, immer im Walten, Sorgen, Arbeiten; im Hause wie geblasen. Man meint, man wäre in Holland! Sieht man so der Jungfrau Walten und Thun, so möchte man den Vater beneiden, der sie immer um sich hat, und — möchte sich an seine Stelle wünschen."

Der alte Schiffer, welcher in Folge der genossenen Häringe ordentlich getrunken hatte, war besonders animirt. Er hörte mit Entzücken des reichen Nachbars Rede, die darauf hinauszusteuern schien, wovon ihm der Vetter, der Cantor Schmidt, ein Wörtlein hatte fallen lassen, als er ihm begegnet war. Er überlegte, so gut er konnte, was hier das Gerathenste sein möchte, und es schien ihm, als thue er das Rechte, wenn er zu der begeisterten Lobrede beifällig nickte. Das that er denn auch und das war zugleich ein Sporn für Berlesick, in rascherem Schlage des Herzens sein Innerstes vor dem Auge des Schiffers darzulegen.

„Gewiß," fuhr er fort, „es ist das meines Herzens feste Gesinnung, und ich sage Euch offen, ich meine mich selber, wenn ich so im Allgemeinen rede. Doch will ich's nicht hinter dem Berge länger halten, und es frei herausreden: Euer Gustelchen hat mein ganzes Herz gewonnen. Da wir nun so traulich allein

sind, so will ich ohne Blume, von der Farbe reden. Ihr kennet mich. Ich bin in der Wolle gefärbt; ich habe ein schönes Besitzthum; würdet Ihr mir ein Körblein geben, wenn ich um Euer Gustelchen würbe zu meiner ehelichen Hausfrau. Hab' und Gut verschriebe ich ihr, so ich etwa vor ihr stürbe."

Obwohl der glückliche Cantor berichtet, wie es um des Herrn Berlesick Herz zu stehen scheine, so war doch Eidam überrascht, als ihm die Werbung so urplötzlich über das Genick kam; indessen waren seine Gedanken noch klar genug, um sie zu ordnen. Das erkannte er schnell, daß eine solche Partie unter der Sonne für Gustelchen nicht mehr zu machen sei, denn Berlesick war unbestritten der reichste Mann im Oberamte Bacharach, und sicherlich wurde sein Kind von Hunderten beneidet. Er war also rasch entschlossen, und als Berlesick geendet und, etwas betreten, unter sich sah, stand er auf, nahm seine Pechkappe vom Kopfe, verbeugte sich und sagte: „Herr Nachbar, ich bin von solcher Ehre ganz betroffen Wie hätte ich mir sollen träumen lassen, daß mein Kind Eures Herzens Gedanken auf sich gezogen? Was mich betrifft, so sag' ich mit Freuden Ja und Amen dazu."

Berlesick sprang freudig auf, faßte des Schiffers breite, harte Hand und drückte sie.

„Ihr machet mich sehr glücklich," sagte er begeistert. „Ihr sollt an Eurem Schwiegersohn Eure Freude erleben. Das Gustelchen will ich hegen, wie meinen Augapfel und es auf den Händen tragen und wahr machen das Sprüchlein: Bei den Alten ist man gut gehalten; aber Eins hat mich erschreckt, ich will's nicht leugnen, das, daß Ihr sagtet: So viel an mir ist oder was mich betrifft. Zweifelt Ihr etwa an des Mädchens Einwilligung?"

Eidam war etwas verlegen. Er kannte die Liebe Gustelchens und des Ferdinand, eines Neffen Berlesick's von Seiten seiner verstorbenen Stiefschwester. Dieser Ferdinand hatte neben Berlesick's Wohnung, auf der Ecke der Unter- und Krahnengasse, bei dem

alten Tobias Wink die Kaufmannschaft erlernt und war als Ladenbursche (wie man damals die Commis nannte) im Hause geblieben. Da hatte sich das Verhältniß entsponnen; aber es hatte keine Aussicht, denn Ferdinand war blutarm und Gustelchen's Vermögen war nicht weit her. Ferdinand hätte nur hoffen dürfen, wenn Berlefick ihm jene Stätte bereitet; aber so brav auch der Junge war, Berlefick trug ihm tiefen Groll, seit er wußte, daß er ihm bei Gustelchen in's Gehege ging. Deßwegen ruhte der Alte nicht, bis Wink ihn entließ und er nun in der Ferne sein Fortkommen hatte suchen müssen. Das wußte das schelmige Gustelchen wohl und trug keine Dankbarkeit gegen Berlefick in der Seele, und der Schluß Berlefick's, daß es bei den Mädchen heiße: aus dem Auge, aus dem Sinn, war falsch; denn die Frau Rectorin war die treue Freundin der Mutter Ferdinands gewesen und hatte auch gegen ihn wie eine Mutter gehandelt, und nun vermittelte sie zwischen den jungen Leuten die Botschaften. Eidam wußte um diese Liebe und kannte seines Kindes feste Seele. Er war verlegen, aber er dachte wohl, sein Kind werde seine Versorgung beachten. Er sagte daher: „Nicht, als ob ich dran zweifelte, denn ich glaube nicht, daß mein Kind die Hand ausschlagen könnte, die Ihr ihm bietet; aber die Mädchen sind heutzutage anders, als zu meiner Zeit, aber immer ihres Kopfes. Man muß da säuberlich verfahren, wie mit dem Knaben Absalon, wie's in der Bibel steht."

„Da habt Ihr Recht," sagte Berlefick. „Ich bin gar nicht der Meinung mit der Thür in's Haus zu fallen oder mit Sturm und in der Hast das Alles abzuthun. Gut Ding will Weile haben und ich wollte Euch bitten, einstweilen unsere Abrede für Euch zu behalten. Ich will mir das Kind geneigt machen und bei ihr selber mein Heil versuchen nach gelegener Zeit und Umständen."

„Weise geredet, wie immer," sagte der Schiffer. „Sind wir hier aber von Lauschern sicher? — Das Feld hat Augen und Ohren!"

„Seid ohne Sorgen," sagte Berlesick in voller Sicherheit. „Es ist keine Seele hier; aber der Himmel weiß, wie die Plaudertasche, der eitle Narr, der Rector Strunk, es erfuhr, was ich im Herzen trug seit langer Zeit? Hab' ich denn vielleicht meine Augen nicht immer bewacht?"

„Freilich," sagte Eidam, „Ihr gucket viel nach unseren Fenstern und da hätte man Lunte merken können. Ihr wißt, die Welt ist schlimm heutzutage. Thut nichts. Ich will ohnehin das Gustelchen ihnen aus den Augen rücken für einige Zeit. Ich nehm's mit nach Frankfurt, und dort mag's einige Zeit bei meiner Schwester verweilen, die in Frankfurt verheirathet ist. Dann denken die Leute nicht an das Mädchen und das Gerede und Genecke hört dann ohnehin auf."

„Hm! Hm!" brummte Berlesick in den Bart. Der Plan des Schiffers gefiel ihm im Entferntesten nicht. Doch wollte er nichts sagen. „Bin auch noch nicht in Frankfurt gewesen," warf er hin.

„Ihr? Habet die halbe Welt bereist, und nicht in Frankfurt gewesen? Das begreif' Einer! Geht doch über das Bohnenlied!"

„Und geht doch einfach zu," sagte Berlesick. „Ich war noch jung, als mir die Eltern starben und der Gerber Lauer in der Rosengasse mein Vormund wurde. Der wollte absolut, ich sollte studiren, weil es mein Vater gewünscht. Ich hatte keine Neigung dazu; allein ich mußte gehorchen und kam einstweilen auf die Neckarschule zu Heidelberg. Als ich die endlich hinter mir hatte, starb Lauer, und mein Vetter Olimart, der nun als Vormund eintrat, meinte, ich wäre ein Narr, wenn ich studirte und mich in das Joch eines Amtes spannen ließe. Solch eine Rede gefiel mir bei meinem Widerwillen gegen jegliches Studium, den mir die pedantischen lateinischen Schulmeister beigebracht. — Hundert Gulden Besoldung für ein gelbgeärgertes Leben! rief Olimart aus. Beamtenhudel, Katzenbuckelei nach Oben oder Druck von Oben! Pah, sei kein Esel, Junge. — Richtig, ich folgte ihm. Ich reiste nach

England und Frankreich — und später verwünschte ich den Rath, weil eine geordnete Thätigkeit dem Leben seine Bedeutung gibt und ein Mensch, wie ich, doch eigentlich zwecklos lebt. Doch ich vergesse die Hauptsache. Ich möchte einmal das Paradies der Handwerksburschen und Dienstmädchen, nämlich Frankfurt, sehen."

„Nichts leichter, als das," sagte darauf Eibam. „Ihr fahrt mit mir hinauf. Das Meßschiff hat Raum. Ihr wäret dann auch stets bei'm Gustelchen und könntet die Sache unter der Hand zu Stande bringen, wie es ein weiser Mann zu machen versteht."

„Vortrefflich!" rief Berlefick. „Doch — wie ist's mit dem Essen, Trinken und Schlafen? Kann ich das auf dem Schiffe bei Euch haben? Ich zahle bestens!"

„Versteht sich, daß Ihr das könnet. Wir wohnen und schlafen ja Alle darauf. Freilich nicht in weiten Sälen. Ihr seid ja aber zur See gewesen nach England, und wisset, die Kojen sind enge, aber es geht, und dauert ja auch kein Halbjahr. Ihr könnet ein Bett schicken und ich werde sorgen."

„Für ein Fäßlein für uns, sorge ich," bemerkte Berlefick.

„Gut; aber stille nur! Es darf's Niemand wissen," sprach Eibam.

Da es anfing, kühl zu werden, rüstete sich Berlefick zum Heimgang und Eibam machte sich früher davon, damit eben nicht sein Zusammengehen mit Berlefick ein Aufsehen mache.

Kaum war Berlefick unten auf dem Weg, als es raschelte im Gebüsch und ein Kopf zum Vorschein kam, der sich überall umsah und, als er sicher war, auf Entdeckungsreisen ausging, nicht nach fernen Inseln, sondern nach dem Weinbehälter, von dem er gehört. Endlich entdeckte er ihn. Noch zwei Krüge waren da. Den einen ließ er sich schmecken und den anderen nahm er mit, als er seinen Weg in entgegengesetzter Richtung einschlug. Es war ein junger Bursche, und wer ihn genauer angesehen, der würde in dem Schiffsjungen auf dem Schiffe Eibam's ihn wieder erkannt haben.

Pitt oder Peter war ein schlitzöhriger Schelm, aber, wie er auch zu allen Malefiz- und Lumpenstreichen eine absonderliche Naturanlage hatte, so treu diente er Gustelchen, die ihn aber auch hegte und pflegte, weil er eine Waise war. Der Krug Wein machte ihm viel zu schaffen, und es war ein Glück, daß er auf dem Schiffe schlief und sich gleich in die Kajüte legen konnte. Ein ferneres Glück aber, daß Niemand zu Hause an ihn dachte, denn dem Vater ging Viel im Kopf herum und der schönen Tochter noch mehr, die bei der Frau Rectorin gewesen war. Erst am andern Morgen brachte Pitt die ganze Begebenheit zu Gustelchens Kenntniß und zwar von A bis Z.

3.

Daß sich auch der beste Rechnenmeister in der Welt schon einmal verrechnet hat, ist eine Erfahrungswahrheit, aber am allermeisten, wenn er Einer ist, der meint, er sähe das Gras wachsen und höre die Fliegen husten. Solch ein Klugpfiffer war Berlesick. Er hatte sich dennoch arg verrechnet, als er meinte, seine Unterredungen an diesem Tage seien unbehorcht geblieben; darin ferner, daß sein Weinversteck sicher sei; ferner darin, daß ihm die Frau Rectorin nichts anhaben könne, und endlich in dem Ferdinand und dem Gustelchen. Das waren Exempla genug, darin er sich geirrt, und doch verstand er zu rechnen. Nur in dem Cantor Schmidt und seiner Frau war seine Rechnung richtig.

Als Berlesick am folgenden Tag auf sein Plätzchen kam, war der Vorrath erschöpft. Er sann, und die Sache war ihm bedenklich; aber die Häringe und die Unterredung hatten beide gestern das Ihrige gethan, und er kam der Sachlage nicht sicher auf den Grund. Trocken da oben zu sitzen, oder das Exempel zu machen, das er dem Rector empfohlen, behagte ihm nicht. Er ging heim und Rosina trug darauf einen bedeckten Korb hinauf und Berlesick folgte ihr.

Pitt saß eben bei Gustelchen und referirte von gestern haarklein jede Sylbe. Gustelchen wollte bersten vor Lachen. Aber von dem wegstibitzten Weine sagte er kein Wort. Hätte indeß Gustelchen ihn scharf angesehen, als er den Korb sah, den die alte Rosina so vorsichtig trug, sie hätte die Lust wahrnehmen müssen, die über die Züge des bösen Buben hinflog, der ohnehin auf Berlesick ein böses Auge hatte, weil er ihn einmal abgewalkt, als er ein Vogelnest auf dem Berge ausheben wollte. Wieder lag er heute auf der Lauer in der Nähe Berlesick's, wohin er geräuschlos, wie eine Katze, schlich. Ehe er aber dorthin ging, sagte er zu Gustelchen: „Sei Sie nur gutes Muthes, dem will ich in Frankfurt schon Streiche spielen, die ihn kopfschen machen sollen, und auf dem Schiffe soll's auch nicht d'ran fehlen.“ Singend und pfeifend ging er dann fort und lag bald in seinem Hinterhalt. Indessen kam Niemand und Berlesick ging bei Zeiten heim — und als die Nacht kam, war sein Weinnest leer!

Das verleidete ihm sein Plätzlein über alle Maßen. Er hätte noch so viel darum gegeben, wenn er's hätte herausbringen können, wer ihm den Streich gespielt, aber das lag in undurchdringlichem Dunkel. Das Schlimmste war, daß Gustelchen von Allem wußte und nun ihre Maßregeln nehmen konnte. Besonders bemühten sich der Cantor und die Pathe Eva, sie der Heirath mit Berlesick geneigt zu machen. Sie warf die Sache gar nicht weg und meinte eben nur, sie sei doch noch zu jung; sie wolle sich die Sache überlegen und Herrn Berlesick erst auch einmal genauer kennen lernen; sie habe ja noch keine zwanzig Worte mit ihm geredet, und das reiche doch nicht hin, sich kennen zu lernen. Der Cantor hinterbrachte ihm diese Reden des Mädchens und das entzückte ihn. Von da an ging er oft zu Gustelchen, die ihn immer mit der größten Freundlichkeit aufnahm.

Er hatte sich allerdings darin verrechnet, daß er Sophia, die Rectorin, für eine nicht zu beachtende Feindin hielt. Der Rector

hatte ihr Alles referirt, was ihm auf dem Berge begegnet war, und wenn sie auch einmal lachte, besonders über ihres Mannes Zorn wegen der Atzel, so blieb doch genug übrig, sie zu erzürnen, insbesondere, daß er sie persönlich verhöhnt. Es ist schon erzählt worden, daß Gustelchen heimlich zu ihr kam und daß sie die Liebe Ferdinands und Gustelchens förderte. Von jetzt an wurden hier alle Pläne geschmiedet und Berlesick ahnte nicht, daß Alles, was ihm zum Aerger war, von ihr ausging.

Er war glückselig, da ihm Gustelchen zuvorkommend artig war, wenn er hinüberging. Die ganze Stadt gratulirte ihm, was er mit Behagen annahm, und Gustelchen erduldete alle jene Neckereien, deren eine junge, reizende Braut die Fülle ertragen muß, mit dem besten Humor, und so war denn die Sache eine abgemachte. Die Alten lobten des Mädchens Klugheit; die Jungen meinten, sie nähme ihn nur seines Geldes wegen, und um sich über die Maßen putzen zu können; die werde nun die erste Rolle in der Stadt spielen u. s. w.

Während das Meßschiff hergerichtet wurde, und namentlich das Leder der Gerber an Bord kam, das zur Messe gesandt wurde, saß Berlesick oft bei Gustelchen. Eines Tages geschah das wieder.

„Es ist hübsch, Herr Nachbar,“ sagte sie, „daß Ihr die Reise mitmachet.“

„Freuest Du Dich, mein Engelchen,“ fragte er süß, „auf diese Mitreise?“

„Gewiß,“ erwiederte sie. „Angenehmer könnte mir nichts kommen; aber Ihr werdet Mancherlei ertragen müssen. Da ist zuerst der entsetzliche Lohgeruch des Leders und dann — die strenge Zucht, die ich auf dem Schiffe übe. Es muß da Zucht und Ordnung walten, sonst geht's nicht.“

„Wie so, Kind?“ rief Berlesick. „Ist da was Besonderes?“

„Nun, ich muß offen reden, sehe ich,“ sagte vertraulich das

Mädchen. „Sehet, mein guter Vater hat die rheinische Natur, gerne Wein zu trinken. Unser Doctor Silbereisen sagte mir aber, wenn er viel trinke, rühre ihn sicherlich der Schlag, zumal wenn er wenig Bewegung habe. Da muß ich ordentlich wachen über ihn, und es gilt als Gesetz, daß auf dem Schiff nicht ein Tropfen Wein getrunken werden darf, damit er nicht in Versuchung kommt. Es ist meine Kindespflicht, dafür zu sorgen."

Verlesick erschrack auf den Tod. „Und das Gesetz gilt auch mir?" fragte er.

„Ei, sonst wär's ja kein Gesetz, Herr Nachbar," sagte das Mädchen, „und Ihr werdet doch nicht den Versucher spielen wollen? Ueberhaupt, sag' ich Euch im Vertrauen, ist mir ein Weintrinker völlig zuwider. Wenn ich einmal Einen heirathen soll, so darf er nur Wasser und nichts als Wasser trinken! Das steht unwandelbar fest. Außerdem wird nichts d'raus."

Verlesick erbleichte. „Schöne Aussichten!" sagte er zu sich, während er zu Boden sah. „Schöne Aussichten! Wasser trinken? Da wär' ich in acht Tagen maustodt." Er seufzte und schwieg kummervoll.

„Dauert die Fahrt lange?" fragte er endlich ganz unschuldig.

Ueber Gustelchens Gesicht zuckte ein Lächeln eigener Art. „Acht Tage," sagte sie ruhig. „Euch ist gewiß vor der Langeweile bange?"

„Mir? Bei Dir? Kind, was fällt Dir ein? Mir wär's schon recht, wenn sie gar nicht endete? So enge und nahe, alle Tage bei einander — gibt's etwas Lieblicheres?"

„Ho! Ho!" rief Gustelchen lachend, „das wär' mir denn doch des Guten zu viel. Aber Ihr könnet ruhig sein. Ich will Alles aufbieten, Euch zu unterhalten. Ich habe noch etwa sechs Stränge Baumwolle, die superfein ist, und die mir mein Vater zu Strümpfen mit von Köln brachte. Sie ist noch nicht gewickelt. Wegen Raumersparniß nehme ich keine Krone mit. Die haltet Ihr mit den

Armen und ich wickele. Derweilen erzähle ich Euch allerlei Geschichten. Außer der Baumwolle habe ich noch einige verworrene Zwirnstränge, auch noch Wolle zu wickeln. Das ist eine ruhige Arbeit. Es lernt sich leicht, und Lust und Lieb' zu einem Dinge, macht alle Müh' und Arbeit geringe, steht im ABC-Buch."

Verlesick zog ein langes, beträchtlich einfältiges Gesicht, als er diese Unterhaltung vernahm. So Etwas war ihm im Traume nicht eingefallen und er dachte mit Entsetzen an des Rectors Wort: daß das weibliche Regiment ihn schon noch zur Raison bringen würde. Da begann es schon. „Geht das schon vor dem Brautstand an, was wird's erst in der Ehe werden?" dachte er. „Keinen Wein trinken und Garn wickeln! Hilf Himmel, da hören meine Vorstellungen urplötzlich auf! Armer Verlesick, was soll aus dir werden. Freiheit! goldne Freiheit des Junggesellenlebens, wo fliehest du hin?"

Gustelchen achtete die gefaltete Stirne nicht, und nicht den stillen Seufzer, der sich aus der gepreßten Seele herausrang, und fuhr fort: „Noch Eins, liebster Herr Nachbar, — aber nicht wahr, Ihr nehmet mir's auch nicht übel? — Ich rede, wie ich denke, und Ordnung muß sein."

„Uebel? Herzchen, was könnt' ich Dir übel nehmen. Ich sage Dir's vielmehr im Voraus zu. Du hast Recht, Ordnung über Alles!"

„Wie Ihr doch gut und liebenswürdig seid!" rief das Mädchen aus und sah ihn mit einem bezaubernden Blicke an, der ihn alle Höllenqual vergessen ließ, welche ihm auf der vermaledeiten Fahrt in Aussicht gestellt worden war.

„Ihr wisset," sagte sie und lächelte, „mein Vater hat zwar eine fatale Schiffergewohnheit, ich meine das ekelhafte „Prümchen," doch nicht die allerekelhafteste des Rauchens. Das wäre absolut mein Tod. Ich kann den giftigen Qualm nicht vertragen, ohne daß ich krank werde. Da Ihr mir's nun bereits zugesagt, so halte

ich Euch beim Worte, daß Ihr nicht rauchet im Schiffe, was ohnehin polizeilich verboten ist, von wegen der Feuersgefahr. Es steht Euch auch gar übel an. Ihr wäret ein doppelt liebenswürdiger Mann, wenn Ihr der Pfeife Valet gäbet. Ich sag's Euch im kindlichen Vertrauen, ich heirathe nie einen Mann, der raucht, schnupft oder ein „Prümchen" zerarbeitet. Das ist Grundsatz bei mir, und der wanket nicht."

Berlesick fiel schier vor Schrecken in Ohnmacht. Er war einer der stärksten Raucher, und es kostete ihn eine riesenhafte Ueberwindung, so lange die Pfeife zu entbehren, als er bei Gustelchen zu Besuche war. Acht Tage ohne Rauchen! Und er war durch seine Galanterie gebunden. „O der gute Rector!" seufte er, „der trägt sein dickes Ehekreuz, aber ich fürchte, das Gustelchen macht seine Sophie noch gut! So ein Stück Weib kann einem das Leben versalzen und verpfeffern! Ach, was soll das werden? Acht Tage? Ja, das ganze Leben! Nein, das ertrag' ich nicht. Die Fische im Rheine oder Maine werden meinen Leichnam verspeisen! Ach!"

Gustelchen hörte den Seufzer.

„Ach, Herr Nachbar," sprach sie schmelzend, „es thut mir herzlich leid, daß ich Euch solche Entsagung auflegen muß. Es ist aber ja nur auf acht Tage; dann seid Ihr wieder frei. Ich sterbe positiv durch den Tabaksqualm. Meine Brust ist so schwach, daß sie ihn nicht eine Stunde erträgt."

„Was das Launen sind!" dachte Berlesick. „Man sollte gar nicht meinen, daß in so einem schönen Köpfchen solche barocke Dinge ausgeheckt werden könnten? Wenn die erst älter wird? O Jemine! Lüg' du und der Kuckuck! Schwache Brust? Singt den ganzen Tag, daß man sie auf dem Sanct Werner hört! Daß dich Gott bessere, du schöne Hexe!"

„Nun noch Eins! Die Tage der Fahrt gehen herum. Ihr sollt sehen, wie ich Euch unterhalte! Aber in Frankfurt dürft' Ihr nicht umhergehen, wie hier! Das ist die Stadt der Mode. Da

müßt Ihr Euch putzen, sonst seid Ihr dem Uz und Spott ausgesetzt. Nicht wahr, das wollet Ihr nicht, besonders, wenn Ihr mich auf die Messe führt?"

„Bei Leibe nein!" rief Berlesick — „aber —"

„Macht Euch keine Sorgen darüber, wie Ihr die Mode erfahret; sehet nur den Herrn Rector an. Der ist nach der neuesten Frankfurter Mode gekleidet und frisirt. Kürzlich war auch Euer Vetter Ferdinand hier, der sagte —"

Bei dem Namen Ferdinand zuckte Berlesick zusammen, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Er wurde kreidebleich.

„Ist Euch Etwas?" fragte Gustelchen besorgt. „Vielleicht das Herzwasser? Soll ich Euch ein Neuwieder Kümmelchen holen?"

„Danke, danke!" sagte Berlesick. „Es ist nichts! Fahre nur fort, Du süßes Plaudermäulchen!"

„Nun, der Ferdinand erzählte mir, in Frankfurt trage alle Welt Perücken. Wer die nicht trage, werde verhöhnt. Und Ihr traget noch Euer altmodisches Haar. Ich begreife Euch ohnehin nicht!" —

„Ich, eine Atzel?" rief Berlesick. „Eine Atzel?"

Gustelchen wollte bersten vor Lachen. „Seid Ihr so dagegen?" fragte sie. „Aber das hilft einmal nichts. Mit den Wölfen muß man heulen. Ich denke, Ihr werdet mich doch einmal in den Braunfels und über die Messe und in die Schaubuden auf dem Roßmarkt führen?"

„Versteht sich," erwiederte Berlesick mit Selbstgefühl.

„Aber meinet Ihr, ich wollte es erleben, daß mein Cavalier ausgelacht würde? Ich sänke in die Erde vor Scham und Aerger! Ich kenne ohnehin nichts Schöneres, Geschmackvolleres und Kleidsameres, als den neuen Anzug des Herrn Rectors. Wie er, so geht ganz Frankfurt. Schneeweißer Rock vom feinsten Tuche; purpurrothe Atlasweste; schwarze Sammthosen mit silbernen Knieschnallen; weiße seidene Strümpfe und Sabots mit großen Schnallen;

dazu einen feinen Hut und ein Meerrohr mit goldenem Knopfe. Herr, das müßte Euch wundergut kleiden und ich würde mich freuen, Euch einmal in solcher Kleidung zu sehen! Sie ist zum Küssen schön, diese Tracht! Und wir haben hier einen Friseur, wie er weit und breit nicht zu finden ist, nämlich den alten Stübing, der hat in Paris seine Studien gemacht! Laßt Euch doch eine Perücke machen! Ohne sie könnet Ihr nicht reisen und Euch nirgends sehen lassen. Hier, in unserem Bacharach, wären wir hundert Jahre zurück, wenn nicht der vortreffliche Herr Rector wäre! Der zeigt uns den Fortschritt der Zeit und der Bildung. Ohne den verkämen wir völlig. Darum nehmet Euch ihn zum Vorbild, wenn Ihr gefallen wollet."

Und dabei lächelte sie wieder, daß es dem guten Verlesick zu schwindeln anfing, als hätte er einige Krüge über das tägliche Maß geleert.

Als er nach Hause kam, setzte er sich in den Sorgsessel und ließ die ganze Unterredung mit Gustelchen an sich vorübergehen.

„Unerhörte Zumuthungen!" rief er aus. „Grausiges Pantoffelregiment, aber ich habe A gesagt und muß B sagen. Sollte mir gar der miserabele Ferdinand den Rang ablaufen, der gewiß in solchem Kleide einhergeht? — Nein!" sagte er und rief: „Rosina, den Schneider Prassel, den Friseur Stübing, den Schuster Schüppert rufen. Rasch!"

Rosina dachte: „Da brennt's" und lief, was sie laufen konnte.

Die Meister kamen. Sie legte ihr Ohr an den Schalter und hörte Alles. Auf's Kostbarste bestellte er den Anzug. Sie nahmen die Maße und Stübing sagte: „So eine Perücke soll der Bürgermeister von Frankfurt nicht haben. Meiner Six!"

Bis zum folgenden Sonntag sollte und mußte Alles fertig sein. Auch den feinsten Hut besorgte Stübing von Bingen.

„Den Sonntag werde ich sie freudig überraschen!" sagte Verlesick und schnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger, wie ein

tanzender Tyroler. Eine Stunde später wußte Gustelchen Alles durch die alte Rosina und beugte sich vor Lachen.

Der Sonntag kam. Berlesick stand schon eine Stunde vor dem Kirchgeläute vor dem Spiegel fix und fertig und betrachtete sich wohlgefällig. „Meiner Seel'!" sagte er, „die Atzel steht mir gut. Hätt's nie geglaubt!"

Als es zu läuten begann, stand er an der Thüre und lugte durch die Ritze. Als Eidam's Thüre aufging und der alte Schiffer mit dem rosigen Gustelchen heraustrat, riß er die Thüre weit auf, schoß hinüber und machte Kratzfüße mit einem so selbstgenügsamen Gesichte, daß es Jedem erscheinen mußte, als wolle er fragen, ob man auch die Wandelung beachte, die seine liebliche Erscheinung erfahren und die eine so totale sei, daß er selbst darüber erstaune.

Gustelchen kostete es eine riesenhafte Ueberwindung, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, denn das bläulich-roth angelaufene Gesicht, die Nase mit dem Metallglanze nahmen sich unter der weißen Perücke entsetzliche komisch aus. Alle Welt staunte. Das junge Volk kicherte und lachte, je nachdem es dem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit näher oder entfernter war. Er ging mit Eidam, der sich stolz trug neben dem reichen künftigen Schwiegersohne; Gustelchen aber schloß sich wohlweislich an die Nachbartöchter an, die es dennoch nicht lassen konnten, sie mit Berlesick zu necken. Sie zog sich klug aus der Affaire, denn sie lächelte und meinte: Bei den Alten sei man gut gehalten. Das schloß ihnen den Mund und ließ es zweifelhaft, ob es Ernst oder Scherz gewesen.

Der Rector traute seinen Augen kaum, als Berlesick an seinem Hause vorüberging.

„Seh' ich mir den alten Hagestolz an," rief er aus und zog seine Sophie an's Fenster, die laut auflachte, so erinnere ich mich seines Uzes auf die Atzeln und nun trägt er eine! Es muß ihm unter der Perücke ein Weniges rappeln?"

„Möglich," sagte Sophie; aber die Macht des Weibes feierte hier einen Triumph, wie selten einen höhern. Sie wußte mehr, als sie sagte.

4.

Es war an einem etwas späten Nachmittag, als von Pferden träge gezogen, das Bacharacher Meßschiff sich den Umgebungen von Frankfurt näherte. Berlesick stand am Bugspriet und blickte sehnsüchtig nach den Thürmen der Reichsstadt, sehnsüchtig wie Einer, der die Wüste durchwandert hat, auf die ersten Palmenwipfel schaut, die über das Sandmeer heraufwehen. Was er durchgemacht, ausgestanden, gelitten in acht entsetzlichen Tagen, das drücken Worte nicht aus, aber es stand leserlich auf seinen gelbbleichen, eingefallenen Zügen geschrieben, in seinem trüben, hohlen Auge, in der ganzen schlaffen Haltung seiner Gestalt. Er war vom Fleische gefallen, daß der Rock um ihn schlotterte. Und wer das Alles veranlaßt, das war Gustelchen mit ihren Launen, ihrem barocken Geschmack für Unterhaltung, ihrer Abneigung gegen die Pfeife und gegen das Weintrinken. Hätte er noch die gehörige Nachtruhe gehabt! Aber in dem engen Raume, in dem er lag, war es nicht auszuhalten gewesen und allerlei Unwesen war in dem Bett. Bald raschelte eine Maus drinnen herum, bald krabbelten Käfer über sein Gesicht, bald lag Sand in dem Linnen, bald Nußschalen, und es war, als ob ein böser Geist jede Nacht auf etwas Anderes sänne, ihm den Schlaf zu rauben. Selbst geschah es einmal, daß, als Nachts Regen fiel, das Gefüge der Bretter der überwölbten Decke nicht gehörig gestopft und kalfatert war und der Regen durch ein Loch wie ein rieselndes Bächlein auf ihn rann. Das waren unabweisbare Mißstände eines so engen Haushalts, wie er auf einem Rheinschiffe nicht anders sein konnte, wie Berlesick, nicht ahnend die neckende Bosheit eines Buben,

meinte; es hätte sich das Alles einmal überwinden lassen, aber — aber — des Mädchens Launen waren kolossal; sie wären, hätte sie sie nicht mit einer Engelsfreundlichkeit begleitet, rein zum Desperatwerden gewesen.

Erstlich mußte er jeden Nachmittag von Eins bis Fünf, ja bis Sechs ruhig dasitzen und Garnstränge halten. Sie wickelte unendlich langsam, trieb Kurzweil und Possen dabei, und wenn ihm, weil er Nachts nicht schlafen konnte, die Augen zufielen und er sich vor Schlaf nicht halten konnte, schalt sie ihn ungalant und meinte, ein Anderer ihr gegenüber würde bei zwanzigtägigem Wachen keinen Schlaf kriegen. Welche unerhörte Eitelkeit und Selbstüberschätzung war das! Er hätte sie dem einfachen Bürgermädchen nie zugetraut. Ja einige Male sprützte sie ihm Wasser in's Gesicht, daß er so naß war, wie eine begossene Katze. Es war eine reine Folterqual, die er ausstand. Jeden Morgen putzte sie sich stundenlang und fragte dann hundertmal, ob er auch glaube, daß sie so den jungen Herren in Frankfurt gefiel? — Mit dem Kochen ging es so schlecht, daß Eidam wetterte und sagte: „Daheim kochst Du so gut, und auch sonst, wenn Du mitfährst auf dem Schiff, aber alle Mittage regelmäßig versalzte Suppe, halbgares Fleisch, angebranntes Gemüse,“ — es hielt's kaum ein Mensch aus. Sein Flaschenkeller mußte vom Schiffe und seine Thonpfeifen warf sie von der Bank, sammt dem Kästlein, daß sie alle in tausend Scherben gingen, und doch wollte er ja auf dem Schiffe gar nicht rauchen! Während des Garnwickelns entwickelte sie ihren Lebensplan als Hausfrau. Himmel und Erde! Es grausete Berlesick vor solcher Wirthschaft. Denn da sollten alle acht Tage Kaffeevisiten gehalten werden und in allen sollte die Frau Rectorin Sophie paradiren, auf die sie dicke Stücke hielt, und die Raisonnir-Raspel und noch so ein paar alte Register, die berühmt waren wegen ihrer bösen Zungen. Junge, sagte sie, würde sie nie einladen, denn ihr schlimmster Fehler sei eine entsetzliche Eifersucht, die sie

nicht ruhen und rasten lasse. Da hörte Alles auf, und Berlesick wurde täglich bedenklicher und ernster.

Der Unmuth, welcher sich seiner Seele bemeisterte, wuchs mit jeder Minute, und in eben dem Maße wuchs sein leibliches Uebelbefinden, welches aus dem Enthalten altgewohnter Bedürfnisse entsprang, als da waren: Tabakrauchen und Weintrinken. Wer die Macht solcher Bedürfnisse in den Jahren Berlesick's kennt, begreift es, wie es um ihn stand. Und das unbarmherzige Mädchen hatte keine Augen für seine Noth, kein Gefühl für seinen Jammer!

„Es liegt etwas Diabolisches in dem Mädchen!“ rief er aus. „Wer hätte das denken sollen? So schön und so boshaft? — Nun frag' ich aber, wenn das am grünen Holze annähernden Brautstandes als Blüthe erscheint, wie wird die reifende Frucht des Ehestandes sein? Wenn sich solche Tücken in der blühenden Maizeit des Lebens zeigen, wie wird's werden, wenn einmal das Alter diese Launen versteinert, diese Tücken giftiger macht?“

Das waren Vorstellungen, welche in der Qual schlafloser Nächte seinen Geist beunruhigten und ihn endlich dahin brachten, daß an die Stelle der Liebe eine starke Abneigung trat; daß er den Gedanken verwünschte, das Mädchen freien zu wollen; daß er seinem Junggesellenstande eine Lobrede über die andere hielt. Freilich — wenn nun der Morgen kam und das Mädchen frisch und blühend, wie der junge Tag, aus ihrem kleinen Schlafbehälter trat und ihn anlächelte — ja — dann zerstob das Alles wieder, wie Nebel vor der Sonne. Indessen kehrten dann doch die reumüthigen Gedanken bald wieder zurück und immer öfter und stärker, und selbst die liebreizendste Huld konnte am Ende nicht mehr Das bewältigen, was seine Seele einnahm und je mehr und mehr beherrschte. Dazu wuchs sein leiblich Uebelbefinden mit jedem Tag.

Endlich erblickte er Frankfurt. „Victoria!“ rief er im Innersten seiner Seele aus. „Victoria! Nun will ich an's Land und

reichlich nachholen, was dieses vermaledeite Meßschiff mir als Qual bereitete!"

Kaum war das Schiff vor Anker gegangen und der breite, solide Steg auf das Ufer gelegt, da schlich Berlesick hinaus und an's Ufer, um ein Wirthshaus aufzusuchen, wo er trinken und rauchen könne, fern von der Macht eines Wesens, das mit seinen Launen auf dem Schiffe herrschte, wie der Sultan in der Türkei und noch ärger.

Das Wirthshaus war bald gefunden und auch eine Pfeife und Tabak. Da strömte neues Leben durch seine Adern. Ein Nebel hob sich von seinem Geiste, eine Weltlast von seiner Brust. Er zog den Rauch gierig ein und ließ ihn durch die Nase, um den Genuß doppelt zu haben. Der köstlichste Hochheimer perlte vor ihm im Glase und glitt hinunter wie Nektar. Die Umwandlung war wunderbar, die mit ihm vorging. All' sein Leid und Weh, Gebreste und Noth verschwand, und es war ihm zu Muthe, als kehre seine Jugend zurück.

Als gänzlich fremd saß er allein in einer Ecke. Wie hätte er aber auch der Unterhaltung bedurft? Daß aber da Vergleiche nicht ausblieben, war natürlich. Er dachte dieses seligen Alleinlebens, der Herrlichkeit der Selbstherrschaft, des Wohlseins des Junggesellenstandes — und des knechtischen Joches der Frauenherrschaft; der wunddrückenden Fesseln weiblicher Laune und Tücke; des Beugens unter einen fremden Willen; der täglich sich erneuernden Qualen des Nichtrauchens und des Wassertrinkens — kurz — es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er übrigens auszusprechen sich hüten wollte. Er war zu weit vorgegangen, um plötzlich zu brechen. Er wollte allmälig zurückgehen und es dahin bringen, daß das Mädchen selbst erklären müsse, sie wolle ihn nicht. Aber da trat das reizende Bild wieder vor sein Auge und drohte, alle Entschlüsse rein zu nichte zu machen, die er gefaßt hatte. Er trank, um Courage zu kriegen, und eine Flasche folgte der andern, eine

Pfeife der andern, bis ein Dusel seine Seele umfing und nun der Wein erst recht schmeckte und erst recht zu wirken anfing. Nach einer halben Stunde war er völlig trunken und sank in einen tiefen Schlaf. Weckte man ihn aus solchem Schlafe, dann wurde er rasend und schlug blind um sich.

Pitt hatte immer ein scharfes Auge auf ihn und sah ihn wegschleichen. Der Schelm ahnte, um was es sich handelte, und schlich ihm nach, bis er ihn in der Thüre des Wirthshauses verschwinden sah. Er kehrte auf's Schiff zurück, schlich zu Gustelchen und referirte, wo denn ein lautes Lachen die unabweisbare Folge war.

Vater Eidam bemerkte in seiner Geschäftigkeit gar nicht, was da auf dem Schiffe geschah. Es war Vieles zu beschicken, zu ordnen, zu besorgen; denn je früher das Zelt fertig war, desto eher sein Gewinn anging, der um so größer in Aussicht stand, als Berlesick ihm köstlichen Wein zu spottbilligem Preis erlassen. Da mußte er zum Schreinermeister laufen, daß er ihm die Borde besorge und das Zelt rüste, und dergleichen mehr. In dieser Geschäftigkeit flossen die Stunden hin, bis das Dunkel eintrat.

Da schlich ein netter, junger Mann in der anständigsten Kleidung vom Schiffe und zwei schöne, freudestrahlende Augen begleiteten ihn. Pitt lief nebenher und bezeichnete das Wirthshaus, in dessen Thüre Berlesick verschwunden war.

Dieser schlief unterdessen in einer Ecke hart und fest.

Pitt trat in die Stube und fragte den Wirth, ob nicht ein Herr, den er beschrieb, hier eingekehrt sei, worauf der Wirth lachend in die Ecke deutete, wo Berlesick schlief. Pitt schlich zu ihm hin und da er fest schlief, zog er ihm mit großer Gewandtheit den Geldbeutel aus der Tasche und verbarg ihn in der seinigen; alsdann kehrte er zum Wirthe zurück, der Gläser ordnete, und sagte: „Der schläft wie ein Sack! Ich kriege ihn nicht wach. Rüttelt Ihr ihn wach, ich will Hülfe holen, daß wir ihn an Bord bringen, denn er gehört auf unser Schiff.“

Der Wirth ging zu Berlefick und rüttelte ihn.

Zornig fuhr er endlich auf und schlug dem Wirth in's Gesicht. „Was weckst Du mich?“ rief er aus, und ein zweiter Schlag folgte in rapider Schnelligkeit dem ersten, denn der Rausch war noch nicht vorüber.

Der Wirth stammte aus Sachsenhausen und war nicht geneigt, unerwiderte Püffe hinzunehmen. Schlag auf Schlag folgte rasch und kräftig; aber Berlefick war dem kräftigen Wirthe gewachsen, zumal er noch trunken war. Durch das Geschrei herbeigerufen, trat ein Knecht für seinen Herrn auf den Kampfplatz, der Berlefick bald zu Boden geschlagen hatte und eben im Begriffe war, einige Stadtknechte oder Geleitsreiter zu rufen, welche die Polizei übten, als Ferdinand mit Pitt hereinstürmte und den Knecht zurückdrängte.

„Was gibt's denn?“ rief er. „Ich höre, daß hier ein werther Verwandter von mir mißhandelt werde?“

„Was? Mißhandelt?“ rief schäumend der Wirth. „Angefallen hat mich der Mensch wie ein Bandit! Dort liegt er und hat einen Denkzettel von Sachsenhäuser Fäusten! Mein Peter hat ihn zurechtgetrommelt, aber auf die Mehlwage muß er! Ich will mein Recht suchen! In meinem Hause hat er mich angefallen und mich blutrünstig geschlagen. Ich bin ein freier Reichsbürger!“

„Um Alles bitt' ich Euch,“ flehte Ferdinand, „macht keine Händel, Herr Wirth. Er ist ein grundbraver Mann. Vielleicht war er etwas schlaftrunken.“

„Ja, schlaftrunken? Weintrunken war er und hat, statt zu bezahlen, mich angefallen. Thut das ein ehrlicher Mann? Heh?“ schrie der Wirth.

„Stille nur; er ist ein reicher Mann, der Euch tausendmal Das zahlen kann und wird, was er verzehrt hat. Macht nur keinen Lärm!“ bat Ferdinand.

Er gab dem Wirthe die besten Worte, bis dieser sich endlich beruhigte und ein Licht holte.

Berlesick war, betäubt von den Schlägen des Knechtes und des Wirthes, zusammengestürzt, doch aber gleich wieder zu sich gekommen. Sein Rausch war vorbei. Er hörte die Stimme und horchte auf. Ja, das war Ferdinand, der so liebevoll für ihn sprach. Er erkannte seine Stimme. Berlesick kroch unter dem Tische heraus und stand eben aufrecht, als das Licht kam. Das Blut rann ihm über das Gesicht herab und gab ihm einen entsetzlichen Anblick.

Jetzt lenkte der Wirth ein und holte Wasser und einen Schwamm. Ferdinand reinigte ihn und gab ihm die engelsbesten Worte, sich ruhig zu halten. Dies Ermahnen und Bitten fand Anklang bei Berlesick. Dadurch aber stieg des Wirthes Muth wieder, der mit den Stadtknechten auf's Neue zu drohen begann. Ferdinand machte ihn darauf aufmerksam, daß er gegen ihn zeugen müßte, und schlichtete endlich, zu Berlesick's Freude, den unangenehmen Handel.

Als aber der Wirth die Zeche forderte und Berlesick bezahlen wollte, fehlte ihm der Geldbeutel. Dies weckte seinen Zorn auf's Neue und reizte den Wirth so, daß wieder ein neuer und heftigerer Hader zu entbrennen begann. Auch jetzt versuchte Ferdinand mit Glück das Vermittleramt, während der diebische Pitt mit großer Energie d'rein zu reden begann, indem er versicherte, ein Mann, wie der reiche Herr Berlesick, gehe nie aus ohne einen wohlgespickten Beutel; der habe goldene Mücken und deren mehr, als der Wirth kupferne.

Berlesick erinnerte sich, daß er ziemlich viel Geld in seinem Beutel gehabt habe; allein er war abhanden gekommen. — Wie? Das wußte Niemand, so wenig als wo und wann? Denn weder dem Wirthe, noch den beiden Anderen kam es in den Sinn, einen Verdacht auf den Schiffsjungen zu werfen, der sich so keck benahm und auch bei seinem Diebstahle geschickt sich benommen.

Um den Handel zu schlichten, zahlte Ferdinand die Zeche und

versetzte, da sein Geld nicht ausreichte, seine Uhr. Damit war denn für's Erste der Wirth zufrieden, und Ferdinand und Pitt begleiteten Berlesick, der über entsetzliches Kopfweh klagte, hinaus und dem Meßschiffe zu.

Je mehr Berlesick von seinem Rausche genas, desto mehr konnte er die fatale Lage überblicken, in welcher er sich an dem fremden Orte befunden, und desto höher schlug er den ihm von Ferdinand erwiesenen Liebesdienst an, welchen offenbar ein guter Geist gerade zur guten Stunde herbeigeführt hatte.

Er ließ sich von ihm führen, denn die Schläge des Knechtes, der sich wohlweislich aus der Affaire gezogen hatte, ließen ihre Wirkung mehr und mehr hervortreten in heftigem Schmerz in den Schultern, am Rücken und in den Seiten, wie nicht minder am Kopfe. Es waren Püffe gewesen, die sich ein solides Denkmal in blauen Flecken gestiftet hatten.

So brachte ihn Ferdinand in das Schiff, wo Eidam in großer Angst seinetwegen gewesen war. Gustelchen schlug aber bei seinem Anblick die Hände zusammen, denn sein Kleid war zerrissen und bot einen Anblick der Verwüstung dar, welcher schreckenerregend war. Es war ein Glück gewesen, daß er seine Staatsperücke nicht getragen.

„Seht Ihr, Herr Nachbar," sagte sie, „das ist die Folge übertretener Schiffsordnung. Hättet Ihr Wasser getrunken, so wär' das Euch Alles nicht passirt. Und geraucht habt Ihr auch? Pfui, ich rieche es." Damit wandte sie sich und ging nach der Küche.

„Das fehlt noch," seufzte Berlesick, „daß ich, statt Mitleid mit meinen zerschlagenen Gliedmaßen zu finden, eine Strafstandrede anhören muß! Lieber, guter Ferdinand, bringe mich in mein Schlafplätzlein." Dieser führte ihn hinab. Dort half er ihm sich entkleiden. Berlesick schloß ein Kästlein auf, griff blind hinein und reichte Ferdinand Geld, ohne es zu zählen. „Da, mein guter Junge," sagte er, „hast Du Geld für Deine Auslage und um Deine Uhr einzulösen."

„Es ist zu viel, Herr Vetter,“ entgegnete Ferdinand abwehrend; aber das half nichts. Er mußte es behalten und versprechen, Niemandem von den Bacharacher Gerbern und Krämern, die auf der Messe anwesend seien, Etwas von dem Vorgefallenen zu erzählen. Dann dankte er auf's Wärmste für seinen Beistand und seine aufopfernde Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und Ferdinand ging, um bei Gustelchen noch ein Stündchen zu plaudern, wo denn auch Peter Eidam die Vorfälle kennen lernte, und meinte, das sei die Frucht des langen Fastens, welches ihm Gustelchen auf dem Schiff auferlegt. Dennoch konnte der Schiffer sich nicht entbrechen, in das herzliche Lachen der jungen Leute einzustimmen — und geheimen Zweifeln Raum zu geben, ob jemals aus der beabsichtigten Verbindung etwas werden würde.

Derweilen lag Berlesick in seinem Bett in einer fieberischen Gluth und verwünschte das Meßschiff und das Mädchen, welches er der Urheberschaft an diesem Malheur, wie er sich gelinde ausdrückte, indirekt anklagen mußte. Was hätte er d'rum gegeben, säße er in seinem weichen Sorgsessel daheim und könnte eine Flasche Leimbacher als Sorgen- und Schmerzenstiller leeren? Je schwärzer ihm des Mädchens Thun erschien, desto helleres Licht fiel auf Ferdinands Benehmen. Bittere Reue erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, wie er den alten Wink gezwickt und mit Einklagen seiner Darlehen gedroht, bis er den braven Jungen fortgejagt. In etwas beruhigte es ihn, daß er ihm ein hübsches Röllchen Kronenthaler in die Hand gedrückt hatte; aber der Wurm der Reue über sein Verhalten gegen Ferdinand wühlte doch fort und fort noch in seinem Innern. Ruhelos und ächzend warf er sich auf seinem Lager herum, bis endlich spät der Schlaf ihn seinen Vorwürfen und seinen Schmerzen enthob.

Unterdessen saß der Tagedieb Pitt in seiner Koje und zählte das Geld in Berlesick's Beutel, welchen er ihm entwendet hatte. Den Beutel warf er in den Main; das Geld aber wickelte er

sorgfältig ein und verbarg es in einem Winkel seiner Koje. Allmälig wurde es am Ufer stille und die Nacht legte ihren Schleier über die Begebenheiten dieses Abends, der für Berlesick am schlimmsten geworden war und ihn ohne Ferdinands Dazwischenkunft leicht noch in polizeilichen Gewahrsam hätte bringen können.

5.

Als Berlesick am andern Morgen erwachte, war er fast an allen Gliedern gelähmt. Sie schmerzten ihn entsetzlich, und als Pitt nach ihm sah, rief der Strick: „Ihr seid so blau im Gesicht, als hätt' Euch ein Blaufärber getunkt! Und blutrünstig seid Ihr dazu! Ihr könnt Euch vor keinem Menschen sehen lassen."

„Das ist ohnehin vorbei," seufzte Berlesick, „denn ich kann kein Glied regen. Die Burschen haben mich gedroschen, daß ich d'ran zu tragen haben werde. Rufe mir einen Chirurgus."

Pitt ging und dachte: „Damit hat's noch Zeit. Was brauche ich um den Alten in der Stadt herum zu laufen, bis ich so einen Barbutz finde!"

Der schlenderte hinauf und lungerte auf dem Verdeck herum, wo jetzt eine Heidenwirthschaft begann. Es wurde ausgeladen, was an Leder im Schiffe war, und wenn so eine trockene Sohlleberhaut auf das Vorderdeck geworfen wurde, bebte das Schiff bis in Berlesick's Koje, daß er zusammenfuhr. Schürger sind überall Gesellen, deren Manierlichkeit und Bescheidenheit mit Fug und Grund in erhebliche Zweifel zu ziehen sind. Auch diese waren der Art, daß das Beste, was aus ihrem Munde ging, Schimpfen und Fluchen war, was sie mit aller Macht einer Aepfelweinkehle thaten. Das klang da unten in der engen Zelle, wo Berlesick seine Clausur aushielt, wie ferner Donner. Dies wäre jedoch Alles noch zu ertragen gewesen, wenn nicht Schreiner und Zimmerleute jetzt gerade über seinem zerschellten Kopfe zu sägen, zu hobeln,

zu hämmern und zu klopfen angefangen hätten, daß ein Gesunder mit klarem Kopfe justement desperat geworden wäre. Sie arbeiteten an dem Schenkzelt über seinem Kopf, und er hatte, was die Neuzeit einen Katzenjammer nennt, im höchsten Grade Kopfweh, Schwindel, Unbehagen, und dazu kam nun der äußerliche Schmerz von dem Zerbläuen der Fäuste des Wirthes und des Knechtes, der Aerger, daß er vor dem Mädchen sich blamirt und von ihr, der naseweisen Dirne, eine Strafrede und Levitenlesen hatte einstecken müssen, und nun hier lag in einem Raume, der so enge war, daß ihm schier das Bischen Lebensluft ausging, dessen er bedurfte in seinem Elend. Es war zum Verzweifeln! Schmerz, Aerger, Grimm zerarbeiteten sich in seinem Innern, als es an die Thüre seiner Kajüte klopfte, als wäre das Fingerchen von Sammt, und ein melodisches Stimmchen fragte: „Darf und kann ich einmal öffnen?"

Wie wenn die Sonne durch die Nebel bricht, fuhr plötzlich ein wundersamlich verklärender Lichtstrahl über das Antlitz des armen Dulders und gab ihm einen von dem früheren völlig verschiedenen Ausdruck.

„Sie ist's!" rief's in ihm. „Sie denkt an mich! Sie hat doch noch ein Herz für mich und bereut gewiß ihr naseweises Geschwätze von gestern."

„Herein nur, mein Engelchen!" rief er freudig bewegt, und alles Herzeleid war vergessen.

Gustelchen hatte den Kaffee auf einem Vorstellbrette, öffnete die schmale Thüre und ließ ihr holdseliges Gesichtlein erscheinen. Aber beinahe hätte sie Kaffee, Milchbrod und Zucker mit einem Plumps zur Erde fallen lassen, denn sie brach bei seinem Anblick in ein unmäßiges Gelächter aus.

Berlefick's Hitzkopf und Jähzorn regte sich gewaltig, allein er versuchte ihn zu bändigen, was ihm einigermaßen gelang.

„Was ist denn so zu lachen?“ rief er mit zornzitternder Stimme. „Ich sollte denken, daß ich eher Mitleid verdiente.“

Gustelchen rang und rang, aber immer auf's Neue übermannte sie der Lachreiz, und ein wahrer Sturm brach los. Endlich wurde sie Herr über sich, aber statt ihm Rede zu stehen, stellte sie den Kaffee auf das winzige Tischlein vor seinem Peinlager und eilte hinweg, kam jedoch alsbald mit einem Spiegel wieder und hielt ihm den vor.

„Seht selbst,“ sagte sie lachend, „ob ich dem Lachreiz widerstehen konnte?“

Berlesick blickte in den Spiegel und lachte selbst, trotz Schmerz, Grimm und Aerger laut auf; denn in seinem Gesichte sah man Gelb, Grün, Blau und Schwarz in wundersamen Uebergängen bis zur intensivsten Stärke und Sättigung, und namentlich hatte sich der blaue Metallanlauf der Nase in ein dunkles Blau verwandelt, das fast schwarz genannt werden konnte. Auf allen diesen Farben-Nuancen, durch welche sein Gesicht einige Aehnlichkeit mit der Palette eines Malers erhielt, thronte eine schneeweiße baumwollene Trodbelmütze, weit über die Ohren heruntergezogen, und bildete einen höchst wirksamen Contrast.

Gustelchen reichte ihm jetzt die Hand und sagte: „Da Ihr nun selber mit Eurem Lachen das meine gerechtfertigt habt, so lasset uns jetzt vernünftig werden!“ Sie stellte den Spiegel weg; aber trotz des Vorsatzes, vernünftig zu werden, zuckte ihr schönes Gesichtchen dann und wann noch einmal, und selbst wenn ihr süßer Mund recht verständiglich redete, war Berlesick jede Minute gewärtig, daß wieder urplötzlich so ein Lachorkan losbrach. Er war versöhnt. Sie sprach gar zu lieb, theilnehmend und freundlich; bedauerte den unseligen Rumor auf dem Verdeck und goß ihm den Kaffee ein.

Berlesick hatte keinen Appetit, aber in der Weise mußte er

trinken und essen, und Beides schmeckte köstlich. Er vergaß all' sein Leid in der Nähe des Mädchens wieder.

Endlich sagte er: „Ist denn Pitt zu einem Chirurgus gegangen?"

„Nein," sagte Gustelchen darauf. „Er lungert oben herum. Ich wußte nicht, daß Ihr ihm das aufgetragen."

„Das ist ein heilloser Bube!" rief zornglühend Berlesick aus.

„Erhitzt Euch doch nicht," beschwichtigte Gustelchen und eilte hinweg.

Bald darauf kam ein Chirurg, untersuchte und sagte dann sehr gravitätisch: „Contusionen, bedenkliche Contusionen! Ihr müßt abscheulich traktirt worden sein, Herr? Da muß eine kunstmäßige Behandlung eintreten. Aber wie soll das hier, in dem Neste, möglich werden? Ihr müßt heraus!"

Berlesick wehrte sich, obgleich der Scandal über seinem Kopf in stetem Wachsen war, und der Heilkünstler fügte sich. Er machte Aufschläge, legte Pflaster auf und ging dann.

Es war eine einfache Nothwendigkeit, daß sich auf dem Schiffe fast Niemand mit ihm befassen konnte. Da war Arbeit in Hülle und Fülle, denn je eher die Wirthschaft auf dem Meßschiff eröffnet und im Frage- und Anzeige-Blatt angekündigt werden konnte, desto eher begann der Profit des Schiffers Eidam. Deßwegen mußte jedes Glied der Schiffsbewohnerschaft angreifen und helfen. So lag denn der arme Zerbläute allein in seinem südheißen Kämmerlein und blies, wie man sagte, Trübsal auf Noten. Er hatte Zeit, zu denken. Wie auch des Mädchens Lieblichkeit und Freundlichkeit, Mitleid und Sorgfalt ihm wohlthat, er erinnerte sich doch wieder aller Quälereien auf dem Schiff; er gab dem Gedanken wieder Raum, was aus seinem Behagen werden sollte, wenn der kleine, eigensinnige und steinharte Kopf ihn unter das Regiment des Pantoffels nehmen sollte, und der besonnene Verstand rieth: Laß die Heirathsgedanken fahren! Der Rector hat Recht! —

Er spann den Faden weiter. Die Erinnerungen an das Herzeleid der Reise und was als erstes Abenteuer in Frankfurt sich daran knüpfte, traten in ihre Rechte — kurz — ein Heimweh nach seinem schönen Plätzlein am Rhein, an den weichen Lehnsessel am Ofen daheim, an die Stille seines Hauses, an die goldenen Tröpflein aus seinem Keller, an die blauen Wölklein des Knasters — ergriff ihn mit Macht, und mancher Stoßseufzer entrang sich der Brust. Auch Zorn brach dann und wann los, aber er richtete sich gegen ihn selber, daß er nämlich so einfältig sei und allemal sich wieder von der schönen Hexe bethören lasse.

In dieser Gedankenreihe unterbrach ihn Ferdinand, der die erste freie Stunde benutzte, nach dem Vetter Kreuzträger zu sehen. Er blieb bei ihm und plauderte mit ihm von allerlei Dingen; erzählte ihm, daß eine große Bude mit Thieren auf dem Roßmarkt stehe, allwo jedstündlich ein Menschenstrom aus- und einfluthe, weil so Außerordentliches in Frankfurt noch nie gesehen worden. Das unterhielt ihn ungemein angenehm. Was aber Berlesick ungemein alterirte, war die Nachricht, daß sein Nachbar in Bacharach, der alte Wink, mit Tod abgegangen sei, welche ihm Ferdinand brachte. Nicht als ob Berlesick etwas für seine ihm geliehenen Gelder befürchtet hätte; Wink hatte keine Kinder und war nicht ohne Vermögen, hatte aber der Gelder zur Reparatur seines Hauses bedurft, das bei einer winterlichen Ueberschwemmung viel gelitten, sondern darum griff der Tod des Mannes ihn an, weil er ihm ein guter braver Nachbar gewesen.

Ferdinand verbreitete sich über die vortheilhafte Lage des Hauses, über die Frequenz des Ladens und das blühende Geschäft, und man konnte merken, wie ein leiser Wunsch in seiner Seele sich wehmüthig äußerte, dann aber sich schnell wieder verkroch. Berlesick merkte das, und sein gutes Herz fing an, für den guten Ferdinand zu operiren. Als er endlich weggegangen, überlegte sich Berlesick die Sache in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und es kam

ihm vor, als sei er dem guten Jungen schuldig für das Herzeleid, so er ihm bereitet, einen rechten heilenden, sein eigenes Gewissen befriedigenden Ersatz zu geben; doch kam er noch zu keiner Entscheidung. Dennoch ging in seiner trostlosen Einsamkeit die Angelegenheit in seinem Kopfe herum, und der Gedanke, daß er nicht sehr viel auf die Kapitalschuld Wink's zuzulegen habe, um das Haus an sich zu bringen, legte ein ansehnliches Gewicht in Ferdinands Wagschale.

Berlesick war indessen nicht der Mann, der rasche Entschlüsse faßte. Er mußte eine Sache ziemlich oft drehen und wenden, ehe er sie gehörig erfaßt hatte, und dazu wurde ihm Zeit gelassen, denn der Chirurgus ließ ihn, da er von Pitt gehört, der Alte habe Geld, so leicht nicht aus seinen Klauen. Er behandelte die Sache mit einer Wichtigkeit, daß es Berlesick manchmal um sein Leben bange wurde. Er mußte Arznei nehmen, eine strenge Diät halten, und es fehlte nicht an allen erdenklichen Pflastern, Einreibungen und Aufschlägen. Berlesick's Zustand war oft unerträglich. Als das Zelt fertig war, konnte er deutlich das Gläserklingen hören, eine tantalische Qual für ihn, der nach einem guten Tröpflein ein heißes Verlangen trug; er konnte das Gelächter droben deutlich hören und das Stampfen der Füße, wenn den Leuten der Kopf schwer wurde, machte ihn vollends toll. Dann und wann sah Eidam nach ihm, noch seltener Gustelchen, und nur Pitt ärgerte ihn alle Tage. Da waren die Besuche Ferdinands Labsal für ihn, die denn täglich sich wiederholten, bis endlich der Chirurgus mit einem Knix seine ellenlange Deservitenrechnung überreichte und zugleich die seiner Hausapotheke, welche die Heilmittel geliefert, und ihn für völlig genesen erklärte.

Freudig sprang er aus dem Bett und wenige Minuten später saß er oben im Zelte, wo ihm Gustelchen lächelnd eine Flasche kredenzte, in deren dunkelm Naß er all' den Jammer der anderthalb Wochen im Schiffsverließe hinabschwenkte.

Das war aber eine Wirthschaft da oben! Es wimmelte von Trinkenden, und man sah nur zu klar, die schöne Schenkin hatte so viel Antheil daran, als der köstliche Rothwein, den Bacharach's Berge geliefert. Sie wußte aber auch mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit den edlen Nektar zu würzen. Alle diese Freundlichkeit aber, die sie Jedem erwies, war für Verlesick Gift und Galle, da er sah, wie gefallsüchtig das Mädchen erschien, und es kam ihm manchmal vor, als thue sie es, um ihn zu ärgern.

„Aber, Herr Verlesick," sagte sie eines Tages, „Ihr seid doch recht vergeßlich. Auf der Reise bot ich Alles auf, Euch die Zeit durch angenehme Unterhaltung zu verkürzen, und Ihr denkt nicht, daß Ihr mir versprochen habet, mir die Sehenswürdigkeiten der Messe zu zeigen?"

„Daß dich Gott bessere mit deiner Unterhaltung!" sprach Verlesick in sich hinein und gedachte der Qual des Garnwickelns und der schauerlichen Schiffsdisciplin, mit der sie ihn gemartert, und hier, wo alle Leute rauchten, blühte sie unter Tabaksqualm wie eine Rose und sagte nichts, daß er selbst rauchte und trank nach Herzenslust. Was in ihm verging, verschwieg er und entgegnete, daß, da morgen Sonntag sei, er sie gerne dahin führen wolle. Das nahm sie an. Pitt stand dabei, und wer des Buben Gesicht beobachtet hätte, würde darauf einen Plan haben lesen können, der sicherlich seinem Feind ein Ungemach bereiten mußte.

6.

Der Sonntag kam mit seinen Glockenklängen und seiner Herrlichkeit. Pitt war frühe draußen gewesen, und gegen neun Uhr, als am Mainufer viele Lustwandelnde erschienen, sah man ·ine große Zahl lotteriger Gassenbuben aus der Hefe des Volkes ·er Nähe des Bacharacher Meßschiffes sich versammeln, die in ster Bewegung waren. Ihre Blicke waren auf das Schiff

gerichtet und man sah, sie erwarteten Jemand, um an ihm ihren Muthwillen auszulassen.

Ahnungslos waren die Bewohner des Meßschiffes. Wenige Leute kamen, um ihren Frühtrunk zu holen, welche Eidam allein bediente. Ferdinand war zeitig da, und ihm allein waren die Buben aufgefallen, ohne daß er aber einen Argwohn faßte. Derweile er bei Eidam saß und diesem erzählte, wie glücklich ihn die gänzlich veränderte Gesinnung seines Herrn Vetters mache, putzte sich Gustelchen in ihrem engen Kämmerlein und Berlesick legte seinen höchsten Staat an, den weißen Rock, die hochrothe Weste, die schwarzen Kniehosen mit Zubehör; er setzte des Perückenmachers Stübing Kunstwerk auf, dem die Puderquaste neuen Glanz und Schmelz verlieh, und trat endlich also im höchsten Putz auf das Verdeck, wo Ferdinand kaum fähig war, der Lachlust über das grelle Farbenspiel der Bekleidung seines theuren Herrn Vetters den Kappzaum anzulegen. Berlesick war nicht ohne Eitelkeit und gefiel sich jetzt selbst in dem höchst modernen Anzuge, dessen bizarre Farben jedoch bei ruhigerem Nachdenken Ferdinand nicht geringe Sorgen bereiteten, da das Alles zu auffallend war.

Berlesick setzte sich zu ihm, bestellte bei Eidam eine Flasche ächten Wolfshöhler und war erstaunlich guter Dinge. Gustelchen wollte heute auch in reizendster Weise erscheinen, um Ferdinand recht zu gefallen. Sie machte deßwegen ungemein lange und ließ Berlesick und Ferdinand Zeit, ihre Flasche zu leeren, wobei jedoch Ferdinand, trotz aller Mahnungen seines Herrn Vetters, nur ein Gläslein trank und also Berlesick genöthigt war, die ganze churpfälzische Flasche, die eine halbe Maß hielt, zu leeren. Man merkte an der höhern Farbe seines Gesichts und seiner Nase, sowie an der zunehmenden Lebhaftigkeit seiner Rede, daß der Wein einige Wirkung zu thun nicht verfehlte. Endlich kam Gustelchen.

Selbst ihr Todfeind, wenn sie auf Gottes Erde einen gehabt, hätte bekennen müssen, rosiger, holdseliger habe er sie nie, aber

auch kaum jemals und irgendwo so ein Mädchen gesehen. Die Wirkung ihrer Erscheinung war in der That zauberisch. Höchst geschmackvoll war ihr Anzug. Rosenroth und weiß waren die einzigen Farben, welche ihren Widerschein auf das holdselige, rosige Gesichtchen warfen, und sie trat so geschämig, so züchtig verhüllt auf, daß gerade dadurch jener Zauber unendlich erhöht wurde. Berlesick's ganze Seele trat in die Augen. Ferdinand wagte nur dann und wann einen entzückten Blick auf sie zu richten, aber dieser Blick reichte auch hin, das ganze Wohlgefallen und das ihn durchziehende Gefühl auszusprechen. Selbst der alte Eidam konnte sich nicht satt an dem lieblichen Kinde sehen. — Ferdinand mahnte zum Aufbruch.

Mit allem Ceremoniell jener umständlichen und peinlich artigen Zeit reichte Berlesick Gustelchen seinen Arm, trug in der andern Hand das lange Meerrohr und schritt mit den zierlichsten Schritten der Dielbrücke zu, welche zum Ufer führte.

Niemand bemerkte, daß Pitt am Steuerruder stand und mit seiner Mütze dem Janhagel, den er am Ufer zusammengetrommelt hatte, ein Zeichen gab.

Kaum erschien Berlesick auf der Landungsbrücke des Schiffes, als die Buben sich enger schaarten und in einen brüllenden Halloh ausbrachen.

„Seht einmal, ein Papagei!" rief Einer.

„Papagei! Papagei!" schrieen ein paar Dutzend Kehlen, klatschten in die Hände und brüllten vor Lachen.

„Seht nur, er hat einen blaurothen Schnabel und hinten ein Schwänzlein im Nacken!"

„Halloh! Ho!" schrie der Haufe und immer toller gebehrdeten sich die Stricke, während Pitt am Steuer sich wälzte vor Lachen und Lust.

Die Lustwandelnden sammelten sich auf das Geschrei und bald war eine ungewöhnliche Menschenmenge hier versammelt, welche,

von der tollen Lust der Buben und dem allerdings höchst komischen Anzuge Berlesick's erregt, den Lachchor um ein Ansehnliches vermehrten.

Anfangs stutzte Berlesick. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er gemeint, daß er der Gegenstand dieses höchst ärgerlichen Auftrittes sein könne. Gustelchen erbleichte und erglühte in Einem Augenblick. Ihrem Scharfblick entging die Gefahr eines höchst fatalen Auftrittes nicht; denn achtete Berlesick nicht auf die Buben, so zogen sie ihm nach mit ihrem giftigen Witz und Spott, und die Geschichte wurde mit jedem Schritte, den sie thaten, schlimmer; achtete er auf sie und erkannte sich als den Gegenstand ihres Uzes, dann brach sein Jähzorn los und nun erst war das Fatalste zu gewärtigen.

Sie zupfte ihn darum am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Herr Berlesick, kommt doch zurück!"

Er blieb stehen und sah sie verwundert an. „Zurück?" fragte er erstaunt. „Was fällt Dir ein, mein Kind?"

„Ach, ach — die — Buben dort!" stotterte das angsterfüllte Mädchen.

In diesem Augenblicke fielen die Schuppen von seinen Augen, denn er sah, daß Ferdinand die Buben zu beschwichtigen suchte, freilich wohl völlig vergeblich, denn gerade seine Bitten und Versprechungen reizten den muthwilligen Uebermuth der Knaben. Immer toller schrieen sie: „Papagei! Papagei!" und ihr Gelächter wurde immer wiehernder.

Jetzt entbrannte des Alten Zorn in einer Weise, wie er selten losbrach. Er gab dem Mädchen einen Ruck, daß sie zwei Schritte zurückfuhr, schwang das lange Meerrohr und stürzte auf den Haufen zu. Mit großer Kraft faßte er Ferdinand und schob ihn aus dem Wege: „Geh'," rief er ihm zu, „und laß mich an die Meute, ich will sie kuranzen!"

Vergeblich flehte Ferdinand um Mäßigung und faßte ihn am

Arm. Der Wüthende schleuderte ihn zurück, daß er schier zur Erde purzelte, und fuhr unter die Knaben. Diese wichen ihm schreiend und lachend aus und sammelten sich um seinen Rücken. Dies steigerte seine Wuth. Er fuhr herum und lief ihnen nach. Diese Hetze machte die Scene so unwiderstehlich komisch, daß Alle, die müßig und neugierig hier standen, in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

Berlesick war völlig von Sinnen. Er ließ die Buben nun und rannte gegen die Erwachsenen, indeß die Buben ihn an seinen Rockschößen faßten und herumzerrten.

Während dieser immer schlimmer werdenden Scene war Ferdinand in das Zelt geeilt, um Eidam zu rufen. Dieser hatte den Lärm gehört, sich aber in eifriger Bedienung seiner wenigen Gäste wenig d'rum bekümmert. Jetzt eilte er heraus, und kaum überblickte er die ganze Sachlage, als er, die herkulische Schiffergestalt, in drei Sätzen bei Berlesick war, ihn an den Lenden faßte, in die Höhe hob und den Zappelnden und sich wüthend Wehrenden auf das Schiff trug, wo er mit ihm hinter der Bretterwand des Zeltes verschwand.

Dies geschah unter dem wildesten Halloh der Buben und dem brausenden Gelächter der Zuschauer. Ferdinand war indessen weggelaufen, um einige Stadtsöldner zu rufen, welche erschienen, einige der Buben faßten und die anderen zerstreuten.

Einem Schlaganfalle nahe, sank Berlesick auf eine Bank des Zeltes, wo ihn Eidam niedersetzte; er war keines Wortes fähig, so kochte der Zorn in ihm. Erst nach langer Zeit begann sich seine Seele Luft zu machen im maßlosesten Schimpfen und Fluchen auf solch' Gesindel. Ferdinand war derweile wiedergekommen und führte ihn in sein Schlafkämmerlein. Sie mußten an Gustelchens Stübchen vorbei, wo weinend über die erlittene Schmach das Mädchen saß. Kaum erblickte sie Berlesick, als sie sich nicht mehr halten konnte und in jungfräulichem Zorn ausrief, nie werde sie

mehr mit ihm einen Schritt vor das Schiff thun. Er scheine unter dem Fluche zu stehen, daß er hier in der Stadt nur Händel anfange, die zum Verderben oder zur Schmach für ihn und Andere ausschlügen. Ferdinand winkte und bat, aber das Mädchen konnte es sich nicht versagen, ihrem Gefühle Rechnung zu tragen.

„Das fehlt gerade noch!“ rief Berlesick und sein Zorn regte sich wieder. „Himmel und Erde, was hab' ich den Rackern gethan? Ist's nicht, als seien sie bestellt gewesen, um mich zu hänseln? Und Du willst, daß ich Das in De- und Wehmuth hinnehmen soll? Etwa dazu flennen und heulen? Das ist Weibsart; meine ist, dreinschlagen, wenn man mich so abscheulich beleidigt. Bin ich Schuld? Himmel und Erde! Bin ich Schuld, daß das Gesindel sich da sammelt? — Und mir machst Du Vorwürfe, der ich doch lediglich der leidende Theil bin? — Das fehlt noch, um mir vollends den Leiden zu machen! Verdammt sei der Gedanke, mit dem langweiligen Meßschiff nach Frankfurt zu fahren. Verdammt der Gedanke —“

Ferdinand bat eindringlich. „Liebster Herr Vetter, lasset uns gehen, ich bitte Euch.“

„Du hast Recht, Ferdinand,“ rief er nun. „Gehen! das ist das rechte Wort. Ich will packen und das Schiff, diese schwimmende Folterkammer für mich, verlassen. Heute noch.“

Er zog Ferdinand mit sich in sein Quartierlein.

„Ach, mein Gott,“ sagte hier der Jüngling betrübt, „es thut mir so leid, daß Ihr mit Eidam's brechen wollt. Thuet es nicht!“

„Treue Seele,“ sagte plötzlich beruhigt Berlesick, „Du weißt nicht, wie es steht; aber ich will Dir's nur sagen. Ich war ein Narr, ein Esel dazu, und wollte das Mädchen heirathen, das Gustelchen droben. Ich meinte, sie sei ein Engel.“

„Ist sie denn das nicht?“ fragte Ferdinand, der sich meisterhaft und heldenmüthig hielt.

„Ein Engel? Schöner Engel!“ rief der Alte. „Eine Hexe ist's, die Einen bethört, aber voll Teufelei. Sie ist an allem

Elend schuld. Sie hat mich dazu gebracht, mir des Rectors Narrentracht machen zu lassen. Ich versteh's jetzt recht gut, warum die Satansaffe da draußen Papagei riefen. Seh' ich alter Narr denn nicht so aus? Sie hat mich schier zu Tode gemartert auf der Herfahrt mit dem verwünschten Garnwickeln! Sie hat mir Tabak und Wein verboten und ist also die Schuld, daß ich die Püffe bei dem Wirthe bekam und noch hintennach in die Mehlwage gesetzt worden wäre, wenn Du nicht, wie ein guter Genius, gekommen und mich aus der Tunke gezogen hättest. Nein, Ferdinand, ich will nichts mehr vom Heirathen wissen. Hoch lebe das edle Junggesellenthum mit seinem Frieden und Behagen!"

„Da stimme ich vollkommen bei," bemerkte Ferdinand.

„So? Du auch? Herrlicher Junge! Weißt Du was," sagte, schnell in eine heitere Stimmung übergehend, Berlesick, „weißt Du was? Ich reise ab und Du begleitest mich."

„Ach, theurer Herr Vetter," bemerkte Ferdinand, „das ginge schon, aber es geht nicht, denn ich bin durch meinen Contract bis gen Weihnachten gebunden."

„Verdammt!" rief Berlesick und stampfte auf den Boden. „Läßt sich denn das nicht ändern?"

„Wenn — wenn — Ihr vielleicht mit meinem Herrn Principal redetet," — versetzte Ferdinand. „Vielleicht wäre es dann thunlich."

„So komm' gleich!" sagte der Alte und griff nach Hut und Stock.

„Ach, werthester Herr Vetter," sprach stockend der Jüngling, „wollet Ihr mir nicht zürnen, wenn ich Euch etwas sage?"

„Heraus damit!" rief Berlesick.

„Euer Anzug," fuhr der Jüngling getroster fort, „ist so auffallend, daß ich fürchte —"

„Das ist ein vernünftig Wort," sagte ruhiger Berlesick, „bei meiner Seel', das gescheidtste, welches ich noch hier gehört! Siehst Du, das sind alle des Gustelchens Tücken! Sie ist Schuld! Der Erznarr, der Rector, trägt sich so. Bumms, da mußte ich's auch,

und sie sagte gar, hier trüge sich Jeder so, und als würde ich in anderm Anzug ausgelacht."

„Ihr nehmt dem Gustelchen Alles übel auf. Ich weiß, wie werth sie Euch hält, liebster Herr Vetter, und wie sie Euch hochachtet. Sie meinte gewiß, es sei so, weil der Herr Rector sich nach der neuesten Mode kleidet. Hat keine Kinder, der Mann, und ist vermögend."

Verlesick hörte geduldig zu und das gab Ferdinand den Muth, weiterzugehen in seiner Rede für den Schiffsfrieden. „Sie hat geweint über den Schimpf, und für ein ehrbares Mädchen ist so etwas keine Kleinigkeit."

„Du hast abermals Recht," fiel ihm Verlesick in die Rede. „Ich sehe im Zorn Alles schwarz. Es ist wahr. Nun, nun, geh' hinauf und suche den Frieden herzustellen. Ich will Dir's hoch verdanken! Derweile ziehe ich eine schwarze Weste und meinen Leberbraunen an. Er ist neu und fein und wird nicht auffallen."

Er that sogleich die nöthigen Schritte und war schnell damit am Ziel. Als jedoch Ferdinand wegeilte, entstand auf dem Verdeck ein Zetermordio. Es war eine Bubenstimme, die so schrie, als ob ihr Gewalt geschähe.

„Das ist des Tagediebs, des Pitt's Stimme," sagte Verlesick. „Ich glaube, der Eidam gibt ihm ein Frühstück mit dem Tauende? — Hat's oft schon verdient, der Racker!"

Beide stiegen hinauf und was sich ihren Augen darbot, bestätigte Verlesick's Vermuthungen, obwohl doch andere Umstände obwalteten.

Während unten in der Kajüte Verlesick und Ferdinand ihr Gespräch führten, war ein städtischer Rumorknecht auf das Schiff getreten und nahm Eidam allein. Er theilte ihm mit, daß der Polizeiherr die Buben examinirt, die dem fremden Herrn den Scandal bereitet, und herausgebracht, daß Pitt, der Schiffsjunge, sie bestellt und mit Geld zu dem Rumor gedungen habe.

„Mit Geld?“ fragte Eidam erstaunt. „Der hat nicht so viel, als ich in meinem Auge leiden kann!“

„Der Polizeiherr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „sendet mich her, daß wir ihn einmal durchsuchen.“

Eidam stand ganz starr vor Erstaunen da. Er kannte wohl seinen Schiffsjungen als einen gutgewickelten Strick, aber solche Streiche hatte er ihm nie zugetraut.

„Warum durchsuchen?“ fragte er endlich.

„Weil der Herr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „der in dem Wirthshause die Händel mit dem Wirthe hatte, wahrscheinlich, wie der Wirth aussagt, von dem Buben bestohlen worden ist.“

Das machte den Schiffer wild. „Kommt,“ sagte er, „der Bube ist in die Stadt geschickt, wir wollen seine Koje untersuchen.“

Das geschah, und man fand eine ansehnliche Summe Geldes, darunter holländische Ducaten.

Als sie mit dem Gelde wieder auf's Verdeck kamen, trat Pitt in das Zelt.

Der Rumorknecht faßte sogleich Pitt mit energischem Griffe beim Kragen und rief: „Spitzbube, nun haben wir Dich!“

Pitt erbleichte und begann zu zittern. Alle seine Frechheit war dahin. Er schrie wie ein gefangener Marder und versprach, Alles einzugestehen.

Zu dieser Prozedur kam eben Berlesick und Ferdinand recht gelegen.

Eidam, der von Zorn erhitzt war, hielt ein getheertes Tauende in seiner Hand und dies hochnothpeinliche Zungenlösungsmittel wirkte Wunder, denn während Pitt voll Angst seine Augen darauf gerichtet hielt, bekannte er seinen Diebstahl und seine Aufhetzung der Buben am Strande, denen er das Geld gegeben hatte, welches an der Summe fehlte, die er Berlesick entwendet; er bekannte den Weindiebstahl ebenso.

Alle standen betroffen da, als der Tagedieb seine Verworfenheit und auch den Grund seines Hasses gegen Berlesick eingestand.

Jetzt erst erwachte Eidam's Zorn. Er riß den Strick aus des Rumorknechts nerviger Faust und maß ihm das Tau unbarmherzig an. Selbst Gustelchens Flehen half nicht.

Als er endlich sein schiffisches Strafamt vollzogen, übergab er Pitt dem Rumorknecht.

„So," sagte er aufathmend. „Jetzt hat die Schiffszucht ihr geheiligtes Recht. Das war für die Streiche, die er auf dem Schiffe verübt. Was er im Wirthshaus, auf Eurem Stadtgebiete gethan, mögt Ihr nach Urtel und Recht bestrafen."

Damit übergab er den bösen Buben dem Rumorknecht, der ihn nach dem Gefängniß abführte.

Lange wurde die Geschichte noch verhandelt an Bord des Meßschiffes, und unvermerkt gelang es Ferdinand, die milderen Saiten anzuschlagen, deren Ton einen friedlichen Klang annahm. Freilich weigerte sich Gustelchen entschieden, heute in die Stadt zu gehen, unter dem Vorwande, die Gassenbuben möchten auf eigene Faust dem Herrn Nachbar aus Rache noch einen Denkzettel anhängen.

Dabei blieb's denn, und Berlesick und Ferdinand traten allein ihren Weg nach dem Roßmarkt an.

Unterwegs sprach Berlesick seinen Willen auf's Bestimmteste aus, Frankfurt am andern Morgen zu verlassen, und begab sich, da die Wohnung von Ferdinands Principal auf dem Wege lag, zu diesem.

Hier trug Berlesick auf die Entlassung aus dem Verhältniß an, in das Ferdinand zu dem Kaufmanne getreten war. So belobend sich auch dieser über Ferdinand aussprach, und so wenig er ihm im Wege stehen wollte, so machte er doch darauf aufmerksam, daß er ihn jetzt, mitten in dem Meßverkehr, unmöglich entbinden könne; er wolle aber, sagte er, wenn die Messe vorüber sei und er einen andern Ladengehülfen gewonnen haben würde, ihn ziehen lassen.

Das genügte sowohl Berlesick, als Ferdinand, dem noch die

Rückreise mit dem geliebten Mädchen in Aussicht stand, vollkommen, und Beide verließen vergnügt das Haus, um nach dem Roßmarkte zu gehen, ja, Berlefick schien sehr geneigt, den Gedanken an eine schon morgen vorzunehmende Abreise aufzugeben, um alsdann in der alten Gesellschaft, und frei von Gustelchens quälender Schiffsordnung, heimzukehren, da sie jetzt den Tabak herrlich ertrug und nichts dagegen hatte, wenn Berlefick sich den Rothen im Zelte schmecken ließ. Leider aber sollte ein unerwartetes Ereigniß diesen schnell gefaßten Entschluß umstürzen und ihm Frankfurt vollends verhaßt machen.

7.

Die Angelegenheit der Rückkehr Ferdinands nach Bacharach besprechend, nahten sie sich einer umfangreichen Bude, welche auf dem Roßmarkt errichtet war. Bilder wilder Thiere und ihrer Kämpfe mit Menschen waren am Eingange zu schauen, und ein Mohr lud das Publikum mit den seltsamsten Grimassen zum Beschauen der Herrlichkeit ein.

Auch die beiden Wanderer nahten sich der Eingangspforte. Berlefick erlegte für sie Beide den Eingangspreis und sie traten in den Raum, wo denn Löwen, Tiger und alle möglichen Thiere zu sehen waren. Sehr zahlreich waren Vögel fremder Welttheile und Affen vertreten. Besonders merkwürdig war ein sogenannter Orang-Utang, ein Thier von besonderer Größe, Wildheit und tückischem Wesen. Dieser zog Berlefick besonders an, und er trat, trotz der Warnung des Aufsehers, nahe an den Käfig heran. Im Gespräche mit Ferdinand drehte er sich einmal gegen diesen um, der etwas zurückstand, da fuhr des Affen krallige Hand zwischen den Eisenstangen heraus und erfaßte mit Blitzesschnelle Berlefick's Perücke.

Als dieser fühlte, daß der Affe seine Haarhaube erfaßt habe, stieß er einen Schrei des Schreckens aus und bückte sich sogleich instinctmäßig, um dem feindlichen Angriff zu entgehen. Es war

indessen zu spät. Durch sein Bücken blieb die Perücke in der Gewalt des Affen, der sie in den Käfig nahm und sie grinzend in Fetzen riß.

Als sich Verlesick aus dem Bereiche des unmittelbaren Angriffs des wilden Thieres sah, erwachte sein Zorn, und ehe Ferdinand, der selbst höchst erschrocken war, es wehren konnte, griff er den Affen mit seinem Meerrohr an und schrie vor Zorn. Der Affe zog sich mit wildem Geschrei in den Hintergrund seines Käfigs zurück, erfaßte aber mit einer raschen Wendung das Meerrohr und zog es an sich. Verlesick war nicht gesonnen, auch dies Gut der Bestie zu überlassen, und hielt es fest. Dadurch kam sein Arm in den Bereich der Eisenstangen, und rasch ergriff der Affe den weiten Aufschlag seines Aermels und zog ihn dadurch selbst mit solcher Gewalt gegen die Stäbe, daß der Affe sein Gesicht erreichen konnte.

Dies Alles hatte sich mit solcher Schnelligkeit ereignet, daß Ferdinand kaum einschreiten konnte.

Jetzt aber, die Gefahr erkennend, schrie er: „Laßt los, laßt los!“ und riß ihn zurück mit aller Gewalt. Mehrere Anwesende, besonders Frauen, schrieen heftig, Andere lachten. Durch diesen Tumult begannen die Thiere zu schreien, und Töne, wie sie nur selten in solcher Gemeinschaft hörbar wurden, ließen sich jetzt von allen Seiten vernehmen. Verlesick tobte wie ein Rasender. Die Wärter eilten herbei und schimpften ihn und drohten mit gerichtlicher Klage über den Rumor, den er angezettelt. Sie zerrten ihn gegen den Ausgang und stießen ihn, wie auch Ferdinand ihn schützen mochte, unter dem entsetzlichen Geschrei der Thiere, dem wüthendsten Schimpfen der Aufseher und dem wiehernden Gelächter der Menge der Zuschauer in der Bude zur Thüre hinaus, daß er noch eine Strecke fortstolperte und ohne Zweifel hingestürzt wäre, wenn nicht Ferdinand ihm nachgeeilt und ihn am Arm ergriffen hätte.

Um die Bude herum war eine große Menge Menschen versammelt, die auf den Weggang der sich im Zelte Befindenden

warteten, um einzutreten, theils müßiges Gesindel, das sich hier herumtrieb.

Der Anblick Berlesick's bewirkte, daß Alles in ein lautes Gelächter ausbrach. Nicht nur bot sein kahlgeschorner Kopf einen komischen Anblick dar, auch sein zerfetztes Kleid diente dazu, jenen Eindruck zu vermehren.

Er wüthete vor ohnmächtigem Zorne.

„Herr Vetter, um Gotteswillen bitt' ich Euch, seid ruhig," rief begütigend Ferdinand. Er zog ihn mit Gewalt fort, aber der Alte wollte weder Perücke, noch Meerrohr missen, und widerstrebte. Immer wilder brauste die Lust der Zuschauer dieses allerdings komischen Auftritts auf.

„Herr Vetter, wollt Ihr noch der Polizei anheimfallen?" rief angstvoll der Jüngling aus. „Ist's nicht genug, daß Euch das Volk verhöhnt?"

Dies wirkte gewaltig auf den Erzürnten.

Berlesick fühlte an seinen Kopf und rief dann: „Fort, Ferdinand, fort!" Er erkannte seine Lage und empfand plötzlich das Ungemüthliche derselben.

Ferdinand zog ihn eilend hinweg, begleitet von dem Halloh des Pöbels, und erreichte glücklich den Laden eines nahewohnenden Perückenmachers, um Ersatz für einen der wichtigsten Theile des Verlustes zu finden.

Ein Lärm, wie der vor der Thierbude und in derselben konnte indessen der wachsamen Stadtpolizei, zumal an einem Sonntage, nicht unbemerkt entgehen. Dem fragenden Polizeimann höheren Ranges wurde das Haus des Perückenmachers bezeichnet, wohin sich der Urheber des Lärms geflüchtet. Dorthin eilte er und trat eben ein, als ganz erschöpft und einer wahren Trostlosigkeit verfallen, Berlesick in einen Lehnsessel gesunken war, während der Haarkünstler sich um ihn bewegte.

Die Polizei jener Tage litt nicht an Dem, was man Höflichkeit

nennt. Polternd trat der Rumorknecht-Corporal ein und überhäufte den Alten mit den heftigsten Vorwürfen, indem er ihm befahl, ihm sofort auf das Polizeiamt zu folgen, denn, setzte er hinzu, daß Berlesick derselbe sei, der eines Abends im Wirthshause zum goldenen Apfel Malefiz getrieben, heute Morgen einen Auflauf bei dem Bacharacher Meßschiff veranlaßt und auch jetzt wieder die Ruhe der freien Stadt und den Sabbatfrieden ihrer hochehrsamen Bürgerschaft gestört habe, das dürfe nicht ungerügt bleiben u. s. w.

Es war nahe daran, daß auch jetzt wieder der Jähzorn Berlesick's losgebrochen wäre und seine Lage nur noch verschlimmert hätte, wenn nicht Ferdinand mit aller Macht sich in den Riß gelegt. Er erzählte wahrheitsgetreu die drei Vorgänge, welche den Alten in solchen schlimmen Verdacht gebracht hatten, besonders aber den letzten bedauerlichen Vorfall.

Diese Erzählung wirkte so gewaltig auf die Lachmuskeln des ehrsamen Polizeimannes, daß er dem Reize nicht zu wiederstehen vermochte und sich vor Lachen ausschütten wollte.

Nach dieser für Berlesick allerdings fatalen, dennoch aber höchst günstigen Wendung der Sachlage wollte sich der Polizeimann entfernen; allein ein unabsehbarer Haufe von allerlei Volk hatte sich vor dem Hause versammelt. Ferdinand befürchtete neuen Scandal und drückte dem Mann der Sicherheit und ausübenden Gewalt ein Geldstück in die Hand und bat ihn, das Volk zu entfernen, weil sonst leichtlich neue unangenehme Auftritte erfolgen könnten.

Solch eine mit Nachdruck begleitete Bitte verfehlte ihre Wirkung nicht, wie sie denn selten erfolglos bleiben dürfte; der Officiant säuberte die Straße, und es trat nun so viel Ruhe ein, daß man an die Bedeckung des entblößten Hauptes durch eine neue Atzel denken konnte. Sie fand sich endlich und viel weniger auffallend, als diejenige gewesen, welche als Zeichen des Sieges in den zerstörenden Klauen des Affen geblieben war. Den Hut hatte Ferdinand gerettet, und auf seinen Vorschlag traten Beide durch eine Seiten-

thüre, die auf eine enge Gasse mündete, in's Freie und entkamen unbeachtet der Menge, die, wenn auch in angemessener Entfernung, eines neuen Schauspiels zu ihrer Belustigung harrte.

Berlesick sprach kein Wort. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich und die Farbe der Nase war fast stahlblau. Eine solche Gemüthsbewegung hatte er noch nicht erlebt. Er war so angegriffen, daß ihn Ferdinand am Arme führte, um das Haus eines Schneiders zu suchen, der schnell in diesem Nothfalle die Fragmente des leberbraunen Staatsrockes wieder zu einem Ganzen vereinige.

Glücklicherweise brauchten Beide nicht weit zu gehen, um zu finden, was sie suchten.

Nachdem auch dieser Schaden geheilt war, fragte Ferdinand den Alten: Theuerster Herr Vetter, wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führe?"

„Wohin Du willst, mein Sohn," sagte mit wankender Stimme Berlesick, „nur nicht auf das Schiff, wo ich entweder wieder eine Strafpredigt oder ein Gelächter zu erwarten habe. Das aber fühl' ich," fuhr er, sich ermannend fort, „daß ich nach diesen heillosen Begebenheiten einer Herzstärkung bedarf. Ich habe einen respectablen Hunger und Durst. Wähle aber ja keine Kneipe, damit mich in dieser Unglücksstadt kein neues Malheur heimsuche. Es wird uns ja Niemand kennen."

Ferdinand bog nach der Zeile ein und führte ihn dort in eines der ersten Gasthäuser. Leider aber mußte Berlesick hier seine letzte Unglücksgeschichte mit allen Nebenumständen mit anhören und Zeuge sein, wie man sie belachte. Durch die Dienste, welche er ihm geleistet, hatte indessen Ferdinand einen solchen Einfluß auf ihn bereits gewonnen, daß seine Bitten, doch ja durch Nichts zu verrathen, daß er der Mann sei, dem das Abenteuer begegnet, ihn zum Schweigen brachten, obwohl die Ausschmückungen, welche das Abenteuer hier erfuhr, ihn mehr denn einmal reizten, die Thatsache in's rechte Licht zu stellen.

„Laß uns hier bleiben, Ferdinand,“ sagte Berlefick mit Festigkeit, als sich die Gäste mehr und mehr verloren hatten. „Keine Macht der Erde soll mich vor Nacht auf das Pflaster dieser Stadt bringen, die, seit ich sie betreten, nur Unheil über mich gebracht hat.“

Er rief einen Aufwärter und verlangte ein Zimmer für sich.

Als ihm dies angewiesen worden war, bestellte er Kaffee und holländische Pfeifen, und als Beides gebracht worden war und die Pfeife dampfte, kehrte Ruhe in seine Seele zurück. Nach einem ziemlich langen Schweigen, welches Ferdinand nicht zu stören wagte, hob endlich Berlefick also zu reden an:

„Mein Entschluß ist reif, mein lieber Ferdinand. Mit frühem Morgen besteige ich das Marktschiff, welches gen Mainz fährt, um in den Frieden meines Hauses zurückzukehren. Auf das fatale Schiff kehre ich nicht mehr zurück. Ich bleibe hier. Du gehest hin, packest meine Sachen und lässest sie hierher tragen, und während dieser Zeit lege ich mich auf das Ruhebett, um mich zu erholen. Willst Du, nach so vielen Liebesdiensten, auch noch diesen Deinem väterlichen Freund erweisen?“

„Mit Freuden, Herr Vetter,“ entgegnete der Jüngling; „aber —“

„Was hast Du für ein Aber?“ fragte rasch Berlefick.

„Wollet Ihr ohne Abschied das Schiff verlassen?“ fragte besorgt Ferdinand. „Sieht das nicht aus, als schiedet Ihr mit Groll von dem Schiff und seinen Bewohnern?“

Berlefick fühlte, wie wahr diese Bemerkung sei. Er schwieg verlegen und kratzte sich hinter dem Ohr. Endlich sagte er: „Was soll ich hinter dem Berge halten? Ferdinand, es gibt nicht leicht eine Lage, die peinlicher ist, als Gegenstand des Gelächters Anderer zu sein. Ich habe diese Pein, seit ich hier bin, so empfindlich getragen, wie es nur einem Ehrenmann irgend begegnen kann. Ich bin es nachgerade satt geworden. Nun muß ich nach dem, was

ich unten im Gastzimmer erfuhr, als gewiß voraussetzen, daß sie auf dem Schiff Alles wissen, denn die Gäste, die dort ihren Schoppen trinken, werden wohl die Mähr mit allerlei Zuthat hinterbracht haben. Wenn auch der alte Eidam ein gesetzter, verständiger Mann ist, so ist dagegen das Gustelchen ein Lachtäubchen erster Art und wird sich weidlich d'ran ergötzt haben. Nöthigenfalls macht sie's, wie neulich, und hält mir eine Strafpredigt, zu der ich, da ich allerdings selbst an meinem Mißgeschick Schuld trage, schweigen und die Galle verschlucken müßte. Beides wäre vollends unerträglich. Darum magst Du ihnen mein Adje bringen. Basta! Willst Du mir noch einen Liebesdienst thun, so sieh' zu, ob Du mein Meerrohr wiederkriegst. Hier ist Geld. Löse es, wenn's die Bestie nicht zerbrochen hat, aus. Es liegt mir viel daran, es zurückzukriegen, da es ein theures Andenken meines seligen Vaters ist. Ich weiß," setzte er zögernd hinzu, „es ist ein kitzlicher Auftrag; aber ich kenne Deine treue Liebe und werde dankbar sein, dankbar, Ferdinand. Du sollst mit mir gewiß zufrieden sein." Er reichte ihm Geld, und Ferdinand ließ sich's nicht merken, wie unlieb ihm dieser Auftrag sei, und entfernte sich eilig, während Berlesick sich auf das Ruhebett legte und bald in einen tiefen Schlaf sank. —

Zuerst begab sich Ferdinand in die Bude, wo die Ruhe mit Mühe wieder hergestellt war.

Der Wärter hatte dem Affen das Meerrohr entrissen, ohne daß es verletzt wurde, und gegen ein ansehnliches Trinkgeld empfing es Ferdinand wieder. In Eile wandte er sich nun dem Meßschiffe zu. Nicht ohne Sorge fragten Eidam und Gustelchen nach Berlesick; als sie aber hörten, er befinde sich wohl, da machte das Komische des letzten Abenteuers auch seine Wirkung gewaltig geltend. Alles wußten sie bereits, denn ganz Frankfurt ergötzte sich an dem spaßhaften Zweikampfe Berlesick's mit dem Affen und sprach davon.

Allerdings berührte des Alten Entschluß Eidam unangenehm,

aber zu machen war da nichts weiter, als daß er sich entschloß, so wenig er auch abkommen konnte, ihn diesen Abend noch zu besuchen.

Ferdinand packte seine Sachen schnell, und da er richtig schloß, daß sein Herr Vetter in den Armen des Schlafes Ersatz für die Leiden dieses Tages gefunden haben würde, so setzte er sich zu seinem lieben Gustelchen. Es währte freilich lange, bis sie zum Ernste kamen, denn Ferdinand berichtete getreulich Alles, was vorgefallen und was Berlesick gesagt hatte.

Eine Wolke legte sich auf des Mädchens schöne Stirne und umflorte ihr Auge.

„Es ist wahr," sagte sie, „ich habe dem herzguten, alten Mann übel mitgespielt. Gott vergebe es mir; aber die Rectorin war die Anstifterin, und — es galt, ihn von einer Thorheit zu heilen, zu der mein Vater und Pathe bereits die Hand geboten hatten. Was der Galgenstrick, der Pitt, an ihm verbrochen, ist nicht meine Schuld. Ich ahnte nichts davon, denn er besorgte das Bett allein. Das aber ist doch endlich errungen, daß er mich nicht zur Frau haben will. Er ist gründlich von seiner Thorheit geheilt und Du bist ihm lieb geworden. Ich hoffe, es geht ein neues Morgenroth aus diesen Trübsalen des armen Mannes für uns auf."

Auch Ferdinand theilte diese Hoffnung und freudig verließ er das Mädchen, um die Effekten Berlesick's in den Gasthof tragen zu lassen, wohin ihn der Schiffer Eidam begleitete.

Berlesick war durch den langen Schlaf erquickt. Sein Gemüth war heiter, denn seine Pfeife dampfte und eine Flasche köstlichen Hochheimers stand vor ihm, als Beide bei ihm eintraten.

Hocherfreut nahm er das Meerrohr aus Ferdinands Hand und drückte den Jüngling bewegt an seine Brust.

„Das vergeß ich Dir niemals, Du mein Schutzgeist in dieser unglückbringenden Stadt. Ohne Dich wär' ich ja verloren gewesen in den Drang- und Trübsalen, die mich hier betroffen haben!" So rief er entzückt aus und reichte mit den herzlichsten Worten

dem Schiffer seine Hand. Er entschuldigte sein Weggehen vom Schiffe mit demselben offenen Bekenntnisse, welches er gegen Ferdinand abgelegt, und im besten Einvernehmen leerten sie selb Dritt noch einige Flaschen und schieden dann auf fröhliches Wiedersehen in Bacharach. Ferdinand aber begleitete am andern Morgen seinen Herrn Vetter an's Marktschiff und nahm dort einen warmen Abschied von ihm, dem hoffnungsreiche Worte besonderen Werth verliehen.

8.

Zum ersten Male fühlte sich Berlesick wieder vollkommen glücklich, als er in seinem Schlafrock in dem weichen Lehnstuhle saß und die theuern Räume seiner Häuslichkeit überblickte.

„Es ist doch nirgends besser, als daheim,“ sagte er in ächt deutscher Gemüthlichkeit und blies ein blaues Wölklein edlen Knasters in die Luft, reichte dann nach einem Glase, gefüllt mit goldenem Leimbacher und leerte es mit einem ächt rheinischen Zuge. „Es war ein unseliger Gedanke, mit dem Meßschiffe nach Frankfurt zu fahren,“ sagte er zu sich; „aber ein noch heilloserer, das junge, schnippige Ding heirathen zu wollen. Das hat mich kurirt! Meiner Seel', der beste Doctor hätt's nicht besser fertig gebracht. Gottlob, es ist vorbei, und der Erste, der mir vom Heirathen redet, wird zur Thür hinausgeworfen, daß er kracht! Basta! Dabei bleibt's! Der Junggeselle ist allein sein eigener Herr und frei. Ja, frei, frei, frei!“ Er trank wieder. „So eine Frau, wie hübsch sie auch sein mag, hackt Einem das Mus auf dem Kopf und macht Einen, ohne daß man's merkt, zum Sklaven. Himmel und Erde! — Das Mädel war ja meine Braut noch nicht, und was hat's schon Alles aus mir gemacht? Erstlich einen Narren, der sich kleidete, wie der verrückte Rector! Zweitens einen Anachoreten, einen Büßer in bester Form, der sich nahezu acht Tage das Liebste versagte, Wein und Tabak! Drittens eine Garnkrone, die mit Engelsgeduld

Garn von sich abwickeln ließ, und endlich ein Stadtgespräch — ja — was soll ich sagen? — Alles Weh, das ich in Frankfurt erfuhr, ging ja, freilich ohne ihr Wissen und Wollen, von ihr aus. Fort mit dem Joch! Ich will frei leben und sterben!"

Er stand rasch auf und ging mehrmals mit festem Auftritt eines vollen Selbstbewußtseins die Stube auf und nieder, und setzte sich dann wieder behaglich in den Sessel. Eine lange Zeit sandte er dicke Tabakswolken aus, was er immer that, wenn er in Nachdenken versunken war. Die alte Rosina trug das Abendessen auf: er sah's nicht, obgleich er von der Reise müde und hungrig war und sich gefreut hatte, einmal wieder allein an seinem gewohnten Tischlein die von der renommirten Köchin Rosina schmackhaft zubereiteten Speisen zu genießen. Sie mußte ihn zweimal erinnern. „Ja so!" sagte er dann, und rückte sich das Tischlein an den Sessel heran.

„Apropos! Rosina," sprach er dann, „rufe mir doch den Herrn Stadtschreiber noch diesen Abend."

Nach diesem Befehle ließ er es sich weidlich schmecken und kaum war abgedeckt, als auch schon der Stadtschreiber hereintrat. Er machte eine Menge Knixe und Kratzfüße und sagte dann: „Es freut mich über die Maßen, Euch wohlauf zu sehen, geehrter Herr Berlesick, besonders nach solchen Drangsalen, wie Ihr sie in Frankfurt habet erdulden müssen."

„Wie? Was?" rief Berlesick, dem es wie Eis durch die Adern rann. Er mußte todtbleich geworden sein, das fühlte er, denn es war ihm kalt vor Schrecken bis an's Herz hinan.

Der Stadtschreiber, der des Mannes Jähzorn kannte, wich bis in die Nähe der Thüre zurück, um nöthigenfalls sich salviren zu können. Er sagte verlegen: „Die Herren Rothgerber haben gar mancherlei Fatalitäten uns berichtet, die Euch sollen zugestoßen sein, maßen ich mein Beileid nicht wollte unbezeugt lassen."

„Sparet Euer Beileid für dringlichere Fälle, Herr Stadt-

schreiber," eiferte Berlesick, „und sagt den Herren Rothgerbern, sie sollten sich um ihr Leder kümmern, das ohnehin das ganze Meßschiff durchstänkert hat. Es waren kleine, possirliche Unfälle, die ein böser Bube, der Pitt, des Schiffers Eidam Schiffsjunge, mir angezettelt hatte. Er brummt dafür in der Mehlwaage zu Frankfurt. Ab damit! Laßt uns von etwas Anderem reden. Sind die Schulden des verstorbenen Wink bereits gerichtlich aufgenommen?"

Der Stadtschreiber, welcher im Stillen Gott dankte, daß er so glimpflich weggekommen war, bejahte die Frage und gab ihm ungefragt die Versicherung, daß auch seine zweitausend Gulden primo loco verzeichnet stünden.

„Hat er kein Testament gemacht?" fragte Berlesick.

„Nein," erwiederte der Stadtschreiber.

„So wird also das Haus versteigert?"

Der Stadtschreiber bejahte abermals mit dem Zusatze, daß dies schon morgen geschehen würde.

Auf die Frage, ob das Haus Liebhaber habe, meinte der Stadtschreiber, es sei so gut gelegen, daß er kaum daran zweifeln könne.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten dankte Berlesick für die Mittheilungen, und der Stadtschreiber machte sich eiligst aus der Stube.

Aber jetzt brach des Alten verhaltener Grimm los. „Also auch hier bekannt?" rief er aus und rannte in der Stube herum, wie ein Besessener. Er fluchte auf die Gerber und auf seinen Unstern, denn er dachte sich's, wie die Sophie, die Rectorin, triumphiren würde und die Raisonnir-Raspel, die ihm der Rector zugedacht. Indessen sah er, als er ruhiger wurde, ein, daß da auch nicht das Mindeste zu machen sei. „Doch" — sagte er — „ich habe ein Mittel, sie davon abzubringen, ich muß in anderer Weise von mir reden machen, und das will ich."

Das Mittel war probat. Als am andern Tage der Ausscheller die Versteigerung im Wink'schen Haus ausrief, kleidete sich Berlesick stattlich an und ging in das Nachbarhaus, da die Versteigerung im Hause selbst vorgenommen wurde.

Das Haus wurde angesetzt, und nach einigen Geboten blieb Berlesick für 2700 Gulden Letztbietender. Er trat an den Tisch und sagte: „Herr Stadtschreiber, schreibet mich nicht als Absteigerer ein, sondern meinen Vetter Ferdinand von hier, dermalen in Frankfurt.“

Alle Hälse wurden lang und Aller Augen richteten sich fragend auf Berlesick. Er lächelte.

Jetzt kamen die Ladeneinrichtungen zum Ausgebot. Auch diese steigerte Berlesick an. Als er das Protocoll unterschrieben hatte für Ferdinand, ergriff er Hut und Meerrohr und ging hinaus auf seinen Berg, denn der Nachmittag war mild und schön. —

Jetzt lief das Gerücht von Dem, was geschehen war, wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Niemand war betroffener, als Sophie, die Frau Rectorin, die völlig an Berlesick irre zu werden anfing.

Die neue Mähr ließ die alte ganz vergessen, und Berlesick hatte seine Absicht erreicht. Was er mit dem Ferdinand beabsichtige, zu errathen, war die Aufgabe. Der Rector kam, ihn zu besuchen, allein Berlesick bedauerte, wie er ihm durch die alte Rosina, die er gehörig instruirt hatte, sagen ließ, daß er seinen Besuch nicht annehmen könne, den er sich für immer verbitten lasse. Das war denn doch dem Rector zu viel. Schäumend vor Zorn eilte er heim, seiner Sophie es zu berichten, die denn ihrer Galle recht den Zügel schießen ließ.

„Er ist ein Narr geworden, die Sophie hat's auch gesagt,“ war des Rectors Rede überall.

Unterdessen ließ Berlesick alle Bauhandwerker der Stadt kommen und übergab ihnen die Herstellung des Hauses, welches er vom Grund auf repariren ließ. Er schonte keine Kosten dabei, und als

Gustelchen endlich mit dem Meßschiffe zurückkam, traute sie weder ihren Ohren, noch ihren Augen, und die Brust schlug höher bei dem Gedanken, daß hier des Geliebten Glück blühe und — das ihre.

Allein in Berlesick war doch eine gründliche Veränderung vorgegangen. Er stand nicht mehr stundenlang am Fenster und blickte nach ihr, wenn sie drüben am Fenster saß und nähte oder strickte. Er kam nicht mehr herüber, und als der alte Eidam ihm den Wein zahlte und das Darlehn zurückgab, da zahlte er für die Reise nach Frankfurt wie ein Fürst, also daß Eidam das Geld nicht annehmen wollte und es nur gezwungen that. Darauf mußte Rosina eine Extraflasche holen, und als Beide vertraulich beieinander saßen und Eidam nun die Eröffnungen wegen der Vermählung zu empfangen halb hoffte, halb fürchtete, sagte Berlesick:

„Herr Nachbar, Ihr wisset, Alter schützt vor Thorheit nicht. Mich hat etwa vor vier Wochen, als wir in meinem Berge beieinander waren, die Angel der Thorheit gestochen, daß ich noch an's Heirathen dachte, und zwar waren, wie Ihr wisset, meine Gedanken auf Euer Töchterlein gefallen. Davon bin ich nun kurirt, und das ist der Segen der Reise mit dem Meßschiff. Euch bin ich viel zu Dank verpflichtet, einmal, weil Ihr mir das Zutrauen schenktet und nichts gegen meine Absichten einzuwenden hattet, sodann dafür, daß Ihr mich zu der Reise beredetet, die mir die Augen geöffnet hat. Ich will dem Glück Eures Kindes, das mich doch nur gezwungen genommen hätte, nicht im Wege stehen und ledig leben und bleiben. Das soll aber unser gutes Einvernehmen und nachbarliche Freundschaft nicht stören, darauf geb' ich Euch die Hand."

Er reichte sie dem Schiffer, der in der größten Verlegenheit war und nicht wußte, sollte er traurig sein, oder sich freuen. Er, für seinen Theil, hätte es gerne gesehen, denn solch einen Schwiegersohn bekam er nicht wieder; aber freilich hatte ihm Gustelchen auf der Heimfahrt ohne Hehl gesagt, sie werde lieber sterben, als

des Alten Frau werden, und wie es mit dem Ferdinand stand, wußte er auch genau, viel genauer, als früher.

Die unangenehme Stellung Eidam's bei diesen Eröffnungen wurde dadurch gehoben, daß der Stadtschreiber eintrat, um nach Berlesick's Wunsch die Ausgleichung seiner Forderungen an die Wink'sche Nachlassenschaft mit dem zu zahlenden Kaufschilling vorzunehmen. Er schob sich und hinterbrachte seiner Tochter die Sache, die seelenfroh war, während der Vater ihr über die Behandlung Berlesick's auf dem Schiffe nachträglich noch einmal den Text las und den Kümmel rieb, wie er es während der Fahrt selbst mehrmals insgeheim gethan hatte, ohne aber den geringsten Erfolg zu erzielen.

Niemand bedauerte aufrichtiger und aus treuerem Herzen diese Wendung der Dinge, als der ehrliche Cantor und seine Frau, die ihrer Pathe großes Glück frohlockend begrüßt hatten.

Berlesick's Herz war seitdem leicht und froh. Er sang und pfiff sogar, wenn er nicht rauchte, was Rosina nie erlebt hatte und nicht versäumte, der Jungfer Gustelchen zu berichten, die sich so herzlich darüber freute, daß auch diese Freude der alten Rosina ein Räthsel blieb.

In Berlesick's Thun war auch darin eine Aenderung eingetreten, daß er, obgleich das Wetter noch lange hin schön blieb, nicht mehr auf seinen Berg, auf sein Lieblingsplätzchen ging. Das hatte aber seinen Grund darin, daß es mit Pitt's Bekenntniß auch herausgekommen war, wo er seinen Wein verborgen hatte. Damit war ihm ein Reiz des Plätzleins geraubt. Er lebte überhaupt eingezogener und stiller, ging bloß zu den Arbeitern im Nebenhaus und leitete die Einrichtung, und Abends machte er einen Spaziergang. Begegnete ihm da der Herr Rector und seine Ehehälfte mit der von ihnen unzertrennlichen Raisonnir-Raspel, so war Berlesick höchst höflich, aber von drüben herüber grollten ihn zornige Blicke

und Gesichter an, und lachend sagte er oft: Die Sophie hat's auch gesagt!

So kam denn der Herbst, welcher dem alten Herrn vielfache Beschäftigung brachte. Das Haus war nun fix und fertig, und er war froh, daß er hierin Unterhaltung fand. Noch vor Weihnachten traf Ferdinand, wie er ihm geschrieben hatte, in Bacharach ein und wohnte bei dem Herrn Vetter. Grenzenlos war seine Dankbarkeit, als ihn Berlesick in das Haus seiner Lehre führte, ihm die Einrichtung zeigte, die trefflich und zweckmäßig war, und ihm dann die quittirte Kaufurkunde und somit das Haus zum Geschenke machte. Thränen entströmten den Augen Ferdinands, der ohne dieses Ereigniß das Ziel seiner Wünsche in weiter, dunkler Ferne hatte liegen gesehen.

„Nur Eins," sagte Berlesick, „habe ich von Dir zu verlangen. Du bist ein Schüler des Rectors und bist wohl einmal zu ihm gegangen. Ich kann ihn nicht leiden. Versprich mir, daß Du keinen Verkehr mit ihm haben willst."

Das that Ferdinand, und Berlesick eröffnete ihm, daß er die völlige Einrichtung seines Geschäfts bestreiten werde.

9.

Ein halbes Jahr später war Ferdinands Geschäft eines der blühendsten in der Stadt. Sein Angesicht strahlte von Glück. Nichts störte das herzliche Einvernehmen zwischen ihm und seinem Herrn Vetter, dem er den holländischen Knaster und die holländischen Pfeifen in köstlicher Qualität besorgte.

Die Zeit, die manches Unliebe ausgleicht, war denn auch eine Vermittlerin zwischen Berlesick und dem Rector geworden, besonders seit die Frau Raspel eine Stätte unter dem Rasen des Sanct Werner gefunden hatte. Sie sprachen wieder miteinander und nach und nach kam es auch wieder zu Besuchen. Gustelchen war gegen

den Herrn Nachbar sehr herzlich, und er freute sich dessen, ohne daß die Gedanken des vorigen Jahres irgend je und wie aufgetaucht wären. Er war sehr heiteren Gemüths und hatte sich so des Gebens an Ferdinand erfreut, daß er überhaupt eine Freigebigkeit annahm, die ihm Niemand sonst zugetraut. Er ging auch wieder täglich an sein Lieblingsplätzchen und empfing dort seine Besuche, doch mußte Rosina ein gewisses Deputat Krüge hinauftragen, über die hinaus nie gegangen werden konnte, da das kleine Kellerlein bekannt geworden war.

Eines Tages saß er da in der Kühle am Mittag eines sengend heißen Junitages. Niemand ließ sich rings umher erblicken. Die ganze Natur schien gelähmt und kein Vögelein sang in den matt herabhängenden Zweigen.

Berlesick dachte darüber nach, daß doch Ferdinand nicht wohl länger eine Junggesellenwirthschaft halten und führen könne, als dieser unvermuthet den Berg heraufstieg und zu ihm trat. Wie immer, hieß ihn Berlesick freudig willkommen, denn der Jüngling besaß seine ganze Liebe, seit er so tüchtig sein Geschäft führte und die wohlverdiente Achtung der ganzen Stadt genoß.

Heute sah man es ihm deutlich an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen hatte, das nicht recht herab wollte. Auch Berlesick merkte das und ahnete, was es etwa sein möchte, nämlich eine Heirathsangelegenheit.

Lange wurde von Diesem und Jenem geredet und Berlesick ergötzte sich an der wachsenden Verlegenheit seines Vetters. Er wußte lange, daß zwischen ihm und Gustelchen eine alte Liebe bestand, zwischen die er einst unsinnig hatte hineintreten wollen. Und doch hatte es ihm Ferdinand nicht nachgetragen, sondern ihm die viele Lieb' und Treu' in Frankfurt erwiesen. Das schlug er ihm doppelt hoch an. Freilich ahnte Ferdinand nicht, wie er dachte, und fürchtete, er möge die Wahl Gustelchens aus allerlei Gründen mißbilligen. — Darum wurde es ihm so schwer, davon zu reden,

und — es war doch nothwendig, denn ohne eine sorglich waltende Hausfrau ging's eben nicht mehr.

Berlesick wollte ihm endlich doch das Herz erleichtern und sagte, er meine, es drücke ihn Etwas?

Da brach der Arme die Fesseln und redete zwar sorgen- und angstvoll, aber beredt, weil wahr, über seine häusliche Lage und die Nothwendigkeit einer weiblichen Gehülfin, die als ihr eigenes sein Hauswesen verwalte.

„In Summa, Du willst heirathen?“ sagte lachend Berlesick. „Nun, in Deiner Lage und in Deinen Jahren — hast Du Recht, und ich wüßte Dir eine wackere, tüchtige Frau.“

Ferdinand erbleichte.

„Brauchst nicht bleich zu werden,“ rief Berlesick. „Es ist eine verständige —“

„Ach Gott,“ rief angstvoll Ferdinand, — „ich —“

„Nun, so laß mich doch ausreden,“ sagte Berlesick; „Du weißt ja noch gar nicht, wen ich meine.“

„Freilich,“ fiel Ferdinand ihm in die Rede, „aber es könnte mir mit Euch gehen, wie Euch mit dem Rector, wie Ihr mir einmal erzählt habet.“

„Ich wollte Dir,“ fuhr, unbeirrt von dieser Einschaltung, Berlesick fort, „nur vorschlagen. Die Wahl bliebe Dein, und da wär's Eidam's Gustelchen, das ich vorzüglich geeignet fände, zumal das ja Dein alter Schatz ist, bei dem ich alter Narr Dir einmal in's Gehege gehen wollte.“

Er hatte die Worte kaum ausgeredet, als Ferdinand ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küßte. „Gott hat mir in Euch meinen Vater wieder geschenkt,“ rief er mit inniger Rührung aus. „Ohne Eure Einwilligung hätte ich nicht geheirathet, und nun trifft Eure Meinung mit meiner Neigung zusammen. Wer ist glücklicher, als ich?“

„Ich würde auf Gustelchen rathen,“ versetzte Berlesick und

wischte sich eine Thräne weg, die Ferdinands herzliche Worte ihm ausgepreßt. — „Aber, Ferdinand," sagte er, „Du sollst das Wort vom Vater, den ich Dir ersetze, nicht umsonst gesagt haben. Es fehlt zur Haushaltung noch viel, und Eidam ist kein reicher Mann. Das Alles bestreite ich. Basta! Nun geh' zum alten Eidam und frage, ob Du sein neuer werden dürftest? Heute Abend soll bei mir Verlobung sein. Sage mir's aber zeitig."

Ferdinand eilte fort und kam schon nach einer Stunde, trotz der Hitze, wieder heraufgelaufen.

„Richtig?" fragte Berlesick.

„Alles!" war Ferdinands Antwort.

Da brachen sie denn schnell auf, und am Abend saßen um Berlesick der ehrliche Cantor und seine Frau, Eidam und das glückliche Paar. Das war die ganze Gesellschaft, aber sie waren glücklich, und der Kuß, den Gustelchen Berlesick unter Freudenthränen gab, bat ihm alle Unbill ab, die sie ihm auf dem Meßschiffe zugefügt. Hier hörte er denn auch, daß des Rectors Sophie das Alles angezettelt hatte; aber er zürnte ihr, er zürnte Gustelchen nicht mehr. Alles war vergessen und vergeben, und als er eine Standrede über die Wahrheit des Sprüchwortes hielt, daß nur Gleich und Gleich sich gut geselle, da schloß er sie mit des Rectors stehendem Rede- und Satzschlusse: Die Sophie hat's auch gesagt, und Alle lachten aus Herzens Grunde.

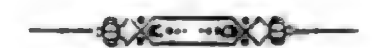
So heiter, wie er heute war, hatte ihn Niemand jemals gesehen. Er wollte aber auch nur Glückliche um sich haben. Darum stand er auf und holte ein Papier, das er vor Aller Augen zerriß, und es dann dem Cantor reichte, der ihn staunend ansah.

„Heute," sagte er, „soll jedes Herz froh sein. Es ist Eure Schuldverschreibung, Vetter; sie ist nun bezahlt."

Der Cantor verlor ganze seine Fassung über diesen Schritt Berlesick's aber seine Freude war doch so innig und groß, wie sein Dank.

Hier könnte ich enden, da Sebastian Fabian nur noch die Bemerkung macht, daß die jungen Eheleute den Herrn Berlesick bis zu seinem Ende auf den Händen getragen hätten; allein ich finde einige Seiten weiter noch einen hierher gehörigen Punkt. Er heißt:

„Item es ist in voranstehender Historia viel die Rede gewesen von des Peter Eidam seinem Schiffsjungen, dem Pitt, so ein Galgenstrick gewesen und allerlei Malefiz dem Herrn Berlesick zugefüget. Selbiger Tagedieb hat in Frankfurt etliche Zeit gesessen, worauf sie ihn alsdann ein Weniges gestäupet und über das Weichbild freier Stadt hinausgetrieben. Item, was er vor den Mauern des Arbeitshauses noch nicht wußte, selbiges hat er sattsam innerhalb derselben gelernt, wo er mit allerlei Spitzbubengesindel zusammensaß. War eine gute Schul' für ihn! Hernachmals ist er erst recht ein Spitzbube worden, und hat viel Unfug getrieben, bis der Krug den Henkel brach, der lange zum Wasser, aber nicht zu dem des Leben, gangen ist. Er ist nämlich nacher etlichen Jahren im Spessart gefangen worden und sind so viele Malefizstreiche auf ihn gekommen, daß er ist nach Verdienst zu Hanau zum Strange verurtheilet und auf der Landesgrenze, allwo, wie jedermänniglich weiß, der Galgen, gleichwie drüben über'm Rheingegen Heillossen-Wörth über, allwo Churpfalz (Gott erhalt's!) und Churmainz (ist nicht mein's) grenzet, stehet, ihme der Stab gebrochen und er gehenket worden."



Eine Nacht in der Holzhauerhütte.

Aus dem Nachlasse meines Großoheims.

Das Jahr 1811, erzählt mein Großoheim in seinem Tagebuche — war das schönste, gesegnetste seit fünfzig Jahren. Man meinte, es hätte seinen Winter verloren — oder der herrliche Komet, der bis in den October in voller Pracht am Nachthimmel stand, hätte ihn mit seinem gewaltigen Schweife weggefegt. Tief im September gab es noch Gewitter, wie im Juli, und das war das Eigenthümliche, daß sie meist Nachts kamen; daß sie die Atmosphäre nicht abkühlten und daß ihre Regengüsse nur Nachts fielen, während am Tage die Sonne mit tropischer Kraft herabbrannte. Es war eine Jagdzeit, wie ich mich keiner aus meinem Leben erinnere. Ja, Jagdzeit! Damals ging noch der stolze Edelhirsch in den Hochwäldern des Rheinlandes, wenigstens des Hunsrückens; damals grunzten noch Rudel von Keilern, Bachen und Frischlingen durch die Waldhöhen, und das scheue Reh schreckte nicht selten in diesen schönen Waldregionen, die freilich damals die übel verstandene Forstwirthschaft und die fatale Einrichtung der sogenannten Coups über Gebühr lichtete. Die Jagd erfreute noch des Menschen Herz, wenn die Jagdzeit kam — der Hasen, Füchse und der Hühnervölker gar nicht zu gedenken, die reichlich vorhanden waren.

Ich war in jener Zeit selten daheim, und von Treib- und Kesseljagden, von Pürschgängen und Anstand völlig gesättigt, kehrte ich in der Regel spät im Jahre in die vier Wände zurück, denn die sämmtlichen Forstbeamten waren meine Freunde und mein

Schuß hatte sich einen Ruf erworben im Lande. Kein Amt band mich, keine Geschäfte lasteten auf mir, keine Kinderschaar forderte väterliche Aufsicht, keine Frau murrte über mein Ausbleiben — warum sollte ich nicht die Freuden der Jagd genießen? Jenseits des Rheins, aus den nassauischen Forsten heimkehrend, fand ich die Einladung zu den Jagden der Berghöhen, die sich vom Rheine tief in's Land hinein ziehen. Sie kam von treuer Freundeshand und ich folgte alsbald. —

Dort droben lag ein Forsthaus auf dem Waldgebirge, einsam und stille. Mächtige Eichen, an denen Jahrhunderte vorübergerauscht waren, standen um dasselbe herum und der Wind spielte in ihren Wipfeln und Aesten gar oft seine schauerlich wilden Melodien auf, bei denen es sich, wenn man müde dort einkehrte, unbeschreiblich behaglich schlafen ließ. Hundegebell, Windesbrausen und das Geklapper der hohen Pantoffelabsätze der hochbetagten, aber höchst lebendigen Schwester des Oberförsters, die sich die Tracht und die strenge Sitte des vorigen Jahrhunderts treu bewahrt hatten, waren die einzigen Laute, welche die dauerndste Ruhe und Stille unterbrachen. Der Oberförster oder Garde à cheval, wie sein Titel in der verdammten Franzosenwirthschaft hieß, war ein prächtiger Mensch. Groß wie ein Riese Goliath, breitschulterig und wetterhart, wie Einer, der alle Unbill der Zeit und der Witterung ertragen gelernt von der Wiege an, brummig und knurrig anzuschauen und anzuhören, war er sanft wie ein Mädchen und gemüthlich wie eine Großmutter. Im Dienste aber verstand er keinen Scherz und als Jäger noch weniger. Ich wollte es Keinem gerathen haben, eine Kuh oder ein Altthier zu schießen statt eines Bockes! Hindernisse gab es für ihn nicht und die Witterung mußte das Höchste ihrer dem Geschöpfe unlieben Macht entwickeln, wenn er zum Rückzuge blies.

Von ihm, dem alten Freunde, Schul- und Lebensgenossen, lag die Einladung auf meinem Tisch, als ich heimkam. Dort oben hatte ich meine schönsten Tage und Stunden verlebt; dort oben

war die reichste, lohnendste Jagd; dort oben lebte man frei von allem Zwange, es sei denn im Bereiche der Jungfer Ottilie, der Schwester meines Freundes, welcher Zwang aber dennoch sein Ansprechendes hatte. Was konnte mich abhalten, Waidgeräthe anzulegen und den Gebirgsweg einzuschlagen? So trat ich denn den Gang an, zur Jagd vollständig gerüstet, von meinem trefflichen Caro begleitet und von der besten Laune. Mit allgewohnter Herzlichkeit aufgenommen, trat ich am Abende in das einsame Forsthaus, wo es so ungemein behaglich war.

Schon am ersten Abend wurden die Dispositionen gemacht, die Jagden bestimmt und am nächsten Morgen weckte mich das Hundegebell mit grauendem Tage, das zum Walde rief.

Wie sich Jagd an Jagd reihte und manch' ernstes und komisches Abenteuer sich folgte, das ist nicht mein Zweck zu erzählen. Meine Tagebücher würden zu einer Bibliothek anschwellen. Nur die Geschichten einer Nacht will ich fesseln, daß sie mir nicht entfallen und ich auch später noch einmal sie mir zurückrufen kann.

„Heute müssen wir auf den Anstand! Ich werde Dich an den besten Wechsel stellen," sagte eines Mittags der Oberförster. „Ich fürchte nur, daß uns diese Nacht ein Gewitter überrascht. Es sind wieder alle Anzeichen da und dies Jahr hat wunderliche Launen bis in den Altweibersommer."

„Thut nichts," sagte ich. „Kommt's frühe, so gehen wir heim; kommt's spät, so haben wir vielleicht unsere Jagd gemacht. Und werden wir naß, nun, so kleiden wir uns um oder legen uns zu Bette."

„Brav gesprochen," sagte er lachend. „Einen dritten Fall hast Du aber vergessen, den ich nachtrage, den nämlich, daß es uns schnell über die Haut kommt. In diesem Falle führe ich Dich in die Holzhauerhütte, die uns ganz nahe liegt. Ottilie sorgt dafür, daß wir weder Durst noch Hunger leiden müssen, und mein alter Holzhauermeister Knipp soll Dir Geschichten erzählen, von denen Du ja ein Freund bist."

Damit war die Sache erledigt. Ottilie packte dem Jägerburschen einen Korb voll Unentbehrlichkeiten des behaglichen Daseins, auf die sie sich verstand, und wir zogen zum Walde.

Der Abend war für die Jahreszeit wahrhaft schwül: aber auch die Befürchtung meines Freundes traf ein. Ehe wir unsere Stelle erreichten, rollte schon der Donner über unsern Häuptern, und wenn wir nicht durchweicht werden wollten, ohne doch auch nur im Entferntesten unsern Zweck erreicht zu haben, blieb uns keine Wahl, als die Einkehr in der Holzhauerhütte.

Unweit eines hochemporragenden Grauwackengesteins sahen wir, von der Höhe niedersteigend, den Rauch der Hütte. Sie lehnte an dem Felsen und ein Dreieck mächtiger Buchen sicherte ihr Bestand und Halt. Als eben die ersten, fetten Tropfen vom dunkeln Himmel niederfielen, erreichten wir sie. Es war etwa acht Uhr und die Nacht kam schnell und dunkel, denn der Himmel hatte den Wettermantel dicht zusammengezogen. Blitze zuckten blendend am Himmel hin und der Donner rollte schon mit gewaltiger, wenn auch dumpfer Stimme.

Solch' eine Waldhütte ist ein ganz eigenthümlicher, aber gegen Wind und Wetter schützender, sehr solider Bau. Man muß eine gesehen haben, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen. Junge, schlanke, hochstämmige Bäume werden gehauen und im weiten Zirkel mit den dicken Enden in die Erde, Stamm an Stamm, eingerammt und an einander dauerhaft befestigt, so daß die Hütte vollkommen die Gestalt eines Zuckerhutes annimmt. Nun werden die Stämme so dicht, als es geschehen kann, mit Reisig durchflochten und zwar bis oben hin. So entsteht eine dichte Wand, die aber vor Regen und Luftzug noch nicht hinlänglichen Schutz gewähren würde. Hierzu kommen die abgeschälten, großen Rasenstücke, welche feucht auf das Reisig geschlagen werden, und zwar in mehrfachen Lagen, bis auch der allerwildesten Laune des Wetters und der Ausdauer eines langathmigen Landregens eine

Schutzwehr entgegen steht, vor der ihre Macht die Segel streichen muß. Daß oben eine Art Schornstein angebracht wird, um dem Rauche den freien Abzug zu bereiten, versteht sich von selbst.

Ist der Bau vollendet, so ist die Thüre das Nächste, woran man denkt. Groß ist sie nicht. Die Oeffnung bleibt zwischen zwei Bäumen, und um sie gehörig schließen zu können, werden lange Reisigbündel an zwei oder drei Stangen eng aneinander gebunden und von außen widergestellt. Nun ist das Haus gebaut und das Einrichten des Wohn- und Schlafraumes erfordert die nöthige Aufmerksamkeit. Ob diese überall gleich ist, weiß ich nicht; darum will ich eben nur die unsere beschreiben. Rechts von der Thüre standen auf einer Erhöhung von Waldsteinen und Rasen zwei Eimer voll frischen Quellwassers, das nicht ferne zu finden war. Von da an zogen sich die Betten hin, und zwar rund herum an der Wand. In der Länge eines Mannes abgeschnitten, waren drei mäßig dicke Stämme auf einander gelegt und an hinter ihnen eingerammte Pfähle oder Pfosten befestigt. Sie bildeten eine Sitzbank und standen so weit von der Wand ab, daß zwischen ihr und der Bank Raum blieb, um aus Moos und dürrem Laub eine hohe und weiche Schlafstätte für je zwei Personen zu machen, die durch Querwände von ähnlicher Zusammenstellung geschieden waren. Inmitten der Hütte stand der Herd, den eine derbe Steinplatte deckte. An den Wänden waren Holznägel eingeschlagen, an denen Kleider, Vorräthe in Säcken, einiges Blechgeräthe, Sägen und dergleichen hingen. Links der Thüre lag das sauber aufgeschichtete Brennholz. Der Boden war reinlich gekehrt, und ich kann sagen, daß es mich auf den ersten Blick in dem Raume anmuthete. Auch für den Oberförster war ein solches Moosbett vorhanden, auf dem zweie sehr bequem Raum hatten. Es war mit reinem Linnen überdeckt und hatte zwei ebenso überzogene Mooskissen. In der Nähe des Bettes stand ein roh aus Tannenbrettern gemachtes Schränklein, darinnen seine Vorräthe aufgehoben zu werden pflegten. Eine Kaffeemühle und ein Wasserkessel legten Zeugniß ab, wie gerne mein alt-

Freund die edle Flüssigkeit liebte, welche das Absud der Bohne Arabiens ist.

Als wir eintraten, lag ein Haufe von Kohlen und heißer Asche auf dem Herde und der duftige Geruch gebratener Kartoffeln erfüllte die Hütte. Die matte Gluth ließ drei oder vier Gestalten erkennen, welche sich bei unserem Eintritte grüßend von den Sitzbalken erhoben, welche zugleich die Scheidewand der Bettstellen bildeten.

„Guten Abend, Knipp!" grüßte der Oberförster eine der im Dreiviertelsdunkel stehenden Männergestalten. „Hat der Saveriges (wie das Volk den Namen: Xaverius ausspricht) den Korb meiner Schwester abgestellt?"

„Alles in Ordnung, Herr!" antwortete eine sonore Stimme.

„Gut, aber schreitet an's Werk; die Kartoffeln sind reif, wenn mich meine Witterung nicht im Stiche läßt," sagte mein Freund.

Alsbald erschien ein Jüngerer am Herde, scharrte die heißen, gebratenen Kartoffeln in eine große, irdene Schüssel und stellte sie sorgfältig in eine am Boden befindliche Vertiefung neben dem Herde, in welchem noch heiße Asche lag und legte dann auf die Kohlen gespaltenes Holz, das schnell in heller Lohe aufging. Nun erst zündete der Mann, welchen mein Freund mit dem Namen Knipp benannte, eine Oelampel an, die an einer einfachen Drahtkette hing, und jetzt war die Hütte so weit beleuchtet, daß man das Einzelne unterscheiden konnte.

Knipp war ein Greis von etwa siebzig Jahren, aber noch so robust und schnellkräftig wie ein angehender Fünfziger. In seinem schönen Kopfe leuchteten klare, große Augen, die noch keiner Brille bedurften, und wäre sein Haar nicht schneeweiß gewesen, Niemand würde ihn für so alt gehalten haben, als er war. Der Ausdruck es Gesichtes war ernst, sinnig und doch milde. Der Jüngere sein Sohn, der die Befehle des Vaters mit großer Pünktlichkeit

vollzog. Die Uebrigen waren gewöhnliche Menschen, die mir kein Interesse einflößten.

Als die Flamme loderte, sang bald das Wasser im Kessel; die Kaffeemühle rasselte und Knipp öffnete das Schränklein, aus dem er Milch und Anderes herausnahm. Kurz, ein herrlicher Kaffee labte uns, zu dem wir gebratene Kartoffeln mit Butter aßen, eine Zusammengruppirung köstlicher Art; dann schmeckte uns kalter Wildbraten und Wein vortrefflich und die Holzhauer waren unsere Gäste, was ihnen sehr wohlthat und gefiel.

Als Knipp Alles weggeräumt, setzten wir uns auf die Balken. Das Feuer verlosch und die kleine Lampe warf ihr düsteres Licht auf die Räume, die nur in ihrer nächsten Nähe heller beleuchtet waren. Die Pfeifen wurden angezündet und wir saßen gemüthlich beisammen.

Draußen war indessen das Gewitter recht losgebrochen. Der Sturm tobte in den Buchen, in deren Schutz die Hütte stand, als wollte er sie mit einem Athemzuge entwurzeln. Das rauschte, heulte, krachte, als solle Alles in Trümmer gehen. Hätte die Hütte frei und nicht unter dem Schutze der drei Buchen und des Felsens gestanden, der sich hinter der mächtigen Baumgruppe und fast bis zur Hälfte ihrer Höhe erhob, der Sturm hätte sie uns, trotz ihrer starken Bauart, über den Köpfen zusammengeworfen. Vom Sturme gepeitscht, schlug der Regen heftig gegen die Wände der Hütte und ich dachte jeden Augenblick, er würde uns überfluthen. Nur in der Ruhe Knipp's gewann ich Zutrauen in unser Obdach. Die Blitze folgten sich, zischend wie feurige Schlangen, die sich verfolgen, und der Donner rollte und prasselte furchtbar über die Wipfel des Waldes dahin.

„Das ist wieder der Kopf der alten Burg," sagte der Oberförster zu Knipp, „der das Wetter hält!" Dieser nickte. Fort und fort blieb das Wetter gleich stark, wild und grausig. Plötzlich erhellte ein Blitz selbst die Räume der Hütte; hell krachend folgte der Donnerschlag. Knipp ließ die Pfeife aus dem Munde und

sagte: „Gott sei uns gnädig!" — Dann athmete er tief auf und sagte: „Nun hat es sich entladen und von der „alten Burg" losgemacht!"

Wirklich trat Ruhe in der Natur ein, aber die Stetigkeit, mit welcher jetzt der Regen zu fallen begann, schnitt uns jede Hoffnung der Rückkehr nach dem Forsthause in dieser Nacht entschieden ab.

„Nun, Knipp," sagte der Oberförster, als unsere Pfeifen dampften, „zum Heimgehen ist weder das Wetter noch der Waldweg angethan. Wir müssen bleiben. Zum Schlafen fehlt uns auch noch die Lust. Wißt Ihr was? Erzählt uns eine Geschichte, die Ihr erlebt. Den Herrn hier werdet Ihr recht erfreuen! Und Ihr habt Manches in der Welt erlebt."

Der Alte lächelte. „Wenn Sie es so wollen," sagte er, „da will ich Ihnen wohl eine Geschichte erzählen, die in meine jungen Jahre fällt und an die ich durch Mattes hier erinnert werde. Die Personen, deren Unglück ich Ihnen jetzt erzählen will, habe ich selbst noch genau gekannt, und den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen Alle, die den Hunsrücken kennen.

„Sie wissen," hob er an, „die Bäche, welche von der Höhe des Soon der Nahe zufließen, oder, vom Hunsrücken kommend, die Soon-Höhe durchbrechen und sich dann in die Nahe ergießen, haben sich alle diese Rinnsale in unvordenklicher Zeit gewühlt. Es sind weniger Thäler, als enge, tiefe, wilde Schluchten, die sich dann und wann einmal kesselartig zu einem lieblichen Thalgrunde erweitern, wo dann auch die Seiten der Berge mehr abgeflacht und dem Pfluge und der fleißigen Menschenhand zugänglich sind, während ihre Sohle saftige Wiesen birgt. In einem solchen Thalkessel, welchen ein wasserreicher Bach durchschäumte, liegt eine Mühle, die aber seit der Begebenheit, welche sie berühmt gemacht hat, schon dreimal ihren Herrn wechselte, und doch sind nicht eben der Jahre viel seitdem in's Land gegangen. Das hatte so seine Gründe, die freilich nicht eben gerade lustig zu hören und zu erzählen sind.

„Die Mühle lag nicht eben sehr günstig, denn sie hatte zum nächsten Dorfe thalabwärts drei Viertelstunden, und zum nächsten im Gebirge eine gute pfälzer Stunde, die, wie wir hier zu sagen pflegen, der Fuchs gemessen hat, wobei er bei jedem Schritte die Schweiflänge zugab. Dennoch war sie diejenige, welche am Meisten zu thun hatte in der ganzen Umgegend. Sie hatte nämlich Wasser die Fülle durch's ganze Jahr und der Müller, ob er gleich als Hochmuthspinsel bekannt war und belacht wurde, war sehr thätig. So kam es, daß die Mühle nie leer wurde und der Müller immer reicher. Dennoch kam fast Niemand auf die Mühle. Er hatte drei Gäule, die ein schönes Gewicht wegzogen und der Mahlknecht führte die Frucht zu und das Mehl fort, und der Müller lebte wie ein Einsiedler. Er war Wittwer und sein einzig Kind war ein Müllerskind von wunderbarer Schönheit. Sie war in der Stadt erzogen worden bei einer Mutterschwester, und da wußte sie, daß sie schön und reich sei. Damals, sie war eben achtzehn Jahre alt und nichts Schöneres zu sehen, als Thalmüllers Gretchen, kamen alle Sonntage die jungen Burschen auf die Mühle, aber als sie merkten, daß entweder das Gretchen sie hänselte oder sich nichts um sie kümmerte, blieben sie weg und sagten: Die warte auf einen Grafen, ein ehrlicher Bauer oder Müller sei ihr zu geringe. Wahr ist es gewesen, und sie sagte es ohne Hehl, sie wolle nicht ihr Lebenlang in den Kuhställen nachsehen oder Mühlstaub athmen; sie sei für etwas Besseres erzogen. Von da an wurde es wieder so stille auf der Mühle, wie früher. Das gefiel dennoch dem eitlen Gretchen nicht, und es hätte gar gerne einen hübschen Schatz gehabt, freilich keinen Bauer und keinen staubigen, mehligen Müller, die ihm beide ein Greuel waren.

„Nun wäre dazu Rath gewesen; denn damals diente als Mahlbursche nach pfälzischer Zunftordnung der Sohn des Müllers vom Hurbache drunten in der Mühle, und der Jacob von der Hurmühle war ein bildhübscher, reicher und kreuzbraver Mensch, allein er war so schüchtern, daß sie ihn nur den Einfaltspinsel nannte und ihren

Narren mit ihm trieb oder ihn verächtlich über die Achsel ansah. Und doch war für sie die Zeit gekommen, wo sich so ein Mädchen verlieben muß, wie man sagt, und der Jacob hatte sie sterbenslieb. — Aber — der Jacob war ein mehliger, staubiger Müller und der Vater überließ ihm die Mühle ganz allein, während er sich mit dem Ackerbau abgab, was seine Liebhaberei war. Der Müller hätte nichts auf der Welt lieber gesehen, als der Jacob wäre sein Eidam geworden, denn er hatte ihn lieb, wie seinen eigenen Sohn, und einen braveren, treueren Müllerburschen hatte er sein Lebtag nicht gehabt.

„Der Alte hatte bei seinem stolzen Töchterlein wohl einmal, so wie man sagt, auf den Busch geklopft, aber da stieg dem Gretchen das Blut in die Wangen und Stirne und das holdselige Mädchen war gar nicht mehr hübsch, als es so zornig wurde und erklärte, sie nähme nie einen Bauer, noch weniger einen bestäubten Müller. Der Alte war, ohne daß er es merkte, unter den Pantoffel seines schönen Kindes gerathen, das so klug war, daß es schreiben konnte, wie der Schulmeister, rechnen, wie der Acciser und reden, wie ein Buch. Da zog er sich zurück, so sehr es ihn auch ärgerte, und verwünschte den Gedanken, das Mädel der Lenedas in der Stadt zur Aufstutzung übergeben zu haben. Sie hatte es aufgestutzt, daß es in die Mühle nicht mehr paßte, auf einen Karren zu lang, auf einen Wagen zu kurz war und doch in eine Chaise nicht paßte. Das war schlimm! Herr Oberförster," sagte der alte Knipp einschaltend, „es ist nicht gut, wenn der Mensch aus seinen Fugen gehoben wird! Es muß Oberförster und Holzhauer in der Welt geben, und es ist nur gut, wenn Jemand recht auf seinem Platze steht. Denn wären wir alle Oberförster, so stünd's schlimm um's Holzhauen, und wären wir alle Holzhauer, so wär's bald aus mit dem Walde und dem Holzhauen. Ich sage das so als Beispiel. Wer's weiß, der versteht's!"

„Ihr habt Recht, Knipp, aber fahrt fort," sagte der Oberförster d Knipp gehorchte.

„Mit des Müllers Zorn währte es nicht lange. Wenn das Gretchen ihn anlächelte, dann war Alles vergessen. Er war in Summa ein Bischen einfältig und das Mädel konnte mit ihm machen, was es wollte. Er tanzte, wie es pfiff. Das war das zweite Unglück im Hause, denn die Stadterziehung des Mädels war das erste.

„An Freiern von Weit und Breit fehlte es nicht, denn das Mädel war Erbtochter und reich; aber Gretchen wollte absolut eine Liebschaft, wie sie in den Büchern stehen, aber so keine plumpe Freierei. Das verstand der Alte nicht und schüttelte gar oft den Kopf, wenn sie rechts und links Körbe austheilte. Als der Jacob in's Haus kam, der so schlank und doch so kräftig, so blühend und frisch, so treu und hübsch war, dachte er, wenn's dem nicht glückt, dann geht das Mädel in's Kloster. Aber es glückte ihm nicht und das Mädel war protestantisch, und da ist's nichts mit dem Kloster, und zudem hatte es auch gar keine Lust.

„Vor der Mühle ist ein großer Hofraum und mitten drinnen steht ein Nußbaum von ungeheurem Umfange. Seine Aeste beschatten den weiten Hofraum, und es ist der schönste Baum der Art, welchen ich jemals gesehen habe. Am Stamme dieses Baumes stand im Sommer Gretchens Nähtischlein und sie selbst saß daran, arbeitete und träumte mit offenen Augen, wie die Hasen schlafen, und ich glaube nicht, daß sie vom Ins-Kloster-Gehen träumte. Was sie aber träumte, weiß ich nicht. Sie war an einem Tage mutterseelenallein zu Hause, der Jacob mit Mehl in's Dorf hinunter und der Müller mit dem Pfluge in den Acker gefahren, da hörte sie plötzlich rasche Tritte, blickte auf und sah vor sich einen jungen, ganz hübschen Jägersmann, bei dem ein großer, wildaussehender Hund war. Die Doppelflinte hing um die Achsel und im Büchsenranzen steckten Feldhühner, die er erlegt und von denen er gleich zweie dem Mädel darbrachte. Er war sehr höflich und sah aus, als gehöre ihm die Welt, wenigstens zu zwei Drittheilen. Er war von mittlerer Größe, mehr gewandt als kräftig. Sein Haar

war reich, ziemlich dunkel und seine Augen lodernde Fackeln. Wenn auch der Jacob hunderttausendmal schöner war und liebenswürdiger, der war doch so angethan, als wäre er überall sicher, daß ihm die Mädchen gut sein müßten, und es schien, als müsse er auch hier seiner Sache gewiß sein. Gerade so war seine Art. Aber dazu schlug er auch den rechten Weg hier ein. Aus seinen Augen sprach Bewunderung der Schönheit Gretchens. Er stand da, als wäre er eine Bildsäule, bezaubert und behert durch diese Schönheit; dann aber floß ihr Lob von seinen Lippen, daß eine Gluth die andere über das Gesicht Gretchens jagte. Es war doch kurios! Hätte der gute Jacob so etwas gethan, sie hätte ihn mit Unwillen, ja mit Zorn zurückgewiesen. Hier that es ihr im Herzen wohl, so verlegen sie auch war, und wie sie sich auch wehren mochte, er fuhr dennoch fort. Ob er gleich wie vom Himmel gefallen erschien, so konnte sie ihm doch nicht grollen, und daß er etwas Rechtes sei, glaubte sie sicher, weil er so eine Art hatte. Endlich schien er sich zu besinnen und bat sie flehentlich, ihm doch das nicht zu verargen, wozu ihn sein Herz getrieben. Nun, das wirkte noch mehr auf das Mädel ein und machte ihr vollends den Fremdling theuer.

„Er bat sie um Milch und sie brachte sie ihm mit einem Lächeln, wie es der brave Jacob nie errungen hatte. Er erzählte ihr dann, er sei der Jäger des Barons, der jenseits der Berge sein Schloß habe. Dort wohnte ein Baron, der allerdings Wälder besaß, das wußte das Mädchen, und so fehlte nichts, was Zutrauen einflößen konnte, zumal, wenn das Herz schon in's Spiel gezogen worden ist. Er habe, erzählte er weiter, einen Stein im Brett bei dem Herrn Baron und werde, ehe ein halbes Jahr in's Land gehe, Revierförster. Dann sei für ihn ausgesorgt, zumal er reicher Leute Kind sei von der Mosel her — und was er Alles plauderte, um dem Mädchen zu gefallen und sie kirre zu machen.

„Nach einer Stunde ging er und meinte, wenn er eher gewußt hätte, daß dies Thal eine solche Perle umschlösse, würde er früher

schon in der Mühle vorgesprochen haben. Ob er denn auch wieder kommen dürfe?

„Erröthend sagte sie Ja, und als er in sie drang, ob sie es gerne sähe, sagte sie noch glühender Ja, und — sie wußte selbst nicht, wie es zuging, aber sie widerstrebte nicht einmal, als er sie umfaßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — Und doch ging er noch nicht. Es hielt ihm erstaunlich schwer, sich loszureißen. Daß ich es kurz mache — sie hatte ihm, als er endlich ging, zugesagt, ihn, weil er es auch wünschte, nur dann zu sehen, wenn sie allein sein würde. Dazu wurde ein Zeichen verabredet, das er vom Walde aus sehen konnte.

„Mehrere Tage vergingen, ehe sie das Zeichen geben konnte; aber sie wußte ihn in der Nähe und sie träumte noch viel mehr, als früher, aber ihre Träume waren anderer Art; sie lächelte dabei so selig und voll Hoffnung, und das Herz pochte so laut, daß sie es schier zu hören meinte.

„Eben das Geheimnißvolle war das Reizende bei der Sache, und das machte ihr die Liebschaft so theuer.

„In der Mühle ahnte noch keine Seele etwas von der Sache, denn Gretchen wußte es immer so einzurichten, daß sie mit dem Jäger allein war, und ihre Bekanntschaft wurde immer vertauter und inniger. Hundertmal sagte er ihr, er könne ohne sie nicht leben, und das bewies er auch dadurch, daß er Tagelang im Walde lag und auf das Zeichen lauerte. Nun war das doch zu viel von ihm gefordert. Daher ging sie denn bisweilen mit ihrem Strickzeuge in den Wald und da fand sie ihn immer, und die hohe Eiche, die dort stand, war das verschwiegene Plätzchen ihrer Liebe. Da wurde denn auch einmal verabredet, daß er Abends unter ihr Fensterlein kam und dort plauderte.

„Solche „heimliche Liebe, von der Niemand weiß," war gar zu schön, aber der Winter drohte doch durch sein Kommen der heimlichen Liebe einen Damm entgegenzusetzen, und — es mußte anders werden. —

„Obgleich Niemand etwas bis jetzt von der Sache wußte, so ahnete doch der Jacob etwas der Art. Er legte sich auf die Lauer und kam auf die rechte Fährte. Sie war auch gar zu kalt und abstoßend gegen ihn und er bekam nicht einmal mehr einen freundlichen „guten Morgen," noch ein freundliches Gesicht. Was sollte er da noch hoffen? — Sein Auge wurde trübe, seine rothen Wangen blichen ab; alle Freude wich von ihm. Sollte er sie immer sehen und doch ohne Hoffnung? Nein, die Mühle war ihm zur Qual geworden. Er kündigte auf und ging. Das war dem Müller ein rechtes Leid; aber er wagte nichts zu sagen. Jacobs Hand drückte er und sagte: „Wär' mir's nachgegangen, Du wärst hier geblieben auf's ganze Jahr!"

„Ein Jäger ist besser!" sagte Jacob mit schneidender Schärfe.

„Ein Jäger? Was willst Du damit?" fragte der Müller.

„Nichts, nichts!" entgegnete Jacob und ging.

„Der Alte stand betroffen da und sann; aber er fand nichts heraus. Dennoch war ihm das Wort ein Dorn in der Seele.

„Item, der neue Mühlbursche war ein alter Geselle, dem nichts so recht von Krabben ging. Da mußte der Alte mehr zu Hause bleiben und sich der Mühle annehmen, während der Mahlbursche in den Acker fuhr. So kam es denn, daß er endlich Jacobs Wort verstehen lernte und einsah, wie es mit Gretchen und dem Jäger stand. Er forschte bei Gretchen nach ihm und seinem Herkommen und seiner Stellung, und hörte, was sie wußte. Das beruhigte ihn, und als er den Jäger näher kennen lernte, gefiel er ihm extra, denn er war voller Geschichten und Schwänke. Und wenn er da war, ging des Gretchens kirschrothes Schnäbelein, daß der Alte selber seine Lust an dem Mädchen und seinem Glücke hatte. Uebrigens waren die Aussichten für den Jäger auch sehr gut, nur das Eine wurmte dem Müller, was aus Mühle und Thal werden solle, das seit Menschengedenken bei seiner Familie war, und er konnte sich nicht um die Ecke finden, und das lag ihm zentnerschwer auf der Seele, da er Gretchens Abneigung gegen die Mühle und das

einsame Leben kannte. Indessen wurden die Zweie immer vertrauter und es begann dem Gretchen doch unbehaglich zu werden, daß ihr Geliebter nichts von der Hochzeit sprach, auch eigentlich nicht bei ihrem Vater um sie freite. So verlief der Sommer und der Herbst. Eine Vierzehntagefrist war er einmal weggewesen, weil er mit dem Herrn Baron auf der Jagd sein mußte. Das war eine trübe Zeit! Selbst dem Müller war es ungelegen, daß der Jäger so lange fehlte, denn er hatte ihn lieb gewonnen.

„Als er wieder kam, es war an einem hellen, freundlichen Sonntage im October, war ein Jubel in der Mühle, wie nie zuvor. Gretchen war außer sich vor Wonne und der Jäger ließ sie gar nicht von sich. Eben saßen sie bei'm Kaffee, voller Lust und Herrlichkeit, als drüben aus dem Walde ein Kerl herausstürzte, der ein entsetzliches Ansehen hatte. Er war klein, aber außerordentlich breitschulterig, hatte schwarzes, struppiges Haar und Bart und ein paar Augen im Kopfe, aus denen Wildheit und Spitzbüberei herausblickte. Er trug ein langschößiges Wamms, eine Kappe, eine Doppelflinte und Jagdtasche.

„Er sprang in sichtlicher Hast gegen die Mühle und sah sich oft mit erkennbarer Angst nach dem Walde um, als ob er von dorther verfolgt zu werden fürchtete. Bei der Mühle angekommen, drückte er sein breites, entsetzliches Gesicht gegen die Scheiben und klopfte hastig und derb dreimal dawieder.

„Der Jäger fuhr empor, sah das Gesicht vor dem Fenster, sprang zu seiner Flinte und Mütze, drückte flüchtig einen Kuß auf Gretchens Lippe und verschwand.

„Gretchen war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, und der alte Müller saß auch da, wie eine Bildsäule. Als sie sich erholt, eilten beide vor die Mühle. Sie sahen eben noch den Jäger mit dem Schwarzen am Saume des Waldes auf dem jenseitigen Berge, und bald waren sie ihren Blicken entschwunden. Mit seltsam beklommenen Herzen kehrten beide in die Mühle zurück und kein Wor-

kam über ihre Lippen; aber zentnerschwer lag's auf der Seele und der Kaffee blieb unberührt stehen.

„Was war das?" sprach endlich der Müller.

„Ich weiß es nicht," war Gretchens Antwort, der ein tiefer Seufzer folgte.

„Wenn nur nichts Schlimmes dahinter steckt," sagte der Müller, dem es unheimlich zu Muthe war.

„Was denkt Ihr, Vater?" rief das Mädchen — und Niemand hätte sagen können, ob mehr Angst und eigene Unruhe oder mehr Unwille über des Vaters Aeußerung in Wort und Ton gelegen habe.

„Ehe es aber zu weiteren Erörterungen kam, wurden sie gestört. Es klopfte an der Thüre und Jacob trat herein. Es war das erste Mal, daß er auf die Mühle kam, seit er aus dem Mahldienste getreten war, und was ihn trieb, heute zu kommen, das lag schwer auf seiner Seele. Seit Jacob wußte, wie es um Gretchen stand, hatte er alle Lust zum Leben verloren und der Kummer nagte rastlos an seinem Herzen. Eine unerklärliche Angst um das geliebte Mädchen ließ ihn nicht rasten. Es war ihm zu Sinne, als läge ein schauerliches Geheimniß über dem Jäger, den Niemand kannte. Es herauszukriegen, wer er sei, um nöthigenfalls das Mädchen noch zu warnen und zu retten, war sein unermüdliches Streben. Er verschmähte es nicht, tief in den Hunsrücken hinein Wanderungen zu machen; besuchte die großen Märkte des Landes; besah sich alle Förster weit und breit, und fand den, den er suchte, unter ihnen nicht. Endlich gelang es ihm, eine Spur zu entdecken, die aber seine Haare sträuben machte. — Er forschte weiter und weiter, und endlich stand ihm das mit voller Gewißheit fest, was ihn heute zur Mühle trieb.

„Fast hätte der Müller und Gretchen laut aufgeschrieen, als Jacob eintrat; denn in der kurzen Zeit kaum eines halben Jahres war eine schauerliche Veränderung in ihm vorgegangen. Die Gestalt war abgemagert und gebückt, wie sonst das hohe Alter den Nacken ...ugt; die Brust schien eingebogen, die Augen lagen tief in ihren

Höhlen und waren so matt und müde; die blühende Wange war eingefallen und bleich; der Gang schleichend, und bei jedem Schritte hörte man ein Hüsteln, das so hell und gellend klang, daß es erschreckend war. Seine Hände waren bläulich weiß und gar mager, und wenn er sprach, klang's so tief aus der Brust heraus, daß es Einem bange wurde.

„Sie grüßten Jacob herzlich; auch Gretchen, aber sie wurde weiß wie Schnee als er hereintrat. Auch dem Müller war es nicht geheuer. Es kam ihm vor, als habe Jacob ihm eine Hiobspost zu bringen. Er sah gerade so aus.

„Bist Du krank, Jacob?" fragte er ihn, seine Hand drückend, die sich kalt anfühlte.

„Ach ja," versetzte Jacob. „Ich glaub', ich hab' nicht mehr weit —" Gretchen sah tief in ihre Tasse.

„So muß ein junger Bursche wie Du nicht reden!" sagte der Müller, der sich wieder zurecht fand.

„Warum nicht?" sagte darauf Jacob. „Man muß doch am Besten wissen, wie es um Einem steht. Was thu' ich auch in der Welt? Der Gang zu Euch ist der letzte, den ich wohl thun werde," fuhr er fort; „und den hätt' ich nicht gethan, wenn nicht meine Lieb' und Anhänglichkeit an Euch so groß wäre. Ihr hörtet auch von sonst Niemanden, was ich Euch zu sagen komme. Aber es gilt das Glück Gretchens, da durft' ich nicht mehr länger warten, wenn's nicht schon zu spät ist, das heißt, wenn sie sich dem Jäger nicht schon verlobt hat." —

„Die Angst in des Mädchens Seele wurde noch größer bei diesen Worten; aber sie fühlte, daß sie sich ermannen müsse; es kam ihr vor, als spräche jetzt aus Jacobs Seele der Haß, der Neid, der Grimm verschmähter Liebe und sie richtete sich stolz auf und sagte:

„Und wenn das wäre, Jacob, was ginge es Dich an?"

„Mich?" erwiederte er mit tonloser Stimme. „Nein, mich geht's auch gar nichts mehr an. Glaube mir, Gretchen, mit mir

ist's vorüber. Meine Hoffnungen sind todt; allein Dich geht's an, und meine Liebe zu Dir müßte nicht die rechte, treue, ehrliche gewesen sein, wenn ich da zaudern könnte, Dich einem entsetzlichen Schicksale ungewarnt entgegen gehen zu lassen. Du weißt nicht, was Dir droht; Du bist blind in Deiner Liebe und Deinen Vater hast Du auch blind gemacht. Der mit dem Du umgehst, ist —"

„Ehe aber das Wort über seine Lippe kam, das den entsetzlichen Schleier lüften konnte, stürzte athemlos der Mühlbursche herein und schrie:

„Ach Gott, Meister, die Mühle ist dicht mit Landdragonern umstellt!"

Der Müller fuhr empor, als hätte ihn eine Kreuzotter gebissen. Seine Farbe wurde fahl, wie die einer Leiche; denn — was Jacob gesagt und das, was sollte das werden? Was stand ihm und seinem Kinde bevor?

„Ach, daß es so kommen mußte!" seufzte Jacob und blickte mit Thränen in den erlöschenden Augen auf das bleiche, rathlose Mädchen.

„Jetzt wurde die Thüre aufgestoßen und der Wachtmeister der churpfälzischen Landdragoner stürmte herein.

„Wo ist er?" donnerte er dem an allen Gliedern zitternden Müller zu.

„Wer denn?" fragte mit zitternder Stimme der Müller.

„Was? Du Hehler!" rief der Wachtmeister. „Du weißt es nicht? — Den Schinderhannes*) suchen wir, der bei Dir

*) Johannes Bickler, genannt „Schinderhannes," ist ein Räuber gewesen, dessen Bande bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts die Gegenden des Hunsrückens, der Nahe, des Gaues u. s. w. unsicher machte. Er war besonders der Schrecken der Juden, deren Zuchtruthe er war. Das Volk betrachtete ihn in günstigerem Lichte und umgab ihn mit einem romantischen Glanze. Er wurde in Mainz hingerichtet, und hat im Brockhaus'schen Conversations=Lexicon seine Stelle gefunden, wo unsere Leser, wenn es sie anspricht, das Nähere über ihn finden können.

seine Herberge hat und der Schatz Deiner saubern Tochter ist! Er ist noch im Hause, und der schwarze Peter, sein Spießgeselle, mit ihm. Sprich, wo ist er versteckt? — Er entgeht uns diesmal so wenig, wie Du und Deine Tochter!"

„Das Mädchen starrte den Wachtmeister an, wie eine Wahnsinnige. Ihre Augen traten fast aus ihren Höhlen.

„Der Müller wankte zurück und sank händeringend in seinen Sessel. Da nahm Jacob das Wort und legte es dem Wachtmeister aus, wie der Schinderhannes in die Mühle gekommen sei, wofür er sich ausgegeben und wie er Tochter und Vater berückt habe, wie sie ihn nicht gekannt und wie er eben, als er in's Haus getreten, mit dem schwarzen Peter droben im Walde verschwunden sei; wenn sie ihm eiligst nachsetzten, könnten sie ihn vielleicht noch einholen.

„Der Wachtmeister ließ schnell eine Anzahl seiner Leute ihm nachsetzen, von den übrigen aber die Mühle durchsuchen. Er selbst blieb in der Stube.

„Gretchen regte sich nicht. Sie glich einer Bildsäule ohne alles Leben. Der Müller bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Der Wachtmeister kannte den Jacob und fragte ihn über Alles aus. Aus seinen Reden ging hervor, daß er genau wußte, was in der Mühle vorgegangen war; aber er verschwieg Manches und stellte Alles so milde dar, daß der Müller wie Gretchen, wie es denn auch war, als Getäuschte und Betrogene erschienen.

„Wenn dem so ist, thut es mir leid, Beide verhaften zu müssen," sagte der Wachtmeister. „Ich kann nicht drüber; ich muß sie dem Gerichte überliefern."

„Ich bürge mit Leib und Leben, Hab und Gut für sie!" sagte Jacob. „Laßt sie nur hier."

„Das kann mir nichts helfen!" sagte der Wachtmeister. „Sie werden als Hehler angesehen. Ich muß sie fesseln und abführen lassen."

„In diesem Augenblicke schien Gretchen zum Leben und Bewußt-

sein zu erwachen und die Worte des Wachtmeisters verstanden zu haben. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus und entsprang durch die Thüre der Stube. Draußen an der Hausthüre standen zwei Landdragoner mit gezückten Säbeln. Mit riesiger Kraft schleuderte sie Beide zur Seite. Der Wachtmeister wollte sie erhaschen, aber ein Stück ihres Kleides blieb in seiner Hand, sie aber entsprang, verfolgt von allen Dreien.

„Oberhalb der Mühle war der reißende Bach in einem verhältnißmäßig engen, eingedämmten, sehr tiefen Kanal eingeengt, um den vollen Strahl auf die Mahlgänge zu leiten. Erlen und Weiden bildeten auf beiden Seiten eine dichte, dunkle Schutzwehr und ein schmaler Pfad führte daran hin.

„Dorthin flog das Mädchen in der Hast der Verzweiflung, und zwischen den Erlen und Weiden verschwand sie, aber ein dumpfer Schall, wie wenn ein Körper in's Wasser stürzt, sagte den Verfolgern, was geschehen sei. —

„Umsonst stürzte der Wachtmeister hinzu, bog die Zweige auseinander und griff in die eisige Fluth. Die drängende Gewalt des Wassers hatte den Leib des Mädchens schon in die dunkle Tiefe gerissen, wo das gewaltige Getriebe zweier mächtiger Räder sich befand, die in diesem Augenblicke stockten.

„Spät erst, als die Landdragoner von einer fruchtlosen Verfolgung zurückkamen, gelang es, den zum Entsetzen verstümmelten Leichnam des Mädchens aus den Rädern heraus zu schaffen, und selbst das geschah nicht ohne Gefahr. Der Müller war in einem Zustande völliger Stumpfheit. Es war so, als habe er nicht die geringste Theilnahme an Allem, was vorging.

„Der Wachtmeister nahm ein Protokoll auf und führte dann den Müller mit hinweg. Jacob blieb, weil es Pflicht war, bei dem Mühlburschen und der Magd in der Mühle. Wie es ihm um das Herz mochte gewesen sein?

„Am andern Morgen ließ er im Dorfe, zu dem die Mühle gehörte, die Anzeige machen.

„Gretchen wurde beerdigt ganz in der Stille. Wenige folgten der Leiche. Jacob ging hinter dem Sarge. Er stand lange am Grabe des Mädchens und seine Thränen rollten auf den frischen Hügel. Sie mußten ihn zur Mühle zurückfahren, wo er blieb, bis der Müller entlassen worden war.

„Das war ein Wiedersehen!

„Ich kann kurz enden," sagte Knipp. „Der Müller folgte noch in dem folgenden Winter seinem Kinde und vermachte alle seine Habe dem Jacob — der aber die Mühle nicht mehr betrat, denn als das frische Leben in der Natur sich regte, schloß er sein Auge für diese Welt, allgemein betrauert."

Knipp schwieg.

„Und der Schinderhannes?" fragte mein Freund.

„Er hat das Thal nie wieder betreten," entgegnete Knipp. „Wie es in seinem Innern stand — daß weiß ich nicht!" —

Lange war es stille in der Waldhütte. Jeder hing seinen Gefühlen und Gedanken nach.

Draußen heulte der Sturm, als wolle er den Felsen über die uns bergende Hütte schleudern und die Buchen entwurzeln, die sie mit ihren Aesten bedeckten. Der Regen schlug heftig gegen die Wände der Waldhütte und vollendete so die schauerliche Stimmung, in die uns die Erzählung Knipp's versetzt hatte. Erst nach und nach entspann sich wieder das Gespräch, welches sich natürlich um die Person, die Bande und die Räubereien des Schinderhannes drehte, den Knipp noch von Angesicht gesehen, da er sein ganzes Leben im Walde verlebt hatte. Doch wollte die ernste Stimmung nicht weichen. Dem Oberförster war dies unangenehm. Er schlug mehrmals einen heitern Ton an, aber er verklang wieder ohne Wirkung und das Gespräch stockte nur zu bald wieder.

„Wenn wir nicht einschlafen sollen," sagte endlich mein Freund, „so muß ich denn auch eine Geschichte erzählen. Ihr kennt Alle den Wald, der sich unweit Oberstein, droben an der Nahe, gegen Südosten hinzieht. Er heißt die Winterhauch. Eine seltsame

Sage geht von diesem Walde im Munde des Volkes in jener Gegend. Ich muß sie zuerst erzählen, weil sonst das Nachfolgende dunkel bliebe. Die Winterhauch gehörte in ihrer früher noch weit größeren Ausdehnung den Dynasten von Oberstein, den Herren von Falkenstein, die auf der Burg oberhalb Oberstein saßen, von der heute noch in schwindelnder Höhe über dem durch seine Achatschleifereien berühmten Städtchen ein Thurm thront, als letzter Rest der einst mächtigen Burg.

„Einst lagen die Ritter in gewaltiger Fehde mit dem Erzbischof von Trier, der ihr Grenznachbar war. Der Erzbischof bedrängte sie hart und sie boten in dieser Noth alle die um den mächtigen Wald der Winterhauch liegenden Dörfer auf, um ihnen im Kampfe zu helfen, versprachen aber den Leuten große Gerechtsame in diesem Walde für ihre Hülfe. Eine Urkunde wurde darüber aufgesetzt, welche unter der Platte des Hauptaltars in der Kirche zu Oberstein, die achtzig Stufen über dem Städtlein in einer Ausweitung des Felsens erbaut ist, geborgen wurde, damit sie durch das Allerheiligste vor jeder Frevlerhand beschützt werde.

„Die Leute halfen wacker und der Kampf war siegreich für die Herren von Falkenstein. Nun kam es aber, daß die Bauern heillos in dem Walde wirthschafteten, nicht allein das Holz hieben, sondern auch das Wild erlegten, um ihre Saaten zu retten. Da gereuete die Herren ihr Zugeständniß, und sie hätten die Urkunde gerne vernichtet, wenn sie sich nicht vor dem Frevel entsetzt hätten. Einst saßen sie in einer finstern Nacht zusammen und zechten und wieder sprachen sie sich höchst mißvergnügt über die Zugeständnisse aus, denn die Jagd in der Winterhauch war fast nichts mehr.

„Im Nebengemache hörten die Frauen die Wehklagen ihrer Eheherren, und Eine, keck und tollkühn, sagte: „Laßt uns hingehen und die Urkunde holen!“ Zwar gab's da manch' Hinderniß zu besiegen, aber sie überwand sie alle, und so wanderten sie in dunkler Nacht zur Kirche, hoben die Platte und brachten die verhängnißvolle Urkunde, ie nun unter lautem Jubel und Preis ihrer muthigen Frauen ver-

brannt wurde. Die Folge war, daß die Bediensteten der Herren die Bauern pönten. Das kam zum Prozesse, aber als die Bauern sich auf die Urkunde im heiligen Gewahrsam beriefen — fehlte sie und sie verloren Prozeß und Gerechtsame. Solcher Frevel konnte aber nicht ungestraft bleiben. Alle bei dem Urkundenraube Betheiligten starben schnell hin und — gehen nun zur Zeit des Herbstes im Walde um unter gewaltigem Halloh und Jammern, Hundeheulen und Ach und Weh. Begegnet ihnen Einer, so reichen sie ihm ein Pergament hin — will er es aber ergreifen, so rasen ihre feuerschnaubenden Rosse mit ihnen davon und sie werden die Urkunde nicht los, die ihnen diese Qual bereitet.

„Das ist die in der Gegend allgemein bekannte und geglaubte Sage," sprach der Oberförster. „Das Stücklein aber, das vor vielen Jahren, als der Schinderhannes auch in der Winterhauch sein Wesen trieb, daran sich knüpfte, ist dieses.

„Nicht ferne von der Winterhauch wohnte damals ein pensionirter Birkenfeldischer Amtmann auf einem ihm gehörenden Hofgute, das er selbst bebaute. Er war ein steinreicher Mann und kolossaler Geizhals, dabei ehelos, dem eine alte Schabele Haus hielt. Wer ihn kannte, hatte oft seinen Aerger über des Mannes Bramarbasaden. Er sprach im ächten Jägerlatein von seinen Jagdabenteuern, und, da er mit den Forstbeamten gut stand, war er bei allen Jagden. Dennoch aber konnte er es sich nicht versagen, auch einmal auf eigene Faust in den Forst zu schlüpfen und einen Rehbock zu blaten. Darüber freute er sich denn über die Maßen. Er spielte den Freigeist und war doch dabei voller Aberglauben; pries seinen unüberwindlichen Muth, und war feig, wie es nur möglich war. Vor dem Schinderhannes hatte er einen Todesschrecken, aber man konnte ihn alle Tage radotiren hören, er würde ihn niederschießen wie einen tollen Hund, wenn er ihm nur einmal schußrecht käme. Mit solchen Reden hoffte er den Räuber zu schrecken und kramte sie darum überall freigebig aus. Der Mann war indessen genauer gekannt, als er meinte, und die Leute wußten, was sie von ihm zu halten hatten.

„Einmal, zur Blatezeit, war der Herr Amtmann wieder ziemlich zeitig in den Wald geschlichen, um einen Spießer in seine Küche zu bringen, ohne Vorwissen des Forstbeamten. Er kannte die besten Wechsel in der Winterhauch und suchte sich einen aus, wo er sicher war.

„Die Nacht kam schwarzdunkel und der Amtmann blatete. Das war nicht ohne Erfolg; als aber der Rehbock schreckte, fuhr der Alte zusammen, daß ihm schier die Flinte aus der Hand fiel und der Bock war fort. Es war ihm diesen Abend gar nicht geheuer, und das kam daher, daß ihm die Sage einfiel. Dennoch überwand er die Furcht und blieb, obgleich das Jägerglück ihn verließ.

„Plötzlich kroch sein Hund eng an ihn, als ob er irgend etwas Unheimliches wittere. Den Alten überlief es eiskalt, denn in demselben Augenblick erhob sich ein seltsam gespenstig Treiben im Walde. Man hörte Töne, die wie Hundegeheul klangen, dann Pferdewiehern, Schreien, Halloh und Jagdruf — Alles durcheinander, und bald war es links von ihm, bald rechts. Es rasselte entsetzlich. Blitze zischten von der Erde auf und erloschen wieder und dergleichen Dinge, wie sie der Alte nie gehört und gesehen. Eine Todesangst ergriff ihn. Das waren, ohne Zweifel, die gespenstigen Obersteiner, die ihm die gestohlene Urkunde reichen wollten. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. — Der Hund kroch fast in ihn. Bald näher, bald entfernter vernahm er den Teufelsspuk und doch sah er in der greulichen Dunkelheit nichts. Gerne wäre er heimgelaufen, aber er war wie an die Stelle gebannt. So verging eine geraume Zeit. Es mußte längst die Geisterstunde vorüber sein, und doch wagte er nicht, sich zu regen.

„Endlich wurde es stille im Walde und der Mond ging auf. Jetzt aber hätte ihn Einer sollen laufen sehen! Als er das Freie gewonnen hatte, wurde sein Hund wieder lebendig und der Muth kehrte langsam zurück. Nach einer halbstündigen Wanderung lag der Hof vor ihm im Silberscheine des Mondes. Der Hof lag in der tiefsten Ruhe da und gutes Muthes schloß er die Thüre auf.

wie er es gewohnt war, wenn er von seinen Jagdstrippereien spät heimkehrte; was er aber jetzt vor sich sah, war doch so absonderlicher Art, daß ihn ein neues Entsetzen überkam, — denn alle Thüren des inneren Hausraumes standen offen. Alles lag bunt durcheinander. Sein Schreibepult, darinnen er seine Schätze geborgen hatte, war offen und alle Schubfächer waren herausgezogen. — Zitternd trat er näher, und dem geübten Blicke kündigte es sich an, daß Alles ausgeleert war.

„Mariann'!" rief er verzweifelt. Ein Stöhnen antwortete.

„Als er in das nebenangrenzende Zimmer trat, hörte er das Stöhnen deutlicher und eine schwache Stimme sprach: „Ach, Herr Amtmann, lebt Ihr noch?"

„Es war die Alte, die gefesselt am Boden lag.

„So viel hatte er bei'm hellen Mondlichte gesehen, das durch die Fenster fiel. Jetzt eilte er, Licht zu zünden, aber erst nach vieler Mühe gelang ihm dies.

„Das Erste war, die alte Mariann' loszubinden.

„Diese erzählte dann, daß gegen elf oder zwölf Uhr Einer an der Thüre geklopft habe. Sie, in der Meinung, es sei ihr Herr, der den Schlüssel mitzunehmen vergessen habe, sei voreilig im Oeffnen gewesen, denn alsbald seien Dreie hereingestürzt, hätten sie zu Boden gerissen, ihr ein Tuch in den Mund gestopft und sie gebunden. Darauf hätten sie denn Alles ausgeraubt und ihr dann das Tuch wieder abgenommen und höflich gute Nacht gesagt. Einer aber sei zu ihr getreten und habe ihr den Auftrag gegeben, dem Herrn Amtmann zu sagen, die Obersteiner, deren Teufelsspuk er im Walde gehört, seien seine guten Freunde und er der Schinderhannes, der den Herrn Amtmann einmal habe besuchen wollen; er habe aber absichtlich die Abwesenheit desselben benutzt, weil ihn der Herr Amtmann ohne Zweifel wie einen tollen Hund würde todtgeschossen haben, wie er oftmals geäußert; er lasse ihm auf den Schreck im Walde eine gute Nacht wünschen!

„Das war eine feine Hiobspost nach all' dem Schrecken im

Walde! Alles war leer und der Alte war schier des Todes. Schwer erholte er sich von solcher Niederlage, aber die Folge war, daß er nicht mehr bramarbasirte, nicht mehr wilddiebte und sich kaum mehr sehen ließ. Hinter seinem Ofen fand er es sicherer." — Ein lautes Gelächter folgte dieser Geschichte; aber allmälig nahm das Gespräch die Wendung zu Jagdgeschichten, wozu Jeder von uns seinen Beitrag lieferte. Nur Knipp saß stille und in sich gekehrt da.

„Knipp!" rief der Oberförster, „Ihr waret doch auch oft genug dabei, und nun sitzet Ihr da, als hättet Ihr nie eine Büchse knallen gehört. Erzählt doch auch 'mal etwas!"

„Das will ich wohl," sagte der Holzhauermeister, „aber wenn ich eine lustige Geschichte erzählen soll, so erlassen Sie es mir doch. Ich bin heute nicht dazu aufgelegt und die Geschichte, welche mir durch Ihre Jagdgeschichten in die Gedanken gekommen ist, hat nichts Aufheiterndes."

„Nun denn, so erzählet sie nur!" rief der Oberförster. „Ich könnte doch bei dem entsetzlichen Wetter da draußen noch nicht schlafen."

„Man erlebt Vieles," hob denn nun Knipp an, „wenn man so alt wird, wie ich geworden bin. Die freundlichen Begebenheiten treten aber leichter in den Hintergrund, während die traurigen niet- und nagelfest im Gedächtnisse haften. Man meint, der liebe Herrgott wolle Einem das Abscheiden leichter machen, weil die Welt und das Leben so trübe vor dem Auge des Alters liegt. So weilen denn auch jetzt meine Gedanken bei einer Geschichte, die ich in meiner Jugend erlebt habe. In meiner Heimath, ich bin vom Idar da hinten her, stand damals ein junger Hülfsförster. Er hieß Simon und Jedermann hatte ihn lieb. Für einen Förster war er eigentlich zu weich und zu sanft, denn er hatte so etwas Mädchenhaftes an sich; aber im Dienste war er wie Pulver und treu wie Gold, und auf der Jagd entging ihm nichts, was er einmal auf's Korn genommen hatte. Daher war er auch ein Liebling des Oberförsters,

bei dem er gelernt, und diesem hatte er auch seine frühe und gute Anstellung zu verdanken.

„Das Forsthaus, wo er mit seiner alten Mutter wohnte, lag kaum tausend Schritte von unserm Dorfe; daher kannten wir ihn alle gut. Bei Niemanden aber war er lieber und häufiger, als bei unserm braven Schulmeister. Der war auch ein rechter Jagdliebhaber und der Simon nahm ihn gerne mit. Wild gab's genug, und dem armen Schulmeister war dann und wann ein Stück Wild recht willkommen, denn es ging knapp bei ihm her. Lieber Gott, acht Kinder wollen etwas zu knuppern haben. Zwar war Eins, das älteste Mädchen, bei einer Base an der Mosel, die es an Kindesstatt angenommen, aber sieben blieben doch zu ernähren, und bei der geringen Besoldung des armen Mannes war Schmalhans Küchen- und Kellermeister im Hause. Gar manchen Rehbock ließ der gute Simon dem Schulmeister ganz. Er verkaufte ihn dann nach Trier, und für den Erlös gab's Brod, Schuhe oder Kleidungsstücke für die Würmlein. Mittwochs und Samstags Nachmittags, wo der Schulmeister frei hatte, war er denn auch regelmäßig mit Simon im Walde, und er schoß immerhin so gut, wie der Förster Simon auch. Der alte Herr Oberförster kannte ihn auch gut von den Treibjagden her, bei denen er immer seine Stelle wacker behauptete. Er wußte auch, daß ihm Simon dann und wann etwas zufließen ließ und hatte nichts dawider, weil er des Mannes Lage kannte und ein gutherziger Mann war, und, wie gesagt, mit dem Wilde nicht zu geizen brauchte.

„Eines Tages lud Simon den Schulmeister ein, mit ihm auf den Anstand zu gehen. Der hatte aber zu thun und mußte es ablehnen. So kam es denn, daß Simon sich schnell entfernte und nur noch sagte: er ginge an die hohe Eiche. Das war ein guter Wechsel. Indessen änderte Simon doch seinen Ort und ging mehr rechts, in die sogenannten Bruchlöcher" wo der Wechsel eben so gut war. Diese Stelle lag aber fast eine Dreiviertelstunde rechts von der hohen Eiche, wohin er hatte gehen wollen. Die „Bruchlöcher"

waren aber ein hohes, dichtes Buchenstangenholz, wie kein ähnlicher Buchenbestand im Reviere war. Dort hielten sich Rehe genug und die Jagd war stets erfolgreich.

„Dem Schulmeister wurmte es gewaltig, daß er den Simon hatte müssen gehen lassen und die Jagdlust zuckte ihm in allen Adern, denn der Abend war so wunderschön. Er raffte sich daher zusammen, that schnell seine Arbeit ab, nahm ein Stück Abendbrod, die Jagdtasche und die Flinte um — und bald genug war er im Walde.

„Hier stand er einen Augenblick stille. Sollst du zu ihm an die hohe Eiche gehen? fragte er sich; dann ist es leicht möglich, daß du ihm die Jagd verdirbst durch dein Kommen. Es ist besser, du schleichst dich in die Bruchlöcher und sagst's ihm nachher. Gedacht, gethan!

„Leise schleicht er durch's Dickicht des dichtbelaubten Schlages. Allmälig nähert er sich dem Wildwechsel. Noch kann er den festgestampften Wildpfad im Dunkel der Nacht und des Waldes erblicken. Noch wenige Schritte, und er ist zur Stelle. Da kracht's dicht vor ihm und — lautlos sinkt er zusammen. Die Kugel war ihm mitten in der Stirne in den Kopf gedrungen.

„Im Feuer gefallen!" jubelte Simon und drängte sich durch die Buchenstangen; aber wer könnte seinen lähmenden Schrecken beschreiben, als er nach dem Rehbocke tastet, den er geschossen zu haben meinte, und eine Flinte berührte und dann den entseelten Leichnam seines lieben Jagdgefährten, des Schulmeisters? — Anfänglich steht er, wie an Leib und Seele gelähmt. Er ist keines Gedankens fähig. Als er sich aber wieder erholt und sich zu dem Armen bückt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm sei — ist er steif und eiskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er eilt in's Dorf, wo er sagt, was und wo es geschehen, und dann eilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er sich den Gerichten überliefert.

„Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, bedauerten

in eben dem Grade und Maße den armen Simon, als den braven Schullehrer und seine trostlose Familie.

„Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigesprochen; aber nie, meine Herren, — sagte Knipp — habe ich einen Menschen gesehen, der tiefer in seinem Innern zerrissen, unglücklicher und elender gewesen wäre als Simon. Er wollte sogleich die Försterei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in diesem Berufe ein schnellerer Tod in Aussicht zu stehen schien, allein der gute Oberförster nahm sich seiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes stand ihm darin wacker zur Seite. Sie bestimmten ihn, Förster zu bleiben, um seiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförster wirkte es aus, daß er an die Obermosel versetzt wurde, damit ihn nicht alle Tage die bekannte Umgebung an sein Unglück erinnerte und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war besser als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies setzte ihn in den Stand, seinen Gehalt mit der armen Wittwe und den Waisen des Erschossenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre seine Mutter starb, gab er fast Alles an sie ab, da er schier keine Bedürfnisse hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, so führte er doch das Leben eines Einsiedlers. Er ging in sich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewissenhaft seine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und so hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den schönen jungen Mann und ließen ihn gehen.

„Neben seinem Hause wohnte eine betagte Wittwe mit ihrer Tochter, die einen Kramladen hatte. Da kaufte Simon sein Pulver und seinen Schrot und was er etwa sonst brauchte. Diese Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, besonders das sechzehnjährige, sehr hübsche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhafte Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn sie die Wolken von seiner Stirne scheuchen könnte, und sie konnte Stundenlang es sich ausmalen, wie sie ihn trösten und aufheitern

wollte. Und doch war das Mädchen so stille und traurig, daß es Simon manchmal selbst auffiel. Ueberdies war in den Gesichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er sah sie nun öfter an, und auch in seinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdseligen Ammichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu sein. Aber dachte er an sein Loos, dachte er, sie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabsichtlichen, auf seiner Seele habe, so fürchtete er, sie würde sich mit Abscheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen sein eigenes Herz und seine Neigung. Dennoch wurde seine Liebe stärker. Er sah es auch ein, daß dies vereinzelte Leben ihn nur immer trübseliger, maßleidiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweise der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter stets so liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — so faßte er den Entschluß, um sie zu werben; aber sie mußte Alles wissen, Alles, ehe er sie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verschweigen.

„So kam es denn, daß er öfter hinüberging und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter sehr herzlich entgegenkamen. Das hatte so einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal die Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen sah man die Verbindung als eine gewisse an, obgleich von seiner Seite noch kein entscheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, faßte er den Muth, sie zu fragen, ob sie wohl in eine Verbindung zwischen ihm und Ammichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und sagte ihm offen, wenn Ammichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, so wolle sie freudig ihren Segen geben; jedoch müsse auch ihre Mutter ein-
'‘ligen, denn Ammichen sei nur ihre angenommene Tochter und
'ruderskind. Das hatte Simon, der mit sonst Niemanden

Umgang hatte, nicht geahnet. Wahrscheinlich würde nun die Frau über Ammichens Herkunft sich weiter geäußert haben, allein es klingelte im Laden und, da es schon spät war und Ammichen erst am andern Morgen von dem Besuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, so nahm Simon einen herzlichen Abschied und ging heim, fest entschlossen, am andern Tage seine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

„Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin und wie sehr ihn auch ihre Versicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, so lag es ihm doch unendlich schwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte als Ammichen Alles zu entdecken, was seine Seele belastete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Ammichen zurückkommen gesehen hatte, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr schon Alles anvertraut, denn sie erglühte, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühen war der Art, daß Simons Herz voll seliger Hoffnung wurde. Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die seine auch nicht ohne Beben war.

„Die Alte dachte wohl, sie sei hier völlig überflüssig und mochte darin sehr Recht haben. Sie machte sich also im Laden und in der Küche allerlei Geschäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

„Eine Weile saßen sie stille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar sein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm gesenkten Blickes zu, als er ihr sagte, wie er sie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunsch habe, als sie in sein Haus als sein liebes Weib einzuführen. Was er sagte, war so offen, treuherzig und ehrlich, daß sie, als er sie nun entschieden fragte, ihn mit einem Blicke ansah, in dem er ihre Liebe zu ihm lesen konnte und fest und freudig Ja sagte.

„In diesem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte sagen wollen und erst, als die Tante wieder kam und sie mit Freudenthränen segnete, kam ihm mit einem Male diese Erinnerung und fiel wie eine recht schwere Last auf seine Seele. Er fühlte, daß er Alles sagen müsse. Er begann daher davon zu reden, warum seine Seele so belastet und gedrückt sei, daß man ihn hier für halb geisteskrank halte; davon sei der Grund ein Unglück, das ihm passirt sei. Er nannte den Ort, wo er als Förster gestanden und den Namen des braven Lehrers, den er erschossen habe. Ein gellender Schrei entfuhr fast gleichzeitig den Lippen Ammichens und ihrer Tante.

„Simon starrte sie erbleichend an. —

„Es war mein Bruder und Ammichens Vater!" rief die Tante voll Entsetzen.

„Das Mädchen sank ohnmächtig in der Tante Arm.

„Simon rührte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Endlich richtete er sich auf, drückte einen Kuß auf des Mädchens erblichene Wange und wankte hinaus. — Er ging in seine Wohnung und nach einer halben Stunde sah man ihn mit raschen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber sah ihn wiederkehren.

Die Leute meinten, er habe sich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verschwiegen, was geschehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr stellte es sich später heraus, daß er in fremde Kriegsdienste getreten war. Man hat indessen später nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist zu vermuthen, daß ihm sein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

„Und Ammichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl schwer für das arme, brave Mädchen und sie war tief gebeugt. So frisch sie früher geblüht, so ist doch nachmals nie wieder eine Röthe auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante starb nicht lange nachher und hinterließ ihr Laden und Habe. Da fehlte es nicht an Freiern,

auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber sie verheirathete sich nie, sondern nahm ihre Mutter und Geschwister zu sich und half diese erziehen, die alle brav wurden und wohl versorgt in der Welt."

Knipp schwieg, denn seine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ernsten Gespräche; allein dies stockte am Ende auch wieder. Der Oberförster zog die Uhr, hielt sie gegen die Lampe und sagte: „Erst neun Uhr!"

Draußen stürmte es gewaltig und der Wind heulte wunderlich in dem Walde. Die Bäume ächzten unter seinen heftigen Stößen und der Regen schlug plätschernd gegen die Hütte, welche indessen in dieser Nacht eine Probe bestand, die für die Vortrefflichkeit ihrer Bauart und Einrichtung das beste und giltigste Zeugniß ablegte.

Unter den beiden Holzhauern, die mehr im Dunkel der Hütte saßen und bescheiden sich zurückhielten, war jetzt ein Flüstern vernehmbar.

„Erzählt's doch!" hörte ich den Einen zu dem Andern sagen. Ich ergriff die Veranlassung, ihm zuzureden, und als auch mein Freund einstimmte, hob endlich ein alter Mann zu erzählen an:

„In der Stadt pflegt man zu sagen: auf dem Dorfe gehe Alles so stille und ordentlich her, daß man kaum von solchen Dingen höre, wie sie sich in der Stadt leider alle Tage ereignen. Das ist wohl nicht ganz wahr. Menschen sind überall Menschen, und ihr Leid und ihre Fehler tragen sie überall mit sich herum, wie sie ihr Schatten begleitet. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe, die Ihnen beweisen wird, wie auch auf dem Dorfe sich Dinge ereignen, die das Menschenherz abschildern mit allen seinen Gebrechen.

„Ich bin daheim, wo der Donnersberg mit seinen schönen Buchenwäldern sich emporhebt, weithin das flache Land der Pfalz überschauend. Dort lag ein kleines, von pfälzischen Landen umschlossenes Gebiet, das Nassau-Saarbrückisch gewesen ist. Sie wissen ja, wie vielherrisch es bei uns zu Lande aussah, ehe die Franzosen

das Land nahmen. Meine Heimath ist ein ansehnliches Dorf in diesem kleinen Gebiete. Mein Vater war dort Holzhauer und ich folgte ihm in diesem Erwerbe und kam durch gar mancherlei Geschicke in diese Gegend, wo ich mich verheirathete und seitdem wohne. Der hauptsächlichste Beweggrund, warum ich meinen Heimathsort verließ und in die Ferne zog, war eben die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

„Man sagt, die Rheinpfälzer seien ein leichtsinnig Volk, und ich will es nicht in Abrede stellen, daß das in vielem Betrachte wahr ist. Das Leben ist lustiger, heiterer wie hier, und es geht ziemlich Alles oben drüber hin, ohne daß es tiefer unter die Haut dringt. So steht's auch häufig mit der Gesinnung und dem Gefühle der Leute. Eine Erfahrung mag für Viele reden!

„In unserm Dorfe wohnte, wie ich etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt war, eine Wittwe, deren Mann in einem Steinbruche am Donnersberge sein Leben verlor. Er und seine Frau hatten leichtsinnig in den Tag hinein gelebt, herrlich und in Freuden, wenn sie Geld hatten, und wenn sie keins hatten, legten sie sich krumm und darbten. Da denkt man nicht an die Zukunft, nicht an die Tage, von denen es in der Schrift heißt, sie gefallen mir nicht, und wenn sie dann endlich noch kommen, kriegt man unliebe Miethsleute und Tischgenossen, nämlich Mangel und Sorgen. So war es der Wittwe ergangen. Sie mußte im Tagelohn und mit Waschen ihr tägliches Brod verdienen und ihr Kind, ein liebliches Mädchen, erziehen. Lieschen wurde freilich nicht sonderlich gottesfürchtig erzogen, denn der Sinn ihrer Mutter war allezeit geblieben, wie er in der Jugend gewesen, und — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; auch darin fiel er nicht weit, daß Lieschen so bildhübsch war, wie ihre Mutter einst gewesen, ja, die Leute meinten, es sei noch hübscher, als sie einst war. Leichtsinnig und leichtfertig aber war's auch, das tadelten die Leute, obwohl sie anerkannten, daß man dem Mädchen eigentlich etwas Uebles nicht nachsagen konnte und sie unendlich gutmüthig war. Leichtsinnig und

gutmüthig zusammengemischt, gibt selten eine dauernd hübsche, schöne Farbe, sagt man bei uns im Sprüchwort.

„Als das Mädchen konfirmirt und aus der Schule war, that's die Wittwe Breier in die Stadt, wo es bei einer Verwandten blieb und das Nähen, Kleidermachen und Sticken lernte, und wie das Getieftel alle heißt, womit die Mädchen und Frauen sich abgeben. Der Gedanke war nicht übel, denn so sicherte sie ihrem Kind doch den Lebensunterhalt, mochte Gott über sie etwa heute oder morgen verfügen. Aber in der Stadt war das Lieschen bei Weitem so strenge nicht gehalten, wie es bei seiner Art und Weise hätte gehalten werden sollen. Die Verwandte war eine alte, gute, kränkliche Frau. Die bekam Sand in die Augen, blauen Nebel davor und Lieschen ging Gassaden. Leichten Staub weht leichter Wind in die Höhe — kurz, Lieschen kam höchst unmuthig heim, als seine Mutter erkrankt war. Sie pflegte sie zwar getreulich, bis sie genesen war, aber nun sollte Lieschen auf dem Dorfe bleiben — das war eine bittere Arznei. Sie sollte ihr Brod selbst verdienen, das forderte Ausdauer und die hatte sie nicht, und es fehlte an Unterhaltung, denn der Anblick des wunderholden Lieschens, mit den flammenden Augen fuhr wie ein Blitz in die Jungburschenherzen, und ich will es nicht leugnen, daß ich auch die Wirkung fühlte. Item, das schöne Lieschen war für mich zu alt. Auf dem Dorfe halten sich die Jahrgänge zusammen und selten greift einmal einer in die andern über. Sie sind im Umgange streng geschieden.

„In Lieschens Jahrgang waren Viele, besonders Bursche, und die waren alle gründlich in das Mädchen verliebt. Sie that's den Burschen mit ihren fackeligen Augen an. Sie hatte sie alle am Bändel — und doch keinen — denn sie liebte es, Allen lieb zu sein und keinen lieb zu haben. Das können sie bei diesen Umständen ermessen, daß sie viel beneidet wurde von den andern Mädchen, besonders von den reichen; aber eine Feindschaft gab's doch eigentlich nicht, und, wie groß auch oft der Neid war, etwas Uebles brachte er nie auf das Lieschen. Sie hatte bei ihrer Leichtfertigkeit

doch so eine Art, die die kecken Bursche gewaltig im Zaume zu halten wußte.

„Keiner konnte sagen, daß er mehr hätte, als der Andere, und Alle zappelten an der Angel, wie der gefangene Fisch. Nun geht das doch in der Regel nicht lange. Es kommt eine gewisse Zeit, da das Spassen alle ist und ein Mädchen an die Haube denkt und an den eigenen Herd.

„Die Breier's Wittwe hatte nichts als ihr geringes Hausgeräthe, denn sie wohnte auf Zins, und wäre sie auf einen Baum gestiegen, so hätten ihre Rechte an dem Boden ein Ende gehabt. Da ist's doppelt nöthig, dran zu denken, daß fünf Monate nach dem Mai der November kommt.

„So viel hatte doch die Breier's Wittwe sich abgesehen, daß der weise Salomo Recht hat, wenn er sagt: Es habe Alles seine Zeit. Sie sagte daher oft zu Lieschen: „Tändeln hat auch seine Zeit. Sieh' zu, daß es Dir nicht geht, wie Jener, die sieben Liebhaber, aber keinen hatte, der sie nahm."

„Darauf antwortete wohl das Lieschen einmal ganz schnippisch, aber es kam ihr doch vor, als sei ihre Mutter nicht weit von der Wahrheit.

„Zwei waren damals die eifrigsten Bewerber um ihre Gunst. Beide hatten sie herzlich lieb und Lieschen sie auch. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt's — aber es konnte auch heißen: Wer die Mutter für sich hat. Hier hieß es so.

„Lorenz Müller und Caspar Vogel hießen die Zwei. Grafen und Barone waren sie alle beide nicht, sondern Holzhauer, wie ich; aber es war eben doch ein Unterschied. Der Caspar war eine Waise; er hatte das Gnadenbrod bei einem Vetter gegessen, da er klein war — und jetzt, wo er erwachsen war, mußte er sich für ihn plagen. Das war er müde, denn der Caspar war zwar von Herzen, wie es schien, nicht böse, aber er war heftig, jähzornig, und dann gab's selten eine Schranke, die er nicht übersprang. Er wollte selbständig werden, eignes Brod essen und Lieschen heimführen. An

dem Gedanken hing seine Seele. Zwar reimt arm auf arm am Besten, aber im Leben reimt's doch übel, und wenn zwei Arme zusammen kommen, tragen sie am Hausrath nicht schwer. Caspar hätte seine Habe unter dem Arme tragen können oder, wie man sagt: er hätte sie in ein Berliner Kofferchen packen können, und das Lieschen hatte eben auch noch für Nichts gesorgt, nicht einmal ein eigenes Bettlein. Es putzte sich gerne und das kostet Geld.

„Der Lorenz Müller dagegen war reicher, das heißt, er hatte ein eigenes, niedliches, aber hübsches Häuschen, ein gutes Bette, einen Tisch und ein paar Stühle; aber er war Einer, der sich zu helfen weiß. Wenn der Caspar ledig aus dem Walde heimging, so trug Lorenz gewiß einen Lastkorb Spähne oder eine Last Reisig, was ihm der Förster erlaubt hatte; auch wohl eine Last Futter für seine Ziege, die er sich hielt und die ihm Lieschens Mutter fütterte, denn er war ihr nächster Nachbar.

„Für die Mutter war da die Wahl keine Qual, wohl aber für das Lieschen, das augenscheinlich mehr Neigung zu Caspar trug. Lorenz war ihr zu verständig und ruhig, seine Liebe nicht so feurig, wie die des Caspar. Beide Burschen fühlten es heraus, daß zwischen ihnen das Loos schwankte und haßten sich, wie grimmige Feinde. Beide waren aber ohne Widerrede die schönsten Burschen im Dorfe und manch anderes Mädchen wäre glücklich gewesen, wenn es einer von ihnen geliebt hätte; Lieschen hatte Beide und war dennoch nicht glücklich, weil sie in der Wahl zu keiner Entscheidung kam.

„Lorenz war endlich des langen Hinhaltens überdrüssig. Eines Tages, als Lieschens Mutter in sein Haus trat, um ihm, wie er sie gebeten hatte, die Ziege zu melken, bat er sie um ein Gespräch unter vier Augen, wozu sie gerne bereit war.

Man braucht nicht Rathsherr von Nürnberg zu sein, um sich vorzustellen, was das Gespräch betraf. Es galt die Werbung um Lieschen. Die Mutter hatte Gründe genug, Lorenz ihre Einwilligung zu geben und ihm zuzusagen, daß sie Alles aufbieten wolle,

Lieschen für ihn zu gewinnen. Was sie besonders bestimmte, war die Aussicht, daß sie es in ihren gebrechlichen Alterstagen bei Lorenz besser haben würde, als bei dem hitzköpfigen Caspar. Sie überlegte sich's, wie sie es anfangen wolle, um Lieschen der Anfrage des braven Lorenz geneigt zu machen, und als ihr Plan fertig war, ging sie an's Werk mit aller Klugheit. Da es Caspar merkte, daß sich die Wagschale auf Lorenz's Seite neigte, und ob er durch einen verzweifelten Schritt sicherer auf Lieschen wirken, oder ob er sich an ihr rächen wollte, ich weiß das nicht, und es ist mir nie klar geworden, aber das weiß ich, daß er mit einem Male aus Lieschens Hause blieb und einem anderen Mädchen zu Gefallen ging und Lieschen völlig unbeachtet ließ, ja, wenn er vorüber ging, nicht einmal nach dem Fenster sah, wo sie mit ihrer Näharbeit saß. Das war ein Stich, der in das Herz traf. In der Aufwallung gab sie dem Drängen ihrer Mutter nach. Lorenz kam und sie verlobten sich. Es war Samstag, als dies geschah und Sonntag Morgens rief sie der Pfarrer als Brautleute zum ersten Mal aus.

„Montags war Caspar spurlos verschwunden. Kein Mensch wußte, wohin er gekommen war und Niemand konnte es ahnen, da er keine Andeutung darüber hatte verlauten lassen. Anfänglich lief das Gerede durch's Dorf, er habe sich ein Leid angethan, aber es erwies sich bald als irrig, denn er hatte seine Kleider und Hemden mitgenommen.

„Lieschen war, als sie das Gerede hörte, völlig außer sich und gebehrdete sich wie eine Irrsinnige, da sie sich anklagte, die Ursache seines Todes zu sein; sie beruhigte sich aber scheinbar wieder, als sich jenes heillose Gerede als falsch erwies. Dennoch nagte ein Wurm heimlich an ihrem Herzen, denn nun erst erkannte sie das Maß seiner Liebe, deren Verlust ihn fort in die Welt trieb.

„Das waren schlimme Aussichten für den guten Lorenz. Sie zeigte zwar ihren Kummer nicht, aber wenn sie allein war, flossen ihre Thränen und in gar mancher Nacht mußte ihre Mutter sie mit harten und strengen Worten zurechtweisen. Sie duldete es stille,

obwohl sonst ihr Mäulchen fix war. Endlich wurde sie mit Lorenz getraut und kein König war glücklicher als er.

„Jedermann dachte, das werde eine recht glückliche Ehe werden. Lorenz verdiente schönes Geld, er war ein besonderer Liebling des Oberförsters und Lieschen konnte den Verdienst ihrer Nadel auch schon sehen lassen. Bewahrte sie der liebe Gott vor Unglück, so konnten sie sich etwas Schönes erwerben und ohne Sorgen in die Zukunft blicken; aber wie hatten sich die Leute verrechnet! Lorenz war und blieb die treue Seele, die voll und ganz an Lieschen hing. Er trug sie auf den Händen und ihre Mutter hatte die besten Tage von der Welt; anders war es bei Lieschen. Sie wurde alle Tage kälter, gleichgültiger und abgeneigter gegen ihren guten, braven Mann. Sie wurde launisch, mürrisch und unzufrieden. Nie gönnte sie ihm ein Wort der Liebe, nie einen herzigen Blick. Seine Freundlichkeit war ihr zuwider. Sie hatte oft rothgeweinte Augen und ihr träumerisches Wesen ließ es ahnen, was ihre Seele erfüllte. Wie unrecht und sündhaft sie handelte, bedachte sie nicht. Ihre Mutter hoffte eine Veränderung, wenn sie ein liebes Kind an ihr Herz legen könne. Diese Stunde des Segens kam, aber es starb schnell dahin und forthin blieb ihre Ehe kinderlos. Dies Mißgeschick vollendete das häusliche Unglück.

„Lorenz trug's mit schwerem Herzen und hoffte durch seine sich gleichbleibende Liebe sie zu gewinnen, aber leider, je länger je mehr zeigte sie eine abstoßende Widerwilligkeit gegen ihn. Sein Holzhauergeschäft brachte es mit sich, daß er oft Wochen lang seine Schwelle nicht betrat. Dann war es ihr ordentlich wohl. Was sie gegen ihn hatte — erfuhr nie ein Mensch. Vergebens redete ihre Mutter und der Pfarrer ihr in's Gewissen. Sie setzte ihnen ihre Thränen und ihr Schweigen entgegen. —

„So blieb's und die Jahre gingen und kamen. Die Zeit machte keine Aenderung, auch nicht der Kummer ihrer Mutter und ihres Mannes. Endlich starb ihre Mutter. Die Leute sagten: Das wird ihr Herz wenden! Sie irrten. Sie änderte sich nicht.

„Das Wahrscheinlichste war, daß sie zu glauben schien, ihre Mutter und Lorenz seien Schuld gewesen, daß Caspar zu der Andern ging, und hätten sie dann im ersten Augenblicke der eifersüchtigen Anfregung in ihr Netz gelockt. So sah sie sich als eine Ueberlistete, als eine Betrogene an, sich und Caspar, den sie doch wohl am liebsten gehabt hätte. So entstand die Abneigung gegen ihren Mann und die Abwendung von ihrer Mutter und die reiche Ernte des Elends und des Kummers für alle Dreie, die der Mutter das frühe Grab bereitete und zwei Herzen schied, die völlig dazu angethan waren, sich gegenseitig glücklich zu machen.

„Lange Zeit hörte man von Caspar nichts, gewiß über sechs bis acht Jahre; da kam die erste Nachricht von ihm zufällig in's Dorf.

„Es war an dem Tage des ersten Aufgebots von Lieschen und Lorenz, wo er in voller Verzweiflung fortgegangen. Wohin, das wußte er selbst nicht. So lange er Geld hatte, rannte er fort, immer nur bedacht, recht weit weg zu kommen von dem Orte seiner Qual. Das Geld aber wächst bekanntlich nicht nach von selber. Es kam nichts dazu und so nahm es ab. Mit Schrecken wurde er das gewahr, als er sich eben der Gegend von Saarbrücken näherte.

„Er war ein stattlicher, prächtiger Bursche, der Geschick und Kräfte hatte. Da er aus dem Lande am Donnersberge war, fiel sein Kommen nicht auf und er fand auf einem Eisenhüttenwerke Arbeit. Wäre er Werbern in die Hände gefallen, vielleicht hätte sein Schicksal eine andere Wendung genommen. Nun blieb er auf dem Hüttenwerke, wo man ihn bald als einen sehr brauchbaren Menschen erkannte. Er erlernte das Formen schnell und wurde bald einer der vorzüglichsten Former. Aber im Innern nagte und gohr es unermüdet fort. Es trieb ihn eine rastlose Unruhe um, und es war einem Trüpplein liederlicher Gesellen ein Leichtes, ihn in ihren Kreis zu ziehen, wo der Trunk und das Spiel mit gleicher Macht herrschten. So suchte er durch den Taumel der Trunken-

heit und die wilde Aufregung des Spiels sein Herz zu betäuben — indessen ist das eine Bahn, die schnell abwärts führt. Der Hüttenherr hätte ihn gerne weggeschickt, wenn er ihn hätte ersetzen und entbehren können. Das war aber nicht wohl thunlich, und so wurde er, trotz seiner Laster, geduldet. Einst lernte er ein Mädchen kennen bei'm Tanze, das einige Aehnlichkeit mit Lieschen hatte. Sie war aus dem Dorfe, eines Lehmformers Kind, hatte in Trier einige Jahre gedient, war gefallsüchtig und schlau und wußte Caspar so in ihr Netz zu kriegen, daß er sie heirathete. Leider hörte Caspar erst zu spät von ihrer üblen Aufführung in Trier. Das gab denn die Ursache zum Haber ab, und seine Trunksucht und Spielwuth fügte von seiner Seite neue Gründe zu, — kurz, sie lebten, wie Katzen und Hunde, wie man sagt; verbitterten sich das Leben über die Maßen und machten sich entsetzlich elend und unglücklich. Zwei Kinder waren aus dieser Haberehe entsprossen, die aber beide das erste Lebensjahr nicht erreichten. Der Haber wuchs aber auch in dem Grade, daß es als eine heilbringende Begebenheit angesehen wurde, als Caspars Frau starb. Sein Leben war nach und nach aber so völlig regellos geworden, daß er oft mehrere Tage nach einander „blau machte" und gar nicht aus dem Wirthshause kam. Da konnte denn doch die Rücksicht seines Brodherrn nicht weiter reichen. Er wurde entlassen und somit plötzlich brodlos.

„Das war denn doch gegen alle seine Rechnungen. Er hatte übrigens noch mehr Kraft und Selbstbeherrschung, als man ihm zutraute; denn er rührte keine Karte mehr an und betrat das Wirthshaus nicht mehr. Jetzt reuete es seinen Brodherrn, daß er ihn entlassen, und er ließ ihm sagen, wenn er so bliebe, wolle er ihn wieder in Dienst nehmen.

„Der Hüttenherr kannte Caspars wilde, unbändige Natur nicht. Er ließ ihm höhnend sagen: „Und wenn er ihm die Hälfte der Hütte anböte, nehme er keine Dienste mehr!"

„Eines Morgens war Caspar fort, und wieder wußte Niemand, wohin er sich gewendet.

„Seit seine Frau todt war, hatte er oft eine Art Heimweh empfunden. Er hatte es aber unterdrückt, weil er in seiner Heimath keinen Verdienst finden konnte, wie er ihn hier hatte. Dort blieb ihm nichts übrig, als Holzhauer zu werden. Jetzt, da das Band zerschnitten war, welches ihn an das Hüttenwerk gefesselt, erwachte das Heimweh in heftigerem Grade. Er konnte es kaum länger ertragen. Und so brach er einst in stiller Nacht auf und zog die Straße, welche er vor acht Jahren hierher eingeschlagen hatte.

„Eins aber fiel ihm auf die Seele, als er nicht mehr ferne von unserm Dorfe war — der Gedanke, Lieschen wieder sehen zu müssen, die für ihn verloren war. Doch — er richtete sich stolz empor und sagte zu sich: „Hast du dem Trunk und dem Spiele entsagt und sollst nicht Herr werden können über eines Weibes Anblick, das dich verschmäht hat?“ — Er schritt rasch zu und erreichte das Dorf am Abend. Ein Stübchen zu finden, hielt ihm nicht schwer, und der Holzhauermeister nahm ihn sogleich wieder an. So war denn vorerst für das Nothwendigste gesorgt. Die Nachricht: der Caspar ist wieder da! lief mit Blitzesschnelle durch's Dorf.

„Lieschen erglühte, als sie sie vernahm. Sie zitterte vor Erregung. Lorenz war abwesend im Walde. Sie konnte die Nacht kein Auge schließen.

„Er vermied es mehrere Tage, sie zu sehen, aber als sie sich sahen, waren die Jahre vergessen, die voll Leides und bitterer Erfahrungen zwischen damals und jetzt lagen; da waren die heiligen Pflichten vergessen und die glühendste Leidenschaft zog in beider Herzen ein, oder besser, sie erwachte neu, denn sie hatte leider nur geschlummert.

„In unsern Dörfern, wie leicht beweglich auch der Pfälzer ist, führt doch Zucht und Sitte noch ein strenges Regiment, und wehe

der Frau oder dem Manne, der des Wortes der heiligen Schrift vergißt: „Die Ehe soll ehrlich gehalten werden.“ Das ist aber doch hier nur ein Aeußerliches gewesen, denn innerlich war sie schon lange gebrochen.

„Lieschen war in der That schöner, als sie als Mädchen gewesen war, und Caspars verworfener Lebenswandel war nicht im Stande gewesen, seine Mannesschönheit ganz zu vertilgen. Man ahnete wohl, wie es um die Zweie stand, und daß alte Liebe nicht rostet, und dachte an das Sprüchlein:

„Es senget und brennet
Kein Feuer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß.“.

„Hundert Augen aber lauerten auf Lieschen und Caspar. Sie lauerten umsonst, und doch sagte sich Jeder heimlich, es sei, wie das Reimlein sage. Es war augenscheinlich ein neues Leben in Lieschen gekommen. Ihr Auge leuchtete und flammte wieder wie sonst, aber der arme Lorenz war ihr ein Dorn im Auge. Liebloser kann ein Weib ihren Mann nicht behandeln, wie sie ihn. Er trug's, wie er's lange schon getragen, und suchte noch immer durch Freundlichkeit ihr die Gelegenheit zum Zorne zu nehmen, aber es half einmal nicht. Sein Kummer lag vor Aller Augen und die Ursache auch. Wenn sie ihn nicht lieb hatte, warum heirathete sie ihn denn? fragten die Leute. Es ist aber ein leichtfertig Ding gewesen, sagten sie, das nie recht wußte, woran es mit sich selber war und stets mit dem unzufrieden, was es hatte. Gerade in dem Letztern lag das Unglück. Ich glaube, die Leute hatten Recht. Das Lieschen war ein verzogenes, verwöhntes, eiteles Ding. Als Mädchen war ihr Jeder zuvorkommend, freundlich und that ihr artig und schön; als Frau, versteht sich, hatte das ein Ende. Dazu kam die Art ihrer Trennung von Caspar; das Unrecht, was sie ihm glaubte angethan zu haben und die Macht seiner Liebe, die ihn hinaus in die Welt getrieben. Da saß sie denn zu Hause

alleine und hing ihren Gedanken und Hirngespinnsten nach, und das, was sie nicht hatte, erschien verklärt und doppelt schön und herrlich, und was sie hatte, das Beste selbst, war nichts werth.

„Ich weiß nicht, meine Herren," — sagte der Holzhauer, — „ob Sie solche Naturen gekannt haben? — Aber sie sind leider so selten nicht. So viel ist aber gewiß, glücklich sind und werden sie niemals.

„Ja, ja, bei Caspar war's eben so, daß verborgenes Feuer inwendig immer tiefer hinabbrennt. Je mehr er seine gottlose Liebe unterdrücken und beherrschen wollte, desto tiefer wurzelte sie und bäumte sich gegen ihn selber auf, wenn er Lieschen sah und nicht zweifeln konnte, wie sie gegen ihn gesinnt sei. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie sich heimlich sahen und daß ein verbrecherischer Umgang statt hatte; doch ist nie darüber etwas kund geworden. Man vermuthete es wohl.

„Daß Lorenz dem wilden Caspar ein Dorn im Auge war, weil er eben zwischen ihm und Lieschen stand, sie ihm entrissen hatte, das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; er zeigte seinen Haß aber nicht anders, denn daß er seine Nähe mied, wo er konnte. Wie es aber in Lorenz's Hause stand, nein, das war ein Jammer! In Lieschen's Herzen wuchs die Abneigung gegen ihren Mann täglich. Es fiel ihm kaum auf, denn er wußte es leider nicht besser. Womit er ihre Liebe verscherzt habe, wußte er nicht, weil er sich selbst und alle Welt ihm das Zeugniß geben mußte, daß in ihm auch nicht die geringste Aenderung eingetreten war. Er that ihr Alles zu Gefallen; es kam kein ungegohrnes Wort über seine Lippe; sanft und freundlich war er überall und allezeit gegen sie. Traf er sie manchmal weinend und fragte er sie: Warum weinst Du denn? Es drückt uns kein Mangel; ich arbeite fleißig und verthue nichts; ich suche jeden Deiner Wünsche zu befriedigen; ich gebe Dir kein hartes Wort, wiewohl Du so lieblos gegen mich bist; ich trage Dich auf den Händen. Meine Liebe ist noch so innig, wie sie war als ich Dich freite, und doch, doch — bist Du unglücklich

und es kommt mir vor, als ernte ich nur Haß für meine Liebe! Dann war es, als käme ihr eine bessere Einsicht. Sie reichte ihm ihre Hand, aber wollte er sie an seine Brust drücken, so entwand sie sich ihm und schauderte innerlich. So stand's, als der Herbst kam und die Holzfäller zu Walde zogen. Auch Caspar ging in den Wald, aber er und Lorenz kamen selten zusammen.

„Einmal fügte es sich, daß der Förster sie zum gemeinsamen Fällen einer starken Buche anstellte. Sie stand in einem sehr dichten Unterholze, in dem ich beschäftigt war, ohne daß Beide es wußten. Mir pochte das Herz vor Angst, ich wußte nicht warum, und ich will es gerne gestehen, daß ich meine Arbeit versäumte, um sie zu beobachten. Schon gleich im Anfange ihrer Arbeit entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen. Leider war ich nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, aber er bezog sich auf Lieschen. Caspar war heftig. Lorenz antwortete sanft. Die Angst meiner Seele wuchs, weil ich das Schlimmste befürchtete. Ich schlich mich fort, um den Förster zu suchen und ihn zu bitten, die Zweie von einander zu thun.

„Im Fortgehen war mir's, als hörte ich einen Schrei. Ich stand wie angefesselt und horchte mit namenloser Angst im Herzen; aber es blieb stille und ich hörte den Schall verdoppelter Axtschläge und lief, was ich laufen konnte; jenen Schrei aber hielt ich für eine Ausgeburt meiner Einbildungskraft. Den Förster fand ich erst nach einer halben Stunde athemlosen Umherlaufens. Er wies mich zornig zurück; aber in demselben Augenblicke gab es einen gewaltigen Lärm im Walde. Dem Förster wurde es denn doch unheimlich und wir liefen zurück.

„Der Holzhauermeister kam uns entgegen und rief: „Ach, was hat sich ein Unglück ereignet! Der Baum hat den Lorenz im Fallen zerschmettert! Es ist zum Entsetzen!"

„Ist er todt?" fragte hastig der Förster.

„Mausetodt!" war die Antwort.

„Wir eilten zur Stelle. Es war so. Der völlig zerquetschte

Leichnam lag da, und Caspar, bleich wie eine Leiche, erzählte den Hergang. Er habe, sagte er, Lorenz gewarnt, weil der hohe, kahle Stamm und die gewaltige, hohe Krone ein rasches Fallen habe vorhersehen lassen.

Als es krachte, sei er weggesprungen. Da aber der Baum nur noch schwach gehängt habe, so sei, trotz seines Widerrathens, Lorenz noch einmal auf den Rand der Vertiefung getreten und habe einen wuchtigen Hieb geführt. Darauf sei rasch der Baum gefallen und habe ihn unter seiner Last begraben. Er habe um Hülfe gerufen, worauf denn die Holzhauer zusammengeströmt seien und mit vieler Mühe den Leichnam hervorgezogen hätten.

„Ihr hättet ihn, da er todt war, müssen liegen lassen," sagte der Förster. „Daß er todt war, zeigte der völlig zerschmetterte Kopf. Das Gericht mußte ja kommen!"

„Was, Gericht?" rief Caspar. „Es ist ein Unglück, das das Gericht nichts angeht!"

„Der Förster schickte auch sogleich nach der Stadt.

„Am Nachmittage kam das Gericht. Es wurde untersucht, die Zeugen verhört und Caspar verhaftet.

„Mit der Rechtspflege, meine Herren," — sagte der Holzhauer — „stand es damals traurig genug. Ich wurde nicht verhört. Warum? — Ich weiß es nicht. Anzeige zu machen, hielt mich die Angst zurück, weil der Förster schwieg, der ja Alles so gut wußte, wie ich. Kurz — Caspar kam frei und als das scheinheilige Trauerjahr um war, wurde er und Lieschen ein Paar. Jetzt blühte sie wieder auf wie eine Rose und der ganze Himmel hing voller Geigen. Ging Caspar zu Walde, so gab es einen Abschied, als reise er in ein fremdes Land voll wilder Thiere; kam er zurück, so flog sie ihm entgegen und der Jubel war groß.

„Im Dorfe war darüber nur eine Stimme, und ob ich gleich Wort zu sagen wagte, so munkelte man doch hin und her viel immes, und ich hörte mehr als einmal: Wenn das so fort

geht, dann weiß man nicht, was man sagen soll! Alle braven Leute mieden das Paar, so viel sie konnten.

„Aber es kam so, wie die Leute vermutheten; nur im umgekehrten Verhältniß, wie es zwischen Lorenz und Lieschen gewesen war.

„Sie hing an Caspar mit einer geckigen Liebe; aber Caspar wurde immer ernster, einsilbiger und kälter gegen sie. Sie wollte durch das Verdoppeln ihrer Liebkosungen ihn wiedergewinnen, und das gerade stieß ihn mehr zurück. Das nahm reißend zu und die Nachbarn wollten gesehen haben, wie er sie, als sie ihm mit offenen Armen entgegen kam, zurückgestoßen habe, daß sie taumelte und schier hingestürzt sei.

„Caspar blieb wenig zu Hause. Im Walde trank er viel Branntwein, und war er im Dorfe, so saß er in der Schenke, kartete und trank bis er völlig betrunken heimkam. Dann machte sie ihm Vorwürfe und es kam zu empörenden, rohen, gewaltthätigen Auftritten. Es war so, als müsse Caspar das erwachende Gewissen im Trunke betäuben.

„Von der Zeit an konnte man an Lieschen auch eine recht große Veränderung wahrnehmen. Sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr; ihre Wangen blichen. Kummer und Unmuth wurden übermächtig und die Reue nagte an ihrem Herzen.

„Caspar kam zuletzt kaum mehr aus der Schenke. Der Verdienst ging hin und Lieschen litt oft bittere Noth zu dem Elende, dessen Last sie trug.

„Caspar war trotz dem Allen ein fleißiger Arbeiter im Walde. Einmal mußte ich mit ihm und einem Dritten eine Buche fällen. Der Baum war dem ähnlich, den er einst mit Lorenz zu fällen gehabt hatte. Ehe wir begannen, stand er lange in sich versunken da und betrachtete den Baum; dann schüttelte er sich, wie wenn ein Fieberfrost über ihn käme. Mit wahrem Widerstreben ging er an die Arbeit.

„Nehmt Euch in Acht," rief ich, als der Baum schon stark

angehauen war, „es könnte ein Unglück geben, wie damals, als der Lorenz umkam! Der Baum ist justement gerade so!“

Da schrie plötzlich Caspar: „Bube, was willst Du damit sagen?“ und sprang gleich einem Wüthenden mit geschwungener Axt auf mich ein.

„Ich trat einen Schritt zurück und fragte, ihn scharf ansehend: „Was wollet Ihr mit mir?“

„Warum nanntest Du den Lorenz?“ schäumte er vor Wuth.

„Weil ich durch den Baum daran erinnert wurde,“ sagte ich, „denn ich war damals nicht weit weg!“

„Da holte er mit der Axt nach mir aus, daß er, wäre ich nicht zurückgesprungen, mir den Schädel würde gespalten haben. Der Holzhauer sprang herzu und riß ihn zurück.

„Bist Du verrückt, Caspar?“ rief er aus. „Was that Dir der Junge?“

„Hast Du nicht gehört,“ schrie er, „was er gesagt hat?“

„Ich habe nichts darin gefunden, was übel gemeint wäre,“ sagte der Holzhauer.

„Ich aber,“ rief Caspar, glühend vor Zorn. „Er meint, ich hätte den Lorenz todt geschlagen.“

„Das sagt Ihr,“ rief ich; „aber ich habe es noch nicht gesagt.“

„Noch nicht?“ schäumte er; „also Du willst es noch sagen?“ Und wieder drang er wüthend auf mich ein.

„Darüber kam der Förster, der ihn sogleich aus dem Dienste jagte.

„Er ging mit furchtbaren Drohungen gegen mich, und sein Weg war in's Wirthshaus. Dort stieß er die schrecklichsten Drohungen gegen mich aus, und als er völlig trunken war, taumelte er heim. Zu Hause gab es sogleich die heftigsten Auftritte. Die Leute versammelten sich daselbst, wie das so geht, und viele hörten es, daß er ausrief: Du bist Schuld, daß ich den Lorenz todtgeschlagen habe. Du hast mich verlockt! Immer wilder wurde der Streit im Hause. So viele Leute auch dastanden, Niemand wagte

es, in das Haus zu gehen — bis ein gellender Schrei drinnen endlich die Leute zwang. Sie rissen die Thüre auf und ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen dar. Am Boden lag das junge Weib mit zerschmettertem Schädel und Caspar lehnte an der Wand.

„Seht, die hab' ich zum Schweigen gebracht! So geht's noch Einem!" Er nannte meinen Namen.

„Sein Maß war indessen voll. Die Leute überwältigten und banden ihn. Sie liefen nach dem Arzte und den Gerichten. Es war indessen längst zu spät für ärztliche Hülfe. Der erste Hieb war tödtlich, denn die Schärfe der Art hatte den ganzen Kopf gespalten.

„Caspar war nüchtern geworden während der einleitenden Vernehmungen. Als man ihn zu dem Körper der so schauderhaft Ermordeten brachte, sank er bewußtlos nieder. Nach vielen Bemühungen des Arztes kam er wieder zu sich, und nun bekannte er Alles.

„Mit Lorenz hatte er selbst den Wortstreit angefangen. Lorenz schwieg anfänglich zu Allem, aber als es ihm doch zu arg wurde, antwortete er ihm. Ein Wort gab das andere, bis Caspar in seine blinde Wuth gerieth und die umgekehrte Art dem Armen auf den Kopf schlug. Mit einem Schrei, den ich gehört hatte, stürzte er zusammen und war todt. Kaspar verdoppelte nun seine Hiebe an dem Baume und legte den Leichnam Lorenz's so, daß ihn der Stamm traf und zerquetschte. Von seiner Frau sagte er, sie sei ihm immer vorgekommen, als sei sie blutig. Sie habe ihn verlockt und seinen Haß gegen Lorenz gereizt in den heimlichen Zusammenkünften, und so habe sie zuerst den Gedanken des Mordes in ihm angeregt. Daher sei er denn auch so wüthend geworden, als sie ihn einen Mörder genannt habe.

„Jetzt," — sagte der Holzhauer, — „kann ich's kurz zusammenfassen. Der Prozeß ging zwar langsam, aber das Urtheil lautete auf den Tod durch das Beil. Es wurde an ihm vollzogen.

„Seitdem duldete es mich nicht mehr daheim. Die Erinnerungen waren zu schreckhaft für mich. Ich ließ mich hier nieder, um dort wegzukommen und es hat mich noch nicht gereuet.“

Der Holzhauer hatte seine Geschichte geendet. Sie hatte uns alle mit Grausen erfüllt.

Während draußen der Sturm noch immer aus vollen Backen blies und der Regen in Strömen fiel, streckten wir uns auf das Mooslager. Mein Freund schlief bald. Ich aber konnte den Schlaf lange nicht finden, denn die Bilder standen vor meiner Seele, die des Holzhauers Erzählung herauf beschworen hatte.

Hier endet der Abschnitt aus den Aufzeichnungen meines Großoheims, der überschrieben ist: „Eine Nacht in der Holzhauerhütte,“ und den ich hier ungeändert mitgetheilt habe.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

X.

Digitized by Google

Oertel, W.

W. O. v. Horn's

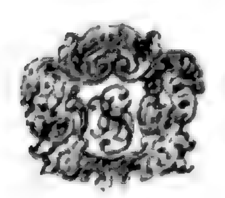
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Zehnter Band.

Mit einer Illustration.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

EMD

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Gui de Saint-Flour. Eine Novelle. (Hierzu eine Illustration) 1
Die erste Wohlthat 249
Im Walde. Erinnerungen aus dem Leben eines Forst-Eleven 263
Was mir einmal der Todtengräber erzählte . . . 303
Die Nacht im Bleich-Häuschen. Eine Geschichte . . . 333

Digitized by Google

Gui de Saint-Flour.

Eine Novelle.

(Hierzu eine Illustration.)

1.

Es war um die Zeit, welche unmittelbar dem Diner vorhergeht, als in einem der Seitengemächer des Speisesaals im Louvre eine lebhaft sich unterhaltende Gruppe in einer Fenstervertiefung stand. Die Sonne schien hell und klar auf das hohe Fenster und ihre Strahlen brachen sich in den Gluthfarben der Glasmalereien, welche das Fenster zierten, und warfen dadurch ein wahrhaft verklärendes Licht auf die Gestalten der Männer, welche jene Gruppe bildeten.

Wider dem steinernen Fensterkreuze lehnte mit verschränkten Armen der König. Ein bis zum Knie reichender Hermelinmantel hing lose an goldner Schnur um seine Schultern und bedeckte zum Theil das weiße Atlaswamms, das knapp um die Taille schloß, und von dem abwärts, aus gleichem Stoffe, die gebauschte Hose sich zog und in Stiefeln endete, deren unermeßliche Schnäbel weit hinausreichten und oben, gegen das Schienbein gekrümmt, sich umbogen, und in einer Geierklaue endeten. An reichem Wehrgehänge war das kostbare Schwert befestigt. Den Kopf deckte ein Barett von rothem Sammt, von dem weiße Federn herniederwallten. Seine Gestalt war von mittlerer Größe; das Gesicht nicht unschön, aber es trug die deutlichen Spuren einer raschen Lebensweise. Nur das dunkle Auge verrieth, daß es aufblitzen konnte, wenn die Leidenschaft ihm ihr Feuer lieh, und der ganze Ausdruck

des Gesichtes war der Art, daß man erkennen mochte, die Seele, die ihm den Stempel gab, war wilder Leidenschaft nicht fremd.

Rechts, in einiger Entfernung von dem Könige, standen zwei Geistliche, hohe Würdenträger der Kirche. Der Eine, groß, hager, mit anachoretischem Ausdruck und sehr strengen Zügen, war der Erzbischof von Paris, ein Mann in den Fünfzigern, angethan mit dem Gewande seiner Würde, wie es in die Situation paßte, zu welcher er hierhergekommen, nämlich, um der Gast des Königs zu sein. An seiner Seite, doch etwa einen halben Schritt zurück, stand der Beichtvater des Königs, im schwarzen Abbékleide; ein Mann von etwa vierzig Jahren, wohl genährt nnd blühenden Antlitzes, von untersetzter Gestalt, mit schlauem Gesicht und kleinen, schwarzen, stechenden Augen. Wenn die Haltung des Erzbischofs würdevoll war, und eine gewisse Energie, das Bewußtsein des Könnens, aussprach, so war die seine demüthig; aber aus dieser Demuth blickte ihr Gegentheil unverkennbar heraus, und wenn er den Blick jetzt an den Boden heftete, so mochte man vermuthen, er hänge Berechnungen und Plänen nach, deren Ziel ein goldener Krummstab sei. Links vom Könige stand der Marquis von Tavannes.

Die Gestalt des Marquis war noch ziemlich jugendlich, aber der Kopf, durchfurchten Antlitzes, schien einem Mann anzugehören, der jenseit der Dreißiger stand. Wenngleich muskulös, war seine Gestalt dennoch sehr beweglich, und der unheimliche Blitz seines Auges verrieth, daß er zu raschem Handeln bereit war; der Ausdruck seines Gesichtes war der eines wilden Fanatismus.

Der Erzbischof hatte eben einen längeren Vortrag geendet. Die eiserne Kälte seines Gesichtes war von der vollen Lebhaftigkeit seines Vortrags kaum verändert.

Der König hatte ihm zugehört und die tiefen Falten seiner Stirne, die auf die Augen sich herabsenkenden Brauen zeigten, der Eindruck war ein tiefer; aber freundlicher Natur war der

Inhalt der erzbischöflichen Rede nicht gewesen, und nicht der Eindruck, den sie zurückgelassen.

Eine Pause war eingetreten.

Nach einigen Secunden sagte der König mit ziemlich starker Betonung: „Wir haben das Wort der Kirche gehört, hören wir nun das des Adels auch. Herr Marquis von Tavannes, was haltet Ihr von dem, was der Herr Erzbischof geäußert?“

Tavannes mochte diese Wendung nicht erwartet haben. Er zuckte zusammen, verbeugte sich tief und sagte: „Zu viel Ehre, Sire, meine Meinung hören zu wollen, nach der gewiegten Rede des hohen Prälaten.“

„Uns gilt es, auch noch andere Meinungen zu hören, und wie Kirche und Adel des Staates Stützen sind, so soll auch, da die Erste geredet hat, der Adel des Reiches seinen Vertreter finden. Daß Wir Euch dafür erkennen, halten Wir für gerechtfertigt,“ sprach Heinrich II.

„Vollkommen!“ sprach der Erzbischof mit einem schnell vorüberfliegenden Lächeln zum Könige gewendet, der sein Wort halb an ihn, halb an Tavannes gerichtet hatte.

„Eure Majestät wollen es,“ sprach Tavannes, sich neigend, „so will ich nicht zurückhalten, was ich für Recht halte, und als den Ausdruck der Gesinnung des Adels vollkommen vertreten kann.“

Bei diesen Worten richtete er sich fest auf. Sein Auge wies eine dunkle Gluth, in seinen Zügen prägte sich die wilde Leidenschaft aus, die in ihm zu gähren begann.

„Sire,“ sprach er, „am innersten Lebensmarke Frankreichs nagt ein giftiger Wurm, der schonend, leider allzu schonend gehegt, wenn nicht gepflegt wurde. Thron und Kirche untergräbt sein giftiger Zahn, und wenn ihm nicht bald der Kopf zertreten wird, so wird seine Macht kaum mehr zu bewältigen sein. Sire, Eure Majestät weiß, wen ich meine!“

Der König nickte ihm zu. „Ihr bewegt Euch,“ sprach er

darauf zu Tavannes, „in allgemeinen Sätzen. Wir wünschen, daß Ihr das Gesagte begründetet und auch über die Mittel Euch äußertet, jenem giftigen Wurme das Haupt zu zerschmettern.“

„Der Calvinismus, Sire,“ hob Tavannes zu reden an, „hat bei den halben Maßregeln wie ein Unkraut gewuchert und um sich gegriffen. Das ist nicht bloß im Calvados, in den Sevennen, in der Dauphiné unter dem Volke geschehen, sondern auch unter den Augen der allerchristlichsten Majestät. Verkappt schlichen anfänglich die Genfer Emissäre herum; jetzt wagen sie es, jene Verkappung abzuwerfen; heimlich hielten sie früher ihre Versammlungen, in denen ihre Prädikanten ihre Lügen und ketzerischen Lehren vortrugen und das Sakrament höhnten — jetzt thun sie es fast öffentlich, fast ohne Scheu, und wenn ihre Anzahl früher nach Hunderten zu berechnen sein mochte, so geben jetzt schon Tausende den Maßstab an die Hand. Es ist klar vor Aller Augen,“ fuhr er fort, „daß, wie früher bloß der Mittelstand des Volkes die Stätte war, wo diese Lehren ihren Herd fanden, jetzt in die Kaufmannschaft, in den Adel, die Beamten, ja bis in die Parlamente, bis an die geheiligte Krone hinan, die ketzerische Gemeinschaft ihrer Verzweigungen hat. Blicken Eure Majestät in das Parlament von Paris, da sitzen die Protestanten und geben keckes Zeugniß von ihrem Glauben und ihrer Gesinnung. Die Klugen schweigen noch und verhüllen, was sie im Innern tragen; die Eifrigen sprechen es keck aus und fürchten einen Arm nicht mehr, dem sie die zermalmende Kraft und Schwere nicht zutrauen!“

Des Königs Auge blitzte auf, und mit Unwillen sagte er: „Herr Marquis, vergesset nicht, vor wem Ihr redet!“

Der Marquis beugte sich tief. „Vergeben Eure Majestät, wenn ich vielleicht im heiligen Eifer für meinen Glauben zu weit ging und mich vergaß; mein treues Herz weiß davon nichts. Fordert mein Herzblut, und es soll für seinen königlichen Herrn fließen!“

Der augenblickliche Unmuth des Königs ging schnell vorüber.

„Die Ketzerbrut soll es erfahren, daß der Arm, den sie gelähmt glaubt, noch zermalmende Kraft hat," sprach er mit einem Nachdrucke, der deutlich wahrnehmen ließ, wie die Funken gezündet hatten.

Der Hofmarschall mit den Pagen erschien, dem Könige zu melden, daß er den Beginn des Diners nur zu befehlen habe.

„Laßt uns gehen, meine Herren!" sagte er. „Die nächste Zukunft wird es lehren, was wir thun, und aller Welt zeigen, daß Frankreichs König der Kirche treuester Sohn ist!"

Er schritt den Flügelthüren zu und, leuchtende Blicke wechselnd, folgten die Herren dem Gebieter.

Eben als diese Unterredung stattfand, ereignete sich eine Scene in einem prunkvollen Cabinete des Louvre, die mit dieser im engsten Zusammenhange stand.

Die Wände dieses Cabinetes waren mit Gobelins behangen, welche in den glühendsten Farben die üppigsten Scenen der griechischen Mythologie dem Auge vorführten. Die Geräthe waren von der kostbarsten Art in Stoff und Form. Die prachtvollsten Teppiche bedeckten den Boden und rosenrothe Behänge der Fenster zauberten ein wunderbares Licht, ganz geeignet, die Reize der Bewohnerin in reichstem Maße zu erhöhen.

In einer schwellenden Causeuse lag halb, halb saß sie — ein reizendes Weib in einem Anzuge, der die üppigen Formen recht hervorhob. Sie konnte nicht mehr auf den Schmelz der ersten Jugend Ansprüche machen, aber dennoch war sie außerordentlich reizend, und das geistreiche, schöne Gesicht mußte den besiegen, der es wagte, hineinzublicken, besonders in das Auge, das eine bezaubernde Wirkung übte.

Es war Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, die unumschränkte Beherrscherin seines Herzens, seines Willens, seines Reiches.

Nahe bei ihr saß ein junger Abbé, ein Bild namenlos Schönheit. Sein trunkenes Auge ruhte auf Dianen. Ihre wu

dervoll geformte, weiße, kleine Hand ruhte in der seinen und die glühenden Küsse, welche sie bedeckten, ließen auf eine Vertraulichkeit schließen, die weniger in seiner Würde, als in den Vorzügen jener äußeren Erscheinung gegründet zu sein schien.

„Herr Abbé!“ rief Diane, ihm die Hand entziehend und mit dem Zeigefinger drohend, „Ihr vergeßt gänzlich, was Euch zu mir führte!“

„Ich möchte den sehen, dem es an meiner Stelle anders erginge!“ sprach der Abbé in einem Tone, welcher seine Stimmung rechtfertigen sollte und ein selbstzufriedenes Lächeln über die schönen Züge der Herzogin führte, die die Schmeichelei fühlte.

„Schmeichler!“ rief sie und die rosigen Spitzen ihrer Finger berührten die Wange des Abbé mit leisem Schlage.

„Reden wir jetzt von Anderem! Ihr sagtet, Ihr hättet ein wichtiges Wort mit mir zu reden?“

Der Abbé ermannte sich und sagte: „Ja, gnädigste Frau, ich kam, um die Nothwendigkeit verschiedener Schritte Euch an's Herz zu legen. Es ist der Ausdruck der Gesinnung des Herzogs von Guise, wie des Cardinals. Es muß etwas Ernstes geschehen, damit nicht immer frecher der Protestantismus werde, der nach den höchsten Stellen greift, die Macht an sich reißt und Frankreich in zwei Heerlager spalten will.“

Diane hörte sinnend zu; aber man mochte es erkennen, wie diese Worte mit ihrer Gesinnung harmonirten.

„Die Kirche allein vermag es nicht,“ fuhr der Abbé in glühender Begeisterung fort. „Ihr fehlt der Arm der Gewalt, das Schwert der Rache und Vernichtung. Beides gehorcht Eurem Winke, wie sich ihm jedes Herz beugt. Reichet der Kirche Eure Macht dar und der Sieg ist gewiß. Wenn dann die Mächtigen unter den Ketzern gebeugt, zertreten, gefallen oder des Landes verwiesen sind, so sind ihre Güter und Schlösser — Euer!“

Diane sah mit aufblitzendem Auge den Sprecher an.

„Ich wiederhole es — Euer!“ — setzte er mit großem Nachdrucke hinzu.

„Und was hofft Guise von solchen Schritten?“ fragte sie listig lächelnd.

Der Abbé hatte wieder ihre Hand gefaßt, beugte sich auf sie, und drückte seine heißen Lippen in langem Kusse darauf.

Jetzt richtete er sich auf und blickte in das sieggewohnte Auge der Herzogin.

„Ich müßte nicht ganz Euch angehören,“ lispelte er, „wenn ich nicht darauf antworten sollte. — Macht! — Aber was hilft ihm eine Macht, die zu brechen Euch nur einen Wink kostet, wenn sie sich vergessen sollte? In dieser reizenden Hand ruht der Kappzaum, der sie zügelt. Ihr hat noch kein Ehrgeiz, keine Herrschaft, kein Streben nach Oben hin Widerstand zu leisten gewagt. Wo aber eigentlich die Macht, wie der Reichthum Euch zufällt; wo Ihr, wie die Kirche, so den Adel Euch verbindet; wo Ihr solche heilbringende Dienste Frankreich leistet, da, mein' ich, sollte die Wahl entschieden sein!“ —

„Sie ist es!“ sprach Diane von Poitiers mit der ganzen Entschiedenheit ihres Wesens und erhob sich.

Auch der Abbé war aufgestanden, aber seine Blicke schienen in diesem Augenblicke das hinreißende Weib zu verschlingen.

„Geht,“ sagte sie liebreich, „sagt das dem Herzog. Die Stunde meiner Toilette naht.“

„Kann ich denn?“ fragte schmelzend der Abbé.

„Ihr müßt,“ versetzte sie mit zauberischem Lächeln. „Solche Opfer der Hingebung werden nie verkannt.“

Der Abbé drückte die reizende Hand an seine Lippen und verschwand durch eine Tapetenthüre, welche die Gobelins dem Blicke entzogen. Diane sah ihm mit Befriedigung nach, wiegte das Haupt einigemal nach Vornen, lächelte in den großen Spiegel und klingelte ihren Damen. —

Die Folgen dieser beiden Scenen traten bald auf den Scha-

platz des Lebens. Schneller als Alles rief sie ein Ereigniß hervor, das sich im Parlamente von Paris zutrug, dessen Wurzeln aber in den Unterredungen zu suchen waren, die der König mit dem Erzbischof und Tavannes, Diane von Poitiers mit dem Abbé gehabt, während im geheimen Closette des Königs der Beichtvater seine Thätigkeit entwickelt hatte, jene Fäden in seiner Hand vereinigend. —

Der König kannte die Namen der Ketzer im Parlamente von Paris, sowohl derer, die kein Hehl hatten, als derer, die es noch nicht wagten, ihre Ueberzeugung rückhaltlos hervortreten zu lassen. Durch einen eclatanten Schritt sollte ihre Vernichtung eingeleitet werden; denn im Parlamente saßen Männer von Geistes- und Rednergaben, wie sie Frankreich nicht wieder aufweisen konnte; hier wurden die Interessen des Glaubens beleuchtet, vertreten, gewahrt mit der Macht des Wortes, welches Herz und Geist in gleichem Maße überwältigte und manche Blitze fuhren aus diesen Mauern heraus und zündeten dort im Volk ein Licht, das hell und hoch aufflammte. Die Feinde des Evangeliums erkannten vollkommen klar, wie wichtig es sei, wenn die Kräfte, welche sich der Ausführung des die Protestanten vernichtenden Edictes von Escouan, dem schon da, wo sich keine Macht entgegenstämmte, Ströme Blutes hingemordeter Protestanten, auflodernde Scheiterhaufen todesmuthiger Bekenner des Evangeliums gefolgt waren, in dem Parlamente von Paris entgegenstellten, besiegt würden; denn das Parlament hatte bis jetzt der Ausführung dieses blutigen Edicts einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt.

Seit König Carl, dem Achten, bestand in Betreff des Parlamentes von Paris eine ganz eigenthümliche, die Macht des Parlamentes beschränkende Einrichtung. Am letzten Mittwoche des Monats (Dies Mercurii, daher der Name: Mercuriale) begab sich der königliche Generalprocurator feierlich in die Sitzung des Parlamentes, hörte den Verhandlungen zu und zog dann diejenigen [Gl]ieder, welche etwa sich verfehlt, zur Rechenschaft. Er übte

dabei eine große Gewalt, die selbst bis zur Entsetzung vom Amte reichte. Es ist unzweifelhaft, daß durch diese Einrichtung die Selbstherrlichkeit des Parlamentes gebrochen war und die menschliche Rücksicht auf die Stellung irgendwie der Zunge Fesseln anlegte, aber auch der königlichen Macht Vorwände lieh, mißliebige Personen sofort zu entfernen, unangenehme Debatten zu beseitigen und so ein Ziel zu erreichen, auf welches man lossteuerte. Das Edict von Escouan war im Bereiche des Parlamentes von Paris noch nicht zur Ausführung gekommen, weil dasselbe sich ihm widersetzte oder doch die Bekenner des Evangeliums in seinem Schooße. Gerade die besten Köpfe, die glänzendsten Redner, die entschiedensten Charaktere gehörten dieser Partei an, und wie oft auch die Versuche erneuert wurden, es schien, als bräche sich die Gewalt der Brandung an einem Felsen.

Die vereint wirkenden Parteien des Clerus, der Guisen, Dianen's von Poitiers und des Königs hatten sich vereinigt, noch einmal das Edict von Escouan vor das Parlament zu bringen und es so geleitet, daß an der Mercuriale, also gerade am letzten Mittwoche des Monats, wo der Generalprocurator der Sitzung beiwohnte, die Verhandlungen darüber die vollste Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Die Sitzung hatte begonnen. Die Fanatiker jener Parteien hatten bereits Alles aufgeboten, die Nothwendigkeit des Einschreitens gegen die Ketzerei in's Licht zu setzen; Gründe auf Gründe hatten sie gehäuft, um dem Verfolgungsedicte die Hindernisse seiner Ausführung wegzuräumen; aber auch von der protestantischen Seite erhoben sich jetzt die Männer, die als Zierden des Parlaments galten, und schlugen jene Gründe nieder, daß an kein Aufsehen mehr zu denken war. Was indessen an stichhaltigen Gründen mangelte, das mußte blinde Wuth ersetzen, und so entstand ein Kampf der Meinungen und Interessen innerhalb der Mauern des Parlamentes, wie ihn die Geschichte dieses Institutes noch nicht aufgewiesen hatte. Die Leidenschaften waren auf beiden Seiten entfesselt; die scharfen Pfeile des Wortes flogen herüber r

platz des Lebens. Schneller als Alles rief sie ein Ereigniß hervor, das sich im Parlamente von Paris zutrug, dessen Wurzeln aber in den Unterredungen zu suchen waren, die der König mit dem Erzbischof und Tavannes, Diane von Poitiers mit dem Abbé gehabt, während im geheimen Closette des Königs der Beichtvater seine Thätigkeit entwickelt hatte, jene Fäden in seiner Hand vereinigend. —

Der König kannte die Namen der Ketzer im Parlamente von Paris, sowohl derer, die kein Hehl hatten, als derer, die es noch nicht wagten, ihre Ueberzeugung rückhaltlos hervortreten zu lassen. Durch einen eclatanten Schritt sollte ihre Vernichtung eingeleitet werden; denn im Parlamente saßen Männer von Geistes- und Rednergaben, wie sie Frankreich nicht wieder aufweisen konnte; hier wurden die Interessen des Glaubens beleuchtet, vertreten, gewahrt mit der Macht des Wortes, welches Herz und Geist in gleichem Maße überwältigte und manche Blitze fuhren aus diesen Mauern heraus und zündeten dort im Volk ein Licht, das hell und hoch aufflammte. Die Feinde des Evangeliums erkannten vollkommen klar, wie wichtig es sei, wenn die Kräfte, welche sich der Ausführung des die Protestanten vernichtenden Edictes von Escouan, dem schon da, wo sich keine Macht entgegenstämmte, Ströme Blutes hingemordeter Protestanten, auflodernde Scheiterhaufen todesmuthiger Bekenner des Evangeliums gefolgt waren, in dem Parlamente von Paris entgegenstellten, besiegt würden; denn das Parlament hatte bis jetzt der Ausführung dieses blutigen Edicts einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt.

Seit König Carl, dem Achten, bestand in Betreff des Parlamentes von Paris eine ganz eigenthümliche, die Macht des Parlamentes beschränkende Einrichtung. Am letzten Mittwoche des Monats (Dies Mercurii, daher der Name: Mercuriale) begab sich der königliche Generalprocurator feierlich in die Sitzung des Parlamentes, hörte den Verhandlungen zu und zog dann diejenigen Mitglieder, welche etwa sich verfehlt, zur Rechenschaft. Er übte

dabei eine große Gewalt, die selbst bis zur Entsetzung vom Amte reichte. Es ist unzweifelhaft, daß durch diese Einrichtung die Selbstherrlichkeit des Parlamentes gebrochen war und die menschliche Rücksicht auf die Stellung irgendwie der Zunge Fesseln anlegte, aber auch der königlichen Macht Vorwände lieh, mißliebige Personen sofort zu entfernen, unangenehme Debatten zu beseitigen und so ein Ziel zu erreichen, auf welches man lossteuerte. Das Edict von Escouan war im Bereiche des Parlamentes von Paris noch nicht zur Ausführung gekommen, weil dasselbe sich ihm widersetzte oder doch die Bekenner des Evangeliums in seinem Schooße. Gerade die besten Köpfe, die glänzendsten Redner, die entschiedensten Charaktere gehörten dieser Partei an, und wie oft auch die Versuche erneuert wurden, es schien, als bräche sich die Gewalt der Brandung an einem Felsen.

Die vereint wirkenden Parteien des Clerus, der Guisen, Dianen's von Poitiers und des Königs hatten sich vereinigt, noch einmal das Edict von Escouan vor das Parlament zu bringen und es so geleitet, daß an der Mercuriale, also gerade am letzten Mittwoche des Monats, wo der Generalprocurator der Sitzung beiwohnte, die Verhandlungen darüber die vollste Thätigkeit in Anspruch nähmen.

Die Sitzung hatte begonnen. Die Fanatiker jener Parteien hatten bereits Alles aufgeboten, die Nothwendigkeit des Einschreitens gegen die Ketzerei in's Licht zu setzen; Gründe auf Gründe hatten sie gehäuft, um dem Verfolgungsedicte die Hindernisse seiner Ausführung wegzuräumen; aber auch von der protestantischen Seite erhoben sich jetzt die Männer, die als Zierden des Parlaments galten, und schlugen jene Gründe nieder, daß an kein Aufstehen mehr zu denken war. Was indessen an stichhaltigen Gründen mangelte, das mußte blinde Wuth ersetzen, und so entstand ein Kampf der Meinungen und Interessen innerhalb der Mauern des Parlamentes, wie ihn die Geschichte dieses Institutes noch nicht aufgewiesen hatte. Die Leidenschaften waren auf beiden Seiten entfesselt; die scharfen Pfeile des Wortes flogen herüber und

hinüber — als sich plötzlich der beste Redner des Parlamentes, der geistreichste Anhänger des Evangeliums — der bis jetzt geschwiegen hatte, der Parlamentsrath Claude de Viole, Herr von Saint-Flour, erhob. Vor ihm hatten die gewichtigen Stimmen der Parlamentsräthe Ferrier, du Faure, du Bourg und Andere geredet; aber als de Viole sich erhob, entstand eine Todesstille. Die Gesichter der Gegner wurden bleich, die der Bekenner des Evangeliums strahlten, denn Alle wußten es, wenn Viole redete, war der Sieg für seine Sache keine Secunde mehr zweifelhaft.

Als eben Viole im heißesten Flusse seiner Rede für die Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner Glaubensgenossen war, und hier der lebhafteste Beifall, dort Zorn und Wuth sich auf den Gesichtern malte, öffneten sich die Flügelthüren und der Huissier des Parlaments rief in den Saal hinein: „Seine Majestät der König!"

Mit dem ganzen Pompe der Majestät, begleitet von dem großen Gefolge, trat der König an der Stelle des Generalprocurators ein. Das Parlament erhob sich. Der Ruf: „Es lebe der König!" hallte im Saale wider.

Dieser unerwartete Eintritt des Königs machte den verschiedenartigsten Eindruck. Während eine momentane tiefe Stille auf der Versammlung ruhte, sah man hier bleiche, angsterfüllte Gesichter, dort triumphirende, mit hämischem Lächeln und Siegesfreude.

Nach einer kurzen Begrüßung der Versammlung flog ein Blick des Königs über sie hin, der einen finstern, gefahrdrohenden Ausdruck hatte. Er nahm mit bedecktem Haupt auf der erhöhten Estrade Platz. Sein Cortege ordnete sich und mit einem herrischen Tone befahl er, daß man da fortfahre, wo sein Eintritt die Verhandlung unterbrochen habe. Jetzt schwoll denen der Muth, die so nahe am Unterliegen gewesen waren, und, ihres Hinterhaltes gewiß, schleuderte der wilde Fanatismus seine Blitze gegen die Ketzer, die so siegreich erst kurz gekämpft, und die man jetzt für muthlos hielt.

Aller Augen waren jetzt auf de Viole gerichtet. Das bleiche

Antlitz war noch bleicher geworden; aber das dunkle Auge sprühte Blitze einer mächtigen Begeisterung. Immer rascher fuhr er mit der Hand über den schönen Bart, der sein Kinn zierte und die fieberische Bewegung, in der er war, ließ Außerordentliches erwarten. Jetzt erhob er sich von seinem Sitze, der gerade dem Könige gegenüber sich befand. Jedermann kannte diesen Mann, der unerschütterlich in seinen Grundsätzen und im Erfüllen seiner heiligen Pflichten, sich nie vor einer weltlichen Macht gebeugt, aber mit Kraft und Schärfe des Geistes eine wunderbare Beredtsamkeit verband; der nie der Wahrheit etwas vergab und bereit war, lieber als Martyrer zu sterben, als das Zeugniß für seinen heiligen Glauben da nicht abzulegen, wo etwa persönliche Gefahr drohte. „Wahr ist es,“ sprach er mit volltönender Stimme und mächtigem Feuer, und das Auge schoß Blitze unter den dunklen Brauen hervor, die sich tief herabsenkten, „wahr ist's, daß der Verfolgungsgeist das Vaterland in grenzenlose Verwirrung stürzt; aber wer löst die Bande gesetzlicher Ordnung? Wer bewaffnet die friedliche Hand des Bürgers zum Schutze seiner heiligsten Güter? Die thun es, die die gottverliehenen, heiligen Rechte des Menschen mit Füßen treten, die den Bruder, der anders denkt und glaubt, zu Schaffoten und Scheiterhaufen schleppen; Gott gab die Freiheit des Gedankens; Gott verlieh die Freiheit des Glaubens und Ihr wollt ihn in Fesseln schlagen! Ihr wollt mit fleischlichen Waffen den Geist bannen in Formen, und den neuen Wein in die alten Schläuche zwingen, die er zertrümmert, weil sie alt und faul sind. Friedliche Unterthanen, treue Bürger sind die Protestanten; aber Eure Verfolgung bewaffnet die Hand mit dem Schwerte, die friedlich mit dem Pfluge den Acker furchte, oder im Gewerbe nützlich thätig war; Eure Priester sind es, die, weil sie nichts vermögen gegen das siegende Wort Gottes, Die einkerkern, hinschlachten, verbrennen, verbannen, die dies Schwert des Geistes führen; das ist die alte Art, die von den Albigensern her sich als die leichteste empfiehlt; aber das schuldlos vergossene Blut schreit um Rache zum Himmel! Und dort ist der

Vergelter, dessen Arm nicht verkürzt ist und den erreicht, heute oder morgen, der frevelt.

„Ich bekenne es freudig, hier vor Gott und Menschen, daß ich der Kirche angehöre, die am reinen Worte Gottes hält, als an dem Gute, das Menschengewalt nicht antasten kann. Mögen sie den Leib tödten, den Geist können sie nicht morden, und wie einst in den Tagen der Christenverfolgung, so wird aus dem Blute der Martyrer eine Saat aufgehen, die die Ohnmacht der Menschengewalt bezeugt. Das Palladium der Kirche ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit, und ihr ewig dauerndes Fundament das Wort Gottes, welches die Pforten der Hölle nicht zu erschüttern vermögen. Lasset uns das freie Bekenntniß unseres Glaubens — und der Friedensengel schwingt seine Palme über Frankreichs schönes Land; treuere Unterthanen hat kein Fürst der Erde. Die innere Zerrüttung endet, und der Gewerbfleiß, den meine Glaubensgenossen in das Land gebracht, wird seine Segnungen über Frankreich verbreiten. Das Edict von Escouan stößt den Dolch in Frankreichs edelste Eingeweide. Es säet Haß, Mord, Blut — seine Ernte ist Fluch, Fluch, Fluch! Verwüstung und Elend sind seine Folgen. Den Bruder hetzt es gegen den Bruder, den Geist der Hölle, den Fanatismus beschwört es herauf, und seine bluttriefende Geißel wird Frankreich zu Tode hetzen. Und wer trägt die gräßliche Schuld?" —

Er hielt inne. Die heftige Erregung seines Innern gab dem bleichen Gesichte, das von schwarzem Haare umwallt war, den Ausdruck, der an einen Propheten Israels erinnerte. — Und noch einmal fragte er nach dieser Pause, in der man den Schlag der allseitig, wenn auch verschiedenartig erregten Herzen vernehmen konnte:

„Wer trägt die Schuld? Mit den Worten des Propheten Elias spreche ich, wie er zum gottlosen Ahab sprach: Du bist's, der Israel verwirret!" —

Sein stechender Blick traf den König, daß er den seinen nieder-

schlug und bleich wurde wie eine Leiche. Er saß da wie der Sünder vor dem Richterstuhl eines Reinen, dessen Wort ihn zermalmend traf, wie einst David vor Nathan, als dieser sagte: Du bist der Mann des Todes!

Die Versammlung war, wie wenn sie erstarrt wäre. Aller Blicke ruhten auf dem Könige. Heinrich II. rang, seine Fassung wieder zu gewinnen und einen Entschluß zu fassen, aber er vermochte es nicht. Er hob die Sitzung auf und verließ in fieberhafter Bewegung den Saal. Erst jetzt erhob sich ein wilder Tumult. Die Anhänger der Guisen wollten über Viole herfallen, aber eine Phalanx stand um ihn. Die Unentschiedenen waren zur Entschiedenheit gekommen. An seinem Feuer war das ihre entzündet worden. Sein Muth hatte den ihrigen gehoben und mit sich fortgerissen.

Du Plessis-Mornai trat zwischen die Parteien. „In diesen Räumen," sagte er, „hat immer die Wahrheit ihre Zufluchtsstätte gefunden und das Recht die seine. Entweihet die Räume nicht! Gebt nicht das Beispiel, daß die Nation Euch nachahme und ein Strom Blutes sich über Frankreich ergieße!" —

Dies Wort aus diesem Munde wirkte Wunder. Wenn auch in wilder Erregung, verließ dennoch die Versammlung den Saal, ohne das Recht der freien Rede schmählich zu verletzen.

Was sich im Parlament ereignet, trug schnell das Gerücht durch Paris. Fast kein Haus, keine Hütte gab es, wo nicht die Begebenheit verhandelt wurde. Wie auch der Glaubenshaß viele Herzen beherrschte, der kühne Freimuth Viole's, dem Könige gegenüber, weckte Sympathien, wo man es nie hätte glauben sollen und der Protestantismus gewann an diesem Tage mehr Herzen, als er sonst in einem Jahre würde gewonnen haben.

Aber im Louvre, in dem Hotel des Herzogs von Guise, in dem Palaste des Erzbischofs war Alles in einer Bewegung, die unerhört war. Da drang man auf kräftige Erfüllung des Edictes von Escouan; da forderte man blutige Sühne; da sprach man von

beleidigter Majestät und Hochverrath, und aller Grimm wandte sich gegen Viole, über dessen Haupte das Schwert des Damokles an einem Haare hing. Der Verhaftsbefehl wurde ausgefertigt, und als die Nacht ihren Schleier über Paris breitete, nahte das Verderben dem Mann, der es gewagt, die Wahrheit dem König in das Angesicht zu sagen.

2.

Es schien, als stehe die Natur im Einklange mit dem Menschenherzen. Ein Gewitter hatte sich über Paris gesammelt, das Blitz auf Blitz entsandte. Der Donner rollte, furchtbar dröhnend, über der Stadt. Der Sturm tobte durch die Straßen, daß kaum ein Wanderer Widerstand leisten konnte, und in den Kaminen war ein Heulen, als ob die Geister der Hölle lebendig geworden wären — und doch fiel kein Tropfen Regen. Es schien, als sei das Gewitter gebannt über der unermeßlichen Stadt.

Erst gegen zehn Uhr hatte der Donner aufgehört und die Blitze zückten nicht mehr. Das Geläute der Glocken hatte aufgehört und ein sanfter Regen, der jedoch nur einige Augenblicke währte, tödtete den Staub, der sich sonst bei jedem Tritt erhob.

Der Parlamentsrath de Viole saß an dem Bettchen seines Kindes, eines vierjährigen Knaben, und blickte auf den friedlichen Schlummer des Kindes mit stillem Sinnen. Dieser Knabe war das einzige Gut, welches er aus den Trümmern seines Glückes gerettet hatte. Sein geliebtes Weib war ihm gestorben. Nun hing seine Seele mit dem ganzen Reichthum seiner Liebe an dem Knaben, den sie ihm gelassen. Er hielt die Hand des Kleinen, der so ruhig schlief, und sein Herz wogte in der Erinnerung an das, was heute geschehen. Allmälig traten die Ereignisse dieses bedeutungsvollen Tages klarer hervor in ihren Einzelheiten; daß aber ihm eine Gefahr drohe, ahnte er nicht.

Da klopfte es heftig an des Hauses Thüre; der Bediente

öffnete, und rasch traten zwei Männer herein, deren Einer in wenig Sprüngen die Stiege droben war und ohne Weiteres in Viole's Gemach trat. Als er ihn hier nicht fand, eilte er in das Cabinet, wo Viole in tiefen Gedanken an seines Kindes Bette saß.

„Viole," sprach er, „wie möcht Ihr so sorglos hier bei Eurem Kinde sitzen, während Eure Feinde Euer Verderben bereits beschlossen haben? Lohn' es Euch Gott, was Ihr heute thätet, aber nun gilt es auch, die Folgen Eures Wortes von Euch fern zu halten. Euer Urtheil ist gesprochen — der Tod!"

„Ich stehe in Gottes Hand," sagte ruhig der Parlamentsrath und blickte mit der vollen Seelenruhe des guten Bewußtseins in das Auge du Plessis-Mornai's.

„Wie?" rief der treue Freund, „Ihr wollt ruhig das erwarten, was ein wüthender Feind Euch bereitet? Wollt Ihr in der Bastille den langsamen Hungertod sterben, nachdem Euch die Folter alle Glieder zerrissen?"

„Ich fürchte sie nicht!" sagte Viole.

„An Eurem Muthe zweifelt Niemand," rief du Plessis-Mornai; „aber dient Ihr damit dem Glauben, dem Vaterlande, daß Ihr Euch, statt Euch ihm zu erhalten, hinschlachten lasset?"

„Ihr fürchtet zu viel!" sprach Viole. „Sie werden es nicht wagen!"

„Nicht wagen?" fragte Mornai. „Der Verhaftsbefehl ist ausgefertigt und in Tavannes' Händen. Glaubet Ihr, daß der zögere? Um Gotteswillen, eilet! Jede Minute ist kostbar! Blickt hin auf dies schuldlose Kind! Ihr seid sein Alles, Vater und Mutter. Sie hat es eingebüßt, wollt Ihr ihm die letzte, die einzige Stütze rauben? Wollt Ihr es den Händen Eurer Feinde überliefern?"

Viole erbebte.

„Ferrier, du Faure und du Bourg sind geflohen," sprach dringender Mornai.

„Was sagt Ihr?" fragte aufspringend de Viole.

„Sie sind schon jenseits der Barrieren von Paris," fuhr Jener fort, „und Ihr weilet noch?"

„So weit also ist es gekommen," sagte Viole mit schmerzlichem Ausdrucke, „daß Frankreich seine Söhne ausstößt! Aber es ist so. Die Sterne lügen nicht! In ihren wunderbaren Stellungen stand das geschrieben. Ja, mir wird es klar; ich muß fliehen, um meines Kindes willen muß ich."

„So eilet um Gotteswillen, ehe es zu spät ist," rief Mornai und drängte ihn.

Er gab endlich nach. „Ich will fliehen," sagte er, „aber nur mit meinem Knaben. Wie wird das möglich sein?"

„Ich kannte Euer Vaterherz, Viole," sagte Mornai, „und habe die nöthige Fürsorge getroffen, daß kein Hinderniß in den Weg treten kann. Nur Eile thut Noth; denn zögert Ihr länger, so ereilen sie uns, und Ihr und Euer Kind, Ihr seid Beide verloren."

Das wirkte.

Viole ordnete nun schnell das Nöthige, packte Geld und Papiere ein.

Mornai rief die beiden Diener. Das Kind wurde geweckt und, durch das Zureden des Vaters beruhigt, ließ es sich in einen Mantel hüllen. Wenige Minuten später traten sie in die Nacht hinaus. Es war finster wie im Grabe. Der schlaftrunkene Knabe war in des Dieners Armen bald wieder eingeschlafen. Du Plessis-Mornai schritt vor den Dreien her.

Durch abgelegene, dem Parlamentsrath unbekannte Gassen und Gäßchen, durch Passagen und über freie Plätze wandelten sie in raschem Schritt. Endlich hörten sie deutlich das Plätschern der Wellen der Seine, die sich, noch aufgeregt von dem wilden Sturm, am Ufer brachen.

„Gott sei gelobt!" sagte halblaut du Plessis-Mornai zu Viole, „wir sind dem Ziele nahe! Möge er gnädig über uns wachen!" —

Noch eine kleine Straße wanderten sie so fort, dann bogen sie in eine dunkle Gasse, die sich dem Ufer zusenkte.

Hier blieb du Plessis=Mornai stehen und hustete dreimal. Drunten am Ufer wurde ihm in eben der Weise geantwortet. Jetzt faßte er de Viole's Hand und langsam schritten sie das abschüssige Pflaster hinab.

Hier trat ihnen eine dunkle Gestalt entgegen.

„Wie viel Uhr ist's?" fragte der Unbekannte.

„Beinahe Mitternacht!" entgegnete du Plessis=Mornai.

Ohne weitere Fragen kehrte der Unbekannte gegen den Fluß zurück und mehrere Andere traten aus einem großen Kahn an's Ufer.

Die Fliehenden wurden hineingeleitet, und nachdem sie sich niedergesetzt, schoben die Schiffer den Kahn vom Ufer los — sprangen hinein, und während Einer das Steuer ergriff und die Anderen die Ruder einsenkten, flog der Kahn über die Wellen hin, an den noch erleuchteten Häusern vorüber und nicht lange, so lag Paris hinter ihnen.

„Wohin führt Ihr mich?" fragte Viole.

„Ueberlaßt vertrauensvoll mir Alles," entgegnete du Plessis=Mornai, und spornte die Ruderer zu rascher Fahrt.

Endlich trat an beiden Ufern der Seine der Wald auf. Der Mond leuchtete im ersten Viertel genug, um dies zu erkennen.

„Die Gefahr ist nun für's Erste vorüber," sprach Mornai zu Viole; „aber dennoch thut die Eile Noth; denn schon mit grauendem Tage werden Euch auf allen Wegen Verfolger nachgesendet. Wenn Ihr nicht einen bedeutenden Vorsprung gewinnen könnt, so ist all unser Mühen umsonst. Welche Richtung gedenkt Ihr einzuschlagen?"

„Die nach der Auvergne," erwiederte Viole. „Auf Saint=Flour kann ich wenigstens einen reiflich erwogenen Plan zur Reife kommen lassen."

„Wenn Ihr auch dorthin geht," sagte der edle Freund, „so

dürft Ihr dort nicht weilen. Geht nach England. Das ist das Einzige, was ich Euch rathen kann. Diane von Poitiers lechzet nach Euren und der übrigen Entflohenen Gütern. Nur zu bald werden ihre Agenten erscheinen."

„Wohl mögt Ihr Recht haben," sagte Viole nach einigem Besinnen; „aber die Berge der Auvergne sind reich an Schlupfwinkeln. Dort ist meine Heimath; dort habe ich treue Freunde; dort kenne ich vom edlen Waidwerke her jeden Schlupfwinkel, und mögen sie kommen und suchen, uns finden sie nicht; allein ob das auf die Dauer ausreiche, bezweifle ich selbst. Es wird mir aber nicht schwer werden, über La Rochelle nach England zu entkommen."

Wieder trat eine Stille ein und Jeder schien einen Fluchtplan zu ersinnen.

Mittlerweile hatten sie eine Stelle erreicht, wo dunkler Hochwald nahe an das Ufer der Seine herantrat. Die Sichel des Mondes stand am Rande des Horizonts, und das fahle Licht fiel auf das Ufer. Die Wolkenmassen, welche noch in Paris den Himmel schwarz bedeckt hätten, waren verzogen.

Das scharfe Auge des Schiffers am Steuer entdeckte eine menschliche Gestalt am Ufer. Eine Wendung des Steuers schob den Kahn in die Mitte des Stromes. Hier ließ er die Ruder einziehen und den Kahn ruhig auf dem Zuge der Wellen hingleiten. Als der Kahn der Stelle gegenüber war, pfiff der Steuermann dreimal in kurz abgestoßener Weise. Sein Ton wurde ebenso erwiedert und schnell machte nun der Kahn eine Schwenkung gegen das Ufer und legte bei.

„Beinahe zweifelte ich an Eurem Entkommen," sagte näher tretend der Unbekannte. Er reichte den Austretenden seine Hand und half ihnen an's Ufer.

„Ist Alles bereit?" fragte Mornai.

„Wie Ihr befohlen!" erwiederte der Mann.

„Wartet hier," befahl du Plessis-Mornai den Schiffern und ging mit Viole und den beiden Dienern in den Wald. Eine

Strecke wanderten sie in dem Dunkel hin; aber es war ein Pfad, der nicht zu verfehlen war. Endlich erreichten sie einen freien Raum im Walde. Dort standen Rosse zur Flucht bereit.

„Mornai," sprach Viole, „der ächte Freund wird erst in den schwersten Lebensstunden erkannt. Ihr seid ein solcher. Manchmal kamet Ihr mir räthselhaft, unentschieden vor. Vergebt, ich that Euch Unrecht!" —

Mornai drückte Viole's Hand. „Der Schein trügt," sagte er. „Ich habe erkannt, daß ich so unendlich mehr nützen kann. Ich bin oft und viel verkannt worden und werde es wohl noch oft erfahren müssen; aber in mir, in der eigenen Brust, liegt mein Trost in solchen Fällen. Nicht Jeder vermag, was Andere können; aber steht Jeder treu auf seinem Posten, so kann das Uebel gedämmt werden. Ihr habt mich erkannt. Glaubt an mich, welch Licht auch auf mich fallen möge. Nun aber müssen wir scheiden. Gott schütze und geleite Euch. Seid seiner Gnade empfohlen."

Viole hielt seine Hand fest in der Seinen. Seine Lippe zitterte und eine Thräne trat in sein Auge.

„Edler Mann," sagte er, „ich weiß es, uns führt die Hand Gottes wieder zusammen. Was Ihr gesagt, ist nicht leer verhallt. Nehmt meinen innigsten Dank. Möge Gott aus meiner Rettung keine Gefahr für Euch hervorgehen lassen. Gott segne Euch!"

Stumm preßten die Männer sich gegenseitig an die Brust, dann wandte sich Mornai und verschwand im Wald. Er erreichte das Boot wieder und fuhr quer über den Fluß. Drüben wartete seiner ein Diener mit Pferden, und ehe es lebendig in den Straßen von Paris geworden war, hatte er die Gegend erreicht, wo Viole's Wohnung stand.

Welch' ein Anblick bot sich ihm hier!

Zertrümmert waren alle Geräthe, zerschlagen die Spiegel und Fenster; selbst die Bilder der Ahnen des Parlamentsrathes waren in Stücke zerrissen. Seine Habe war geplündert und geraubt. Die Wohnung bot ein Bild grausenhafter Zerstörung und, wie er

so dastand, tief ergriffen von dem, was er sah, schlichen zwei Diener des Entflohenen herbei, die zur Zeit der Flucht auswärts waren. Auch sie hatten die Wuth seiner Verfolger erfahren durch schwere Mißhandlungen. Sie flehten Mornai um Schutz und Unterhalt an.

„Seid getrost,“ sprach der edle du Plessis-Mornai, „Ihr sollt, bis bessere Tage kommen, in meine Dienste treten.“

Diese Aussicht richtete die Armen wieder auf, und sie erzählten nun, wie kaum wenige Minuten nach der Entweichung ihres Herrn sie heimgekehrt seien und ganz betäubt von dem Schrecken, daß sie das Haus offen und keine Seele darin gefunden hätten, dagestanden wären. Niemand habe ihnen ja sagen können, wohin er entwichen. Der Gedanke habe sie gefoltert, daß seine Feinde ihn nach der Bastille geschleppt, da auch sie in der Stadt gehört, wie er, dem Könige gegenüber, für seine Glaubensgenossen geredet. Dieser Furcht und Qual seien sie indessen bald entrissen worden; denn wenige Augenblicke später sei ein wilder Haufe in das Haus gestürmt, den Marquis von Tavannes an seiner Spitze. In allen Räumen des Hauses habe man gesucht; sie habe man geschlagen, gestoßen, mißhandelt und gefordert, daß sie sagten, wo ihr Herr sei. Als sie das nicht gekonnt, habe man mit Folter und Kerker gedroht. Endlich habe denn doch der Marquis eingesehen, daß er ohne ihr Vorwissen entflohen sein müsse. Wüthend darüber, daß ihm sein Schlachtopfer entgangen, habe er das Haus und Alles, was es enthalten, dem Haufen preisgegeben und sei dann hinweggeeilt, um mit Berittenen nach allen Richtungen hin die Entflohenen zu verfolgen. Da nun die wüsteste Plünderung erfolgt sei, wäre ihnen Gelegenheit gegeben worden, sich den Unholden durch Entfernung zu entziehen, und erst gegen Tag seien sie in die zerstörten und ausgeraubten Räume zurückgekehrt.

Du Plessis-Mornai hörte mit Entsetzen diese Erzählung an, und verließ dann mit den Dienern Viole's die Stätte, wo es die Ereignisse bezeugten, was den edeln Bewohner würde erwartet

haben, wenn er das Unglück gehabt hätte, in ihre Hände zu fallen, die ihn so bodenlos haßten.

Während sich dies hier zutrug, war dort am Ufer der Seine der Wald nicht lange Zeuge der Vorbereitung zur weiteren Flucht.

Der Diener, den Mornai hier mit den Rossen hatte warten lassen, war ein treuer, zuverlässiger Mensch. Zwar mit der Auvergne unbekannt, wußte er doch in den Gegenden, welche sie zuerst zu durchreisen hatten, genau Bescheid. Jeder Wald, jeder Schlupfwinkel war ihm bekannt. Ein Saumroß trug Lebensmittel und Erquickungen. Mornai hatte Alles vorgesehen. Um sich möglichst unkenntlich zu machen, mußte de Viole seinen Bart abnehmen, seine Kleidung mit der im Lande üblichen vertauschen. Selbst die Pferde waren der Art, daß sie durch Schönheit und edle Race kein Aufsehen erregen konnten. Am Tage rasteten sie meist in den Wäldern oder auf einzelnen Höfen und Mühlen, und in der Nacht setzten sie ihre Reise fort. Und als sie endlich jene Gegenden erreichten, wo die zerklüfteten, verbrannten Berge der Auvergne begannen, da wurde Viole selbst der Führer des kleinen Zuges.

Was ihn am Schwersten bekümmert, die Besorgniß, sein Kind, sein theurer Gui, werde die Reise erschweren, verschwand gänzlich. Das Kind freute sich der wechselnden Umgebung; freute sich, bei seinem Vater sein zu können, den es in Paris selten gesehen, und so ging die Reise ohne Abenteuer, ohne Gefahren und leichter vorüber, als er zu hoffen gewagt. Daß der edle du Plessis-Mornai für die beiden Diener, für seine Habe sorgen werde, durfte er mit Zuversicht voraussetzen, und so kam es, daß seine Seele leicht wurde, als er die Kegelberge seines Heimathlandes vor sich sah.

3.

Die Auvergne ist eins jener Gebirgsländer, wo die Natur, Gott allein weiß in welchen Zeiträumen, eine Werkstätte furchtbarer Gewalten hatte; wo die Zerstörungen durch vulkanische Eruptionen einen Umfang, eine Macht und eine Dauer nachweisen, die den Beschauer in eben dem Maße in Erstaunen setzen, als sie ihn mit Entsetzen erfüllen. Ungeheuere Krater zeigen die Herde jener Erschütterungen, die diese Berge zerklüfteten, jener Lavafelder, die, einst im Feuerflusse, weithin die Hochebenen bildeten, die Thäler ausfüllten, das Leben der Geschöpfe zerstörten, Wälder verbrannten und nun den öden Anblick gewähren, der die Seele mit Schauern erfüllt. Wo das Feuer rastlos hervorquoll, da hat ein anderes Element seine Stätte gefunden. Das Wasser hat viele der bodenlosen Krater ausgefüllt und Seen fluthen da, wo einst das Feuer waltete. Mächtige Tuffsteinlager dehnen sich aus. Der Bimmsstein bedeckt weite Strecken und Basalte erheben ihre seltsamen Säulengebilde oft auf den Spitzen der Bergkegel in grotesken Formen.

Wo die Macht der athmosphärischen Einflüsse einwirken konnte, ist der Proceß der Verwitterung seit den Jahrtausenden wirksam gewesen, in fruchtbare Erde die Lavafelder umzuwandeln und noch heute, in dem Zeitpunkte der Begebenheiten aber, denen diese Blätter gewidmet sind, noch viel mehr, bedecken und bedeckten mächtige Waldungen diese Gegenden, wo die Bevölkerung noch ziemlich vertheilt war.

Einzelne Kegelberge erheben sich wie Pyramiden gen Himmel und weithin reicht das Auge in die wilde Landschaft von ihrem Gipfel.

So lag in fast gleicher und ansehnlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefort, Couladez, la Voute und Longert in einem sehr breiten, von Lava theilweise erfüllten Thale, welches ein sich weithin ziehender Bergrücken von beiden Seiten einschloß, und gerade da, wo es einen weiten Kessel bildete, ein einzelner hochaufstrebender Kegel. Basalte und Trachite traten hier und da

in wilden, zerklüfteten Gestaltungen an seinen Seiten zu Tage, während sonst ein dichter Buchenwald ihn bekleidete. Er war schwindelnd hoch und fiel so jäh ab nach allen Seiten, daß er völlig unzugänglich schien, sah man ihn aus der Ferne. Erst in der Nähe gewahrte man einen im Baumschatten versteckten, sich rings um den Berg aufwärts windenden Weg, der aber an vier Stellen durch Thore gesperrt war, welche feste Thürme vertheidigten.

Oben hatte er einst einen Krater; aber die Zeit, wo aus seinem Schlunde Flammen emporstiegen, lag weit in der Zeiten Ferne. Verwitterndes Gestein von seinen Rändern war hineingestürzt in den Zuckungen, welche wohl noch lange nach dem Erlöschen der kleineren Vulkane die Ausbrüche der mächtigeren hervorriefen. So hatte sich im Laufe der Zeit diese Tiefe ausgefüllt und eine Ebene gebildet, wo die Pflanzenwelt ihre Riesen emportrieb, als die kampflustigen Zeiten des zehnten und eilften Jahrhunderts den Gedanken gebaren, mächtige Burgen auf Höhen und Gipfel unzugänglicher Berge zu Schutz und Trutz zu erbauen. Auch auf dieser Höhe entstand eine solche Burg, von deren ersten Anfängen so wenig, als von denen, die diesen kühnen Gedanken gehegt und ausgeführt, die Chroniken der Mönche der zahlreichen Klöster des Landes zu erzählen wissen.

Es waren Mauern für die Ewigkeit gebaut. Ganze Felsblöcke hatte der unzerstörbare Mörtel verbunden zu einem Ganzen, und eine solche Mauer umschloß in bedeutender Höhe und in gleichen Entfernungen von Thürmen beschützt, die ganze Rundform des abgestutzten Kegelberges.

Innerhalb dieser äußern Mauer zog sich in engerem Kreise eine zweite, noch höhere. Fallbrücken verbanden diese beiden Mauern, die an ungeheuren Ketten, im Falle eines Ueberfalls, aufgewunden werden konnten. Die Thürme der inneren Mauer standen so, daß, aus der Ferne gesehen, fast ein Thurm an dem andern stand, das heißt, sie nahmen ihre Stelle genau zwischen den Thürmen der äußeren. In dem Kreise, der sich innerhalb der zweiten Mauer bildete, befand sich ein geräumiger Hof und an diesen schloß sich zu beiden Seiten

ein großer Garten an, welcher bis an die großen Gebäude hinlief, welche sich an der schroffsten, der abendlichen Seite des Berges, an die innere Mauer lehnten, überragt von einem mächtigen runden Thurme, dessen Haupt in ungeheurer Höhe über alle Thürme und Mauern hinausblickte.

Links von diesem Hauptthurme zogen sich die Wohnungen der Knappen und Reisigen hin, nebst den Ställen und Vorrathshäusern. Rechts aber stand, mit einem breiten Balcone geziert, das spitzgiebelige Ritterhaus, mit weiten Hallen, Sälen und Wohngemächern, deren Einrichtung jedoch dem feinern Geschmack einer spätern, luxuriösern Zeit ihre ursprünglichen Formen hatte zum Opfer bringen müssen.

Da erblickte man die mächtigen Kamine, die des Steinmetzen Meißel verziert hatte mit Darstellungen von Schlachten, phantastischen Thiergestalten und Frucht- und Blumengewinden oder Trophäen von Waffen seltsamer Form; da sah man an den Wänden die dauerhaften Ledertapeten, in die goldene Darstellungen gepreßt waren. Da stand an den langen Wänden das Schreinwerk von massivem Holz, an dem der Schnitzer seine Kunst geübt hatte, und die Stühle mit hohen, ausgearbeiteten Lehnen und schwellenden Kissen von derbem Damaste. Da hingen an den Wänden kostbare Rüstungen in blankem Stahle mit eingelegter, herrlicher Arbeit. In dem Schreinwerke fesselten den Blick hinter den hellen Glasscheiben die Schüsseln, Teller und Pokale aus edlem Metalle, häufig mit den schönen Bildwerken getriebener Arbeit oder dem schönen Niello verziert, wie nur die italische Kunst die Geräthe der Tafel schmückte, und aus den Fenstern leuchteten die Malereien in den brennendsten Farben, durch welche der Sonnenstrahl herrlich gebrochen wurde. Alles athmete hier einen Wohlstand; alles wies auf einen gediegenen Reichthum hin, wie er nur alten, mächtigen Familien eigenthümlich war. Das war die Burg Saint-Flour, dem edelsten Geschlechte der Auvergne, den de Viole's zuständig, und so weit das Auge von-

den Zinnen des Wartthurmes reichte, erkannten Land und Leute diese Familie als ihre angestammte Herrschaft.

Die Zeiten der mittelalterlichen Kämpfe waren indessen längst zu Grabe gegangen, aber nicht die Burg, welche Zeugniß von der Macht und dem Reichthum des Geschlechtes gab. Es gehörte zu ihrem Stolze, zu ihrer Lebensaufgabe, sie zu erhalten, wie sie aus fernen Zeiten, stets in jungfräulicher Reinheit, nie erobert, nie besiegt, den späteren Sprossen des alten Stammes war überliefert worden. Reich begütert, wie in der Auvergne, so in der Dauphiné, war die Familie in zwei Aeste auseinander gegangen. Die Güter in der Dauphiné beherrschte die ebenfalls mächtige Burg Arbeque, welche auf steiler Höhe unweit Pont de Royan lag.

Der Ast, welcher sich de Viole de Saint-Flour nannte, bewohnte die Burg dieses Namens in der Auvergne; der andere Ast nannte sich de Viole d'Arbeque und blühte auf dieser Burg in der Dauphiné.

Als von Genf aus das Licht der Reformation in Frankreich Eingang fand, gestaltete sich hier ein Verhältniß, wie es vielfach sich erwies.

Die Familie de Viole hatte nur noch zwei Repräsentanten, einen Herrn de Viole d'Arbeque und Claude de Viole de Saint-Flour. Jener war nie in die verschlungenen Wege der Wissenschaft eingetreten. In dem Stolze seines alten Stammes verachtete er die Schätze des Erkennens und Wissens. Ihm galt es nur, den Adel in seiner Reinheit und Würde zu erhalten, in den Kriegen des Königs Fahnen zu folgen, und manchen Ruhm hatte er sich erworben. Gleichalterig mit ihm, war Claude de Viole de Saint-Flour zu anderen Thätigkeiten des Geistes geleitet worden. Der Durst des Wissens drängte ihn, in die Schachte der Wissenschaften hinabzusteigen, und sein Lehrer hatte ihn früh in die Gebiete der Astrologie eingeführt, welche er später mit besonderm Eifer verfolgte. Noch in den reiferen Jahren, nachdem ihm die Sorbonne ihre Weisheit eröffnet, war er hinüber nach Genf geeilt,

und hier hatte der nie rastende Trieb des Erkennens ihm das Evangelium erschlossen, an dessen heiligem Gottesquelle sein Geist die vollste, reichste Befriedigung fand. d'Arbeque war in vielen Beziehungen einer andern Gesinnung ergeben — stolz auf seinen alten Adel, und diese verschiedenen Richtungen hatten die Wirkung hervorgebracht, daß eine unübersteigliche Kluft ihre Herzen trennte. Sie wurden sich völlig fremd, ja noch mehr, ein glühender Haß entzweite sie völlig, der jedoch anderen Wurzeln entwuchs.

Claude de Viole de Saint-Flour war ein Feuerkopf. Die Hand zu einer Ausgleichung zu bieten, war seine Sache nicht. Er bedurfte seines Vetters so wenig, wie dieser ihn nöthig hatte. So blieben sie geschieden.

Claude de Viole lebte auf seiner Burg Saint-Flour, jagte in seinen weiten Forsten und trieb Astrologie, die er in Genf bei einem alten Spanier, welcher Aceredo hieß, eifrig fortgesetzt hatte. Er vertiefte sich in seine Studien so sehr, daß er in Gefahr war, ganz dem Leben und einer, seinen reichen Kenntnissen entsprechenden Laufbahn entzogen und entfremdet zu werden.

Da ereignete sich Etwas, und dies Ereigniß gab seinem Leben eine andere Richtung.

Seine Besitzungen grenzten an die Güter einer andern edlen Familie der Auvergne. Seit Jahren schwebte ein Prozeß über das Eigenthum eines ausgedehnten Waldes. Die von Oudraque bestritten das Recht der Viole's an diesen Wald. Bereits alle Instanzen hatte der Prozeß durchlaufen, und die Kosten desselben, wie eine Reihe von Unglücksfällen, hatten den Wohlstand der Familie d'Oudraque gänzlich untergraben. Nun wurde er vor dem Parlamente zu Paris verhandelt, und alle Aussichten waren dafür, daß Viole ihn gewann. Er selbst eilte nach Paris, um seine Rechte zu vertreten.

Der Glanz und das Feuer seiner Beredtsamkeit, unterstützt unzweifelhaften Documenten, welche er in dem Archive zu

Saint-Flour gefunden, machten ihn zum Sieger in diesem Rechtsstreit und — leiteten die Blicke des Kanzlers de l'Hopital auf das eminente Talent des jungen Mannes.

Eines Abends trat ein alter, ehrwürdiger Parlamentsrath in seine Wohnung.

„Ich komme," sagte der ehrwürdige Mann, „Euch Glück zu wünschen zu dem glänzenden Siege, den Ihr vor den Schranken des Parlaments errungen. Ich würde Euch auch zu der bedeutenden Vermehrung Eures Besitzes Glück wünschen, wenn ich könnte."

Viole stutzte.

„Warum könnt Ihr das nicht?" fragte er mit Erstaunen. „Haltet Ihr es für ein Unrecht, Herr Parlamentsrath?" —

„Das nicht," sagte der Greis, „denn Euere Documente sind unzweifelhaft. Sie weisen Euch den rechtmäßigen Besitz zu; ich selbst habe das Urtheil fällen helfen; aber es stürzt einen edlen Greis in das tiefste Elend. Der alte d'Oubraque ist bettelarm durch dies Urtheil geworden und vollends durch die ungeheueren Kosten desselben, die er zu tragen hat. Der würdige Mann ist gebeugt, wie ich noch nie einen Menschen gesehen habe. Und er steht nicht allein in der Welt. Sein Unglück zieht sein schuldloses Kind mit in den Abgrund — oder überliefert es den Lastern des Hofes, denn Diane von Poitiers, gerührt von der Lage des Mädchens, will es in den Kreis ihrer Damen aufnehmen. Ihr wißt, was das heißt. — Ein anderer Ausweg ist nicht übrig. Ich habe heute heiße Thränen in den Augen des Greises und des Mädchens gesehen." —

Viole stand betroffen da.

„Ihr seid ein Ehrenmann," sagte er; „Ihr wärt der Freund meines Vaters. Ihr wißt, ich setzte Alles daran, mein Recht zu erlangen, nicht den Wald. Gott hat mich gesegnet. Sagt dem Greise, daß ich auf den Wald zu seinen Gunsten verzichte und ihm morgen die Urkunde einhändige. Sagt ihm das. Seine Thränen würden mir auf der Seele brennen."

Der edle Parlamentsrath du Bourg umarmte den jungen Mann mit tiefer Rührung.

„Ich kannte Euch, Viole,“ sagte er mit bebender Stimme. „Ihr seid meines Freundes würdiger Sohn. Ich wußte, daß es nur dieser Mittheilung bedurfte, um diese Wendung herbei zu führen. Kennt Ihr d'Oudraque?“

„Nein,“ sagte Viole. „Ihr wißt, daß der Rechtsstreit eine Kluft zwischen uns bildete, die uns seit länger denn fünfzig Jahren schied.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte du Bourg; „aber ist es recht, daß eine solche Feindschaft fortdauere? Wahrlich, nein!“

„Sehr wahr,“ sagte Viole. „Ich bin bereit, die Hand aus Herzensgrunde zum Frieden darzubieten.“

„Auch das hab' ich von Euch erwartet,“ sagt du Bourg. „So schlage ich denn vor, daß Ihr mich zum alten d'Oudraque begleitet.“

Viole widersetzte sich nicht.

Sie gingen. Ihr Weg führte sie nach langem Wandern in eine dunkle Gasse der Cité. In ein unansehnliches Haus leitete der Greis seinen Begleiter. Du Bourg öffnete die Thüre zu einer kleinen Stube, und sie traten ein.

Das Gemach war ärmlich. Bei einer Lampe saßen zwei Personen, ein Mann von etwa sechzig Jahren in unscheinbarem Hauskleid und eine Jungfrau von höchstens achtzehn Jahren. Sittig, aber einfach war ihre Kleidung; aber Viole bekannte sich stille, daß er nie ein weibliches Wesen erblickt, das schöner, nie eins, dessen Züge engelreiner und seelenvoller gewesen. Sie saßen stille da, der Kummer malte sich unverkennbar auf den Gesichtern.

„Ihr bringt die Hiobspost, du Bourg,“ sagte der Greis wehmüthig. „Sie hat mich schon früher ereilt. — Doch — wer ist der junge Mann, der Euch begleitet?“

„Der Sohn eines Freundes,“ sagte der Parlamentsrath, — „Claude de Viole de Saint-Flour.“

Der Greis erbleichte, und in des schönen Mädchens Augen traten Thränen.

„Du Bourg," rief der Greis, „Ihr wart mir jederzeit ein Freund, aber heute werde ich zweifelhaft. Wollt Ihr meinem Feind einen Triumph bereiten, der mich niederdrückt?"

„Nein," sagte Viole, und die Bewegung seines Herzens klang in seinem Tone durch, „nein; Gott verhüte, daß Ihr so mein Kommen auslegen solltet! Lange Zeit, fast über ein halbes Jahrhundert, hat ein unseliger Rechtsstreit unsere Familien entzweit. Das soll nicht länger sein. Ich komme, Euch anzukündigen, gnädiger Herr, daß ich auf den Wald verzichte, aber um Eure Freundschaft bitte."

d'Oudraque sah fest in des jungen Mannes Auge.

„Ich danke Euch," sagte er, „für Euere Gesinnung! Es soll mir lieb sein, wenn der Hader zwischen Nachbarn endet, aber eine solche Wohlthat anzunehmen, bin ich zu stolz. Behaltet, was rechtmäßig Euer ist."

Du Bourg und Viole begriffen, daß sie sich übereilt. Beide waren verlegen und rathlos.

„Marie," sagte d'Oudraque, „lade die Herren zum Sitzen ein."

In dem Wesen des Greises lag eine Höheit und Würde, die Viole niederdrückte. Er faßte seine Hand und bat, ihn nicht zu verkennen. Es sei ein Herzenswunsch, sich mit d'Oudraque auszusöhnen.

Der Alte drückte seine Hand. „Ich will nicht mit der Schuld des Hasses beladen vor meinen Richter treten," sprach er „aber redet nie wieder von dem Gegenstande, der unsere Familien entzweit."

Sie setzten sich. Du Bourg gewann seine Fassung wieder. Er leitete mit der Gewandtheit des Weltmanns ein Gespräch ein, an dem auch Marie Antheil nehmen mußte, und Viole horchte mit angehaltenem Athem, wenn das fein gebildete, schöne Mädchen

sprach. Sie schieden als Freunde, und Viole nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg.

Als sie auf der Straße angelangt waren, faßte Viole des Parlamentsrathes Hand.

„Um Gotteswillen, verhütet, daß dieser Engel an den Hof komme," sagte er mit einer Wärme, daß du Bourg lächeln mußte.

„Wir haben heute einen dummen Streich gemacht," sagte er, „ich will mich hüten, einen zweiten hinzuzufügen. Der alte d'Oudraque ist ein Ehrenmann, aber er versteht keinen Scherz, und sein Zartgefühl hat eine Feinheit, daß es nicht die leiseste Berührung duldet. Seine Selbstständigkeit ist seinem Zartgefühle gleich." —

Viole seufzte. Das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, der nicht jenen flüchtigen ihn beizugesellen gestattete, welche der nächste Augenblick verwischt.

Schon nach einigen Tagen besuchte er d'Oudraque wieder. Je mehr er Marien kennen lernte, desto tiefer wurzelte die Liebe in seinem Herzen.

Endlich sagte er zu du Bourg: „d'Oudraque hat meine Verzichtleistung auf den Forst nicht angenommen; nun weiß ich einen Ausweg."

„Welchen?" fragte du Bourg mit Interesse.

„Diesen," sagte Viole — „er gibt mir Marie zum Weib und macht mich zum glücklichsten Menschen."

Du Bourg sah ihn an. „Viole," sagte er, „zum Scherzen seid Ihr zu edel; ist es aber Euer Ernst, so segne Euch Gott!"

Die Freude des Parlamentsrathes war außerordentlich. Er übernahm es, den Sinn des Alten zu erforschen; denn über Mariens Gesinnung glaubte Viole im Klaren zu sein, da er sie beobachtet. Auch du Bourg war bald seiner Sache gewiß, denn d'Oudraque äußerte sich mit ebenso viel Achtung als Wohlwollen über Viole.

Viole ging nun öfter zu Marien und gewann die beglückende

Gewißheit, daß sie ihn liebe. Sie wurde seine Gattin, und der Greis ging mit dem jugendlichen Paare nach Saint=Flour.

Fünf Jahre eines ungestörten Glückes flossen ihnen theils zu Saint=Flour, theils in Paris hin, denn Viole war zum Parlamentsrath ernannt worden. Sein geliebtes Weib, das ihm die Erde zum Himmel machte, schenkte ihm einen Knaben, aber sie kränkelte seit dem Wochenbett und erlag endlich. Der Vater folgte der geliebten Tochter bald, und Viole stand allein mit seinem Kinde, verlassen und arm im Leben da.

In die Mauern von Saint=Flour begrub er sich mit seinem Schmerz, und nur dem Bitten, dem Drängen seiner Freunde gelang es, ihn wieder in den Kreis der Thätigkeit zurückzuführen, aber die Blüthen des Glückes hatte die Hand des Todes abgestreift. Viole war der Freude abgestorben. Seinem Kinde, seinem Beruf und seinen astrologischen Studien waren seine Kräfte und seine Zeit gewidmet. Selten milderte ein Lächeln den tiefen Ernst seiner Züge. Mit der ganzen Kraft seines Wesens gab er sich dem Wirken für seine Glaubensgenossen hin, und dies Streben war es, welches die Katastrophe herbeiführte, welche ihn zwang, aus Paris zu fliehen, seine Stellung, ja sein Vaterland aufzugeben.

Als ein Flüchtling kehrte er nach Saint=Flour zurück, als ein Geächteter. Der Ort, wo er die glückseligsten Tage seines Lebens verlebt, konnte ihm selbst auf die Dauer keine Sicherheit geben. Welch' einen Wechsel des Glückes hatte er im Kreislaufe weniger Jahre durchlebt.

Und es schien, als sei das Maß seiner Leiden noch nicht voll. Durch die Strapazen der Reise erkrankte sein Kind, das letzte Gut, was ihm aus dem völligen Schiffbruche seines Lebens geblieben war.

Tag und Nacht saß er am Bettchen seines Kindes und belauschte jeden Athemzug. Umsonst war das Flehen seines Burgwarts, des treuen Rabaud, daß er sich Ruhe gönne und sich schone. Er wich nicht. Der Schmerz drohte sein ohnehin schwer getroffenes

Herz zu brechen; doch die göttliche Vorsehung erbarmte sich des Vielgeprüften. Die Krankheit des Kindes brach sich, das Fieber schwand. Bald erholte sich das Kind wieder. Jetzt trat die Sorge, ihm den Vater zu erhalten, in den Vordergrund; denn Viole konnte sich über seine Lage nicht täuschen. Es war zu verwundern, daß ihm die Rache seiner Feinde, namentlich der Haß Tavannes', der einst vor dem Parlamente einen Rechtsstreit verlor, dessen Verlust er allein Viole's Scharfsinn und strenger Rechtlichkeit zuzuschreiben hatte, und der ihn deßwegen mit der Gluth eines verworfenen Herzens haßte, so lange Rast und Ruhe auf Saint-Flour ließ.

Mit Rabaud sprach er oft über seine Lage, denn ihm konnte er sich unbedingt anvertrauen. Rabaud war aus der Dauphiné und stand seit den Tagen seiner Jugend in Viole's Diensten, seinem Herrn mit wandelloser Treue ergeben. Auch Rabaud theilte du Plessis-Mornai's Ansicht, daß Viole nach England fliehen müsse; aber da trat die Vaterliebe mit all' ihren heiligen Rechten in den Weg. Sein Kind konnte und durfte er den Mühseligkeiten einer Reise zur Küste, den Gefahren einer Seereise nicht aussetzen. Und ohne Gui — glaubte er das Leben nicht ertragen zu können.

Rabaud schlug ihm vor, Gui ihm anzuvertrauen. „Er wolle," sagte er, „in seine Heimath, in die Dauphiné gehen und Gui für seinen Sohn ausgeben, ihn aber so erziehen, wie es sein Stand erheische."

Viole wußte in seinen Händen den Sohn wohl versorgt — aber sich von ihm zu trennen, konnte er nicht über sich gewinnen. Da entschied schnell ein Brief, den Rabaud aus der Hand eines wandernden Zigeuners erhielt, deren Horden Frankreich durchzogen.

Er war von du Plessis-Mornai.

„Ihr seid keine Stunde mehr auf Saint-Flour sicher," schrieb er dem Freunde. „Man vermuthet Euch dort und trifft Vorberei-

tungen, Euch dort gefangen zu nehmen. Ihr kennt Tavannes. Er setzt Alles daran, seine Rache an Euch zu befriedigen. Er hat den doppelten Plan, Euch zu verderben, und den giftigen Dolch dadurch um so tiefer in Euer Herz zu bohren, daß er Euren Sohn in dem katholischen Glauben erziehen lassen will. Ihr seid geächtet. Der König hat Dianen von Poitiers Eure sämmtlichen Güter geschenkt. Ihr kennt dies Weib. Sie wird nicht zaudern, Saint-Flour in Besitz zu nehmen. Fliehet so schnell Ihr könnt. Geb' es Gott, daß dieser Brief noch zur guten Stunde in Eure Hand kommt. Vermeidet, wo möglich, Städte und Dörfer auf Eurer Flucht. Man achtet überall auf Euch. Gott schütze Euch!" —

Der Brief trug keine Unterschrift, aber es war die Handschrift Mornai's. Viole kannte sie.

Als er diese Zeilen gelesen, sank er, bleich wie der Tod, in seinen Lehnstuhl zurück. Rabaud ahnte den Inhalt. Er fragte nicht. Viole reichte ihm den Brief.

Als er ihn gelesen, rief er: „Jede Minute ist kostbar, laßt uns schnell und entschieden handeln. Ihr müßt nach La Rochelle fliehen und von da nach England; ich mit Gui nach der Dauphiné. O, vertraut mir Euer Kind an. Gott sei mein Zeuge, daß ich es so erziehe, wie es seinem Stande gemäß ist!"

Er ließ Viole nicht zu Worte kommen, sondern eilte hinweg, die nöthigen Anordnungen zur Flucht zu treffen. Viole kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens; aber die Stimme der Vernunft gebot dem Herzen, Rabaud's Vorschlag anzunehmen. Die Lage des Augenblicks, die Noth forderte gebieterisch das Opfer des Herzens, und wie es auch bluten mochte, der klare Blick auf jene Lage entschied.

4.

Als die Nacht auf die dunkeln Berge der Auvergne ihren dunkleren Schleier ausbreitete, nahte der gefürchtete Augenblick des Scheidens. Rabaud, der sich schnell des Knaben ganze Liebe erworben, erzählte ihm, sein Vater müsse verreisen, und Viole waffnete sich mit der ganzen Kraft der Selbstbeherrschung, als er den Knaben an seine Brust und den langen Segenskuß auf seine Stirne drückte. Ach, er meinte, das gepreßte Herz müsse brechen; aber er war Mann und riß sich los, und während er den Weg nach La Rochelle einschlug, floh Rabaud mit dem Knaben in der Richtung der Dauphiné. In einen Mantel gehüllt, hielt abwechselnd Rabaud und der Diener den Knaben, und da er bald sanft einschlief, konnten auch sie ihre Reise ungehemmt fortsetzen, und waren, als es tagte, schon weit genug von Saint-Flour und aus jenem Kreise gewichen, innerhalb dessen das Auge des verfolgenden Hasses nach seinen Opfern suchte.

Viole floh in der äußeren Erscheinung eines Pferdehändlers und Roßkamms, einer Rolle, zu welcher er, bei großer Vorliebe gegen das edle Thier, eine besondere Befähigung hatte. Das lange Haar und Bart waren entfernt. Der Kummer und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten eine so wesentliche Veränderung in seinem äußeren Menschen hervorgebracht, daß ihn in der dürftigen Kleidung seines Gewerbes Niemand würde erkannt haben. Zudem war sein Pferd ein Thier von der kleinen, aber dauerhaften Auvergnatenrace, und er sprach, aus früheren Zeiten ihm noch eigenthümlich, die Mundart der Auvergnaten bis in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten mit einer Gewandtheit und Fertigkeit, die auch den schärfsten Beobachter hätte täuschen müssen.

Er ritt nur Feldwege, soviel es ging, und wenn er die Landstraße benutzen mußte, so geschah es zur Nachtzeit. Bis jetzt war er ungefährdet weiter gekommen, aber es stand ihm eine Gefahr bevor, an die er weniger dachte, als irgendwie. Seine Feinde

hatten aber die Zeit wohl benutzt, die sein Aufenthalt in Saint-Flour ihnen gegönnt.

Eines Tages hatte er eine weite Strecke zurückgelegt, und war gegen Abend genöthigt, auf die Landstraße einzubiegen. Nur noch eine glückliche Tagreise — und er war in La Rochelle!

Muthiger schlug sein Herz und rascher trabte er mit seinem Auvergner Klepper einem armseligen Dorfe zu, wo er eine friedliche Schlafstätte und die nöthige Erquickung zu finden hoffte. Plötzlich vernahm er Hufschlag hinter sich. Auszuweichen war nicht möglich.

Die Dämmerung begann schnell hereinzubrechen. Um keinen Verdacht zu wecken, ließ er sein Thier im Schritte gehen, und bald war der Reiter an seiner Seite. Ein Blick, den er beim Gruße des Reiters auf diesen warf, ließ ihn ein Glied der gefürchteten Maréchaussée erkennen. Sein Herz pochte heftig, aber er nahm sich zusammen.

„Ein Roßkamm?“ fragte der Reiter.

„Ja,“ erwiederte Viole im Dialekte des Volkes der Auvergne.

„Was willst Du so weit von Deiner Heimath machen?“

„Geschäfte,“ entgegnete Viole. „Unser Einer muß oft gar weit herumziehen, ehe er findet, was er sucht.“

„Was suchst Du denn?“ fragte der Reiter und sein stechendes Auge musterte den Roßkamm, der ihm Verdacht einflößte.

„Darf ich Euch vertrauen?“ flüsterte Viole, sich gegen ihn neigend.

„Freilich!“ rief der Andere; „Du siehst, daß ich im Dienste des Königs stehe.“

„Nun,“ versetzte Viole, „Ihr wißt wohl, daß die Hugenotten sich unter Coligni rüsten.“

„Nein,“ rief, von der Nachricht betroffen, der Reiter.

„Ihr könnt mir's glauben,“ fuhr Viole fort; „aber das könnt Ihr auch glauben, daß die Unseren die Hände nicht in den Schooß legen. Der Herzog von Guise sammelt in Lothringen ein Heer.

Da fehlt's an Gäulen und ich und zwei Freunde haben eine Lieferung von hundert guten Thieren übernommen. Ich will hier herum solche aufkaufen, die ich brauchen kann, und der eine meiner Freunde ist nach Languedoc, der andere in die Dauphiné gezogen."

„Da könntet Ihr aber übel wegkommen, wenn Einer mehr kaufte als der Andere," sagte der Reiter.

Viole lachte hell auf. „Ich sehe wohl, Ihr versteht von dem Handel nichts. Denn gesetzt, es kaufte Einer von uns mehr Thiere, so wissen wir schon Rath, sie unterzubringen. Billiger Einkauf und theuerer Verkauf ist die Grundlage eines guten Geschäftes."

„Das ist richtig," versetzte der Reiter von der Maréchaussée. „Hier in der Gegend wirst Du aber schlechte Geschäfte machen," setzte er hinzu.

„Das glaubt Ihr," sagte Viole, „ich nicht. Kommt Ihr übermorgen wieder in das Wirthshaus dort im Dorfe, so werde ich Euch beweisen, daß ich nicht im Trüben fische."

Der Reiter schwieg. So sehr auch Viole auf das Unbefangenste sich zu äußern bemühte, der Andere hielt seinen Verdacht fest. —

Im Wirthshause setzte sich der Reiter in eine dunkle Ecke, um jede Bewegung Viole's zu beobachten. Der Reiter fand in der Haltung Viole's etwas, was ihn bedenklich machte.

Dieser aß sein Abendbrod und unterredete sich mit den Bauern, die an dem Tische saßen.

Da ging die Thür auf und eine Zigeunerin trat herein. Ihre blitzenden Augen überschauten schnell die Gesellschaft. Plötzlich that sie, als erblicke sie jetzt erst Viole. Mit freundlichem, vertraulichem Lächeln trat sie ihm näher.

Viole erkannte die Alte sogleich und hatte Mühe, seine Angst zu bewältigen.

„Ei guten Abend, Pierre Rabaud," sagte sie herzlich. „Seit

wann bist Du hier? Du hast gewiß schon gewittert, daß Giles Rollet zu Domville seinen schönen Schimmel verkaufen will?" —

„Woher weißt Du denn das, Adelma?" fragte Viole, der schnell von seiner Angst befreit war.

„He!" lachte die Alte, „wir wandern hier und da herum und hören da Mancherlei, wie Du weißt."

„Hält er ihn theuer?" fragte Viole halblaut, sich zu der Alten neigend.

„Pah, er ist nicht jünger geworden seit vor zwei Jahren — aber der Herzog von Guise kann ihn noch mit Ehren reiten."

„Pst," zischte Viole und machte ein Zeichen, daß sie vorsichtiger sein solle.

Adelma sah sich besorgt um; als sie keinen Gegenstand zu bemerken schien, der sie ängstlich machen könnte, fuhr sie fort: „Wenn es Dir recht ist, Pierre Rabaud, so will ich ihn einmal aushorchen, was er forbert?" —

„Darüber wollen wir morgen reden," sprach Viole, „für heute bin ich sehr müde und will zu Bett gehen. Gute Nacht!" — Er stand auf und ging weg.

Der Reiter von der Maréchaussée winkte der Alten.

„Kennst Du den Roßkamm?" fragte er.

„Wie sollt' ich nicht," sprach sie lachend. „Wer kennt den Pferdehändler Pierre Rabaud von Crenella nicht? Seine Frau hat mir manche Wohlthat erwiesen, und er begegnet unser Einem gar oft."

Der Reiter sah sie forschend an, weil er immer noch Verdacht hegte.

„Soll ich Euch wahrsagen?" fragte Adelma.

„Geh'," sagte der Reiter, „und suche Dir Andere, die Dir glauben."

„Auch Ihr glaubt mir, was ich Euch sagen werde!" versetzte mit so auffallendem Nachdrucke die Alte, daß der Reiter ihr seine Hand ließ.

„Diese Linie,“ sagte sie, in die Hand schauend, „weist nach Clermont. Rechts von der Kathedrale, Nr. 187, sitzt in einer kleinen Hinterstube ein Vögelein, das von Saint-Flour ausgeflogen ist! Gute Nacht!“

Sie wollte sich entfernen. „Halt!“ rief der Reiter und faßte sie. „Bleibe! Was sagtest Du da?“ —

„Ihr habt's ja gehört,“ erwiederte Adelma.

„Woher weißt Du es?“

„Kennt Ihr den Caß? Caß ist der schlaueste Spürhund. Er hat's gesagt.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ —

„Mich hat Caß noch nicht betrogen!“

„Alte, Du sollst reich belohnt werden!“ rief der Reiter, sprang auf und eilte hinaus. Wenige Minuten später hörte man ihn davon jagen.

Die Alte schien das so theilnahmlos anzuhören, als berühre es sie nicht, und doch jubelte sie innerlich.

Die Stube wurde leer und die Alte kauerte sich in einen Winkel. Sie war oft in dem Haus und zog durch Wahrsagen manche Gäste an.

Allmälig wurde es auch still in dem Haus, und als gegen Mitternacht alle Bewohner schliefen, schlich sie in den Stall, wickelte Stroh um die Hufe des Pferdes, das Viole geritten und führte es vor das Thor. Dann schlich sie an seine Kammer und klopfte leise.

Viole, der nicht schlief, auch sich nicht ausgekleidet, öffnete.

„Schnell,“ sagte sie und schlich wieder hinab. Er folgte. Sie führte ihn zu seinem Thier und sagte: „Ich erkannte Euch im Wald, als Ihr vorüber rittet und auch die Gefahr auf der Landstraße, denn der Reiter ist ein schlauer Schelm. Nun hab' ich ihn auf eine falsche Fährte gebracht. Ihr müßt schnell fort, denn es ist hier herum nicht geheuer. Wenn Ihr scharf reitet, seid Ihr bis Mittag in La Rochelle.“

„Adelma," sagte er, „ich bin Dir ewig verschuldet!" Er schwang sich auf's Roß, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ritt weg.

Wie ein Steinbild stand die Alte da und wog das Goldstück in ihrer Hand. „Gold!" rief sie grimmig. „Ja, damit meinen sie Alles abgethan!" Sie murmelte zürnend fort und kehrte in das Haus zurück, alle Thüren wieder sorgfältig schließend; dann öffnete sie ein Fenster, stieg hinaus, drückte es wieder zu und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

Viole erreichte ungefährdet La Rochelle und bestieg schon am andern Tag ein Schiff, das ihn nach Englands Küste brachte.

Es war hohe Zeit für ihn, wie für Rabaud gewesen, daß sie flohen, denn schon am folgenden Tage wurde die Burg Saint-Flour durch Bevollmächtigte Dianen's von Poitiers in Besitz genommen, und da man Viole in der Nähe vermuthete, Alles durchsucht.

Es war ein offenbares Walten der göttlichen Vorsehung, daß Rabaud nicht in die Hände der Verfolger kam.

Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichten sie endlich das Dorf, wo Rabaud geboren war. Seine alten Freunde erkannten ihn wohl wieder, aber Niemand wußte um seine Verhältnisse in Saint-Flour, nie war, seit seiner Entfernung, eine Kunde von ihm in die ferne Heimath gedrungen; so wurde es ihm ein Leichtes, Gui für seinen Sohn auszugeben und den Knaben dazu zu bestimmen, daß er ihn seinen Vater nannte. Es fiel keinem Menschen ein, daran zu zweifeln, und Rabaud lebte unangefochten in einem einfachen Hause, das er miethete, sorgfältig die Mittel verheimlichend, die er in seines Herrn Auftrag für Gui gerettet hatte.

Von Tag zu Tag hoffte er auf Kunde von seinem Herrn; aber es blieb todtstille und allmälig gewöhnte er sich daran, ihn als todt zu betrachten. Der Grund dieses Schweigens aber lag in einer teuflischen Berechnung Tavannes', die ihres Zweckes nicht verfehlte.

Als ihm Viole und sein Kind entgangen waren und durch heimliche Nachforschung die Gewißheit ihm geworden war, daß Viole

über La Rochelle nach England entwichen, das Kind aber anderswo geborgen sei, wußte er die Kunde auszusprengen, Gui de Viole sei in seine Hände gefallen und werde nun in einem Kloster erzogen, um als Mönch darin zu bleiben, während Viole's Briefe nie in Rabaud's Hände kamen. —

Du Plessis-Mornai bot Alles auf, über das Kind und seinen Aufenthalt Nachrichten einzuziehen, allein es war vergebens, und so kam es, daß Tavannes' Vorgeben Glauben fand, und um so mehr, je freudiger Tavannes es überall verkündete.

Diese Nachricht fand auch ihren Weg über den Kanal, zu einem Ohre, das es nicht hätte hören sollen. —

Viole war in England glücklich gelandet, aber er wollte nicht seinen Rang geltend machen, nicht in den Regionen leben, die ihm zugänglich gewesen wären. Er zog auf ein Dorf in der Nähe von London und hüllte sich dort in ein Geheimniß, welches kein Auge durchdrang. Er lebte seiner Wissenschaft, der Astrologie, weil er, befangen von den Träumen, die ihre Ausgeburt waren, die Schicksale seines geliebten Kindes, die Schicksale seiner Glaubensgenossen in Frankreich in den Sternen lesen zu können glaubte. Je mehr sein isolirtes Leben ihn dem menschlichen Umgang entfremdete, desto fester wurde er in diesem Glauben, desto in sich zurückgezogener und finsterer wurde sein Wesen. Wohl hatte er mit Rabaud abgeredet, daß er ihm Nachricht gäbe, aber dieser hatte Kunde von Tavannes' Verfolgungen und Nachstellungen erhalten durch einen andern Diener Viole's, einen von denen, die Mornai bei sich behalten. Dieser, Namens Salers, schloß sich nun an Rabaud an und Beide widmeten sich der Erziehung Gui's, aber sie wagten nicht, Nachrichten nach La Rochelle zu bringen, von dem sie so weit entfernt waren, weil der Gedanke sie quälte, es könne der wilde Tavannes sie auffangen. So kam keine Kunde zu Viole und der Gram nagte an seinem Herzen. Er schrieb nach La Rochelle an treue Freunde, und so wurde ihm die entsetzliche Kunde, die Tavannes hatte verbreiten lassen.

Der Schmerz des Vaterherzens war namenlos. Sie führte Viole an den Rand der Verzweiflung und des Grabes zugleich. Dennoch siegte seine starke Natur über die Gewalt der Krankheit, die Macht seines Geistes über die Verzweiflung. Sein Glaube und seine Wissenschaft ließen ihn wieder Hoffnung schöpfen.

Während dieser Zeit setzte Tavannes seine Nachforschungen unermüdet fort und selbst die beiden Getreuen, in deren Händen Viole's Kleinod sich befand, bekamen Nachricht davon und verbreiteten mit Absicht die Kunde, das Kind sei todt. Auch diese Nachricht vernahm Du Plessis-Mornai und so gelangte sie an Viole. Nun aber legte sich die finstere Nacht des Schmerzes auf Viole's Seele, und in der Einsamkeit vertrauerte er seine Tage, hoffend auf seine Erlösung aus den Banden des Leibes. Seine Theuern waren jenseits, mit dem Leben diesseits hatte er seine Rechnung abgeschlossen.

Die beiden Getreuen, Rabaud von Salers, die engverbundene Freunde waren, lebten indessen in stiller Zurückgezogenheit. Sie hatten nur Ein Ziel ihrer Bestrebungen — des Kindes Wohl, das überall für Rabaud's Sohn galt. Sie suchten ihm vor Allem jene heilige, unerschütterliche Liebe für ihren und seines Vaters heiligen Glauben einzuflößen, der ihre Herzen erfüllte; die Liebe für Alles, was gut war, in sein Gemüth zu legen, und Rabaud ließ es sich angelegen sein, nicht nur seine Leibeskräfte auszubilden, sondern auch ächte, ritterliche Gesinnung ihm einzuflößen.

Die Bilder früherer Erinnerung dämmerten bald und gingen allmälig unter. Er wußte es nicht mehr anders, als daß Rabaud sein Vater und Salers ein Verwandter sei.

Als er heranwuchs, wußte Rabaud einen protestantischen Geistlichen zu gewinnen, welcher dem Knaben Unterricht ertheilte, so in den Glaubenslehren, als auch in dem Wissen, dessen er bedurfte. Erst, als er zum Jünglinge heranreifte, enthüllten sie ihm die Geheimnisse seiner Familie, die Geschicke seines Vaters.

5.

Frisch und fröhlich war Gui herangewachsen, und wurde kräftig und edel und schön an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherstreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen sein Gefährte. So wuchs er kräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in diesem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Protestanten wütheten, ruhte stiller Friede auf dieser einsamen Gegend. So war Gui zu einem kräftigen Jünglinge herangereift, als Franz II. plötzlich starb und Carl IX. als Knabe einen Thron bestieg, der eines ganzen Mannes bedurfte, und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herzlose schlaue Politik, zwischen den Chatillons und Guisen schwankend, beide benutzte, um ihre höllischen Pläne zur Reife zu bringen.

Condé, dem das Henkerbeil an einem Haar über dem Haupte geschwebt, wurde jetzt befreit, und Katharina sah sich am Ziel ihrer Wünsche — sie wurde Regentin im vollen Sinne des Wortes. Einer der ersten Schritte ihrer Regierung war ein Edict, das den Protestanten die gottesdienstlichen Versammlungen untersagte. Des edlen Kanzlers l'Hopital milde Rathschläge wurden nicht gehört und mit Strenge das Edict durchgesetzt. Erst dann hörte man ihn, als in Languedoc ernstliche Unruhen ausbrachen. Der Hof sah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus seine Absichten verfolgte, und l'Hopital's Vorschläge zu einem Religionsgespräche, zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürchtend die siegende Gewalt des Protestantismus; allein der Cardinal von Lothringen, dieser eitle Mann, sah eine Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seine Beredsamkeit geltend zu machen, und so fand es statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poissy gerichtet; allein dieser, wie so viele ...liche Versuche, mißlang.

Indessen schienen günstige Sterne dem Protestantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte sichtbar auf seine Seite — sie ließ ihn in ihren Gemächern predigen; sie schloß sich enger an Condé, an Coligni an, und täuschte Alle — denn offenbar hatte das Bestreben, sich Condé und Coligni zu gewinnen, um dem sogenannten Triumvirat Franz von Guise's, des Connetables und des Marschalls von Saint-André ein Gegengewicht entgegenzusetzen, mehr Antheil an diesem Meinungswechsel, als die Ueberzeugung dieser, ihren Gelüsten nach Macht Alles unterordnenden Fürstin.

Neue Hoffnungen schöpften die Protestanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botschaft, die Rabaud von einer Reise nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungsstrahlen fielen in Gui's Sohnesherz. Lebt er noch, der theure Vater, sprach zu sich der Jüngling, so wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles sich so günstig gestaltet für die Verfolgten. Auf seinen einsamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling so schön von der Zukunft, daß oft sein Herz in Entzücken schwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem schönen Herbsttage wanderte er, wieder begleitet von seinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenstrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling versank wieder in seine Träumereien und schritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da stand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe begrenzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wiesen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in schwindelnder Höhe ein stattliches, festes Schloß. Er war fremd in dieser Gegend und erkannte es, daß er sich sehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Bald jedoch erinnerte er sich, von dem Schloß Arbeque gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende sein. Er war ermüdet. Brennender Durst quälte ihn. Er spähte ringsumher

nach einer Quelle. Zu seiner Freude entdeckte sein scharfes Auge bald am Fuße eines nicht weit von ihm liegenden Felsens das Ziel seiner Wünsche, einen klaren, sprudelnden Quell. Er wollte eben sich dahin begeben, als sein Hund Laut gab und, heftig an seinem Riemen zerrend, emporsprang. In demselben Augenblick faßte eine nervige Faust Gui's Arm. Gui fuhr herum, und vor ihm stand ein Fremder. Er war von majestätischem Wesen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchse und ein ähnliches Jagdmesser. Der Mann war längst über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — schon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernstes, Finsteres, das beim ersten Anblick abstieß, doch ein wohlwollender Zug schwebte um den Mund und der Blick des Auges war fest, klar und ruhig.

„Was sucht Ihr hier?" fragte der Fremde streng. „Gehört Ihr etwa zu der — — hier herumstreifenden Zigeunerbande?" —

Die erste Ueberraschung bei Gui wich schnell. Des Mannes herrisches Wesen beleidigte sein Freiheitsgefühl, und ein Stolz regte sich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand bescheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit festem Blick.

„Ihr habt eine Art zu fragen," sagte er dann scharf, „als ob Ihr Procurator des Parlamentes von Paris gewesen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweise zuschreibt — indessen diene Euch zur Nachricht, daß ich Wasser suche, meinen Durst zu löschen, und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl!"

Er wandte sich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken, indem er sagte: „Wenn Euch, junger Mensch, meine Art zu fragen auffiel, so wisset, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden steht und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr seid." —

„Das Recht will ich Euch nicht bestreiten," sagte Gui, „und darum durstig Euren Grund und Boden verlassen."

Der Trotz, der in diesen Worten lag, mißfiel dem Fremden

nicht. Er ergriff Gui's Hand. „Nein," sagte er, „wer Ihr auch immerhin sein mögt, das sollt Ihr nicht Robert d'Arbeque nachsagen, daß er Euch ohne Erquickung von sich ließ." — Er langte schnell nach einer Feldflasche und reichte sie Gui dar.

„Ich danke Euch!" sagte Gui, und wies sie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit seltsamen Blicken. „Ihr seid sehr trotzig" — sagte er gedehnt. „Ich habe Euch beleidigt und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll scheiden!"

Diese Worte waren zu gutmüthig, als daß Gui ihnen zu widerstehen vermochte. Er reichte ihm seine Hand. „Ich trinke mit Euch, Herr!" sprach er dann, nahm die Flasche und sagte, indem er sie zum Munde führte: „Auf Euer Wohl!"

Die ungewöhnliche Art und Bewegung schien d'Arbeque zu gefallen. Er versuchte Gui zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieser sagte ihm freimüthig, daß er sich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, seinen Namen Gui Rabaud. d'Arbeque glaubte ihm nicht, so gerade und ehrlich auch Gui sprach. d'Arbeque vermuthete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen sprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirschleder bestand, der Stoff, aus dem damals die meisten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Gui's Sitten, sein Anstand, selbst das stolze Selbstbewußtsein der Freiheit, das sich in seinem ganzen Wesen, seiner Rede und Haltung ausprägte, widersprachen der eigenen Aussage des Jünglings wieder zu sehr.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath nicht mehr wohl antreten und diese vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager schlug Gui bestimmt aus, indessen konnte er, ohne unhöflich zu sein, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schlosse lenkte sich das Gespräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeschäftigung. Hier trafen Beide in einem Punkte zusam-

men. Mit Begeisterung sprach Gui von dem Waidwerk und von dem Wilde, das in den Forsten jenseits Pont de Royan sich finde. d'Arbeque hörte mit immer steigendem Wohlgefallen die Reden und Erzählungen des Jünglings. Bei seiner einsamen Lebensweise wurde ihm selten der Genuß, mit einem tüchtigen Waidmanne zu jagen und von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen an dem Jünglinge, so daß bald der Wunsch in ihm aufstieg, ihn öfter um sich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte er Gui, ob er nicht in seine Dienste treten wolle?

Gui's Stirne faltete sich. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Ein stolzes Wort schwebte auf der Zunge, doch hielt er es gewaltsam zurück und sagte, mühsam sich selbst bezwingend: „Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigener, freier Herr zu bleiben — allein," setzte er begütigend hinzu, „wollt Ihr es gestatten, so soll es nicht das letzte Mal sein, daß ich Schloß d'Arbeque sehe."

Der Baron hätte gern das schnell entschlüpfte, unbedächte Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn zwang, ihn anders zu behandeln, als es seine äußere Erscheinung mit sich zu bringen schien, und ihn nöthigte, sich fast jenes Wortes zu schämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeußerung, und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen. Und nun schilderte er auf ächte Waidmannsart in den größten Hyperbeln den Reichthum seiner Forsten an Wild aller Art. „Wenn mir," setzte er zuletzt hinzu, „die verdammte Zigeunerhorde nur nicht Schaden thut. Dieses heimathlose Volk der Wüste pflegt sich nur zu gern als die Herren der Wälder zu betrachten, und, bietet sich zum Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild niederzumachen, ohne Rücksicht, ob sie die Jagd auf Jahre hinaus verderben."

„Also war wirklich solch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr mich rechnen zu müssen glaubtet?" — fragte Gui neugierig, da dieses Volk mit seiner phantastischen Lebensweise ihn gar sehr

interessirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zusammenzutreffen Gelegenheit gefunden.

Gerade in jener Zeit innerer, mannigfacher Spaltung und Zerrüttung hatten sich aus Spanien über die Pyrenäen herüber zahlreiche Zigeunerhorden nach Frankreich gezogen. Man hatte nicht Zeit, auf sie zu achten, und sie benutzten diese günstigen Verhältnisse zu ihren Zwecken, wurden kühner und kecker mit jedem Jahre. Säuberte auch einmal der königliche Statthalter seine Provinz von dem raubenden und betrügenden Gesindel, so zogen sie sich in eine andere. Die damals noch gewaltigen Wälder dienten ihnen zu Schlupfwinkeln, und die Fälle waren nicht selten, daß sie einsame Höfe, selbst Rittersitze und Burgen überfielen, um sie auszuplündern. Dann verschwanden sie spurlos, um in einer andern Gegend wieder plötzlich hervorzutreten. Das Volk fürchtete sie und glaubte doch ihren trügerischen Wahrsagungen unbedingt.

„Allerdings,“ versetzte Jener darauf. „Schon seit acht bis zehn Tagen treibt sich eine bedeutende Horde dieses gottlosen Heidenvolkes hier herum. Sie auszukundschaften war größtentheils meine Absicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde zählt leicht an hundert bis hundertfünfzig Köpfe, und mir schien's, als hätten sie nicht übel Lust, mir einen Besuch auf Arbeque abzustatten.“ —

„Ihr scherzt,“ sprach Gui, ihn forschend ansehend.

„Nicht doch, mein junger Freund,“ versetzte Jener. „Es wäre nicht das erste Mal, daß sie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Miene gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet.“

Unter diesen Reden kamen sie am Thore des Schlosses an, das auf des Herrn Ruf und seiner Hunde Gebell alsobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich sah hier Alles kriegerisch aus, und in Gui wollte sich eine satyrische Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schloßtheils, der die Wohnung des Herrn umfaßte, eine

weibliche Gestalt heraus und auf d'Arbeque zuflog, ängstlich nach der Zigeunerhorde fragend.

d'Arbeque lachte. „Sei nur ruhig," sprach er, „sie sind weit weg, Gabriele!"

Jetzt sah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen dastand, im Anschauen der lieblichen Erscheinung vertieft.

Das Mädchen erschrack und sah den Vater forschend an. Als dieser lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Gui — aber nicht scheu und mit Widerwillen, sondern vielmehr mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Wie soll ich Euch doch eigentlich meiner Tochter vorstellen?" fragte der Vater den Jüngling.

„Als Gui Rabaud, wenn es Euch beliebt," erwiederte mit einer anständigen Verbeugung der Jüngling.

„Ich bringe Dir in diesem jungen Mann einen Gast; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünschte, daß Du ihn gastlich behandeltest."

Gabriele erröthete leicht, neigte sich und lispelte mit süßem Wohllaute: „Seid mir herzlich willkommen!"

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauses de Viole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenstellen sie an den Höfen der Könige Frankreichs, seit Pipin und Carl dem Großen bekleidet hatten; wie sie sich im Krieg ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den früheren unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abenteuerlichen Unternehmens mitmachten, und all' das Heer der Thaten, die sie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolze. Nie aber nannte er den Namen „de Viole," weil er ihn an den verhaßten Parlamentsrath, Gui's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und so blieb Gui das nahe verwandtschaftliche Ver-

hältniß, in dem er zu Arbeque stand, unbekannt, da zumal seine Freunde Rabaud und Salers nie dessen Erwähnung gethan. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werther.

Einige Zeit darauf lud die liebliche Gabriele zum Mittagmahle, das sie in einem anderen Gemache mit fast verschwenderischer Freigebigkeit bereitet hatte. Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in der Nähe eines so lieblichen Geschöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den seinen, dann schlug er ihn doch nieder. Sprach sie, so lauschte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, so hatte ihn Gabrielens liebliches Wesen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, solchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen.

Mit allen Reizen ihres Geschlechtes hatte sie die Natur ausgestattet, und diese schöne Hülle barg ein Herz, rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, sanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich fest. Ihr Wesen war unbefangen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — sie war ein Kind der Natur, fern von dem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, steifen Zwang erzogen, der schon damals die höhere Gesellschaft zu beengen begann. Daß ihr Bild sein Herz erfüllte, daß eine tiefe innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderseitigen Zusammentreffens, und beinahe ähnlich war es bei Gabrielen. Sie sah in Gui den ersten Jüngling ihres Alters, sah in ihm den vollendeten, schönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war Beiden dies Gefühl, und darum ergriff es die unbewachten Herzen um so gewaltiger.

Nur mit innerem Widerstreben erhob sich endlich, als schon die Sonne zu sinken begann, Gui, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbeque, zu bleiben. Sein Herz wollte so gerne; aber sollte er die treuen Freunde beängstigen

durch sein Außenbleiben? — Dieser Grund bestimmte schnell seinen Entschluß. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabrielens Bild in der Seele, riß sich endlich der Jüngling gewaltsam aus den ihn zauberisch umschlingenden Fesseln und eilte flüchtig, wie eine Gemse, den Felsenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne sah Gabriele ihn am Saume des Waldes verschwinden.

6.

In einem Zustande, der dem Traum am nächsten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demselben Zustande schritt er, ohne zu bemerken, wohin er ging, fürbaß. Eine tiefe Finsterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu schwach, ihn erkennen zu lassen, wo er ging und sich befand. Enger schloß sich der große Hund an seinen Herrn an und ging vorsichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich stand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Gui in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine rasche Bewegung statt zu finden schien, ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermocht hätte, was es sei, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohl abgerichteten Hunde Schweigen und schritt vorsichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, stellte sich ihm ein Schauspiel der allerseltsamsten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in dessen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder saßen vielmehr mit unterschlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl schwarzbrauner, wildaussehender, phantastisch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzte eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äußerst üppigen Stellungen und Gebehrden. Sie hatten das Ansehen von Bacchanten —

ihr Haar flog los im Wind, und ihre durch das Feuer gerötheten Gesichter sahen wild und leidenschaftlich aus. Dreie standen da und regelten den Tanz durch eine ebenso einfache als disharmonische Musik; der Eine bearbeitete den Dudelsack, indeß der Andere ein Schellentambourin schlug und der Dritte auf einer gellenden Pickelflöte eine wilde Weise blies. Alle Tänzer sangen — bisweilen ernst und gemessen, dann wilder und lauter und in schnellerem Zeitmaß, und jedesmal richtete sich der Tanz nach ihrem Gesange.

Das ist die Zigeunerhorde! dachte Gui und hielt dem Hunde, der Laute geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alsobald den fremden Genossen und schlugen an, und in demselben Augenblicke riß sich Gui's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer stoben auseinander und die ganze Bande erhob sich wie mit einem Zauberschlag, und ehe noch Gui überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn schon vier kräftige Arme und rissen ihn rücklings zu Boden, und blitzschnell war er geknebelt und am Feuer unsanft auf die Erde geworfen. Neugierig standen die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Gui ganz unverständlichen Sprache sich ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Weile deliberirte die Bande mit einem alten Manne, dessen gelbbraunes Gesicht den Stempel der Verschlagenheit, List und Büberei trug, und der ihr Hauptmann zu sein schien. Die Mädchen, denen der schöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fürwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich stürmische Berathung dauerte, keuchte eine Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze seltsam zierte, auf ihren Stab gestützt, daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn belugte, murmelte sie unverständliche Worte in den Bart; dann wendete sie sich zu den Männern, die noch immer im Kreise berathend standen, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Gui verständlich:

„Laßt ihn los, die Altmutter befiehlt es. Er ist Keiner von der Burg Arbeque, Keiner von der feindlichen Brut, die ihr vernichten wollt.“

Dieses Wort wirkte zauberisch. Schnell waren Gui's Bande gelöst, und er stand frei unter ihnen.

„Wer gibt Euch das Recht, mich zu fesseln?“ rief er wild aus.

Die Altmutter sah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruhten wohlgefällig auf der schönen Gestalt, die jetzt in der drohenden, gebieterischen Stellung um noch Vieles schöner war.

„Gebt mir meine Büchse und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen!“ donnerte er jetzt ihnen zu.

„Still, still, mein Söhnchen!“ krächzte die Alte. „Du bist jetzt nicht auf Saint-Flour, was ohnedem für Dich verloren ist. Vergiß nicht, daß Du hier nicht gebieten, sondern nur bitten und gehorchen kannst.“

Gui erbleichte vor Schrecken, das Geheimniß seiner Herkunft aus diesem Munde zu hören.

„Weib,“ sprach er nach gewonnener, ruhiger Besinnung, „woher kennst Du mich?“

„Ei, ei,“ sagte sie in demselben Ton und auf dieselbe widerliche Art, „sollte ich Dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerst das Sonnenlicht gesehen und seitdem das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo Deiner Väter Stammsitz ist. Sollte ich Dich nicht kennen, der Du Deines Vaters Abbild bist? Dich nicht kennen, da ich Dich als Knabe fliehen sah mit Deinem Rabaud in die Wälder und von da nach Dauphiné? Hat doch Dein Vater mir noch dies Goldstück geschenkt, als er floh, meinend, ich (hier wurde sie wild und zornig, und ihr Antlitz glich einer Furie), ich, die so oft auf Saint-Flour sich sättigte, so manche Gabe von Deiner Mutter empfing, ich könne ihn verrathen an Heinrichs Bluthund? — Nein, das konnte ich nicht, und es hat mir wehe gethan und ich habe das Sündengeld aufgehoben, bis ich ihn wiedersehe, um es ihm vor die Füße zu

werfen. Doch" — setzte sie beruhigt hinzu, nach einer Pause — „ich vergebe es ihm, denn er war in Verzweiflung, Dich zurück zu lassen."

Gui traute den Ohren kaum. — Aber er faßte die dürre Knochenhand der Alten und sagte: „Ist es, wie Du sagst, und wie ich nicht zweifeln kann nach Deinen Worten, so nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann ihn Dir nicht thätig beweisen."

„Ei, daß ihr Leute doch Alles mit Gold abthun zu können meint!" zürnte die Alte. Hat Dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Hast Du denn noch nicht erfahren, daß auch arme" — hier wurde ihre Stimme ernst und feierlich — „heimathlose, verachtete, verstoßene, mißhandelte Menschen Gutes thun können ohne Lohn?" —

Gui drückte ihre Hand — und die frühere Freundlichkeit kehrte zurück auf ihre tief markirten Züge.

„Komm," sagte sie, „setze Dich zu mir und ich will Dir erzählen von den Zeiten, die Du nicht kennst. Weg da!" rief sie — „ich nehme ihn unter meinen Schutz — er ist eines braven Mannes verstoßenes Kind." — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Gui zu ihrem Sitz am Stamm einer alten Buche. „Gebt ihm seine Büchse wieder," rief sie, „er ist frei, ich will es!" —

Einer reichte ihm sein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und redete wieder heftig mit ihr in unverständlicher Sprache. Sie erwiederte kurz, aber bestimmt, einige Worte, und er zog sich mürrisch und das Haupt mit dem rothen Käppchen schüttelnd zurück.

„Die Narren meinen," sprach sie nun halblaut zu Gui, der durch seine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von seinen Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte, „die Narren meinen, Du könntest die auf Arbeque warnen, da sie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Arbeque uns geschmäht, mißhandelt hat, und sie so eine blutige Rache

nehmen wollen; aber sie wissen nichts, als was gestern geschah. Sie wissen nichts von dem blutigen Hasse zwischen Deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm so nahe verwandt."

„Verwandt?" fragte Gui, den die Mittheilungen der redseligen Alten in eine fieberhafte Spannung versetzten.

Die Alte schüttelte den Kopf ungläubig. „Weißt Du denn nicht, und bist doch ein schmucker Junge, daß die d'Arbeque's Deine Blutsverwandten, Deine Vettern sind? Ist es Dir denn unbekannt, daß sie de Viole heißen, wie Du?"

Gui sah sie verwundert an. Das Räthsel konnte er nicht lösen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Sylbe vernommen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielens Retter aus dieser Gefahr zu werden. Schnell stand er klar vor seiner Seele, und eben so schnell war sein Plan entworfen, durch Schmeichelei die alte zu kirren.

„Was Du mir sagst, Mutter," sprach er nach kurzem Besinnen, „ist mir fremd. Nie hat Salers etwas gesprochen von diesem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Name d'Arbeque genannt."

„Adelma kennet der Menschen Herzen, wie die Tage der Zukunft," sprach wieder die Alte. „Weil sie wußten, wie d'Arbeque Deinen armen Vater gekränkt, darum schwiegen sie, um nicht auch Dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe," fuhr sie in höher steigendem Affecte fort, „vergiß nicht, was ich Dir sage, könnte d'Arbeque Deinen Stamm mit einem Dolchstoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch" — sagte sie, „es gibt vielleicht eine Zeit, wo ich Dir mehr sagen kann, und Du hörst gewiß lieber von Deiner Mutter. — Gui, sie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich Deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, dem freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernen Heimath ähnlich sind, zu der das Auge mit einem leisen

Heimweh hinblickt, — den ich liebte, weil er eine Zierde seines Geschlechtes war. Damals, Gui, war aber auch Adelma nicht die alte Hexe, wie man sie jetzt nennt, damals war sie ein blühendes, schönes Mädchen, um das mancher schmucke Jüngling warb — nur Dein Vater übersah sie. Ich haßte ihn damals, denn verschmähte Liebe ist bitterer als der Tod; und als er Deine Mutter heimführte, da glich mein Zustand der Raserei, und ich würde sie ermordet haben; — aber da sah ich sie — sie, die schön war wie ein Engelbild, und gut wie ein Engel, und sie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich sie den Grund meiner Krankheit errieth — Gui, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, sie sei zu den Vätern gegangen, da weinte Adelma um sie, wie Du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war seitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der früheren Thorheit, dieses Herz. —

„Darum aber danke Gott, daß ich Dich heute fand und Dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Gui — das ist meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe so eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen.“

Gui war innigst gerührt durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei solchen wirklich edeln Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung, wohnen könnte. Er suchte das Gespräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeque zu lenken — sogleich aber waren wieder alle feindseligen Leidenschaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte ihr leicht ein Mährlein erzählen und sie glaubte gern an seine Verirrung. Mit gutem Vorbedacht erwähnte er nun der Angst und Besorgniß, die Salers und Rabaud um ihn haben würden.

„Ja, da hast Du Recht,“ sagte die Alte. „Ich kenne sie, es sind gute Menschen, die Deinen Vater liebten und auch Dich gleicher-

mäßen lieben. Darum thust Du wohl, sogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu spät sein; denn sieh nur, wie das Volk schläft. Ja, ja, das ist der Fluch des Alters, daß der süße Schlummer sein Auge flieht — doch es findet Ersatz in der langen Vergangenheit, in die es zurückblicken kann, wie in ein verlorenes Paradies."

„Obwohl es spät ist," nahm Gui das Wort, „so möchte ich doch gerne noch in dieser Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde."

„Du hast Recht," sagte die Alte, „die Angst ist peinlich. Weißt Du denn den Weg von hier aus? Pont de Royan liegt rechts, Arbeque links, und mitten durch in gerader Richtung, etwa zwei Stunden weit, liegt das Dörfchen."

„Ich finde mich leicht zurecht," sprach freudig Gui, der so unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeque zu finden, „und im Falle ich irren sollte, blicke ich zu den Sternen und finde mich."

„Ja, die trügen nicht," sagte ernst und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gebot jetzt denen von der Horde, die noch wachten, sich niederzulegen, und nahm Gui's Hand — sah hinein und sagte dann dumpf — „Du gehst eine blutige Bahn — da stürmt's — hu — wie wild — doch — sei ruhig — das ist das Glücksrad — — geh', geh' — bleibe fromm und treu — und zertrete kein Herz, das Dich liebt — wie Dein Vater. — Leb' wohl!"

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und sagte: „Habt Dank, Adelma! Ihr habt mir Dinge gesagt, die ich nicht wußte. Wohl will ich Eurer Mahnung eingedenk bleiben und stets die Pflicht über Alles stellen!"

„Wohl!" sprach sie, „folge der. Ich sehe Dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernstesten

Stunden Deines Lebens. Geh', Adelma will Dir wohl — denn Du bist Deines Väters Sohn und Deiner Mutter Herz schlug über Dir. — Leb' wohl!"

7.

In süßem Schlummer lag Gabriele — sie träumte von dem Jünglinge, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ruhiger, als seit den letzten acht Tagen, schlief d'Arbeque, da er von der Zigeunerhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Wehrmänner des Schlosses genossen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber gewesen sein, als Gui die Alte verließ. Eine Weile hielt er die Richtung nach seiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuschen; dann aber wandte er sich schnell links, und hielt, so gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finsterniß der kühlen Herbstnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er sich befand. Als aber nun die Müdigkeit sich einstellte und er den Entschluß gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, dünkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger schritt er nun fürbaß und hatte bald die Freude, die dunkeln Umrisse der Burg vor sich, und des Wächters Laterne auf dem höchsten der Thürme zu sehen. Vorsichtig stieg er die felsige Anhöhe hinab. Er suchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenseitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er stieg nun, so leise er konnte, hinan, doch vermochte er das Geräusch, welches durch das Rollen der losen Steine verursacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dünkte ihn, als er schon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im Abhange des Berges ein Schuß — und die Kugel pfiff an seinem Ohre vorüber und fuhr schmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Gui heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schloß; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe

und die Kugel fuhr in Gui's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzens niedersank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Gui's Hund wimmerte, Gui rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen sie den Ton des Schmerzens draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man solle nachsehen. Andere dagegen, vorsichtiger und besonnener, wendeten ein, daß es unklug sei, da es leicht eine List der starken Horde sein könne, die Burg mit leichterer Mühe zu überfallen. Der Rath der Letzteren, des ältern Theils der schwachen Besatzung, siegte, und Gui lag derweile, von einem heftigen Blutverlust ermattet, auf einem Felsblock, auf den er hingesunken war. Ohnedem sehr ermüdet, sanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüstet ward und auch d'Arbeque sich eingefunden — schlich leise, Verrath ahnend, ein Zigeuner, der mit einigen seiner Gesellen zur Beobachtung der Burg sich im Gehölz am Abhange des jenseitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Gui so unheilbringenden Schuß gethan, leise heran, den zu suchen, den sein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Klagelautes schloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling sein, den Adelma so merkwürdig und auffallend in ihren Schutz genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmannes. Gui's treuer Hund lag zu den Hаupten seines Herrn. Das treue Thier vernahm den anschleichenden Zigeuner und ließ ihn nahen, bis er nur wenige Schritte von Gui entfernt war — da sprang mit fürchterlichem Gebell das starke Thier mit einem Sprung an des Zigeuners Hals. Panischer Schrecken ergriff diesen als er sich so gefaßt fühlte und rücklings stürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit seinen Zähnen grimmig in der Brust desselben. Bald ermannte sich dieser wieder und kämpfte nun mit dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Kaum drang der Schall dieses Streits und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zusammenhang ahnte. Schnell

ließ er das Thor nieder und stürmte hinaus. Der plötzliche Lärm zog den Hund einen Augenblick von seiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit sprang der blutende Zigeuner auf und mit mächtigen Sätzen den Berg hinab, im Dickicht verschwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald kehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu seinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entdeckte.

Er schrie laut auf, als er den bleichen, blutenden Jüngling sah.

„Ha, ich ahne es," rief er, „der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, Du wurdest ein Opfer Deiner Freundschaft für mich," klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Gui heran getreten. „Er ist nicht todt, gnädiger Herr," sprachen sie, „der Blutverlust hat ihn bloß betäubt!"

Dies war eine frohe Botschaft für d'Arbeque. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu schaffen, und Alles anzuwenden ihn wieder in's Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorsichtig hinweg. Langsam kroch der treue Hund nach, dem das Messer des Zigeuners eine Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhof angelangt, wurde sogleich das Thor wieder geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit gemessenen Befehlen des Burgherrn ihre Posten.

Gabriele, wähnend, der Kampf tobe schon heftig, fuhr, durch den Lärm und die Schüsse geweckt, aus ihren Träumen empor. Ihre Dienerinnen, ängstlicher als das muthige Mädchen, standen zitternd um die entkleidete Gebieterin und beteten leise. Gabriele sah sie an und erstaunte. „Pfui doch," sprach die Jungfrau, „ihr zittert, wo ihr handeln solltet. Geht und sucht Leinwand zu bereiten, wenn etwa der Unsern einer sollte verwundet werden."

Sie trieb sie weg, kleidete sich schnell an, und eilte dann hinab in den Burghof, wo sie eben ankam, als sie den bleichen Gui hereintrugen. Ein Schrei augenblicklichen Entsetzens entfuhr ihr, und

erbleichend sah sie den bleichen Jüngling. Sie konnte keinen Zusammenhang in diesen Ereignissen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. „Er lebt," sprach froh der Vater, „eile nur und hole stärkende Essenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken."

Deren aber bedurfte es nicht. Gui schlug das Auge auf, blickte um sich, und als er mit deutlichem Bewußtsein inne wurde, wo er sich befand, reichte er d'Arbeque die Hand, die dieser mit Rührung drückte.

„Redet nicht," wehrte er; „Ihr seid zu matt!"

Er trieb die Männer an, und bald war Gui im warmen Gemache, wo allmälig wieder Leben in seine, von der kalten Herbstnacht fast erstarrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte sie sich über den Jüngling und bestrich ihn mit ihren Essenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen lassen. Die Wunde wurde, nachdem sich die sittige Jungfrau entfernt, untersucht, die Kugel ausgeschnitten, die zum Glücke nicht tief eingedrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrener Krieger unter den Wehrmännern des Barons angelegt, fühlte sich Gui ganz leicht. Er verlangte aufzustehen; doch d'Arbeque litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling so heiter zu finden.

Neugierig, aus seinem Munde den Zusammenhang der Ereignisse zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schlosses waren, umgaben sie sein Ruhebett.

Gui erzählte nun, wie er, sich vom Schloß d'Arbeque entfernend, die Zigeuner gefunden, und was sich dort begeben; wohlweislich verschwieg er jedoch seine Unterredungen mit Adelma. „Ich eilte sogleich hierher," fuhr er fort, „Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß binnen dieser und der folgenden Nacht droht. Die Horde mußte jedoch einige von ihren Leuten in Nähe des Schlosses zu Wächtern gestellt haben, und einer dieser

vernahm das Geräusch der rollenden Steine und traf mich zufällig mit seiner Kugel.“

„Vergebt,“ nahm d'Arbeque das Wort, „daß wir nicht sogleich Euch zu Hülfe eilten. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch schnelle Hülfe geworden sein. Wir aber hielten das Wimmern für eine List des Gesindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erst als er mit dem Mörder kämpfte, stürmten wir hinaus und fanden Euch. Wie soll ich Euch danken,“ sprach er dann bewegt, „was Ihr für mich, den Fremdling, der Euch gekränkt, freilich wohl ohne Absicht, thatet? Ihr habt eine große Gefahr entfernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieses Gesindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns Allen das Leben gerettet!“

Gui wollte das durchaus nicht gelten lassen; allein d'Arbeque blieb auf seiner Meinung.

„Glaubt Ihr wirklich, daß sie einen Versuch wagen werden?“ fragte er den Jüngling.

„Allerdings,“ entgegnete Gui, „und ich freue mich, daß meine Wunde so unbedeutend ist, daß ich mich dankbar für Eure Wohlthat erweisen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden sie nahen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Schüsse auf Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei draußen sich vernehmen ließ.

„Er hat die Wahrheit gesagt,“ rief d'Arbeque, „sie sind da!“

Und Alles stürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Gui allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhaftesten Antheil an Allem genommen, ohne doch mitzureden — stand in diesem Augenblick unschlüssig da; denn zwei Pflichten stritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entschiedener Charakter sie hinzog, und die mehr weibliche, Pflegerin des leidenden Retters zu sein. Doch nur einen Augenblick dauerte

jener Streit und die Weiblichkeit siegte. Sie blieb aber in sichtbarer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Gui horchte eine Zeit lang, dann schien er seinen Zustand zu vergessen, riß sich empor, sprang vom Ruhebett, auf dem er angekleidet lag, griff nach seinem Gewehr und eilte zur Thür.

„Um Gotteswillen, bleibt!“ rief Gabriele voller Angst. „Wollt Ihr denn gewaltsam Euern Zustand verschlimmern?“

Kaum aber sprach sie das Wort, so ließ die Ueberspannung der Kräfte des noch schwachen Jünglings nach, und er taumelte und sank fast ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, das, erröthend aus Scham, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er sah matt zu ihr auf, aber mit einem seligen Gefühl, und dies sprach sich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannte er sich und kehrte, geleitet von Gabrielen, zum Ruhebette zurück.

Er reichte ihr stumm seine Hand, seinen Dank anzudeuten. Glühenderes Roth malte ihre Wange — aber sie gab ihm die ihre, und Gui drückte sie im überwallenden Gefühl an sein Herz.

Schnell aber entzog sie ihm Gabriele — einen fast zürnenden Blick warf sie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittere Vorwürfe über seine Kühnheit quälten sein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dumpfe Toben eines erbitterten Kampfs — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an diesem nicht Theil nehmen, da der Blutverlust ihn zu sehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieser Lage verweilen, noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange diese Pein erduldet, schien es ihm, als verlöre sich das Getümmel, das Schießen wurde seltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Bedauerns — auf dem Korridor, der an seines Gemaches Thüre hinlief, vernahm er schwere Männertritte, sie naheten

— die Thür öffnete sich, und schwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Gui sah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Brust aber der tiefste Schmerz wühlte. Gui sprang von seinem Ruhebett auf, und die Männer legten den Greis darauf. So schwach er war — jetzt fühlte er sich stark. Er untersuchte des Barons Wunde, sie war nicht ohne Gefahr. Er wusch, er verband sie mit vieler Geschicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe stehe? —

„Sie sind entflohen," sagte der Reisigen Einer, „und ihrer Viele decken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen sie in wilder Unordnung, und in wenig Stunden sind sie schon weit weg, und die Gegend ist rein von dem Gesindel."

„Gut," sagte Gui, „so eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holt meinen Vater hierher; er ist der Heilkunst mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!"

Seine Befehle wurden schnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgsamkeit anwandte; und jetzt erst vermochte sie die Worte hervorzubringen: „Ist es gefährlich mit meinem Vater?" Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

„Seid ruhig, edle Jungfrau," erwiederte Gui — „noch ist keine Gefahr, und der Himmel wird sie von dem theuern Haupte fern halten."

Gabrielens Hände falteten sich, und ihr Blick wandte sich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu sein um den theuern Vater, konnte Gui's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schwester wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque schlug die Augen auf und lächelte sie an — dann reichte er Gabrielen seine Rechte, Gui seine Linke und sprach leise freundliche Worte und fragte dann, schnell sich besinnend, wie es stehe um die Zigeuner?

„Sie sind entflohen," antwortete Gui, „und die Wahlstatt decken ihre Leichen."

Er lächelte und schloß das Auge wieder und schlummerte sanft — doch zuckte manchmal der Schmerz im Schlaf über das Gesicht.

An seinem Lager saßen Gabriele und Gui. Die Sonne hatte gesiegt über den herbstlichen Morgennebel — der Tag schien freundlich und hell durch die Bogenfenster des Gemaches. Bleich waren Gabrielens Wangen. Gui sah dies mit Trauer. Er bat sie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

„Ach," antwortete sie, „ich sollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, selbst verwundet seid, vergeßt Euch selbst über meinen Vater, und ich sollte an mich denken, da ich mich doch stark fühle? — Nein — das verlanget nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe."

Gui seufzte tief auf: diese Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüthe des Jünglings. Selbst in der Nähe des Wesens, das er mit aller Kraft eines reinen, jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die diese Erinnerung weckte, und er versank in tiefes Sinnen. Wo ist er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daseins, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden, bis Rabaud kam. Tiefen Ernst, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Gui in seinen Zügen zu lesen. Er reichte ihm seine Hand mit dem Ausdrucke der treuesten Liebe. „Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — verzeiht — es geschah nicht mit Vorsatz, und daß ich Euch nicht noch in derselben Nacht wiedersah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!"

Rabaud's Züge erheiterten sich.

„Ich zürne Dir nicht, Gui, ob Deiner That, nicht ob Deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh sein kann über

das, was geschah. Oft ist ein unbedeutendes Ereigniß das Saatkorn einer Zukunft, die reiche Kummerernte liefert" — doch diese Worte schienen ihm unwillkürlich entschlüpft — er sah jetzt Gabrielen und erschrack.

„Verzeiht, Fräulein," sprach er ernst, „daß ich Euch zu grüßen versäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Gui."

Nun forschte er nach der Wunde d'Arbeque's. Gui sagte ihm seine Bemerkung. Gabrielens Augen hingen an seinem Munde, sie zitterte fieberhaft.

„Ist's also, dann seid ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß er meine Mittel segne. Ich hoffe, Eueren Vater zu heilen. Und Du, Gui," fragte er dann — „Du schweigst — wie steht es um Dich?" —

„Mir ist ja so wohl, Vater," sprach der Jüngling in einem Doppelsinne, den nur er verstand — den aber Gabriele ahnen mochte, denn eine leise Röthe flog über ihre bleichen Züge, und sie entfernte sich.

Leise erzählte nun Gui die Begebenheiten der jüngst verflossenen Stunden. Rabaud empfahl ihm Ruhe und Pflege seiner selbst und beobachtete dann den Baron. —

„Wir haben große Angst ausgestanden um Dich, Gui," sprach er dann wieder; „Gottlob, daß sie in einer Hinsicht wenigstens umsonst war." —

Jetzt schlug d'Arbeque die Augen auf und richtete sie fest und forschend auf Rabaud. Es war, als suche er in seinem Gedächtnisse nach diesen Zügen, die ihm schon irgendwo begegnet seien.

Gabriele war wieder herein getreten.

„Was will der Mensch?" fragte der Baron heftig seine Tochter.

„Unser Retter hat ihn beschieden zu Eurer Heilung, mein Vater," sagte sie sanft. — „Es ist sein Vater Rabaud."

Da richtete sich d'Arbeque hastig auf und sah scharf in Gui's Züge. —

„Euer Vater?“ fragte er dann mit einer seltsamen Heftigkeit. „Es ist mir, als sei dieses Gesicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinschaft mit Menschen, die ich hasse“ — stieß er wild heraus.

„Ihr täuscht Euch wohl“ sagte sanft Gabriele. „Vertraut Euch ihm an. — Er ist ja der Vater des jungen Mannes, dem Ihr so viel verdankt.“

„Du hast Recht, Kind,“ sprach er dann — „es ist wohl nur ein Fiebertraum.“

Und er ließ nun Rabaud die Wunde untersuchen — verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit stechenden Blicken.

Rabaud behauptete einen Gleichmuth, der sich durch Nichts irren ließ.

Er that seine Pflicht — empfahl Ruhe und sagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: „Es gibt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil sie uns an Begebnisse mahnen — die — — doch, es wird besser sein, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Gui der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben, und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünschet, gnädiger Herr!“

Gabriele ergriff seine rauhe Hand. „Laßt Euch das bittre Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze sprach. — Ich beschwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir sind ihm zu hoch verpflichtet.“ —

d'Arbeque richtete sich auf. „Nein,“ sagte er — „das kann nimmer geschehen, und auch Ihr solltet nicht mein Wort so scharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibt.“

In Gabrielens Auge flimmerte eine Thräne, sie sah Gui so bittend, so flehend an. Gui war in seltsamer Lage. Er blickte forschend in Rabaud's Gesicht, das unverändert den Ausdruck eines finstern Ernstes behielt. Er sah ihn bittend an.

„Wohlan,“ erwiederte Jener, „Euer Wille geschehe. Erlaubt aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf.“

Gabrielens Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. Sie flog hinaus, für Gui ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, gestützt auf Rabaud, dahin.

Rabaud setzte sich zu ihm; aber kein Wort kam über seine Lippe. Er schien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Gui war zu begierig, den Zusammenhang dessen zu erfahren, was er ahnte, ohne es sich bewußt zu sein. Er fragte Rabaud. Ganz wider seine Gewohnheit schwieg dieser lange — dann sagte er — „laß das jetzt. Nur so viel wisse — es liegt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns, Dir und diesem Hause. — Darum“ — er faßte des Jünglings Hand und drückte sie mit inniger Liebe — „wache über Dich und Dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich Dir, wenn diese Mauern hinter uns liegen, mehr sagen kann, mehr,“ setzte er mit tiefer Betonung hinzu, „als Dir und mir lieb sein dürfte.“

8.

Sie blieben Beide noch acht Tage. Die Zigeunerhorde war verschwunden, der Statthalter der Dauphiné ließ sie verfolgen — aber es schien fast, als seien sie in die Erde versunken; denn nirgends wollte man sie gesehen haben.

Gui konnte nach einigen Tagen wieder gehen. Rabaud's Kunst heilte schnell seine Wunde; auch d'Arbeque genas schneller, als es sonst im höhern Alter der Fall zu sein pflegt. Seit Rabaud in die Burg getreten war, schwebte ein finsteres, unheimliches, Grauen erregendes Wesen über allen, und verstimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb sich gleich, und diese Heiterkeit, diese unverdrossene Thätigkeit, diese liebevolle Aufmerksamkeit zeigte sie Gui in einem

immer liebenswürdigern Lichte. Sprach sie mit ihm, dann war sie ernst, gemessen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Bald schwamm sein Herz in einem Meere von Wonne — bald nagten Zweifel an seiner Seele.

Rabaud's klarer Blick sah tiefer, er sah die Liebe keimen, wachsen, und ihn brannte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angst sondergleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnte das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabrielens Busen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte sich gegen diese Liebe zu einem Jünglinge niederen Geschlechtes. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung Rabaud's, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß seine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig sei.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht sowohl um seiner, als seines Sohnes Dienste, dem er Lohn zu bieten durch seine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Rabaud sah ihn groß an. „Ich danke Euch, gnädiger Herr," sagt er; „gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn."

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

„Ich weiß es," versetzte er, „daß Ihr deß bedürft — Ihr seid arm." —

„Ihr irrt," erwiederte Rabaud — „wir haben aus den Stürmen so viel gerettet, daß wir leben können, und der Parlamentsrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben."

Bei diesen Worten erbleichte d'Arbeque. — „So ist es doch wahr," rief er aus, „was ich vermuthete — so dientest Du dem Verhaßten, und ich sah Dich auf Saint-Flour!?"

„Euer Gedächtniß täuschte Euch nicht," fuhr Rabaud ruhig fort; „der Haß sieht scharf. Wohl dem, der so vergelten kann — wie mir sich die Gelegenheit darbot!"

d'Arbeque schwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In diesem Augenblicke trat Gui herein. Sein Auge leuchtete — eine

unbeschreibliche Seligkeit lag auf seinen Zügen. — — Er hatte von Gabrielen sich beurlauben wollen — — er fand sie in tiefe Gedanken versunken im Saale, wohin er sich begeben, um noch einmal die Bilder seiner Ahnen zu beschauen; sie fuhr auf, als sie ihn kommen sah. Gui wollte zurücktreten — doch sie bat ihn, zu bleiben. Eine Weile standen sie stumm vor einander. Gui war tief bewegt. „Ich muß Euch Lebewohl sagen, Fräulein," sprach er dann mit zitternder Stimme. „Nehmt den Dank eines — treuen Herzens!" — Gabrielens Thränen rannen — sie gab ihm ihre Hand — sie bat ihn, nichts von Dank zu reden — sie gedachte seiner Hülfe — daß er ihr Retter geworden. — Gui pries sich glücklich — obgleich er bescheiden das Verdienst ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte sie an seine Lippen, an sein Herz. Sein Muth wuchs mit seiner Liebe — er wagte, sie an sein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauder durch Gabrielens ganzes Wesen — sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an seine Brust — dann riß sie sich gewaltsam los und verschwand durch eine Nebenthüre. Lange stand Gui auf der Stelle wie bezaubert. — Dann ging er mit einem Himmel in seiner Brust auf d'Arbeque's Gemach zu und trat gerade ein, als Rabaud jenes Geheimniß enthüllt.

„Und dieser ist nicht Dein Sohn!" rief d'Arbeque aus — „die Züge sind de Viole's Züge!" —

„Ihr habt auch das errathen!" sprach mit fürchterlicher Kälte Rabaud. „Es ist sein verwaistes Kind — Gui de Saint-Flour."

Da flammte eine wilde Gluth in d'Arbeque's Blicken auf.

„Lebt wohl!" — rief jetzt Rabaud und ergriff Gui's Hand. — „Ihr seid des Dankes überhoben!"

Und rasch zog er den Jüngling mit sich hinweg — durch die Höfe des Schlosses. Als das Thor hinter ihnen sich schloß, athmete Rabaud erst wieder frei auf. Gui war in einem Traume befangen. Er wußte sich das, was er gehört, kaum zu deuten — der Contrast war recht wie ein Maifrost in die Blüthen seiner Liebe gefallen,

die sich kaum erschlossen und ihn doch so glücklich gemacht hatten. Er beschwor Rabaud, ihm Rede zu stehen. Dieser aber zog ihn mit sich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als sie die Höhe jenseit des Thals erklommen hatten, riß er sich los, um noch einmal nach dem Schlosse zu blicken, das seine Welt umschloß. Da wehte ihm Gabrielens Tuch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das sei der Scheidegruß für diese Welt. Er schauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Waldes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig schritt Rabaud weiter. Kaum vermochte ihm Gui zu folgen. Auf keine Frage gab er eine Antwort, und endlich schwieg Gui unmuthig. Erst als sie schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Waldes sich ihnen darbot, stand Rabaud still.

„Vergib mir, Gui,“ sagte er, „mein seltsames Benehmen. Es wird Dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthselhaft sein — ich will Dir die Räthsel jetzt lösen.“ — Er hob nun an, aus dem früheren Leben seines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher gesagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Gui hörte mit steigendem Interesse, aber auch mit wachsendem Schmerze der Erzählung zu. Als Rabaud geendet, schien es ihm, als schlössen sich des Paradieses Pforten hinter ihm. Rabaud's letzte Worte fielen centnerschwer auf sein Herz.

„d'Arbeque's Haß,“ hatte er gesagt, „ist ohne Ziel und Ende. Nie vergibt er; darum ist unseres Bleibens in diesen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.“

„Und wird nicht gerade der Dienst, den ihm des Feindes Sohn geleistet, sein Herz milder stimmen und die Reue über den blinden Haß in ihm wecken?“ fragte Gui.

„Kannst Du die Steine hier erweichen?“ war Rabaud's Antwort; „kannst Du dem Bache, der dort über die Felsen hinab in den Abgrund stürzt, gebieten, daß er seinen Lauf rückwärts

nehme? Kannst Du den starren Winter umwandeln zum blühenden Lenze?"

„Euer Urtheil ist fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Besserung eines Menschenherzens?"

„Nein, Gui. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Mensch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß sich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was Dein Vater that, ihn auszusöhnen — aber es war Alles umsonst. Sein Sinn ist eisern."

Gui brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte sein Herz. Er fühlte zum ersten Male die brennende Wunde in seinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume seines Glückes, denen er oft in stiller Nacht auf Schloß Arbeque Gehör gegeben, sie zerrannen.

Finster kehrte er heim. Der treue Salers starrte ihn an. „Was ist geschehen?" fragte er.

Rabaud winkte ihm Schweigen zu.

„Dir, Gui, habe ich einen seltsamen Gruß," sagte Salers darauf, sich zu Gui wendend. „Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Adelma, die so oft auf Saint-Flour war. Sie gebot mir, diese Zeilen Dir zu reichen."

Gui riß das Blättchen auf.

„Sie brausen schon, die Stürme, die ich Dir verkündet," schrieb eine fast unleserliche Hand; „noch ist ihr Ende nicht da. Erst wenn Blutströme um Dich geflossen sind — erst dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von Dir. Das aber hättest Du mir nicht thun sollen! Ich allein weiß, was geschah, denn ich folgte Dir. Du hast gebüßt — wüßten es meine Söhne — Du möchtest fliehen, wohin Du wolltest — ihr Dolch fände Dein Herz. Adelma zürnt Dir nicht." —

Er hatte die Worte laut gelesen.

„Neue Räthsel!" rief Salers — „woher kennst Du das unselige Weib?"

Gui erzählte ihnen ohne Rückhalt seine Begebenheiten mit der Zigeunerbande.

„Unseres Bleibens ist nicht länger hier," sprach Salers. „Unser Frieden ist gestört. Gebe Gott, daß nichts Schlimmeres folge!"

Gui erhob sich. „Nicht Euer Friede, der meinige ist gestört. Darum laßt mich ziehen. Dieses unthätige Leben paßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeichen eines blutigen Kampfes der Glaubensparteien im Vaterlande. Mein Entschluß ist gefaßt; ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und seine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, schärfern Schwerte stritt!"

Ein tiefes Feuer leuchtete aus seinen Blicken bei diesen Worten. Rabaud sah ihn erschrocken, aber mit einer innern Freude an. Er schwieg indessen, wie Salers, der endlich äußerte: „Nur nicht zu schnell, mein Gui. Laßt uns als besonnene Männer handeln, wohl erwägen, — dann sei's in Gottes Namen!"

9.

Die Heiterkeit, der Frieden — der sonst in dem engen Häuschen der Freunde gehauset — er schien gebannt, verschwunden für immer. Auf Gui's Herzen lag eine Last, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Freunde, so gerne sie es gethan hätten. Ruhe war in seinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Resignation auf des Lebens schönstes, der Liebe Glück. So gern auch das jugendliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und festhält, selbst an der Grenze der Möglichkeit — so gab ihr doch Gui nicht mehr Raum in seinem blutendem Herzen. Rabaud's Worte waren von zu mächtigem Einfluß auf ihn, und jenes dunkle Wort Adelma's, so frei von dem Aberglauben, den die Menschen seiner Tage hegten, besonders von der die Zukunft enthüllenden oder

durchschauenden Macht dieses nomadisirenden Volkes auch übrigens Gui's Seele war, übte dennoch seinen geheimnißvollen Zauber aus und fügte neue Wolken zu denen, die bereits seine Seele umnachteten. So floß fortan still und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Gui's brachte eine Abwechselung in das einförmige Treiben. Dabei fiel indessen wieder eine Last auf seine Seele, die nämlich, welche der Gedanke an die kriegerische Ausrüstung brachte. Sollte er als Landsknecht zu den Truppen der Protestanten, welche Coligni führte, stoßen, so bedurfte er eines Rosses und der nöthigen Waffen. Nach Allem, was er wahrnahm, war er arm, denn der König hatte ihn ja, als er seinen Vater ächtete und für ewig des Landes verwies, ja seinen Namen, als einen dem Galgen Entgangenen an den Galgen auf dem Montmartre schlagen ließ, aller seiner Güter beraubt. Wie sollten es die beiden Alten möglich machen, die Mittel aufzubringen, deren er jetzt bedurfte? Um sie nicht zu kränken, wagte er nicht einmal eine Frage, sondern setzte still voraus, er werde mit seiner schweren Büchse, und wie er gehe und stehe, in Coligni's Lager gehen und seine Dienste anbieten müssen. Daß man ihn bei seiner Jugend und Kraft zurückweise, befürchtete er gerade nicht; allein es lag doch etwas Schmerzliches darin, daß er nicht dort eintreten konnte, wie es sein Stand und sein Herkommen würde unter andern Umständen bedingt haben, — was überwunden sein wollte.

Eines Tages, wo Sturm und Hagel, wie ihn die Tage des April wohl noch einmal zu bringen pflegen, um das Häuschen tobte, saß er still in der Ecke eines Fensters und blickte hinaus in das wilde Toben des unfreundlichen Wetters. — Er war allein in dem Gemache, denn heute waren Salers und Rabaud häufig allein in dem kleinen Raume gewesen, der ihnen zur Schlafstätte diente; sie kramten da viel in Papieren und redeten oft eifrig miteinander. Das hatte er gehört, als er vorüberging, und es war ihm aus dem Grund auffällig, weil sonst eine so tiefe Stille in ihrer Wohnung zu herrschen pflegte.

Jetzt wurde die Thüre geöffnet und Beide traten ein. Unverkennbar lag etwas Feierliches in ihrem Wesen, das so wenig zu der einfach gemüthlichen Weise paßte, welche sie sonst angenommen hatten.

„Gui de Viole de Saint-Flour," hob endlich mit einer bebenden Stimme Rabaud an, „Ihr seid den Kinderschuhen längst entwachsen und in Eurer Seele ist ganz frei und unabhängig der Wunsch entstanden, Euren Arm der heiligen Sache des Evangeliums zu weihen, das seiner bedarf. So ist es würdig des Namens, den Ihr traget, den ein ungerechtes, vom Religionshasse eingegebenes Urtheil wohl schmähen, aber nicht entehren konnte. Jetzt aber, wo es dieser Entschluß fordert, daß Ihr würdig Eures Namens auftretet, thut es Noth, daß Ihr Mittel habet, die Euch das gestatten, und uns, als treuen Dienern, ist es heilige Pflicht, Euch eine Rechenschaft zu geben von dem, was wir Beide gerettet haben in dem Schiffbruche Eures edlen Vaters, den Gott segne, und wie wir es verwaltet haben. Wir legen die Nachweise und Rechnungen hier vor Euch nieder. Prüfet sie!"

Gui stand wie erstarrt vor Rabaud. Er schaute mit einem Gefühl in sein Angesicht, das aus Schrecken und Staunen gemischt war; denn mit einem Male war ja hier Alles anders geworden. Das väterliche Du war einer Anredeweise gewichen, welche die, welche dadurch bisher vereint waren, auseinanderriß und die Scheidewand kalter Lebensformen dazwischenstellte, deren trennende Gewalten er erst recht kennen gelernt, als er mit d'Arbeque zusammentraf.

„Was soll das?" rief er mit dem Ausdruck des Gefühls, das seine Seele erfüllte. „Was soll das? Wollt Ihr mich wegstoßen von den treuen Herzen, die bis jetzt meine Zuflucht und Heimath waren? Was hab' ich gethan, daß ich solches Gutes verlustig geworden bin?" —

In den Augen der beiden Männer zitterten Thränen und Rabaud war zu bewegt, um reden zu können. Salers sagte:

„Der Zeitpunkt mußte einmal kommen, wo das Verhältniß ein anderes werde, wo wir in das Verhältniß der Diener zurücktreten, aus dem uns das Unglück Eures Hauses gehoben hatte."

Ehe aber noch Salers diese Worte vollendet, lag Gui in Rabaud's Armen. Er bat, er flehte, er drohte, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, wenn nicht Alles bliebe, wie es bis heute gewesen. Sein Dank, seine Liebe sprach sich in einer Weise und Fülle aus, daß die Männer davon überwältigt wurden. Lange aber dauerte es, bis sie sich dazu verstanden, einen Entschluß aufzugeben, der aus ihrem Pflichtgefühl erwachsen war. Aber wie glücklich hatte sie das gemacht, was sie eben erlebt? Wie reich war durch Gui's Liebe Alles belohnt, was sie in aufopfernder und hingebender Treue die lange Reihe von Jahren ihm geleistet hatten.

Als endlich die Ruhe in ihre Herzen zurückgekehrt war, bat Rabaud den Jüngling, sich zu ihm zu setzen. Er legte ihm genaue Rechenschaft ab. Da stellte es sich denn heraus, daß er immer noch ein ansehnliches Vermögen besaß, das zwar in keinem Vergleiche mit jenem stand, welches seine Voreltern, ja noch sein Vater, besessen, aber dennoch hinreichte, über die Sorgen des Lebens den Geist hinauszuheben. Rabaud hatte wohl gesorgt, als er Saint-Flour verließ und du Plessis-Mornai ahnete es nicht, daß der treue Salers, der in Manches durch seinen Herrn eingeweiht war, was sonst Niemand wußte, einen Schatz bei sich trug, als er, Paris verlassend, den Sohn seines Herrn aufzusuchen, die Spur seines Freundes Rabaud verfolgte. Das hatten nun Beide in Eins zusammengeschmolzen, treu verwaltet und in sich selbst wachsen lassen.

Mit Erstaunen sah Gui, daß er reich sei!

„Aber was soll ich mit dem, was übrig bleibt, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Pistolen und Schwert gekauft?" fragte er. „Es sei Euer, Ihr Treuen," sprach er. „Eueres Alters Tage sollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es, ob ich je im

Stande sein werde, Euch zu ernähren und die Liebe zu vergelten, die Ihr an mir geübt."

„Verwalten wollen wir es denn," sagte Salers, — „denn unsere Bedürfnisse sind klein, und es bewahren für kommende schwere Zeiten."

Rabaud besprach sich nun mit Gui über seine Ausrüstung und über seinen Eintritt in's Heer.

„Ich will erst genauere Kunde einziehen über die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln," bemerkte er, und Gui war wohl damit zufrieden.

Indessen nahmen die Ereignisse damals schnell eine ernste Wendung, die Gui's Wünschen sehr zusagte und ihm eine Laufbahn, wie er sie suchte, zu eröffnen verhieß.

Die Hinneigung Katharinens von Medicis zum Protestantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marschall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte, die so fanatische Katholiken waren.

Die Proclamation des Edicts von Saint-Germain en Laye mehrte diese Furcht. Sie sahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einflusses nahen. Es galt ein schnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der brausend sich heranwälzte. Franz von Guise, der Dritte des unheilvollen, fanatischen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte seit einiger Zeit in Lothringen, Pläne schmiedend mit dem schlauen Cardinal zu der Ketzer Vertilgung, und des eigenen Hauses Glanzerhöhung und Machtanwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beschied ihn nach Paris, wo seine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guisischen Hauses fürchtend, an Condé geschrieben, ihn dringendst gebeten hatte, sich mit Coligni und Dandelot, seinem Bruder, ihrer und des Königs anzunehmen und sie aus den Banden der Guisen zu befreien. Man wußte, daß die Protestanten im Stillen sich rüsteten. Franz empfing diese Botschaft mit Freude. Schnell ver-

ließ er Lothringen mit einem bedeutenden Gefolge von Herren, die auf seiner Seite standen und einer nicht unansehnlichen Macht von Soldaten; Montmorency und Saint-André sammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Protestanten, an ihrer Spitze Condé, Coligni, d'Andelot, Anton von Croi, die Herren von Larochefoucault, Rohan, Genlis und Grammont, Miene, sich zu vereinigen.

Franz von Guise eilte. Es war am 1. März 1562, als er in Vassy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, um dort eine kurze Frist von der angestrengten Reise zu rasten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Ortes Messe lesen und sein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Partei der Guisen dahinströmte, und viele derselben mußten außen weilen. Da erschallte unweit davon der Gesang der Protestanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienst in heiliger Andacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatisirten Diener und Söldner Guise's sich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Protestanten zu vergreifen. Sie störten durch Steinwürfe und beleidigende Worte, durch Lärm und Unzucht den Gottesdienst der Protestanten, die in einer nicht kleinen Anzahl hier vereint waren. Anfangs litten es diese ruhig; aber diese Ruhe erhitzte Jene desto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Protestanten mußten Gegenwehr leisten den Angreifenden, und so entspann sich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der wehrlosen Protestanten einstweilen nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärmen außerhalb der Kirche endigte die Messe. Guise stürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn sogleich so heftig an die Stirne, daß er fast besinnungslos in die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Losung eines entsetzlichen, wüthenden Kampfes zwischen den erbitterten Parteien. Man ergriff schnell die Waffen, und ein unmenschliches Blutbad erfolgte. Schonungslos wütheten die Guisischen unter den Hugenotten. Sechszig Leichen deckten die

Wahlstatt von protestantischer Seite, und über zweihundert Verwundete zählten sie. Auch die Guisen hatten gelitten und ihr Verlust war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Jassy vor den grimmigen Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Protestanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

„Seid Ihr auch ein Ketzer!“ fuhr ihn zornig der Herzog an.

„Nein,“ sprach muthiger der Richter, „ich bin ein Katholik, wie Ihr, gnädigster Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um so mehr, da es gesetzwidrig, wie unmenschlich ist, und das Edict vom Januar freie Religionsübung den Protestanten verheißt.“

Mit rollenden Augen sah ihn der Herzog an; dann riß er sein Schwert aus der Scheide und rief: „Dies soll jenes verfluchte Edict zerhauen!“ —

Der Richter verließ mit tiefem Abscheu den unmenschlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort, bis der Schleier der Nacht die Greuel dieses Tags umhüllte. Die Protestanten flohen in die Berge, in die Wälder; und die schreckliche Kunde dieses Tages von Bassy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Coligni's. Die Fackel des blutigen Bürgerkrieges war angefacht! Das blutige Loos war geworfen in den Schooß einer unheilschwangeren Zeit!

10.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tags in späten Nachmittagsstunden Gui de Viole auf einem überaus schönen und guten Rosse, das er eben erst in Grenoble um hohen Preis erstanden. Die Ausführung seines Vorhabens war nahe. Zu seinen Ohren waren sie schon gedrungen die Greuelthaten von Bassy. — Es war ihm die Rüstung seiner Glaubens-

genossen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tags vorher die Botschaft gebracht, es werbe für Coligni's Heer der Herr von Maugiron in der Dauphiné. Diese Kunde bestimmte den Jüngling zur raschen Ausführung seines Planes, den er mit seinen väterlichen Freunden erwogen hatte und zu dem ihn, wie sein Herz, so die Lage drängte, in welcher er sich befand. So sehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeize schmeicheln mochte, so war doch sein Herz tief bekümmert. Auch jetzt wieder war sein Herz bei Gabrielen. Es war so still und einsam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bett, strömte die Isere und ihr Brausen war das einzige Geräusch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieses Brausen wiegte ihn noch mehr in seine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielens Bild schwebte vor seiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick seines Lebens, und so schnell ging er vorüber, so eisern war die Macht des Verhängnisses zwischen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunsch in seinem Herzen wieder rege, den er so oft schon bekämpft, sie wieder zu sehen, noch einmal in ihr Auge zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu sagen. Schon war er im Geiste bei ihr, schon lag sie an seiner Brust. — In solchen Träumen schwelgte das liebende, hoffnungslose Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen lassen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am steilen Ufer der Isere hinschritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

„Seht Euch vor," rief plötzlich hinter ihm eine starke Stimme, die einem Reiter angehörte, der im sausenden Galopp ihm folgte, „sonst liegt Ihr drunten in der Isere!"

Der Jüngling fuhr aus seinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit starker Faust herüber in den Weg, und sah alsbald den Warner an seiner Seite.

„Das hätte leicht so einen Sprung zum Leben hinaus geben können!" scherzte der Reiter, und sah dem Jüngling dabei in das bleiche, schöne Gesicht.

Es war ein junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, mit militärischem Anzug. Ein breitkrempiger Federhut saß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen, braunen Lockenhaare graziös auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Feldbinde schmückte ihn. An seiner Seite hing ein schönes Schwert. Heiterkeit und Frohsinn strahlte aus seinen Blicken.

Gui grüßte ihn mit Anstand und dankte für die Warnung.

„Habt gewiß an's Liebchen gedacht, mein junger Freund!" fuhr lächelnd jener fort.

Gui erröthete, verneinte das aber stotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: „Es gibt so viele Dinge in unseren Tagen, die wohl geeignet sind, den, der Antheil daran nimmt, in recht ernste Betrachtungen zu versenken.

Der Reiter neigte sich vor und sah scharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieser offen zuwendete. Dies ernste Wort und die Jugend des Redenden schienen jenem so recht nicht zu einander zu passen. — Doch der Blick in Gui's Antlitz schien ihm Vertrauen eingeflößt zu haben.

„Da habt Ihr ein sehr wahres Wort gesprochen, junger Mann," entgegnete darauf derselbe; „es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge ansieht. Habt Ihr von Vassy gehört?"

„Wie sollte mir fremd geblieben sein, was jedes Gemüth empört?" fragte Gui und sah scharf den Fremden an.

„Da habt Ihr sehr Recht," antwortete der; „selbst der gemäßigte Katholik hört's mit Abscheu und Entsetzen. Wie viel mehr der Protestant, der in diesen Vorgängen nur das sieht, was ihn früher oder später treffen wird und unausbleiblich ist" — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, „wenn nicht wir Protestanten uns selbst schützen und uns die Glaubensduldung und

Gewissensfreiheit erkämpfen, die man uns gutwillig nicht zugestehen will. — Aber sie ist endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans ist Zeuge der Vereinigung unserer Häupter, und es sind Namen, auf die Frankreich stolz zu sein gewöhnt ist."

Gui hatte ihm stille zugehört. Jetzt fragte er: „Und werdet auch Ihr in ihren Reihen fechten?"

„Auf die Frage möchte ich kaum antworten," versetzte hitzig der Fremde; „jedoch Ihr kennet mich nicht. Wisset also, ich heiße Maugiron und werbe hier im Lande für Coligni's und Condé's Heer, in dem ich Hauptmann zu sein, mir zur Ehre rechne."

„Ihr sucht Waffengefährten?" sprach Gui — „wollt Ihr mich dazu, so biete ich Euch hier meine Hand."

Freudig schlug Maugiron ein. „Seid mir willkommen!" rief er aus. „Doch sagt mir nun, da Ihr wisset, wer ich bin, auch Euren Namen!" —

„Gui de Viole," heiße ich.

„Viole?" fragte Maugiron. „Viole d'Arbeque — doch nein, dieser hat ja nur ein Kind, ein bleiches Mädchen, das ich heute noch sah. Aber welcher Viole seid Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr, in der Dauphiné und Auvergne, die ich weidlich durchstreift."

„De Viole de Saint-Flour," versetzte Gui, dessen Seele von dem Gedanken an Gabrielen ergriffen war, die Maugiron ein „bleiches Mädchen" nannte, die er heute gesehen habe. —

„Gehört Ihr also jenem edlen Parlamentsrath de Viole an — der so muthig für seinen Glauben stritt und seines Freimuths Opfer wurde?"

„Er war mein Vater," sprach wehmüthig der Jüngling.

„So sei die Stunde gesegnet, in der ich Euch fand," rief froh Maugiron; „denn im Sohne wird des Vaters Heldenmuth aufleben und auf solche Streiter darf unsere Sache stolz sein." —

„Erlaubt mir eine Frage" — unterbrach den Strom seiner

Rede Gui — „Ihr sagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Arbeque und seine Tochter gesehen; darf ich wohl fragen, wo dies gewesen?" — Gui sprach dies mit einer Hast, die Maugiron auffiel.

„Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Arbeque?" fragte er neugierig.

„Nicht doch" — versetzte Gui — „ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielte, den Ritt dahin ersparen." —

„Ich sah sie jenseit Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein schönes Mädchen, schien krank, sie sah sehr bleich."

Der redselige Maugiron ahnte es nicht, wie er das, ohnedem leidende Herz durch diese Kunde noch tiefer betrübte. Er bemerkte wohl seines Begleiters wachsende Verstimmung und meinte, durch seine Redseligkeit ihn zu zerstreuen. Er begann demnach die Stärke des Hugenottischen Heeres, die Tapferkeit seiner Führer, die Kampflust seiner Streiter zu schildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln sich ausdrückte.

Gui blieb ernst und still. Er hörte nicht einmal Maugiron's Gerede, und erst als dieser laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtsein zurück.

Er sah die Nothwendigkeit ein, Maugiron sein ganzes Verhältniß auseinander zu setzen. Mit mehr Geduld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er zu und bezeugte ihm dann seine Theilnahme an diesem Geschicke. Gui fragte ihn nun genauer um das Resultat seiner Werbung, um den Ort der Versammlung und die Zeit des Aufbruchs, indem er den Wunsch aussprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

„Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenbruder," sprach zutraulich der Hauptmann. „Euer Name sichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch sogleich zum Führer von hundert Geworbenen machen, die schon beritten sind und in Sainte=Marcelline meiner warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reise schon übermorgen antreten. Ich werde erst

später Euch wiedersehen, doch wo möglich noch ehe der erste Schlag fällt."

Dies war dem Jüngling sehr erwünscht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weilte, wo ihn also nichts mehr fesselte, als die Liebe Salers' und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus diesen Gegenden, die die Erinnerung an sein in der Blüthe zerstörtes Glück ewig wach erhielten, in den neuen Wirkungskreis, und freudig nahm er darum Maugiron's Anerbieten an. Sie hatten jetzt Sainte-Marcelline erreicht. Schon standen die Sterne am Firmament, und über den Bergen von Auvergne ging eben der Mond in seiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Gui konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältnisse ihrer Partei besprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen sich wohl, und so schlossen sie innige Freundschaft.

Am Morgen versammelte Maugiron seine Leute. Er stellte ihnen in Gui ihren einstweiligen Führer vor, gab die genauesten Befehle zum Aufbruch und ließ sie Gehorsam in Gui's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Gui, ihm ein herzliches Lebewohl sagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Coligni eingehändigt, in welchem er über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft gab und ihm Gui empfahl.

Gui eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlassen, zu seinen Freunden. Freude erfüllte sie bei Gui's Nachricht, doch auch Trauer ob der Trennung betrübte sie wieder.

Rabaud prüfte mit kunstgeübtem Auge Gui's Roß. Er lobte das edle Thier und ließ es sich nicht nehmen, es selbst zu versorgen. Ungetrennt verlebten sie die wenigen Stunden ihres Zusammenlebens, die ihnen noch gegönnt waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Gespräche verbreitet. Die beiden Alten liebten so innig den Jüngling, sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß es ihnen unendlich schwer wurde, sich von ihm

zu trennen. Liebend bereiteten sie Alles für ihn vor, und manche Thräne benetzte die grauen Wimpern.

So kam die Scheidestunde. Tief gerührt segneten sie den Jüngling und drückten ihn an ihr Herz. Auch Gui war erschüttert. Er liebte die seltenen Menschen ja auch so herzlich, so kindlich, daß auch ihm die Trennung wehe that, weher als er es selbst geglaubt. Er mußte sich gewaltsam losreißen. Tausend Segenswünsche begleiteten ihn. Er schwang sich auf's Roß und war bald den thränenden Blicken der Alten entschwunden, deren Schmerz allein darin Linderung fand, daß der Jüngling den Weg seines Berufs und seines Ruhmes ging, und ihnen verheißen hatte, recht oft Nachricht von seinen Schicksalen zu geben.

Auch Gui trocknete seine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dörfchen hielt er an. Wehmüthige Blicke sandte er dem Orte, wo er so harmlose und in der letzten Zeit so harmvolle Tage verlebt. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. — Er wandte sein Roß und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er seine Schaar gerüstet und seiner harrend. Ein jubelndes Lebehoch! begrüßte den stattlichen Führer, und ohne Zeitverlust verließen sie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

11.

Das sehr bedeutende Heer des Triumvirats stand in und jenseits Paris, welches einem ungeheuern Lager ähnlicher sah, als der Hauptstadt eines den Frieden, wenigstens scheinbar, wünschenden Hofs. Obgleich Katharina von Medicis den Prinzen Condé dringendst gebeten, sie und den König aus den Händen der Guisen und ihrer Genossen, des Connetable's Montmorency und des Marschalls Saint-André, zu befreien; obwohl sie sogar den Protestantismus begünstigte, seine Lehren in ihren Gemächern hatte predigen lassen, so war sie doch viel zu sehr Meisterin in der Verstellungs-

kunst, als daß sie dies Benehmen nicht hätte bemänteln, es als ein von der Noth des Augenblickes gegen ihre Ueberzeugung ihr aufgedrungenes, darstellen sollen, um sich die furchtbaren Triumvirn, deren Fesseln sie jetzt trug, wieder geneigt zu machen. Ehe sie die desfallsigen Briefe an Herzog Franz von Guise schrieb, besprach sie sich mit einem Manne, den ihr ein Vertrauter als einen der erfahrensten und bewandertsten Astrologen, die jemals Andalusiens balsamische Luft geathmet und aus den Schachten maurischer Weisheit die Kunst geschöpft, aus den Constellationen des Himmels die Räthsel des Daseins zu lösen, empfohlen. Es war dieses ein finsterer, strenger, sehr leidenschaftlicher Mensch — weniger der Rede zugethan, sich um nichts kümmernd, als seine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Ereignissen des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenschrift melde, oder wenn sie in schwierigen Lagen seines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war schwer zu erringen, und der finstere Acevedo würde schwerlich jemals es sich erworben haben — hätte nicht des Astrologen imponirendes Wesen, seine Sicherheit und Festigkeit — ja selbst seine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer selbsteigenen und seine geheimen Warnungen vor Saint-André und Franz von Guise nach seinen ersten Beobachtungen ihm in ihrem Aberglauben einen Freund gewonnen, dessen Einflüsterungen auch ihr nicht so leicht zu besiegendes Mißtrauen unterlag. Darum suchte sie den Meister ganz in ihr Interesse zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Nicht wenig aber erstaunte sie, als er nur einen kleinen Theil derselben behielt, und die anderen mit der Katharina schmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nehme nur so viel, als er bedürfe — ihr Vertrauen sei sein reichster Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemanden Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Louvre. — Das Alles ließ nicht länger an des Astrologen Treue zweifeln, und Katharina schätzte sich glücklich ihn gewonnen zu haben, und gab das strenge Beob-

achten auf. Sie war jetzt ihrer Sache gewiß. Sie vertraute ihm ganz.

Die Lage, in welche sie sich jetzt versetzt sah, war so kritisch, forderte so gebieterisch Schlangenklugheit mit dem Scheine der Taubenunschuld, daß sie nicht ohne Acevedo's Rath handeln mochte. Sie beschied ihn daher zu sich.

Bleicher als gewöhnlich, finsterer noch, als sonst, trat er in ihr geheimes Cabinet.

„Ihr seht so bleich, Meister," sprach sie theilnehmend, „fühlt Ihr Euch unwohl?" —

Er verbeugte sich tief, stumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pause erst sagte er mit einer hohlen Stimme:

„In den Sternen habe ich gelesen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge."

„Und das sollte auf Euch so nachtheilig eingewirkt haben, was Euch so oft begegnet?"

„Das nicht!" antwortete Jener, und richtete den durchdringenden Blick des schwarzen Auges fest auf die Königin.

„So waren's die Dinge, die Euch die Gestirne kund gaben?" fragte sie in wachsender Spannung.

„Ich leugne es nicht," sagte Acevedo.

„Und was, ich bitte Euch, was laset Ihr? — was sahet Ihr?"

„Ströme Blutes!" — sprach er grauenhaft feierlich — „die um Eure Majestät flossen, wie ein Meer. Ströme rauchenden Blutes."

„Und ich?" fragte bebend Katharina. —

„Ihr standet auf einem Felsen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig." —

Sie schauderte. „Wurde Euch keine Kunde von dem Ausgange der jetzigen Verhältnisse?" fragte sie nach einer Weile ruhiger.

„Das Schwert wird den Knoten lösen, Tausende bluten — und nichts gewonnen sein.“ —

„Nichts?? — Und Guise, Saint-André?“ —

„Ihr Ziel ist nahe. Ihre Sterne gingen unter, in der Nähe des Mars — schnell — sehr schnell — sie fallen. Guise durch Mörderhand.“

Katharina trat zum Fenster, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

„Wie aber stand es mit den Hugenotten?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieser verhängnißreichen, wunderbaren Nacht.“

Katharina maß jetzt mit raschen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenschaften in ihrem Innern tobten, wie sie sich vergebens bemühte, sie zu beschwichtigen. Der Astrolog stand ruhig und fest, wie ein Standbild, da; aber ein stechender Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämisches Lächeln flog schnell über die seinen.

Nachdem die Königin einige Zeit so auf- und abgegangen war, ließ sie sich endlich in die Kissen ihres Ruhebettes nieder, dem Astrologen einen Wink gebend, sich unweit von ihr zu setzen.

„Meine Lage ist Euch kein Geheimniß, Acevedo,“ hob sie, nachdem sie sich gesammelt, an; „Euch sind meine Pläne klar.“ —

„Trenne und herrsche,“ sagte er, finster vor sich hinblickend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte sie es nicht hören und fuhr fort: „Ihr wißt, daß ich mich in Condé's Arme zu werfen gedachte, den Guisen zu entgehen. Es mißlang. Condé zauderte zu lange. Ihr wißt, welche Opfer es mich kostete, diesen Schritt zu versuchen, daß ich selbst den Schein annahm, den Ketzern gewogen zu sein, den Ketzerglauben, den meine Seele wie die Hölle haßt, in meinen Gemächern predigen ließ. Sie sind

umsonst gebracht, diese Opfer, und der Haß Guise's ist der Gewinn. Gebt mir Euren Rath, wie ich dieser Lage mich entwinde."

„Eurer Majestät Einsicht bedarf meines Rathes nicht;" sagte ausweichend Acevedo — „doch noch einmal sage ich, hütet Euch vor Saint-André, Guise und dem alten Connetable."

Katharina schwieg mürrisch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und sah nun, daß er ausweichen wollte.

„Ihr habt mir sonst Euern Rath nicht vorenthalten, warum wollt Ihr's jetzt?" fragte sie heftig. „Ihr seht es ein, daß meine Lage nicht die günstigste ist. Mir scheint nur ein Weg offen, der — an Guise zu schreiben, ihm meine wahre Gesinnung zu entfalten. Mit einer Lüge muß ich jenes tolle Hinneigen zum Protestantismus bekleiden. Ich muß Guise sagen, daß ich Condé locken wollte."

„Sollte das wirklich eine Unwahrheit sein, meine glorreiche Gebieterin?" fragte Acevedo mit einem schlauen Lächeln.

„Laßt das und rathet mir, soll ich jenen Schritt thun?"

„Wenn die ausgesprochene Eurer Majestät wahre Gesinnung ist, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht überreden kann, daß es Euch jemals Ernst gewesen mit Eurer Hinneigung zu den Ketzern, so stimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majestät Gewicht hat, ganz in die weise Absicht, die Ihr heget."

Katharina sann nach. „Es sei denn!" sprach sie dann entschieden. „Kommt nach einer Stunde wieder, Meister — denn Ihr sollt an Guise die Briefe überbringen."

Acevedo neigte sich tief und entfernte sich.

Katharina setzte sich, stützte den Kopf in die Hand — ergriff dann schnell den Kiel und schrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

„In Franz von Guise's eigene Hand!" befahl sie, und Acevedo ging, die Briefe in seinem Gewande verbergend.

Aber sein Weg führte jetzt nicht zu Franz von Lothringen — wohl aber in den östlichen Theil des Louvre, wo er seine Wohnung hatte. Er trat hinein, und hinter ihm flog die Thür in's Schloß und ein gewaltiger Riegel rasselte. Zwei ganze Stunden währte es, bis er wieder heraustrat und nun sich zu Franz von Guise begab, der jenseits Paris, doch unweit der Barriere, sich in der Mitte seiner Truppen, umgeben von seinen Offizieren, in einem prunkvollen Gezelte befand.

Er ging festen Schrittes durch die Zeltgassen, durch die Reihen der, die seltsam abenteuerliche Figur des Astrologen begaffenden und spöttelnden Soldaten auf des Herzogs Gezelt zu.

Ein tumultuarischer Auftritt fand gerade dort statt. Man führte eben einen mit Ketten belasteten Mann in des Herzogs Zelt, das von Offizieren umgeben war. Unweit desselben lehnte an einem Baum ein Knabe von etwa 15 Jahren. Bleich, aber schön waren seine Züge. Reiche Locken flossen um das schöne Gesicht, und heiße Thränen rieselten über die Wange, die noch kein Flaum bedeckte. Acevedo's Blick fiel auf ihn — doch sein Auftrag hatte Eile. Er verlangte zu dem Herzog.

„Ihr müßt einen Augenblick verziehen, Meister," sprach der Marquis von Tavannes, der ihn öfters im Louvre gesehen.

„Mein Auftrag leidet keinen Aufschub, Marquis," sprach er gemessen, „er kommt von der Königin Mutter — meldet mich."

Der Marquis ging in das Zelt und kam bald wieder, ihn einzuführen.

Saint-André, Montluc, Poltrot de Mercy mit dem unsteten Blick, der seinen Glauben verlassen, um Guise's Mörder zu werden, standen mit mehreren Anderen umher. Der Herzog saß in einem Feldsessel. In einiger Entfernung stand der gefesselte Gefangene, den man eben eingeführt, mit dem der Herzog in harten Worten sprach.

Acevedo sah ihn an und erschrack. d'Arbequel rief er in sich hinein und wandte schnell den Blick ab, den Herzog gebührend zu

begrüßen, der seinen Gruß nachlässig erwiederte und ihn fragte, was er bringe?

„Mein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht!“ erwiederte Acevedo.

Ein Wink des Herzogs und Alle traten ab — selbst Saint-André, doch mit Zögern.

Acevedo reichte dem Herzog das Billet der Königin.

Er las es flüchtig, dann lächelnd noch einmal.

„Meldet der Königin,“ sprach er dann mit herrischem Stolze, „daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majestät genehm sei.“

„Saint-André!“ rief er dann.

Acevedo verbeugte sich und ging — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marschall: „Habt die Güte, der Königin den Vorgang mit dem Ketzer zu melden!“

Acevedo trat aus dem Zelte. Noch stand der Knabe an dem Baum und rang die Hände. Das jugendliche, leidende Gesicht sprach zu Acevedo's Herzen. Er trat zu ihm.

„Warum weinst Du, mein Sohn?“ fragte er so sanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe sah ihn zweifelnd an; doch schien er Vertrauen zu fassen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angeredet.

„Ach,“ sagte er, „sie haben meinen Herrn gefesselt, wie einen Verbrecher, und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der sich seiner und meiner annimmt in der fremden Stadt!“ Er sprach das so rührend, und doch so unsicher, so beängstigt, daß es Acevedo jammerte.

„Komm' mit mir, Knabe,“ sagte er dann, „vielleicht kann ich etwas für Deinen Herrn thun, und bei mir soll es Dir wohl gehen, wenn Du treu und verschwiegen bist.“

Der Knabe sah ihn ängstlich zweifelnd an.

„Ach, ich kann ihn nicht verlassen!“ sprach er dann. „Die Ungewißheit seines Schicksals würde mich tödten!“

„Es wird ihm nichts geschehen, glaube mir und laß uns eilen, damit ich für ihn thue, was möglich ist.“

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit sich fort. Fast willenlos folgte ihm dieser.

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte er ängstlich, als sie schon innerhalb der Mauern von Paris waren.

„In das Louvre,“ sagte Acevedo, „wo ich bei der Königin für Deinen Herrn sprechen will.“

Sie kamen dort an.

„Weile hier!“ gebot Acevedo, „ich gehe zur Königin.“

Er meldete der Monarchin des Herzogs Antwort, die sie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ sie dann schnell, um mit dem Knaben in sein Gemach sich zu begeben.

Dort angelangt, begann er den Knaben auszuforschen, wie d'Arbeque nach Paris gekommen?

Erröthend und stotternd erzählte dieser, daß er die eigentliche Ursache nicht kenne, doch schiene es ihm, als ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphiné zu verlassen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof sich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Vorposten habe man sie angehalten. Montluc habe seinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquollen ununterbrochen bei dieser Erzählung den schönen ausdrucksvollen Augen des Knaben, und tiefer Kummer leuchtete aus seinen Zügen.

Acevedo betrachtete ihn forschend. Er schlug das Auge nieder. Acevedo faßte seine Hand — sie war zart und weich. — Er sah schnell in das Geheimniß, und es schien, als erschüttere es sein Gemüth.

„Gabriele d'Arbeque!“ sagte er dann, „danke dem Herrn, daß ich Dich fand. Ich kenne Deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Das Geheimniß ist mir heilig; mein Arm schützt Dich. Vertraue mir, und Du wirst es nicht bereuen!“

Da sank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder,

umschloß jammernd seine Kniee und flehte um Schutz zu seinem Herzen.

„Steht auf, Fräulein,“ sprach Acevedo, „nur vor Gott müßt Ihr knieen.“

Dann hob er seine Hand empor. „Gott sieht uns,“ sagte er feierlich, „zu ihm schwöre ich Euch, daß ich Vaterpflicht an Euch erfüllen will!“

Da drückte das Mädchen seine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edlen Retter.

„Hört mich,“ sagte dann Acevedo, der tief erschüttert war. „Der Boden, auf dem wir stehen, ist gefährlich. Euer Geschlecht muß verborgen bleiben. Du bist mein Diener fortan, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will träumen — Du seist mein Sohn —!“ —

Da lag Gabriele an seinem Herzen, und Acevedo wischte die Thränen aus den Augen.

Er verließ sie nun. Saint-André konnte jetzt bei der Königin gewesen sein. Und während er mit stürmisch bewegtem Herzen zu Katharina ging, lag Gabriele auf ihren Knieen, dem Schöpfer brünstig dankend für die Rettung zur Stunde der höchsten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: „Ihr kommt zur guten Stunde, Meister, Saint-André hat mich eben verlassen. Man hat einen der berüchtigsten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Venaissin den thätigsten Antheil genommen. Der schlaue Fuchs ist selbst in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man sollte ein recht gräßliches Beispiel statuiren.“

„Ich bin zu fremd in der Dauphiné,“ versetzte Acevedo, „um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gefällt es Eurer Majestät nicht, mir den Namen zu nennen?“ —

„Es ist der Baron de Viole d'Arbeque.“

„Es ist doch nicht jener Parlamentsrath de Viole, der einst“ —

Die Züge der Königin entstellte bei diesem Namen eine wilde Leidenschaft. —

„Ha! wär' es der!“ rief sie aus — „doch,“ setzte sie hinzu, „der ist dem Urtheil entgangen, geviertheilt zu werden, und bedarf dessen wohl nicht mehr! Nennt mir aber nie den Namen mehr!“

Acevedo lächelte in sich hinein, ohne daß es Katharina sah, und verbeugte sich.

„Und was gedenkt Eure Majestät zu thun?“

„Noch ist nicht mein Entschluß gefaßt. Er sitzt einstweilen sicher in der Bastille. — Doch muß ich den Triumvirn nachgeben.“

„Müssen?“ fragte scharf betonend Acevedo. „Seit wann muß Frankreichs Regentin — ich will nicht sagen — gegen die Gefühle ihres Herzens — doch gegen die Milde, welche eine umsichtige Klugheit erheischt, handeln?“ —

Katharina erhob sich stolz. Sie warf sich in die Brust. „Ihr habt Recht, Acevedo,“ sagte sie — „aber gebietet nicht eben die Klugheit jetzt Nachgeben?“ —

„Ich bescheide mich, Eurer Majestät Vorschläge zu machen,“ versetzte jener, „allein mit keiner Partei brechen, mit keiner in allzu enge Verbindung treten und — Alle beherrschen, das war der Weg, den ich Euch mit hoher Bewunderung so sicher, so energisch gehen sah. Habt Ihr Ursache gehabt, ihn zu bereuen?“

So schlau Katharina war — sie war Weib. Die Schmeichelei war so unabsichtlich gesprochen, kam von einem Manne, der sich nicht um ihre Gunst beworben, darum wirkte sie um so mehr. Ein Lächeln des Beifalls überflog ihr Gesicht, doch nur schnell vorübergehend.

„Ich sehe, Acevedo, Ihr leset nicht allein in den Sternen!“ sagte sie, und ein freundlicher Blick des schwarzen Flammenauges begleitete die Worte. „Wie würdet Ihr in diesem Falle, jenes Ziel verfolgend, handeln?“

Kalt und ernst sprach Acevedo: „Ich würde den Ketzer in die Bastille stecken und ihn dort festhalten, als eine Münze, die früher

oder später ihren bedeutenden Werth bei den Hugenotten haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen wird. — Dann müssen diese schweigen, und jene werden nicht erbittert. Leicht ist die Ausflucht gefunden. — Die Erklärung, man wolle mit des Ketzers Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo solch ein Beispiel kräftiger wirke, muß Guise und Saint-André beschwichtigen."

Katharina stand einige Augenblicke nachdenkend da; dann sagte sie: „Ihr habt nicht so ganz Unrecht, und es wird Euer Rath sein, den ich befolge."

Acevedo hatte seine Absicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all' die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung dessen, was er beabsichtigte, hätte zählen können.

Gnädig entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungestört seinen Beobachtungen sich hingeben zu dürfen.

„Der Vorabend wichtiger Ereignisse scheint gekommen," sagte er, „es wird darum um so nothwendiger sein, den Schleier der Zukunft zu lüften."

Gerne gestand sie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finstern Gang führte der Weg zu seinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leise ein Vermummter entgegen und flüsterte: „Du Plessis-Mornai."

„Gut," erwiederte Acevedo, reichte ihm ein Blatt, das Jener schnell verbarg und dann verschwand.

12.

In einem großen stattlichen Hause des Prevot von Orleans saß der Admiral Coligni an einem großen Tische, der voller Papiere und Briefe lag, in das Lesen derselben vertieft. Ihm gegenüber

saß, mit auf die Brust gesunkenem Haupte, gedankenvoll ein Unbekannter, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wie, unbemerkt von den Wachen, in die Stadt gekommen, und nun schon seit drei Stunden mit Coligni allein war.

Das Gemach, in dem Beide sich befanden, hing mit einem Vorsaale zusammen, der jetzt der Aufenthaltsort der Offiziere Coligni's war, die seiner Befehle dort harrten und über das unbegreifliche Alleinsein des Räthselhaften mit dem Admiral allerlei seltsame Vermuthungen hegten, ohne doch in's Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin sich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Thür in den Garten des Prevot, von wo aus man in eins der winkeligsten Gäßchen der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenster des Gemaches gingen ebenfalls nach diesem Garten, und durch keine gegenüberstehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten sie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem kostbarsten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den seltsamsten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verdunkelte Gemach.

Coligni war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er seine reichen Waffen und die Feldbinde seiner Partei trug. Der ihm gegenüber sitzende Fremde hatte ein sehr bizarres Aeußere. Ein langes, rothbraunes, fast mönchisch geformtes Gewand, das um den Leib von einer breiten Binde gehalten wurde, floß faltenreich um die große, vom Alter nicht, wohl aber von Leiden gebeugte Gestalt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erst greisendes Haar fiel auf das am Halse fest anliegende Gewand, und über die Brust wallte ein reicher, schöner Bart fast bis zum Gürtel. Das Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge starr, der ganze Ausdruck des Gesichtes kalt und fürchterlich ernst. Das feurige Auge lag tief in seiner Höhle. Es allein gab dem kalten, starren, man hätte sagen mögen, steinernen Gesichte Ausdruck und Leben. Man hätte schwören mögen, daß über diese Züge niemals das Lächeln

der Freude glitt. Das ganze Wesen des Mannes war fast grauenhaft, gespenstig anzusehen.

Es herrschte eine tiefe Stille im Gemache. Coligni las ohne aufzublicken, und der Andere schien den ernstesten Betrachtungen nachzuhängen.

Als der Admiral, dessen Gesicht, sonst so ruhig, so mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, gelesen, warf er die Papiere heftig auf den Tisch — stand auf und maß mit großen, hastigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden stehen bleibend, mit Heftigkeit aus:

„Das ist eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweise hat zwar einen so ächt italienischen Anstrich, daß man ihr wohl schon viel zutrauen darf" —

„Alles" — schaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

„Allein," fuhr Coligni fort, „daß sie so mich täuschen würde, ahnte ich nicht!" Er trat wieder zum Tische, sah aufmerksam in die Papiere und trat dann schnell vor den Fremden.

„Mensch," rief er, „wenn Du mich hintergingest? Wenn Du durch Büberei die Fackel des blutigen Krieges anfachtest — welche Strafe wäre groß genug für Dich?"

„Keine," versetzte der Fremde; aber sein Gesicht blieb sich gleich. Seine Ruhe blieb dieselbe. Er sah fest in Coligni's Auge. —

Eine Weile stand der Admiral so vor ihm. Sie sahen sich Auge in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Endlich faßte der Admiral seine Hand. „Meister Acevedo," sagte er, „ich fasse Zutrauen zu Euch. Die Züge der Schrift sind authentisch und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?"

„Das ist mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch nach dem Eurigen gefragt, auch kein Recht, darnach zu fragen."

„Ihr gebt mir da einen herben Verweis," sprach lächelnd der Admiral; „aber Ihr solltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel diese Briefe wiegen, jetzt wo Ihr sie in die Wagschale des Völkerwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen."

„Ihr wißt bereits," antwortete Acevedo, „daß ich das zweifelhafte Glück habe, Katharina's Vertrauen zu besitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn man's so nennen will, das man mir ließ, das arme elende Dasein, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter."

„Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu diesem Vertrauen?"

„Ich lese in den Sternen die verschlungenen Wege des Geschicks," erwiederte er feierlich, „Einer, dem sie vertraut, hat mich ihr empfohlen."

„Und sie fragte nie nach Eurem Glauben?"

„Niemals."

„Nie nach Eurer Heimath?"

„Herr Admiral," sprach mit bitterm Ausdruck der Astrolog, „so viel fragte sie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordere und verlange ich nicht. Darum schweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das sagen zu müssen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbst der Menschen Meinung von mir ist mir gleichgültig geworden. Einem bin ich Rechenschaft schuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!"

Er stand auf.

Coligni faßte seine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte sein Herz. „Armer Mann," sprach er wehmüthig — „Euch muß ein schreckliches Loos gefallen sein."

„Das schrecklichste, gnädiger Herr," erwiederte der Astrolog — „doch laßt mir meine Geheimnisse." Indessen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in sein Herz. „Lohn' Euch Gott die

Theilnahme an einem Manne, den die Menschheit ausstieß!" sagte er sanft. Er machte seine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenster, wie es schien, eine sich seiner bemeistern wollende Rührung zu unterdrücken. Er versank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal herum, als nun die Thür sich öffnete und ein Offizier hereintrat, der leise dem Admiral rapportirte, und als dieser mit dem Haupte schweigend genickt, wieder abtrat, und bald darauf wieder mit einem Fremden hereintrat. Der Admiral schien verlegen. Ihm wäre es lieber gewesen, Acevedo hätte sich entfernt; allein er dachte zu schonend, dieses wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verletzen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anstande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

„Ah! Maugiron," sprach dieser laut, als er die Schriftzeichen sah, „bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?"

„Die beste," antwortete bescheiden der Jüngling, den Coligni wohlgefällig betrachtete; „ich habe ihn gesund, thätig und in seinen Bestrebungen glücklich verlassen!" —

„Das ist eine frohe, willkommene Botschaft," sagte Coligni, das Blatt entfaltend, und las dann eifrig.

„Ihr seid warm empfohlen," sprach Coligni nach einer Pause, in der er den Brief durchgelesen, „und Maugiron's Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackere Kämpfer und wohlberitten, wie der Capitän schreibt. Wie viel sind's ihrer?"

„Hundert, gnädiger Herr," versetzte Jener.

„Und Euren Muth und Arm dazu! Seid mir willkommen! Habt Ihr schon gefochten?"

„Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum ersten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen."

Coligni lächelte. „Ihr habt die Schaar ohne Anstand hierher geführt; seid Ihr mit der Mannschaft zufrieden?"

„Sehr wohl."

„Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!"

„Mein Wille ist gut," sprach feierlich, die Hand auf's Herz legend, der Jüngling.

„Wohl dann Euch," sprach Coligni mit einem Seufzer, „denn der ist des Menschen Himmelreich. — Doch fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen, was auch Maugiron in der Eile, womit er diese Zeilen schrieb, vergaß, — Euren Namen?" —

„Gui de Viole de Saint-Flour."

Bei diesen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich aussprach, fuhr, wie von einem electrischen Schlage getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteste Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal sich nach den Eintretenden umgeschaut hatte. Ein wildes Feuer loderte in seinem Auge. — Er sah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten sich so krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; sein Blick haftete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust hervor, und sein Herz pochte fast hörbar.

Was mit ihm vorging, sah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Gui war in diesem Augenblicke zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausstieß: „Großer Gott!!" —

„De Viole de Saint-Flour?" wiederholte der Admiral — „das ist ein Name, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat." —

„Er stand am Galgen auf Montmartre!" stöhnte halblaut Acevedo, und ein Schauder durchrieselte seine Gebeine; aber sein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jünglinge, sein ganzes Wesen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— „Dann seid Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentsrathes de Viole, den man so schändlich mißhandelte?" — fuhr Coligni fragend fort.

„Sein einziger Sohn!“ sprach Gui, und das freudige Bewußtsein, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Brust.

Acevedo's Hände sanken jetzt schlaff herab. Er sank in einen Stuhl und seine Brust arbeitete fürchterlich. — Er lehnte sich weit vor und sah mit unbeschreiblichem Ausdruck in Gui's Gesicht. Dann fuhr seine Rechte nach dem Herzen und er flüsterte leise: „Herr, Herr, du thust Großes an deinem Knechte! Gib ihm Kraft, daß er es trage!“ —

— „Dann seid Ihr mir zwiefach willkommen,“ fuhr freudig Coligni fort, ihm seine Hand reichend. „Möge des edlen Vaters Sinn und Geist und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unseres heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn,“ sprach er wohlwollend — „Frankreich, das undankbare, sollte blut'ge Thränen weinen am Grabe seines edelsten Sohnes; vor allen aber muß dies unsere Glaubensgemeinschaft; denn sie hat in ihm eine ihrer kräftigsten Stützen, einen ihrer muthigsten, edelsten und beredtesten Vertheidiger verloren. Er hätte sollen an Beza's Seite zu Poissy stehen, und noch größer wäre unser Triumph, noch größer des eitlen, herzlosen Cardinals Niederlage gewesen!“ —

Diese Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Gui hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch schon die Vermuthung gehegt, die tief betrübende, Gui's Vater sei nicht mehr; wohl hatte er selbst innig getrauert — aber das jugendliche Gemüth gibt sie nicht leicht auf, die beglückende Hoffnung, und immer trug sie Gui noch im Herzen, dennoch einst den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, so entschieden ausgesprochen, diese Nachricht unerwartet, und darum um so gewaltiger.

Coligni's liebevolle Behandlung, die Erfüllung seiner allerkühnsten Wünsche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude seit langer Zeit zum ersten Male wieder

gemalt — jetzt erblich er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl fassen, um nicht zu sinken.

„An seinem Grabe? sagt Ihr, gnädiger Herr," — rief er mit bebender, fast erstickter Stimme.

Coligni sah sein Erbleichen und eilte, ihn zu halten. „Was ist Euch?" fragte er besorgt. „Wußtet Ihr nichts von des Edlen Tode?" —

Gui sah ihn starr an und schüttelte das Haupt, gewaltsam die Thränen des Gefühles zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

„O, dann thut es mir sehr wehe, daß ich es gerade sein mußte, der Euch diesen herben Kelch reichen mußte!" klagte Coligni; „allein es ist geschehen und ich kann es nicht widerrufen — er ist nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die sichere Kunde von Plessis=Mornai, dem treuesten Freunde Eures Vaters."

Da bedeckte Gui mit beiden Händen das Gesicht und schluchzte laut.

Coligni hielt den Jüngling, den er vom ersten Augenblick an lieb gewonnen, umschlungen, und eine Thräne des Mitgefühles zitterte im Auge des Helden.

Der Astrolog war aufgestanden. In einer vorgebeugten Stellung stand er da, und es schien, als wolle er hinzueilen, um den Jüngling an's Herz zu drücken. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Lippen zuckten; Thränen standen in seinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entsprungen sein.

Coligni wandte sich jetzt zum ersten Male wieder zu ihm mit den Worten: „Wahrlich, Meister, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!"

„Sei stark, mein Herz!" sprach leise zu sich Acevedo, der heftig zusammengefahren war, als Coligni ihn angeredet. Mühsam sammelte er sich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, sie stürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die

sich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings flog ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des Einen.

Coligni bemerkte es.

„Capitän,“ sprach er ernst, „habt Ihr einen Vater, den Ihr kindlich liebt?“

Der junge Mann fuhr zurück vor dem strafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

„Dieser junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhr jetzt eben von mir die Trauerbotschaft. Dies zu Eurer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergessen wollet, daß wer einer Thräne spotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein!“ —

Tief beschämt entfernte er sich mit den Anderen.

Gui blickte auf. „Ich fühle es,“ sagte er, „daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte stattfinden sollen; verzeiht mir, gnädiger Herr!“ —

Coligni sah ihn mißbilligend an und sagte dann: „Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu schämen, denn auch den grauen Helden ehrt die Thräne des Gefühles.“

Gui drückte seine Hand an sein Herz. Reden konnte er nicht.

„Euer Verlust ist unersetzlich,“ sagte nach einer Pause Coligni; „allein bedürftet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hülfe — dann suchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!“

Acevedo konnte sich jetzt nicht mehr halten. Rasch trat er herzu und reichte Gui seine Hand, indem er mit bebender Stimme sagte: „Und hier biete ich Euch die Freundeshand; verschmäht sie nicht!“

Der Jüngling sah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriff's mit fürchterlicher Gewalt den Alten. „Gott, Gott!“ rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings ...nd.

„Herr Admiral," rief er dann diesem zu: „Fordert mein Herzblut, und es ist Euer!"

Dann eilte er rasch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verschwand.

„Seltsamer, räthselhafter Mensch!" sagte nachdenkend der Admiral. „Wie gräßlich muß das Schicksal gewesen sein, das diesen Geist beugte und die harte Rinde um dieses Herz legte!?"—

Gui richtete sich auf in einer heftigen Bewegung. „Wer war der Mann?" fragte er.

„Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich kenne ihn selbst erst kurz; allein daß er ein edler, großer Mensch ist, das weiß ich."

Gui entschuldigte sich noch einmal. „Schweigt, Herr de Viole," antwortete der Admiral, „auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater."

Er rief jetzt seine Offiziere und stellte ihnen Gui vor, empfahl ihn ihrer Freundschaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

13.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Gui die zuvorkommendste Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zusammensein mit dem Admiral, der dem Jünglinge wohlwollte, die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Musterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, sein Obrist, und der wackere Maugiron, der der allgemeinsten Achtung ob seiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewiesen, machten seinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahmen ihm wenigstens das Einerlei eines ruhigen Lagerlebens und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die ersten Tage seines Aufenthalts in Orleans waren traurig und forderten mitunter schmerzliche Opfer. Er sollte heiter sein unter den Fröhlichen, scherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den

beim Gelage Jubelnden — und sein Herz war so voll, so schwer: sein Gemüth so düster, so wehmüthig seine Stimmung, daß er oft meinte, das Herz müsse brechen, während er sich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er sein Inneres erschließen konnte. Maugiron war edel und gut — er achtete, schätzte ihn; allein er stand durch sein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit seinen schwärmerischen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundschaft noch zu jung, um Ansprüche auf solche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Gui sein stilles Weh, den doppelten Schmerz, den der Verlust des Vaters und seiner Liebe seinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Maugiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch sein Gemüth ganz besonders wehmüthig gestimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu sein; er sehnte sich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Rabaud nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun schon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden gesucht zu haben für das vielfach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans: aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regelloses Treiben. Eilenden Schrittes ging er durch die Zeltgassen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er sah sich nach einem stillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüsch bewachsen, eine freie Umsicht versprach. Die Sonne war schon im Sinken. Gluthroth malte sie der Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit seiner Häusermasse, das Lager mit seinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle diese Reize gingen fast unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal still und ungestört seinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, so gewaltsam erschütterte Welt that sich seinem Blick auf, und schmerzlich fiel er auf ein einsames Dasein, auf ein

im Lenze der Jugend verödetes Leben. Diese Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquollen, und Alles, was ihn umgab, verschwand vor seinem Blick. Allmälig sank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Tinten wurden immer tiefer und gingen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurstreifen säumte. In immer dunklere Schatten sank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es außen dunkler wurde, so auch in Gui's Innerm. Immer düsterer wurden die Bilder seiner Phantasie, immer beklommener seine Brust — immer tiefer sein Schmerz.

Plötzlich berührte eine dürre Knochenhand die seine.

„Saläm alächum!“ sprach eine widrige, krächzende Stimme.

„Wer bist Du, daß Du mich störst?“ rief Gui und griff nach dem Schwerte, das an seiner Seite hing.

„Eine schwere Stunde Deines Lebens ist gekommen, Gui de Viole,“ sagte die alte Adelma. — „Friede sei mit Dir! Das mein Wunsch. Ich halte Wort!“

„Willst Du Dich meines Elendes freuen?“ fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Gui.

„Du gleichst Deinem Vater, mein Sohn,“ sprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; „auch Du scheuchst die Herzen von Dir. O, thue es nicht, Gui de Viole! Adelma sollte Dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubst Du ein Grab. Der Sohn der Wüste haßt und rächt sich wild — Adelma nicht. Sohn Deines Vaters, Du hast ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit Dir — denn er soll todt sein. Er soll es sein — doch — er ist's wohl auch. — Meine Augen sehen nicht mehr klar und die Todten stehen nicht auf. — Sei stark, mein Sohn,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme verlor das Widerliche — „der Kelch ist bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verlust unermeßlich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die Dir fremd ist — und keine Hoffnung blühte ihm — wie Dir. Verzage nicht! Verzage nicht!

— Verlaß den Ort hier, man harret Dein!" Das rief sie aus der Ferne schon und der Ton verhallte.

Gui legte die Hand auf sein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Adelma war verschwunden und er kehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberst Mouvans schon zu dreien Malen nach ihm gesendet habe.

Gui verließ sogleich seine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans' Gemach.

Da saßen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royalistischen Armee, wie Franz von Guise, Saint-André und der Connetable die ihrige nannten. Dies machte Gui betroffen, denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit seinem glühenden Religionseifer so traulich bei einem Feinde sitzen könne. Das Räthsel sollte sich bald lösen.

Mouvans und Maugiron traten ihm entgegen.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen," sagte sanft verweisend der Oberst, „wo wart Ihr doch?"

„Verzeiht," sprach Gui, „daß ich nicht zu Euren Diensten war — es geschah, ohne daß ich es beabsichtigt. Ich lebte in meiner Heimath stets im Freien, und so ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch muß ich um Vergebung bitten, Maugiron, daß ich nicht Wort hielt!"

„Für's erste Mal sei Euch vergeben, wenn Ihr Euch zu bessern versprecht," sagte, seine Hand drückend, Maugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

„Hier ist ein Edelmann, der sich sehr gesehnt nach Euch, Hauptmann de Viole!" Er führte ihn zu dem Fremden, vor dessen Ehrfurcht gebietendem Wesen sich Gui tief neigte.

„Darf ich fragen, was mich dieser Ehre werth machte?" fragte Gui bescheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verschränkten Armen stand

er vor Gui, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es schien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forschender Blick ruhte unverwandt auf Gui's Gesicht. Endlich sagte er:

„Ja, es sind die Züge seines Vaters!“ — Doch diese Worte sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer kleinen Pause setzte er bewegt hinzu: „Als ich Euch zuletzt sah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater.“

Gui sah in scharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Diese Züge waren ihm so fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmälig klarer, und mit hoher Freude sprach er dann fragend:

„Du Plessis-Mornai?“

„Ja, der bin ich, Deines Vaters Freund!“ rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an seine Brust.

Mit leuchtenden Blicken standen die Anderen umher als stumme, aber innigst theilnehmende Zuschauer dieser Scene. Selbst über das düstere Gesicht des anderen Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

„Wie entsannet Ihr Euch doch des Namens noch?“ fragte du Plessis.

„Ich sah Euch so oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Retters grub die Dankbarkeit unauslöschlich in mein Herz,“ sagte Gui.

Mouvans konnte sich jetzt nicht mehr halten.

„Brav, brav, Viole!“ rief er aus; „der verdient es; denn seht, er hat uns bisher so treue Dienste geleistet im Stillen; und jetzt, wo die Entscheidung naht, tritt er öffentlich in unsere Reihen.“

Du Plessis zog jetzt Gui an seine Seite. „Zwischen damals und jetzt, zwischen dem Knaben Gui und dem Hauptmanne de Viole liegt ein so bedeutender Zeitraum,“ sagte er zu Gui, „und so manches mir dunkle Ereigniß, das ich wissen möchte, daß ich Euch recht dringend um dessen Mittheilung bitten muß. Vergeßt dabei nicht,“ setzte er hinzu, „daß auch das Kleinste mir von Bedeutung ist!“

Gui, der sich von der Theilnahme des nahe Befreundeten so wohlthuend angesprochen fühlte, erzählte ihm nun, während die drei Anderen in einem entfernteren Theile des Gemaches mit einander eifrig sprachen, die Ereignisse seiner Jugend bis in das kleinste Detail. Nur eins verschwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundschaft Salers' und Rabaud's.

„Ist denn niemals nach Euch geforscht worden?“ unterbrach du Plessis seine Erzählung.

„Nur dunkel entsinne ich mich,“ sprach Gui, „daß einst Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unsere Spur suche; sonst nie. Unser Schlupfwinkel lag so verborgen, daß unsere Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Rabaud's Sohn.“

„Eure Feinde?“ fragte du Plessis. „Nein, die forschten nicht nach Euch; wohl aber Euere treuesten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgends entdeckten wir Eure Spur.“

„O, mein Gott, mein Gott!“ rief Gui schmerzlich aus. „So nahe war mir das höchste Glück meines Lebens — und nun ist's für immer dahin!“

„Nicht für immer, mein Sohn,“ sprach feierlich du Plessis — „unsere Hoffnung, wenn sie auch hienieden stirbt — reicht über das Grab hinaus!“ —

Gui drückte gerührt seine Hand. „Ach,“ sagte er dann — „erfüllt mir die einzige Bitte und sagt mir, was Ihr von den letzten Schicksalen meines Vaters wißt!“

„Es ist wenig, was ich Euch sagen kann,“ nahm du Plessis das Wort, „denn meine Kunde reicht selbst nicht weit. Seit Eure Spur sich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch Vermittelung des Cardinals von Chatillon erhielt, seltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei diesem schlauen Volke so oft vorkommende List.“

„O, der hättet Ihr trauen dürfen," sagte Gui, „es war sicher die alte Adelma, die genaue Kenntniß von unserer Familie hat und einen Antheil an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht."

„Warum wußte ich das nicht!" rief Plessis. „Wie würde diese Kunde ihn beglückt haben!"

Sie schwiegen Beide und versanken in schmerzliche Vorstellungen.

Plessis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Gui, wie nun, nachdem Gui nirgends zu entdecken, auch Salers und Rabaud verschollen gewesen seien, auch alle Kunde von diesem gefehlt und selbst der Cardinal von Chatillon, der die wärmste Theilnahme für seinen Vater vielfältig bewiesen, seinen Aufenthalt in England nicht wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch selbst nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Viole's Tod diesem gebracht.

Mochte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der Beiden, sie dieser entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer seines Temperaments, das ihn in diesem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich du Plessis zu, wenn er mit seinem Gefährten noch etwas zu reden habe; müsse er eilen, da er sich entfernen wolle, um morgen zur Reise rüstig zu sein.

Diese Bemerkung unterbrach jenes Gespräch, und erst jetzt erinnerte sich Mouvans, daß Viole nicht einmal wisse, wer jener andere Fremde sei.

„Montgommeri!" sagte er, „ehemals Hauptmann der königlichen Leibwache."

Gui betrachtete jetzt erst aufmerksam diesen und sah ein bleiches, finsteres Gesicht, in das der Kummer seine leserlichen Schriftzüge eingegraben.

„Seht in mir die unglückliche Ursache von König Heinrichs II. schauderhaftem Tode;" sagte Montgommeri zu Gui — „einen

Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben."

Er hatte nämlich bei einem Lustturniere mit seiner Lanze den König tödtlich verwundet, der auch in Folge dieser Verwundung starb. Montgommeri blieb ungestraft, weil willenlos und ohne alle Absicht er des Königs Mörder geworden war. —

Mitleidig sah ihn Gui an. Man sah, jenes Unglück, dessen unschuldige Ursache er war, lag mit Centnerschwere auf seinem Herzen.

Du Plessis zog ihn in ein Fenster und sprach eifrig mit ihm.

„Und wohin geht der Hauptmann?" fragte Gui Maugiron.

„Nach Rouen," sagte dieser. „Condé hat ihm die Vertheidigung des Orts anvertraut. Guise macht Miene, ihn zu belagern."

„Laßt uns mit ihm gehen!" sprach plötzlich Gui eifrig. „Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Lorbeeren sammeln! Coligni wird es ja gestatten."

Maugiron legte die Hand an die Stirn und sann nach.

„Wahrhaftig," sagte er dann, „Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgesprochen. Wer weiß, wann sich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Mannweib auf Englands Thron Unterstützung — aber es dürfte sich noch in die Länge ziehen, bis sie kommt, obgleich Poinings bereits Havre und Dieppe besetzt und nun noch Rouen möchte in seine Hände haben. Elisabeth eilt nicht."

Er verließ jetzt Gui und sagte zu Montgommeri:

„Wie wär' es, wenn wir Beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole sprach den Wunsch eben aus, und ich theile ihn von Herzen."

„Mit Freuden," sagte Jener; allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand soll mir willkommener sein, als Ihr, wackere Kämpfer!"

Recht freundlich blickte du Plessis auf den Jüngling, und gleicherweise Mouvans.

„Der Wunsch macht Euch Ehre, Viole,“ sagte er zu ihm, „denn in Rouen gibt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Eueren Reitern offen halten und will morgen des frühesten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.“

Nun schieden sie mit frohen Aussichten. Auf die herzlichste Weise entließ du Plessis den Jüngling.

Früh am anderen Morgen trat Gui mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem sie schon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Gui's Bitte vor.

„Ich kenne Eueren Wunsch schon, de Viole,“ sprach freundlich der Admiral, „und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch diese Bitte gewähren werde.“

„Geht in Gottes Namen!“ sprach Condé, „und kämpft wacker für unsere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!“

Jetzt war Gui's Wunsch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgommeri an Mouvans' Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünschte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundschafter die Nachricht, daß das royalistische Heer nahe. Schnelle Tagreisen gab es nun; aber sie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholische Heer sich blicken ließ. Auch Poinings warf noch eiligst eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgommeri's Unterstützung, der sich nicht stark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guise hierher führte, lange zu widerstehen. Eifrig wurde nun an der besseren Befestigung der Stadt gearbeitet. Montgommeri war überall selbst; und wo er war, da begleiteten ihn Gui und Maugiron und theilten seine Arbeiten, seine Mühen und Entbehrungen. Er versagte sich selbst den Schlaf, um seiner Pflicht zu leben und die Stadt in den rechten Vertheidigungsstand zu setzen.

14.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befestigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren — als flüchtige protestantische Landleute in die Stadt stürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl schnell Maugiron und Gui de Viole, in anderen Theilen der Stadt die nothwendigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anstalten auf's Vorsichtigste und kehrte, nachdem er sich von Allem selbst überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle stand und dem nahenden Heer entgegen sah. Bald zeigte es sich in ziemlicher Nähe. Deutlich sah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreis einnehmend. Der Klang kriegerischer Musik tönte lustig herüber, und man sah die fliegenden Fahnen. Eine dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Gesichtern schwebte ein finsterer Ernst, der jedoch weit von Muthlosigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag schwer auf allen Gemüthern. Der Bailli, der Prevot, waren bei Montgommeri, an dessen Seite auch der wackere Vertheidiger des Evangeliums, Augustin Marlorat, der angebetete Prediger des protestantischen Glaubens, stand. Unzählige Menschen bedeckten die Wälle und sahen es mit an, wie das Heer der Hofpartei das Lager schlug. Montgommeri's Falkenauge entgingen die Streitmassen nicht, die sich dort entwickelten. Im Stillen erwog er seine Kräfte im Gegensatze jener, und so niederschlagend ihm auch die Einsicht der eigenen Ohnmacht wurde — so war dennoch heute seine Stirne glätter und sein Auge heiterer als je, und er scherzte selbst mit denen, die ihn umgaben.

Aller Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Besorgnissen oder Muth zu suchen. Gewiß war des Hauptmanns und Befehlshabers Heiterkeit von dem besten Erfolg in diesen kritischen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend sich herabsenkte und manchem angstvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgommeri's untersuchten Gui und Maugiron die Posten, und kehrten mit ihm zum Stadthause zurück, wo Montgommeri sein Quartier genommen. Dort angelangt, überraschte sie freudig eine Deputation der Bürgerschaft und aller Gewerke der Stadt, die den Commandanten baten, mit den Truppen gemeinschaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgommeri nahm mit Vergnügen diese Anträge auf. Er ließ die Vorgesetzten der Stadt zu sich bescheiden. Die Listen der waffenfähigen Mannschaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Commandant den bedeutenden Zuwachs seiner Macht. Die Bewaffnung wurde angeordnet, mit Beihülfe der Vorgesetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger bestimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle dieser wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Rast gönnte sich Montgommeri und genossen seine beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Gui de Saint-Flour übertrug nun Montgommeri die Vertheidigung des Stadttheiles, der jenseits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seinebrücke in Verbindung stand.

„Gehet dort hin, meine Freunde," sprach er, „wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewissermaßen die Vorhut der Stadt, also ein gefährlicher, ein um so bedeutenderer Posten ist. Erwäget darnach das Vertrauen, das ich in Euch setze, und die Freundschaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theure Viole, an Erfahrung noch abgeht, das ersetzt Maugiron's Umsicht, und somit geht mit Gott an's Werk."

Gerührt von des edlen Mannes Freundschaft schieden sie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgommeri vo

ihr gesagt; denn gerade in dieser Richtung stand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturme dort gerade der Angriff am hitzigsten werden würde.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeschlagen worden. Katharina von Medicis, mit ihren Söhnen Carl IX. und dem jüngeren Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guise stand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Condé und Coligni, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieses Tages erschien als Parlamentär der Marquis von Tavannes an den äußersten Linien der Vertheidigungswerke Rouens und verlangte zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgommeri Gui de Saint-Flour abgesendet.

Montgommeri lächelte, als ihm Gui seine Meldung machte.

„Die Antwort stelle ich in Euren Willen, sagt das Maugiron,“ war seine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten sich sehnte, zurück.

„Sagt dem Connetable, der Königin, dem Könige, wir seien treue Unterthanen Seiner Majestät — allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guisen und ihrer Partei unterwerfen,“ sprach Maugiron mit besonderem Trotze zu Tavannes, „und nur über unsere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen,“ wiederholte er, „das Alles auf's Bestimmteste und spart die Wiederkehr.“

Er wandte ihm dann höhnisch den Rücken und sagte zu Gui: „Laßt uns eine Partie Schach spielen, Herr de Viole!“

Tavannes' Auge fiel bei Nennung dieses Namens durchbohrend auf Viole, er zauderte noch.

„Ihr seid entlassen!“ herrschte ihm schneidend Maugiron zu und setzte sich an den Tisch, auf dem das Schachbrett stand. Die

Offiziere, die den Abgesandten begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchsen riesenmäßig und schnell. Das Landvolk der Normandie wurde zusammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben seiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geschützes den grimmigen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron's Kräften stand, die Arbeiten außen zu hemmen, geschah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerstörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und steigerten die Erbitterung auf's Heftigste.

Katharina sah es ungern, daß Rouen sollte mit Sturm genommen werden. Sie versuchte Alles, was in ihren Kräften stand. Trotz der Wachsamkeit Montgommeri's und Maugiron's wußte sie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerschaft, die sie durch Montgommeri beherrscht und geknechtet glaubte, gelangen zu lassen; allein sie erstaunte, als ihre Antwort der glich, die Tavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indessen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeschnitten war und die Belagerung nun schon einen Monat gedauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guise die bittersten Vorwürfe, ob seines Zauderns, empfing — wollte nicht mehr länger zusehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß sich den Armen der buhlerischen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenden Morgen gerade da, wo Maugiron und Gui befehligten. Mit grimmiger Wuth war der Anfall. Ein mörderisches Geschützfeuer wühlte in den Reihen. Der Wall war schon erstiegen von Tavannes' Leuten, als Gui mit einer Abtheilung Bürger und Engländer sich auf diese stürzte und sie vernichtete. Mit gleichem Muthe stritt man überall, und gegen Mittag zogen sich die Belagerer zurück und

ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagnisses liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indessen diese Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerstreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verschlimmerte sich seine Wunde, und nach wenig Tagen beschloß er eine Laufbahn ohne Ruhm, und keine Thräne wurde ihm im Lager von Rouen nachgeweint.

Aber seit dem Tode Antons gewann die Belagerung Rouens einen ernsteren Anstrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben wurden eröffnet; die Minen der Belagerer sprengten die Vertheidigungswerke in die Luft; das Feuer zerstörte sie und brachte den Gebäuden der Stadt unersetzlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und die Noth griff mit Riesenarmen um sich. Krankheiten der gefährlichsten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angst, wütheten gräßlich, so unter der Bürgerschaft als der Besatzung, und trostloser wurde Rouens Lage mit jedem Augenblicke. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Ersatz, keine Hülfe kam. Unter diesen Umständen ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptsturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat spät der Diener Gui's de Saint=Flour in das Gemach seines Herrn, der, erschöpft von den unaufhörlichen Anstrengungen, sich in seiner Rüstung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So schwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu stören — er mußte — denn ein unbekannter Mensch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er sehr wichtig genannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in seine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling hastig auf.

„Was gibt es!“ rief er dem Diener zu.

Dieser erzählte die Umstände und reichte ihm dann das künstlich geschlossene Billet. Eine feste Hand schrieb:

„Seid auf Eurer Hut! Montmorenci stürmt morgen. Schont Euer Leben, Viole; Rouen könnt Ihr nicht halten. Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!“

„Wirf ihn in die Flammen des Kamines, den entehrenden Brief!“ zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgommeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, sich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zeilen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches sagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leise und vorsichtig die Truppen des Connetables an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Besatzung, der noch waffenfähig war, unter den Befehlen Maugiron's und Gui's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Mal ihr Feuer mit entsetzlicher Gewalt unter sie und sie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht, wie Heuschreckenschwärme, drangen sie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entsetzlich in die allmälig dämmernde Nacht. Das Geschütz brüllte, der Schlachtruf schallte gräßlich von allen Seiten.

„Kein Quartier!“ schrieen die Feinde.

„Kein Quartier!“ brüllten die Belagerten entgegen. Sie hatten den Wall erstiegen und drangen unaufhaltsam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend kämpfte Gui und Maugiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer mörderischer Kampf entspann sich da. Ein Wall von Leichen bildete sich um sie — aber ihre Reihen wurden lichter und schmolzen von Minute zu Minute mehr zusammen. Vergebens sahen sie sich nach

Hülfe von Montgommeri, von den Engländern um. Auf allen Seitens Rouens wüthete der Kampf, überall unglücklich für die tapferen Vertheidiger.

Allmälig graute der Tag und ließ sie das entsetzliche Schauspiel erblicken. Bald erleuchteten gräßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchwolken sie ein und drohten sie zu ersticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — sie war erobert. Noch zogen sich kämpfend Gui, Maugiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblick in der Nähe des Stadthauses ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde sie im Nacken anzufallen drohte.

Schnell warfen sie sich in das Gebäude und schlossen das Portal, nicht erwägend, daß so ihr Fall um so sicherer war. Jetzt standen die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

„Unser Stündlein ist gekommen,“ sagte Maugiron. „Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod sterben!“ In diesem Augenblicke faßte eine unsichtbare Hand Beide.

„Folget mir!“ sprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten sie.

Mit flüchtiger Eile ging es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thür und zog sie hinaus. Und immer weiter ging es unaufhaltsam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung standen sie am Ufer der Seine. Der Mann, den sie jetzt erst, wo die Sonne blutigroth über dem Greuel der Verwüstung aufgegangen war, deutlicher erblickten, drängte sie in einen Kahn, stieß rasch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der schnellen Strömung des durch herbstlichen Regen angeschwollenen Stroms, außerhalb Rouen.

„Ihr seid gerettet für's Erste,“ sprach dieser jetzt, und Gui erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einst bei Coligni esehen.

„Ihr habt Euer Wort herrlich gehalten, edler Mann,“ sagte er dankbar, „das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Coligni sah.“

Des Alten Auge ruhte wohlgefällig auf ihm. „Schade,“ sagte er dann, „wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten sollen!“

Weiter sprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruderte noch immer den Kahn weiter abwärts. In der Entfernung sahen sie jetzt nur noch die Rauchsäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichte Waldung sich bis zum Ufer herabzog, legte Acevedo, denn er war es, den Kahn an's Ufer.

„Ich kann Euch nicht länger dienen,“ sagte er, „und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlassen. Haltet Euch heute noch in dem Walde verborgen und schlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merket Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichst weit von der Stadt entfernt. Gott sei mit Euch!“ rief er aus, und sprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Kahn und ruderte schnell hinüber an's andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verschwand dann im Dickicht, die Geretteten ihrem Nachdenken überlassend.

„Der arme Montgommeri!“ das war Maugiron's erstes Wort.

„Er wird wahrscheinlich auch gefallen sein. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!“

Die Freunde trauerten um ihn aufrichtig.

Maugiron fragte nach ihrem Retter. Gui erzählte, was er wußte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und suchten tiefer im Wald ein Dickicht, wo sie sich in einem Zustande großer Erschöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anstrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf sanken, der sie in seinen Fesseln gefangen hielt und fast einem Zustande der Bewußtlosigkeit glich. Der Abend nahte schon, und noch immer schliefen die beiden Ermüdeten.

Gui erwachte zuerst und fühlte zugleich einen ungemeinen Hunger und Durst. Er richtete sich auf und sah sich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der schlief noch fest. Stören mochte er ihn nicht, und so legte auch er sich wieder auf das Moos, das sie weicher dieses Mal gebettet, als das weichste Pfühl.

In diesem Augenblicke dünkte es ihm, als rege sich etwas in seiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte keuchende Athemzüge zu vernehmen. Maugiron war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

„Gui de Viole!“ rief jetzt eine bekannte Stimme, „bist Du erwacht? — Siehe, ich bin Dir nahe in den gefährlichsten Stunden Deines Lebens!“

„Adelma!“ rief freudig der Jüngling. „Lohne Dir Gott Deine Treue!“

„Stehe auf,“ sagte sie, „und wecke Deinen Gefährten, denn es ist Zeit, daß Ihr eilet. Die Verfolger waren Euch nahe genug.“

„Die Verfolger?“ fragte erschrocken Gui.

„Ja doch,“ entgegnete die Alte. „Meinst Du denn, Euere Flucht sei so unbekannt in Rouen? Ich bin dort gewesen, um, wo möglich, Dich zu retten — aber ich sah Dich nicht. Doch meiner Söhne einer sagte mir, daß Ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen.“

„Ich eilte hierher, wohl wissend, welchen Weg ihr genommen — aber ich sah Euch nicht, auch Den nicht, der Euch rettete, so sehr ich es gewünscht. Endlich entdeckte ich Eure Spur und fand Euch; aber zu gleicher Zeit schallte auch der Ton vieler Stimmen vom Ufer her. Ich schleiche hin und finde den greulichen Tavannes, der Euch verfolgen will. — Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm so Manches prophezeiht, was ihm nicht gefällt, und er forscht mich aus. Ich erzählte ihm, meine Horde liege in dem Wald und ich weile schon den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach Euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeschlagen, Marquis, sage

ich ihm; denn seht, da drüben am rechten Seineufer liegt im Schilfe der Kahn, der sie wahrscheinlich rettete — deutlich anzeigend, in welcher Richtung Ihr sie zu suchen habt. Die Augen des schlauen Fuchses entdecken das Schifflein, und alsobald leuchtete ihm meine Weisung ein. Sie setzen über und suchen Euch nun dort. Daran mögt Ihr sehen, daß Eueres Bleibens hier nicht länger ist."

Gui hatte der Alten mit steigendem Erstaunen zugehört. Er weckte Maugiron; aber dieser nahm Anstand, sich ihr anzuvertrauen. Gui verpfändete sein Ehrenwort für die Alte, die sich dadurch gewaltig geschmeichelt fühlte, und da erst folgte auch Maugiron der Führerin.

Ihr Weg ging durch Dickicht, über Stock und Stein. Die Alte humpelte schnell und unermüdet fürbaß; allein schon nach einer halbstündigen Wanderung erklärte Maugiron, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erschlaffung und einen quälenden Hunger und Durst fühle.

Die Alte lachte. „Da langet zu," rief sie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das fast ungenießbar war. Gui fühlte sich gewiß in eben dem Zustande, wie Maugiron, allein er mochte nichts sagen. Nun aber griff er hastig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß sie mit einer Lust, als wäre es die köstlichste Speise.

Adelma, die die Gegend genau kannte, schaffte auch Wasser, und neu gestärkt traten sie dann wieder ihre Reise an. — Doch der sonst so heitere Maugiron, der in jedem Ungemache scherzen konnte, war einsilbig und düster. Das Schicksal Rouens, der Tod Montgommeri's, den er als gewiß voraussetzte, schmerzte ihn tief.

Er äußerte dies gegen Gui, als dieser nach dem Grunde seiner Verstimmung gefragt hatte.

„Da habt Ihr wohl Ursache zu trauern," sprach in ihrer gewohnten Art die Alte. „Adelma ist dort gewesen und hat Greuel der Verwüstung gesehen, vor der ihr schauderte."

„Großer Gott!" rief Maugiron erschüttert aus, „das muß

schrecklich gewesen sein, wenn es selbst ein Zigeunerherz zum Schaudern brachte!"

Die Alte schien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie schwieg.

Gui bat leise seinen Genossen, sie nicht zu beleidigen. „Sie allein kann uns vor Irrwegen sichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Wegs unkundig sind. Thut es um meinetwillen, Maugiron," bat er. „Ich bin der Alten hoch verpflichtet."

Maugiron lachte. „Meint Ihr denn, dieses Zigeunervolk habe so feines Ehrgefühl wie Ihr?" sagte er lachend.

„Das will ich nicht untersuchen," entgegnete Gui; „allein auch unter der dichten Erdkruste liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk schlecht ist?"

„Seid ruhig, Viole; Ihr nehmt warmen Antheil an der Alten; aber glaubt Ihr, daß sie dort in Rouen, um menschenfreundliche Zwecke zu erreichen, herum strich oder um im Trüben leichter zu fischen?" —

Adelma war weit voraus — sie vernahm ihre Unterredung nicht. Jetzt blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen, und Gui mußte seine Vertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten sich anschickte, unterdrücken.

„Glaubt mir," sagte sie in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, „daß Euere Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet als Barbaren. Ich sah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen schänden, Häuser anzünden — Greise würgen — ich sah — und mir lief's eiskalt über die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienste, den edlen Marlorat, am Galgen!" —

„Marlorat!" riefen in düsterm Schmerze Beide wie mit einer Stimme.

„Ja," fuhr Adelma fort, „so war es. Und was meint Ihr, daß die Ernte dieser Saat sein wird?" —

„Du wirst uns zuletzt eine politische Offenbarung geben

wollen!" rief jetzt Maugiron; „laß das lieber und sage uns, ob Du den Hauptmann Montgommeri kennst?"

„Den, der den König aufspießte im Turnier?" — fragte sie — „ja, den kenne ich — er vertheidigte die Stadt."

„Und weißt Du, was aus ihm geworden?"

„Er ist der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Crose traf." —

Maugiron erstaunte über des Weibes Kenntniß; aber eine innige Freude erfüllte sein Herz, da er Montgommeri gerettet wußte.

„Ist es aber auch sicher, Du Alte," fragte er, „daß Montgommeri gerettet ist?"

„Ich lüge nicht, Hauptmann," sagte sie unmuthig. „Es war mein eigener Sohn, mein eilfter sage ich, der ihm durchhalf."

„Möge ihm der Hauptmann reichlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt!" rief jetzt heiter werdend Maugiron aus — „wahrlich," setzte er hinzu, „Du Alte hast Verdienste! Wer eilf wackere Söhne der Welt schenkte, die so tapfer die Gefallenen zu entkleiden wissen und mit den mitleidigsten Vögeln, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mittlerweile Elsterntugenden üben — der verdient ein Denkmal!!"

„Ihr solltet des Alters nicht spotten, Hauptmann," sprach jetzt scharf verweisend die Alte. „Es ist im mindesten Betrachte nicht edel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!"

„Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Sieh', ich biete die Hand zum Frieden, und will Dir sie sogar mit ritterlicher Courtoisie küssen, wenn Du es verlangst. Auch gebe ich einem Deiner Eilfe oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was sie bei mir finden, wenn ich werde gefallen sein, von Rechtswegen zu behalten!"

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komischen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergestellt.

Während Maugiron mit der Alten scherzte, ging Gui nachdenkend und stille neben ihm her. Er dachte an jenen Haupt=

mann de Crose, den er in einem Ausfall als tapfern und menschlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. „Was sollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben?“ fragte er sich selbst und dann laut die alte Adelma.

„Ei,“ sagte sie, „wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Havre in der Engländer Hände lieferte? Dafür hat ihn der Connetable viertheilen lassen.“

Zwischen den Freunden entspann sich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Crose. Maugiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte sie frei einen Verrath an Frankreich — ja er stellte den Herzog von Guise gegen Condé, der Frankreich von seinem Erbfeinde befreit hatte, und dieser lieferte ihm einen Hafen von so großer Bedeutung aus, der die Seine beherrschte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Adelma war nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte begierig auf die Streitenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und sie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die beiden wohl einsahen und befolgten.

In gerader Linie hatten sie ununterbrochen ihre Wanderung fortgesetzt, denn Adelma wußte so geschickt die beiden Männer in Zigeuner umzuwandeln, daß auch kein Auge sie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchst ermüdenden Fußreise erreichten sie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottische Heer stand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereignisses wie die Eroberung und Zerstörung von Rouen, und die Ankunft deutscher Hülfsvölker unter den Befehlen des Herrn von Andelot, Coligni's Bruder, und des wackern Rodelshaussen, um endlich neues Leben in diese todten Massen zu bringen und Energie in das erschlaffte Wesen.

Condé und Coligni saßen vereint in ernster Berathung über die zu thuenden Schritte, nachdem d'Andelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schicksal lag schwer auf ihren Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über dessen Fall, und sie schmeichelten sich mit dem jetzt möglichen Entsatz, und besprachen die schnelle Ausführung dieses Planes eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, sie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden bald vorgelassen.

„Welche Kunde bringt Ihr?" fragte Condé hastig. „Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?"

„Aus Rouen selbst," antwortete der Aeltere der beiden Zigeuner, — „das in den Händen des Connetables ist."

„Das lügst Du, Hund!" rief Condé, aufspringend und auf ihn zueilend, „das ist unmöglich, tapfere Männer vertheidigen die Stadt!"

„Glaubt diesmal dem Capitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigster Herr, Rouen ist in Feindes Hand!"

„Maugiron? Ihr?"

„Leider!" sagte der Hauptmann — „leider in schimpflicher Verkleidung und durch eine an's Wunderbare grenzende Rettung entgingen de Viole und ich, und wahrscheinlich auch der tapfere Montgommeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouens Wällen gefallen!"

Höchst betroffen standen beide Anführer der Hugenotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge gewesen, und was er von Adelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverlässigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es still und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und schwur er, blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Crose's Tod furchtbar zu rächen.

Coligni kannte sein Temperament, das von einem Extreme zum andern sprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erwog er den Stand der Dinge, und war nur in so fern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit sei, entscheidend zu handeln.

Maugiron und Gui de Viole verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung ging es hervor, daß tapferer Widerstand war geleistet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr in's Lager der Hugenotten kam auch Montgommeri an und bestätigte alle ihre Aussagen auf's Getreueste.

Freudig war das Wiedersehen der drei Freunde. Sie hatten sich gegenseitig für todt angesehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Hugenotten bekannt wurden, stieg die Erbitterung gegen die Katholiken furchtbar. Laut verlangte das Heer, endlich in's Feld geführt zu werden, und die Heerführer sahen sich genöthig, dem Wunsche Gewährung zuzugestehen.

Coligni, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzuges. Condé kümmerte sich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligni ihn noch so sehr bat, nicht des Connetables Grausamkeit mit Gleichem zu vergelten, so vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er persönlich sehr hoch geschätzt und Crose's Blutgericht, der nur der Vollstrecker der Befehle des Prinzen gewesen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentsrath Jean Baptiste Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt von Gastines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Hugenotten waren überhaupt von unglücklichen Unfällen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeutenden Städten Frankreichs noch

in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglückseligen Vertrag geschlossen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Versprechungen nicht so, wie sie geleistet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranführte, wurden von dem grausamen Montluc geschlagen und zerstreut, und nur die Ueberreste sammelte Larochefoucauld und führte sie gen Orleans.

Alle diese Mißgeschicke waren aber nicht im Stande, Coligni's Heldenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchst erwünscht waren daher die 8000 Deutschen, die d'Andelot heranführte, obgleich auch sie vielfach gelitten, und nur nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruches sich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Gui und Maugiron, die nichts wünschten als Krieg, um die Lorbeeren des Sieges zu ernten, sahen es mit Freuden.

Das hugenottische Heer brach endlich auf und erschien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouens zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor seinen Thoren sah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete und aus Condé's Handlungen schließen zu müssen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiele. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die sich in eine für die Hugenotten sehr nachtheilige Länge zogen. — Der strenge Winter trat indessen ein. Paris war ununterbrochen befestigt worden. Sechstausend Spanier waren zum Heere des Hofes gestoßen, und die Unterhandlungen zerschlugen sich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu sammeln und die englischen Subsidien zu erzwingen.

Kaum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem stärkere royalistische Armee ihm auf dem Fuße folgte.

15.

Es war am 19. December, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreux, an den Ufern der Blaise, einander im Angesichte standen.

Coligni und Condé rechneten an diesem Tag auf keinen Angriff; dessenungeachtet stand ihr Heer schlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beste Heeresabtheilung der Hugenotten, stürzten sich die Feinde mit stürmischer Gewalt — aber mit Heldenmuth wurde der heftige erste Angriff zurückgeschlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

„D'rauf, Kinder!" rief Mouvans freudig, „sie fliehen!"

Gleich dem reißenden Waldstrome stürzte sich Mouvans' Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge standen und vom alten Connetable von Montmorenci selbst befehligt wurden. Mörderisch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans' Auge spähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Gui de Viole, der an seiner Seite kämpfte, erhielt schnell den Befehl, sich enger an ihn anzuschließen, und im sausenden Galopp ging's weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Gui's Reitern umzingelt.

„Ergebt Euch!" schrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über seinem Haupte schwang.

Der Connetable, wohl einsehend, daß er verloren sei, ergab sich an Mouvans und wurde von Gui zurückgeleitet, der alsobald wieder freudig mit seinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geschlagen, sein Fußvolk zersplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu seinen Gunsten schon entschieden glaubte, sein Fußvolk selbst entblößt.

Wie ein Tieger stürzte sich Franz von Guise, dies bemerkend, mit seinen Gensd'armes auf dasselbe und schlug es in eine regel=

lose Flucht. Saint-André warf sich jetzt zwischen die hugenottische Reiterei, die noch das feindliche Fußvolk verfolgte, und die Fußvölker, unter denen Guise mähete mit unerhörter Wuth — und plötzlich sah sich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerstreut. Er mit Wenigen allein, sein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten und wurde von dem Sohne des Connetables nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royalisten Jubelgeschrei erfüllte die Luft; der Sieg schien sich auf ihre Seite entschieden neigen zu wollen.

Coligni, der nie größer war, als im Unglücke, sammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvolk und setzte über die Blaise, von Neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofs angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog sich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Coligni sich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf sich entspann, der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In diesem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog sich Coligni zurück. Der Sieg war unentschieden, der Verlust gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Gui lag schwer verwundet unter seinem Rosse, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht senkte sich kalt über das Schlachtfeld herab, die schreckliche Lage der Schlachtopfer noch durch ihre Kälte vermehrend.

Auch die Royalisten hatten sich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Hell und glänzend waren die Sterne heraufgezogen. Ein schneidender Ostwind blies über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tausend Gestalten seine Opfer gesucht und gefunden, und gräßlich tönte das Wimmern und das Aechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweise krochen sie zusammen, die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und suchten Wärme in der schrecklichen Nachtkälte, und

Mancher, für den noch Rettung möglich gewesen wäre, starb einen gräßlichen Tod.

Gui lag besinnungslos unter seinem Roß. Er war schwer verwundet. Nur einmal kam er zur Besinnung, aber der Schmerz raubte sie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über seinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnschale war er dem augenblicklichen Tod entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Besinnung zog er die Decke seines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht, und den Jammer der Unglücklichen deckte der dunkle Schleier der Nacht, die sich in anderer Weise auf Manchen für dieses Leben herabsenkte.

16.

Eine sehr wahre Bemerkung war es, die Maugiron einst über das halbwilde, heimathlose Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegerischen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr seltsamer, durch finstern Aberglauben gleichsam geheiligter Umgang mit den Menschen, ihr herumschwärmendes, regelloses Beduinenleben weihte sie bei ihrer Schlauheit in die tiefsten Geheimnisse ein, machte sie den Menschen weniger, als die Menschen und ihre Verhältnisse ihnen bekannt, und so hielten sie gewöhnlich auf des Todes Erntefeld eine Aehrenlese, die ihrer Arbeitscheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorschub leistete. Hauptsächlich im südlichen Frankreich und in den baskischen Provinzen sich aufhaltend, durchzogen sie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäischen Schlupfwinkel zurück. Abelma's Horde, eine der muthigsten und stärksten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüstern nach

Beute, harrten Alle einer Schlacht. Die Alte allein verwünschte sie. Menschlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einst das leidende Herz des Mädchens auf Saint-Flour sich geöffnet, wo die vollendete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der sanftesten und reinsten Tugenden und Gefühle in Gui's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieses reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch stark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Gui, ihr Liebling, ihrer Wohlthäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einst ihr Herz mit aller südlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum sah sie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der schwarze Schleier der Nacht über das schreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte sich durch das Gehölze, das sich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaise herabzog, dem Schlachtfeld, um die Beute zu sammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte sie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung schnürte ihre Brust so fest zusammen, daß sie fast nicht athmen konnte, und doch mußte sie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Todtenlieder halblaut singen. Schauerlich klang die düstre schwermüthige Melodie, langsam und abgemessen gesungen, von der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Todten, jeden Verwundeten, und irrte so in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verschiedenen Malen war sie an der Stelle vorübergegangen, wo der unglückliche Gui lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam sie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über seinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerschrei stieß sie aus und warf sich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es sei der, von Allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugestoßen. Staunend sahen sie ihren

Schmerz. Es kostete sie Mühe, die Alte von dem Körper zu trennen. Sie untersuchten ihn, und Einer sagte dann: „Besinnt Euch, Mutter, der, um den Ihr trauert, ist nicht todt. Zwar ist er schwer verwundet, fast ist sein Kopf gespalten; laßt uns ihn verbinden."

Die Alte wurde ruhiger. Sie untersuchte selbst den Jüngling. Matt schlugen die Pulse — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn schnell verbinden, so gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaise, an der Stelle, wo eine Furt den Durchgang möglich machte, und kamen nach langer Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Gui in der Nähe des Feuers so gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunst, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter standen einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit sorglicher Treue bei, indeß die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angestrengtesten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten in's Leben zurückzurufen. Matt schlug er — aber erst gegen Morgen, das Auge auf, und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als sie es sah, daß er in's Leben zurückgekehrt sei.

„Siehst Du, Gui," sagte sie freudig, „die alte Adelma hält ihr Wort. Sie ist Dir nahe in den schwersten Stunden Deines Lebens. O Dank dem Himmel, daß sie es kann!"

Gui drückte matt ihre Hand und deutete nach Oben.

„Nein, Du stirbst nicht!" rief sie aus. „Du darfst nicht sterben. Deine Bahn ist noch nicht am Ziele!"

Er schloß sein Auge wieder. Die Mädchen sorgten für stärkende Brühen, die Adelma ihm einflößte, und so schlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war indeß bei dem männlichen

Theile der Horde rege geworden, als sie die Anwesenheit eines Verwundeten vernahmen, den Adelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bittersten Vorwürfe.

„Undankbarer!“ rief sie, „Du bist nicht werth, daß Dich Deine Mutter unter dem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete mich vom Wahnsinn und Tod, und Du willst, daß ich ihr Kind dem Tode preis gebe!“

Er schwieg beschämt. Dann sagte er: Wie willst Du ihn fortbringen? — Wir müssen schnell nach der Dauphiné aufbrechen und so zwischen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links steht das Heer Guise's, und Coligni zog sich nach der Normandie zurück. Die Beute ist ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir sie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns ist?“

„So ziehet hin und laßt mich hier bei ihm!“ sagte Adelma bitter, und bei diesen Worten war ein Blick, in dem sich Verachtung und Vorwurf aussprach.

Der Zigeuner ging stille hinweg, erst außerhalb des Zeltes wagte er es, murmelnd seinem Herzen Luft zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu protestiren. „Flechtet eine Bahre von Reisern,“ befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend an's Werk gingen.

Eilig wurden die Zelte abgebrochen, die Beute aufgepackt und Alles machte sich reisefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Adelma. Ausgesöhnt durch ihres Wunsches Erfüllung, sah sie jetzt wieder freundlich auf ihren Sohn; ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, suchte man umsonst eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüste.

Ein Eilbote Guise's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Wortes nach Paris. „Condé ist gefangen, die Hugenotten vernichtet!" schrie jubelnd der fanatische Pöbel der Hauptstadt. Das Geläute aller Glocken verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tausende strömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu singen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In seinem einsamen Gemache saß an einem Folianten der Meister Acevedo und las eifrig. Der schöne, bleiche Knabe Gabriel saß, das Köpfchen in die Hand gestützt, an einem Fenster, und schien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu lassen, denn das klare, schöne Auge schwamm in Thränen. Da schlug der Ton des Geläutes an sein Ohr.

„Hört," rief er plötzlich aufspringend — „alle Glocken läuten, was bedeutet das?!"

Acevedo horchte. Er faltete dann seine Hände und rief schmerzvoll: „O Gott, das ist die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe seiner Kinder!"

Ein kalter Schauer rieselte durch seine Gebeine und es schüttelte ihn wie Fieberfrost.

Gabriel stürzte herzu. Angstvoll fragte er: „Was ist Euch?"

„Kind," sagte der Alte, „Du hast einen Vater im Gefängniß — wie wäre Dir's, wenn Du hörtest, die Gefangenen werden gerichtet, oder sie sind es wirklich?"

Gabriel erbleichte. „Großer Gott, es wäre schrecklich!"

„Siehe, so ist es mir," fuhr Acevedo fort. „Dort haben Menschen gefochten, die mir unendlich theuer sind. Leben sie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?"

„Ach," sagte Gabriel, „Ihr leset ja in den Sternen — fraget sie!"

Acevedo seufzte tief. „Ach," sagte er dann, „der Tag ist noch so lang — und es ist eine schwere Aufgabe, das eigne Geschick zu forschen!"

Er stand auf, denn eine peinliche Angst und Unruhe verfolgte ihn.

Da klopfte es leise an der Thüre des Gemaches. Schnell öffnete Acevedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre schnell zu, so daß der Alte es nicht einmal sehen konnte, wer es gewesen.

Hastig trat er zum Fenster und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber seiner Stirne tiefe Falten glätteten sich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. „Er ist so gut," sagte er leise, „und leidet doch auch so viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — — Gui!" seufzte er und sank wieder in seine Träumereien zurück.

Zur Königin begab sich der Meister.

„Kommt Ihr, mir Glück zu wünschen, Acevedo?" — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharina.

„Nein," sprach fest Acevedo — „denn anders ist das Loos gefallen."

„Wie?" rief die Königin, „Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr?" —

„Ich," sagte, sich gleichbleibend, Acevedo. „Zwar noch hörte ich nichts von der Botschaft, die Ihr wahrscheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majestät melden, was er will — die Sternenschrift lügt nicht."

„Und was meldet sie?" fragte halb enttäuscht Katharina.

„Condé ist in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Coligni's. Saint-André hat sein Geschick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen sieben Tausende in dem Heere Guise's!" —

Katharina starrte ihn an. „So lügt der Siegesbericht; das ist kein Sieg Guise's — obwohl es ein Sieg für mich ist." —

„Wohl," sprach Acevedo, „denn Saint-André ist nicht mehr, und der, der Euch — vergebt, Majestät, daß meine Zunge das

Gräßliche ausspricht, — der an Eure geheiligte Person frevelnd seine Hand legen wollte, Euch in der Seine ersäufen zu wollen aussprach — er folgt bald seinem Bundesgenossen. Also spricht der Sterne Wort."

Katharina's Züge nahmen einen erschütternden Ausdruck an. Alle Leidenschaften, deren ihr Herz fähig war, standen leserlich darauf geschrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber sie schwieg. Sie verstand den Astrologen, der so kalt, so ruhig dastand, als ob tiefer Frieden in seinem Innern sei. — Der Aufruhr ihres Innern ging vorüber. Sie wandte sich lächelnd zu Acevedo: „Und wie wird es dann werden?" —

„Katharina wird Frankreich beherrschen," sagte Acevedo. „Euer eigenes Herz bestimmt das Wie!"

Eine Glorie verbreitete sich bei diesem Gedanken über Katharina's Züge.

„Was wisset Ihr von Condé's Geschick?" — fragte sie darauf.

„Eure Majestät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé steht. Ihr vergebt ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihn Parteihaß trieb." —

„Und wenn ich ihn nun hinrichten ließe, weil er Havre an Elisabeth verrieth?" fragte mit höhnendem Stolze die Königin.

„Der Herr leitet wie Wasserbäche der Könige Herzen," sagte Acevedo, „Condé fällt nicht durch Eure Hand!" —

„Was trieb Euch dann aber zu mir?" fragte sie nach einer Weile.

„Die Bitte, daß Ihr mir es gestatten wolltet, in das Lager Guise's zu gehen, um Euch sichere Kunde zu bringen!"

„Es sei, Acevedo!" rief sie aus; „doch seid klug. Ich lohne königlich, vergesset es nicht."

Acevedo's Miene verzog sich spöttisch. Er entfernte sich schnell.

Er ging zu Gabriel. „Kind," sagte er, „bleibe Du hier — doch nein, Du magst mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Leben!"

„Und wohin führt unser Weg?“

„Weit, mein Sohn,“ sagte Acevedo. „Du möchtest hier nicht sicher sein; denn ich werde längere Zeit weilen in der Ferne.“

17.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphiné zogen die Zigeuner und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Gui.

Die alte Adelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Gui eines ihrer Kinder gewesen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt schien indessen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reisen in dieser Jahreszeit war dem Leidenden sehr nachtheilig, und doch traute die Horde nicht, sich lang aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anwesenheit wuchs mit jedem Tag. Adelma selbst befürchtete zuletzt eine Frevelthat. Und so faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer malt aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die stille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, sie wetteiferten mit einander, mit Adelma, die noch weilte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, ihn in einen bessern Zustand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, sprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde sehr versäumt und gefährlich geworden sei.

Als Gui zum ersten Mal aus der todtähnlichen Bewußtlosigkeit erwachte und Rabaud und Salers sah und die bekannten Räume der Hütte — da schien es ihm Fiebertraum, und nur schwer überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Verhältnisses.

Seine Leiden waren groß, und weit hinaus schob sich die immer noch ungewisse Wiedergenesung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu verhüten, vereinigte sich Coligni mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder d'Andelot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieser warf sich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Plessis waren mit ihren Regimentern bei dieser Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchst betrübt über den Verlust Gui's de Saint-Flour. Keiner von ihnen hatte ihn fallen sehen — darum deutete ihnen sein räthselhaftes Verschwinden auf nichts Anderes als Gefangenschaft.

Mouvans war unerschöpflich im Lobe seiner Tapferkeit, die er an seiner Seite bewiesen, und um so mehr bedauerte man seinen Verlust. Doch beruhigten sie sich schneller — da sie als Gefangnen wohl — aber ihn doch sicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu sehen.

Anders sollte es sich nach kurzem Zwischenraume gestalten.

Kaum war d'Andelot in Orleans eingezogen, als Franz von Guise, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erschien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er sein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die d'Andelot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guise's Treiben zu Schloß Cornée sprach man im Heere viel Seltsames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Mensch, ein Sterndeuter, hielt sich bei ihm auf, sagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimnisse dieser unseligen Kunst. Es war nichts Unwahres, was man sprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guise, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weisen Meister zu. Acevedo hatte sich ganz seines Vertrauens meistert.

Eines Abends, wo sie wieder in ihre tiefsinnigen Betrachtungen sich vertieft hatten, sprach Guise den schon oft berührten Wunsch aus, einige Zeilen in des Connetables Hände zu spielen, der von d'Andelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er schon einigemal abgelehnt, nahm dieses Mal der Meister auf.

„Ich will es übernehmen," sagte er, „schützt mir den Knaben hier, und schon morgen bin ich in Orleans."

„Wie aber wollt Ihr das vollbringen?" fragte der Herzog.

„Dafür laßt mich sorgen," entgegnete der Astrolog. „Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof sich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd sind."

Der Herzog war froh, dies zu vernehmen, und schon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo seine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Plessis war, hatte Acevedo lebhaft gewünscht; allein seine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunsche des mißtrauischen Herzogs schnell zu begegnen. Jetzt endlich sah er sich am Ziele, und leicht gelang es ihm, der so genau hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Plessis saß allein in seinem Gemach und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als seine Thüre sich öffnete und, in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im ersten Augenblicke nicht erkannte; als er aber den Mantel abwarf, flog Acevedo an seine Brust. Sie hatten sich lange nicht gesehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

„Bringst Du mir Kunde von Gui?" fragte du Plessis den Freund, und in dem Worte sprach sich der herzlichste Antheil aus, den er an dem Jünglinge nahm.

Acevedo erschrack. „Gui?" fragte er gedehnt — „von Dir erwarte ich sie!" —

„Großer Gott!" rief, von banger Ahnung bewegt, du Plessis — „ist er nicht unter den Gefangenen?"

Acevedo stützte sich auf die Lehne des Stuhles. Seine Kniee wankten.

„Ich habe sie Alle gesehen, ich habe alle Verwundete gesehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angsterfülltem Herzen, aber ich sah ihn nicht!“ Das sprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Plessis die Hände.

„So weiß Gott allein, wo er ist und was ihn traf,“ sagte er bewegt, „denn er verschwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mouvans' Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zu Gefangenen gemacht; und erst, als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht seinen Obersten, seinen Freund Maugiron, verschwand er.“

„O mein Sohn, mein Sohn!“ rief herzzerreißend Acevedo, „so fand ich Dich, um Dir unbekannt zu bleiben und Dich wieder zu verlieren!“

„Sei Mann, Viole,“ sprach Plessis, eine Thräne zerdrückend, und schloß den Freund an seine Brust. — „Gerade das Räthselhafte seines gänzlichen Verschwindens gibt einen Schimmer von Hoffnung.“

Aber es war umsonst, den Greis zu trösten. Tief und erschütternd war der Schmerz. Er verließ das Gemach du Plessis' nicht und hing ganz seinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er sich dem Jünglinge nicht zu erkennen gegeben, unendlich gesteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffes gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erst in der Nacht löste sich das Räthsel gräßlich durch Kundschaften.

An dem mildklaren Februartage war Herzog Franz von Guise aus dem Lager vor Orleans nach seinem Quartiere, dem Schlosse Cornée, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn des Meuchelmörders frevlerische Hand. Poltrot de Meray war es, der, von fanatischem Eifer erfüllt, scheinbar zu den Katholiken sich

hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefährlichsten Gegner seines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er ersah den günstigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe sich umzuschauen, sein Roß anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guise's Brust so sicher, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aufgab.

Diese Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus seiner Lethargie.

„Lebe wohl!“ sprach er zu du Plessis, „ich muß zurück in's Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mürbe Bau dieser Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.“

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles versucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereden.

Acevedo kehrte in's Lager zurück, wo Gabriel in unsäglicher Angst seiner geharret.

Er sah des Mannes tiefen Schmerz und forschte liebevoll.

„Ach,“ sagte er, „ich habe das letzte Erdengut verloren — ich bin ein Fremdling hier!“

„Laß uns nach Paris zurückkehren,“ sagte er zu Gabriel, und so verließen sie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Parteien zu sein schien; ja ob sie gleich nach den Begebnissen der letzten Zeit selbst jenseits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien, so war sie doch näher, als man dachte, und Condé, der sich den Reizen des üppigen Hoflebens hingegeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen so günstigen Fortgang, daß sie bald ihr Ende erreichten und von beiden Parteien bestätigt wurden. Die Vergünstigungen, die Katharina, die sich nun von zweien ihrer gefährlichsten Feinde befreit sah, den Protestanten zugestand, beruhigten diese, und gerne

boten sie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und sein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen sich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andere Pläne bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theilnahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, seines Bruders, Ansprüche zu haben schien. Klug berechnend die Umständen, ließ sie durch das Parlament von Rouen Carl IX. in seinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünsche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acevedo, der so hoch in ihrer Achtung, als sie niedrig in der seinigen stand, wagte es zum ersten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So erstaunt auch Katharina über diese Bitte war, sie schien nicht abgeneigt, sie zu gewähren, da Acevedo ihr das Vortheilhafte dieser Handlung der Milde in's klarste Licht setzte.

Aber dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und sein Zustand ließ eine baldige Auflösung erwarten.

Acevedo, der dies erfuhr, wußte sich die Erlaubniß, ihn zu sehen, unter der Versprechung zu erwirken, ihn zum Katholicismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte seine Gabriele sicher bei dem menschenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acevedo hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, ihm diesen Trost schriftlich zu bringen.

Jetzt eilte er mit der trostlosen Gabriele zu dem Vater, der seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen ging.

Erschütternd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters rust lag — keiner Beschreibung fähig. Schmerzlich ergriff sie r edlen Acevedo, dessen Herz gebrochen war. Dieses Wiedersehen

griff den Kranken so heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jetzt noch geschehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acevedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indessen jene für die Protestanten unheilvolle Reise durch Frankreich an, die das Edict von Roussillon gebar, das dem kaum geschlossenen Frieden den Todesstoß zu geben verhieß.

Acevedo, den Katharina so gerne bei sich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, seine wankende Gesundheit vorschützend, eigentlich aber nur bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen risse.

Still und trübe flossen nun seine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den stillen Abendstunden sehnsüchtig hinauf zu der Gestirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war sein Alles, diese Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die seinem Herzen theuer geworden war, gab seinem Leben Reiz, und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Versöhnung zwischen ihm und sich zu stiften, beseelte ihn.

So wandelte er denn auch einst wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheidestunde sei.

Der leidende Greis faßte seine Hand.

„Ich fühle es," sprach er matt, „mein Stündlein ist nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlassen, — aber Gabriele ist hülflos." —

„Nein, das ist sie bei Gott nicht," rief Acevedo — „sie ist meinem Herzen theuer, und sie soll mein Kind sein, wenn Ihr sterbet."

Da verklärte sich d'Arbeque's Gesicht.

„Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlassenen thut!" sagte er; „Gabriele sagte mir, wie Ihr sie beschützt, wie Ihr

liebevoll für sie gesorgt, und das gibt mir die Hoffnung, daß Ihr sie nicht verlassen werdet!“

Acevedo hob seine Hand empor. „Bei Gott und seiner Gnade, die ich hoffe, schwöre ich es Euch, sie soll mein Kind sein!“

Da drückte krampfhaft der Kranke seine Hand.

„Gott segne Euch!“ sagte er mit tiefer Rührung. „Ihr hebt eine Last von meinem Herzen; ach! sie war so schwer, und friedlich kann ich sterben.“

Da ergriff's mächtig das Herz Acevedo's. — „d'Arbeque!“ rief er, „Du stehst nahe an der Pforte des Grabes, auch mir ist sie nicht ferne. — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Flour!“ —

d'Arbeque richtete sich auf. Er zitterte heftig. „Du!“ fragte er, und sein Auge ruhte forschend auf de Viole. „Du, de Viole?“ wiederholte er; aber nicht der Haß, den er sonst gefühlt, erfüllte sein Herz.

„Und Deinen Sohn habe ich fortgestoßen, als er mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die sich liebten, habe ich auseinander gerissen — und Du willst Vater meines Kindes sein? Kannst Du mir vergeben, Du Edler? O,“ rief er, „gib mir Deine Hand!“ —

de Viole zitterte. Er reichte ihm seine Hand.

Gabriele kam herein. „Kind,“ rief der Vater, „komm' — sieh', ich scheide freudig, denn Friede ist zwischen uns — er ist Dein Vater, mein Freund! O, komm' an mein Herz!“

Da lagen sie an seiner Brust, und das selige Gefühl der Versöhnung zog durch Viole's Brust. —

Als er sich aufrichtete — sah er d'Arbeque's bleiche Züge — er sank zurück auf's Lager — er war nicht mehr!

Und ohnmächtig sank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte sie nach dem Louvre vermittelst einer Sänfte. Still ließ er d'Arbeque bestatten.

Gabrielens Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ sie nicht. Sein Herz fand Frieden bei

Gabrielens Schmerz, und sie Trost bei ihm. — Sie hatten ja Beide Alles verloren, und nur noch sich selbst. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielen's Schmerz milderte, bis sie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Gui's Vater war, alle jene Begebenheiten, so weit es die jungfräuliche Scham zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte, und die Viole unbekannt waren. Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung seines Geschicks; aber er verschwieg Gabrielen den wahrscheinlichen Tod Gui's. Muthig und stark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß diese Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihte sie ein in seine Geheimnisse, und höher achtete sie ihn noch und inniger, da sie die erhabenen Zwecke seines Wirkens erkannte.

18.

Den harten, schweren Kampf des jungen, unverwüsteten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Gui lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit gesellte sich zu seinem Wundfieber und dem Schmerze seiner Wunden. Lange blieb dieser Kampf unentschieden. Alle Anstrengungen der Heilkunst blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlings mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und frische Kraft durch alle Pulse der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zustand besser, und seine kräftige Natur entwand sich den Fesseln des Todes.

Aber seine Kräfte kehrten nur sehr langsam wieder. Es vergingen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherstreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnsucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichsten Stunden seines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuschte sich.

Er kam eines Tages auf das Schloß. Ein mürrischer Alter

öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber sich zu erkennen gab, da erinnerte sich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Redseligkeit des Alters erzählte er von seines Herrn unglückseliger Reise; von Gabrielens Thränen nach Gui's Entfernung, deren Ursache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene Reise nach Paris und endlich von des Barons Tod, und wie d'Arbeque, auf den Fall seines Todes, ihm die Verwaltung des Guts und der Burg für Gabrielen anvertraut.

„Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt?“ — fragte Gui mit all der namenlosen Angst, die ihm ihre Lage, ihr Alleinstehen in der gefährlichen Hauptstadt einflößte.

„Leider kenn' ich den nicht,“ sprach betrübt der Greis; „allein sie selbst hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weisungen ertheilt.“

„Und woher?“ fragte eifrig der Jüngling.

„Aus Paris,“ antwortete der Greis. „Näheres aber sagte sie nicht. Sie nur in Person wird Rechenschaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo sie meine Nachrichten treffen sollten, da sie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.“

„Wer wird ihr beistehen, wer sie schützen?“ rief Gui mit bangen Ahnungen aus. „Ich will nach Paris und sie aufsuchen!“

„Seid Ihr jemals in Paris gewesen?“ fragte theilnehmend der Greis.

„In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligni's Heere davor stand.“

„Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihr's für so leicht haltet, dort Jemanden auszukundschaften,“ versetzte Jener. „Glaubt mir, junger Herr,“ fuhr er fort, „hielt ich es für so leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu suchen; allein Paris ist mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunsch aufgegeben, der oft zum Vorsatz werden wollte. Auch täuscht Ihr Euch, wenn Ihr glaubt, es ginge ihr schlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen; sie spricht von edlen Menschen, die sich

ihrer väterlich angenommen. Es müssen also nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünschenswerth machen, und diese zu erforschen, habe ich oft schon umsonst mich angestrengt.“ —

Gui verließ tief bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte sein Gemüth, und wie ein freundlich tröstender Engel zog die Hoffnung in sein Herz, mit ihr aber auch die Sehnsucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte sich aufhielt, um, vertrauend auf den himmlischen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu suchen.

Auch diesem Wunsche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Rabaud und Salers kannten keinen sehnlichern Wunsch, als den, ihren Liebling, Gui, im rechtmäßigen Besitze der Burg seiner Väter zu sehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Staates gewesen, nachdem die verstoßene Diane de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müssen.

Jetzt, wo der Frieden geschlossen war, wo der Hof geneigt schien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Coligni sich in Paris aufhielt und des Jünglings Schritte unterstützen konnte, wo ein edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, sein Gewicht in die Waagschale des Rechtes legen konnte; jetzt schien der günstigste Augenblick gekommen. — Darum bestürmten sie auf's Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorstellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Rabaud's Umsicht zu der Zeit der Flucht de Viole's gerettet, und ließen nicht nach, bis Gui zu handeln sich entschloß.

Gui war nun hergestellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Frische der Gesundheit, jenes blühende, jugendliche Wesen war noch nicht wiedergekehrt und blaß waren seine Wangen noch. Allein sein männlich schönes Gesicht erhielt dadurch einen leidenden Ausdruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder

gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reise unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung so viel Erwünschtes verhieß.

Gui trat diesesmal wieder, von den geretteten Schätzen aus besseren Tagen ausgerüstet, die Reise nach Paris an. Der alte Rabaud wollte selbst ihn begleiten, allein dies gab Gui nicht zu, weil er zu schwach war, und so zog der Jüngling allein des Weges mit einem Herzen voll schöner Träume.

Der Hof hatte eine Reise durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König seinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwischen König und Volk fester zu knüpfen; aber gewiß lagen andere Beweggründe tief in diesem Herzen verborgen. Sie versäumte es nicht, den König auf die verwüsteten Gegenden, auf die zerstörten Kirchen und Städte aufmerksam zu machen, und alle Schuld auf die Protestanten häufend, des Königs Haß gegen die Ketzer nur mächtiger zu entflammen. Ueberall trug sowohl Carl IX. als die Königin Mutter, die offenbarste Abneigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günstigste Gelegenheit, den Samen, der in der Bartholomäusnacht so gräßliche Frucht trug, auszustreuen in Carls Gemüth, und nichts wurde von allen seinen fanatischen Umgebungen versäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den schrecklichsten Entwürfen trug man sich und Katharina nährte sie heimlich, wenn sie auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die sie bestimmte, jenem Bündnisse, das zwischen dem Papste, dem Kaiser, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer hatte geschlossen werden sollen, nicht beizutreten, sondern eine wohlberechnende Politik, die nur auf sich selbst sich stützen wollte. Ihrem Ketzerhasse bot sich eine bessere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Elisabeth, Philipps II. sanfter Gemahlin, zusammen kam. Aber nicht den Ergüssen der heiligsten Empfindungen mütterlicher und kindlicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in so naher Wahlverwandtschaft mit Katharina stand, der gräßliche Blutrichter, der allen

Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach, war hier ihr steter Gesellschafter. Während der Hof in üppigen Genüssen schwelgte, besprach sie mit ihm das Problem, das zu lösen ihr beiderseitiger Wunsch war, die Ausrottung der Protestanten. Alba legte den Grund eines umfassenden Plans in ihre Seele. Gewaltsame Unterdrückung mit einem Schlage, das war sein Grundsatz. Nicht gerade stimmte ihm Katharina bei, aber dennoch faßte seine Idee Wurzel, und sein Wort: „Daß der Kopf eines Lachses mehr werth sei, als alle Frösche in den Sümpfen,“ blieb in ihrem Andenken.

Allein jene geheimen Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den schrecklichen Plan. Ihre Warnungen schreckten Condé aus seiner Ruhe auf und machten den Admiral Coligni aufmerksamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offner Widersetzung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigstens nicht. Der Hof schien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Versöhnung der Häuser Chatillon und Guise war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther senkte, indeß äußerlich das Heiligthum des Menschenherzens, Freundschaft, erheuchelt wurde. — Katharina, je mehr sie die Lage Frankreichs erwog, je mehr sie einsah, daß ihre Verschwendung und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräfteten, begann nur im Kampfe der Parteien ihr Heil zu sehen. Er bot Gelegenheit zur Einziehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingssohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armee, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize desselben die Bahn des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeschlossene Bündniß mit dem Papst und den katholischen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 5000 Schweizern in französischen Sold zeigten den Protestanten, was sie zu erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. So rüsteten sich beide Parteien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorwand für ihre

Rüstungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabsichtigte. Scheinbar äußerte man Besorgniß ob dieses Heerzugs an den Grenzen des Königreiches. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zusammenzuziehen, und dies geschah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der seine Rolle mit Sicherheit und Virtuosität spielte.

So standen die Sachen, als eines Tages Gui de Saint-Flour in den Hof des Schlosses Chatillon einritt, wo Coligni sich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Plessis. Die üble Gestaltung der Verhältnisse für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenstand ihrer Unterredung aus.

Gui wurde gemeldet.

Alle sahen sich erstaunt an, als sein Namen von dem Diener genannt wurde.

„Es geschehen Dinge, die an's Unglaubliche grenzen,“ sagte Coligni — „sogar die Todten stehen auf!“

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Gui hereintrat, die Herren mit jenem edlen Anstande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren sie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn seine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Plessis und Mouvans zurück, dem Trieb ihres Herzens Folge zu leisten und den Jüngling an ihre Brust zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld seine Hand. „Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Flour,“ sprach er mit Gefühl, „wir haben Euch Alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so fleckenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!“

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

„Komm heran," rief er, „Du wackrer Freund, der Du so ritterlich treu an meiner Seite kämpftest, den ich mit Schmerzen verlor!"

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Plessis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

„Setzt Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam sein — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist." —

Gui ließ sich nieder. Sechs Augen hingen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles, was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der Tag, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu, machten ihm aber dann bittre Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Gui entschuldigte sich, so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligni übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Gui getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte seine Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmüthig.

„Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole," sprach der Admiral; „denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam

an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unseren Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnehin durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Besitzung, als Saint-Flour ist, zurückgäbe?" —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Gui ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugenotten. Der Admiral theilte nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

„Und zu dem, was ich thun muß," fuhr er fort, „bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.

„Ihr, du Plessis und Oberst Mouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Viole, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibt; wollt Ihr das?" —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu sein.

Coligni drückte seine Hand. „So kannte ich Euch," sagte er, „und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist."

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Plessis in 'illon — dann aber verließen sie den Admiral; Gui blieb in r Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für

jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Kundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals zu Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum ersten Mal am Hof und im Kabinete Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit, in stürmische Bewegung brachte. Gui de Viole de Saint-Flour nannte man als Coligni's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Noyers zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sei erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der muthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mouvans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigte, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Monceaux en Brie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmälig mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfniß fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Acevedo, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsamkeit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschied.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Gui's Wiedererscheinen, die ihm insgeheim du Plessis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwend-

es sei, seine Stellung zu behaupten, und sich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und so folgte er dem Rufe der Königin, das Wiedersehen des geliebten Sohnes bessern Tagen übergebend.

Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die an's Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und seine dankbare Seele schwur auf's Neue, sich der heiligen Sache seines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben drohten. — Gabriele sah freudig die Aenderung des Wesens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den sie so innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde seiner erneuten Lebenslust, die ihr um so weniger begreiflich war, da sie durch ihn die sich immer mehr verfinsternden Aussichten für die Glaubensgenossen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erschloß er sein Herz und sagte ihr, wie der Sohn, um dessen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden sei. Er sprach jetzt begeistert von seinem Vaterglück, und von der Hoffnung, endlich ihm nahe stehen, ihn an's Vaterherz drücken zu können. Jener früheren Ereignisse seines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des lieblosen Benehmens ihres verstorbenen Vaters hätte gedenken müssen, und so blieb es ihr unbeka[illegible] ihrem Herzen dieser Gui stand, dessen [illegible] schmerzlich süße Erinnerungen zurückrie[illegible] lings, den sie liebte, in dem ganze[illegible] zurückzauberte — den ihr Vater [illegible] gestoßen, und nie ihr gesagt, w[illegible]

Viole blickte mit unau[illegible] Er sah, wie bei der Nennu[illegible] röthe ihr schönes Antlitz [illegible]

Dann forschte er [illegible] Verhältnisse ihr fr[illegible]

wie zufällig und beobachtete sie. Eine unaussprechliche Verwirrung bemeisterte sich Gabrielens. Sie beugte sich tief herab, denn sie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem sie ihre Fassung wieder gewonnen, fragte sie anscheinend gleichgültig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Rabaud, der einst ihres Vaters Wunde geheilt.

Viole der jetzt genug wußte, sagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Mädchens Brust herauf; aber sie schwieg.

19.

Die Hugenotten sahen mit jedem Tag ihre wachsende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Mährlein von einer Beobachtungsarmee an's Licht. Zu Vallery und zu Chatillon hatten sie bereits zahlreiche Versammlungen gehalten, worin beschlossen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der besonders Condé, Mouvans und andere feurige [illegible] der Hugenotten für sich hatte, und da er am sichersten zu[illegible] konnte, auch zuletzt des Admirals Beifa[illegible] Hof in der Stille in Monceaux
[illegible] Freuden der Jagd genoß, aufzu-
[illegible] da Monceaux nicht befestigt, also
[illegible] war. Zu diesem Schritte wurde
[illegible]
[illegible] niß eingeweiht, und war
[illegible] on nach der Picardie zu
[illegible] begeben, um Truppen zu
[illegible] er Picardie für die neuen
[illegible]

Digitized by Google

seinem Leibe trug, verließ Gui Chatillon, und trat, bloß von seinem Diener begleitet, die Reise an, die bei dem immer mehr wachsenden Mißtrauen und bei der jetzt sich mehr und mehr anfachenden Gluth des Fanatismus viele Umsicht forderte, wie sie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigsten Segenswünschen entließ ihn der Admiral, dessen Herz doch ein wenig pochte bei dem Gedanken, wie doch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schlosses Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, fesselte Carl IX. mit fast unauflöslichen Banden an diesen Ort. Wie König Carl Alles, was er ergriff, mit großer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ergriff, so war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenschaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt sein ganzes Wesen so sehr ein, daß er durch sie selbst zum Schriftsteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug diese Leidenschaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn so von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten. Daher ertrug sie gerne die traurige Einförmigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux für sie haben möchte — indem sie klug den kleinen Verlust des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt sich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Aussicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum späten Abende die Freuden der Jagd genoß, und selbst oft die Damen des Hofes zu diesen Freuden, so unweiblich sie auch sein mochten, hinzog. Vor Allen gefiel sich Margarethe von Valois, Carls Schwester, in diesen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage stehend, geschmückt mit der reichsten Fülle weiblicher Schönheit, fand sie Ersatz für die Einförmigkeit Monceau's in diesen Zerstreuungen, da ihr Sinn an die immer jungen Freuden des galanten und üppigen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verschwenderischsten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen sollte. Einer der freundlichsten Herbsttage lächelte dem wilden Feste. Frühe schon, denn im Walde sollte das Mittagsmahl in einem prachtvoll geschmückten Zelt eingenommen werden, sammelte sich das Jagdgefolge im Hofe des Schlosses. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichsten und anmuthigsten Jagdkleidern, auf den zierlichsten Zeltern sitzend, des Hofes Krone, die schöne Margarethe, erwarteten. Einer der schönsten schneeweißen Araber harrte, kostbar aufgezäumt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schlosses trat. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdkleide, von goldner Stickerei überdeckt. Sie war heute schöner als je, das gestand selbst die eitle, gefallsüchtige Lustrac, Saint-André's schöne Wittwe. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzessin, und das dunkle Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Lilienhaut.

Selbst Carls dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die schöne Schwester, die sich so leicht, so anmuthig auf das schöne, stolze Thier schwang, und rief dem Marschalle von Tavannes zu:

„Unsere Jagd muß heute glücklich sein, Marquis, denn seht nur die reizende Göttin der Jagd, Diana selbst, begleitet uns!" —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten sich Margaretha's Wangen; die Hörner erschallten in lustigen Fanfaren, und des Königs Aufsitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Katharina stand auf dem Balcon und weidete ihre Blicke vielleicht seit langer Zeit zum ersten Male mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Liebreiz, der mit zauberischer Macht Aller Augen auf sie zog. Sie allein nahm

nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou, der eine Unpäßlichkeit vorgeschützt. Bald war das Jagdgefolge der königlichen Geschwister dem Blick entschwunden, und nur noch aus der Ferne klangen lustig die Hörner zum Schlosse herüber, und bald verlor sich in reizendem Decrescendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauscht, und sie verließ den Balcon, sich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgestreut in den stillen Zusammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Würger so leicht in dasselbe geworfen, als handle es sich um ein Würfelspiel. Oft sah man sie seit jenen Tagen brüten über finsteren Gedanken, öfter verkehrte sie mit dem fanatischen und grausamen Heinrich, dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieses ungestörten Tages wollte sie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Closett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carls schwächlicher Gesundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge sah, auch schon hereintrat und sich zur Mutter setzte.

Ihr Gespräch drehte sich für's erste um den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten. „Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Commando zu?“ fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieser Idee des Königs aussprach.

„Urtheile nicht unbillig, Heinrich,“ erwiederte Katharina; „er muß dem Alten seine Gerechtsame lassen. Gedulde Dich nur eine kurze Frist — ich weiß es, daß sein Ziel nahe ist.“

Heinrich sah sie erstaunt an.

„Acevedo,“ fuhr sie fort, „hat ihm das Horoskop gestellt — er endet schnell, wie er behauptet, vielleicht in der ersten Schlacht.“

Heinrichs Antlitz erheiterte sich. „Und was gedenkt dann meine theuere Mutter zu thun?“ fragte er.

„Du bist dann am Ziele Deiner Wünsche — Du erhältst dann den Oberbefehl, und Tavannes und Cossé stehen mit ihren reichen Erfahrungen Dir zur Seite und winden die Lorbeern zu Deinem Siegerkranze.“

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

„Ihr sollt Freude erleben,“ sprach er, „denn ich will sie hetzen, die Ketzer, wie des Waldes Thiere, die Carl jetzt hetzt, während er die Ketzerbrut gewähren läßt nach ihrem verstockten und verruchten Sinn.“

„Säße ich an Carls Stelle auf Frankreichs Thron, anders sollte es sich gestalten, und bald sollte Frankreichs Boden kein Ketzer mehr entweihen und unsere heilige Kirche uneingeschränkt herrschen, so weit Frankreichs Zunge gehört wird.“

„Du sprichst mir aus der Seele,“ sagte vertraulich die Königin. „Zu einseitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, sagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritte. Viel zu sehr habe ich nachgegeben, und durch diese Milde, die ich unzeitig nennen muß, sind sie so kühn geworden, daß sie trotzen unserer Macht.“

Heinrich ballte wild seine Faust. „Mit einem Tritte sie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heile; denn so wachsen sieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird.“

Die Königin lächelte teuflisch in sich hinein: „Das ist Alba's Meinung. Sie locken an einen Ort und sie niedermachen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterschaften, die vorher mit vertrauten Leuten besetzt werden müßten, ein Gleiches thun — so wäre kurz und schnell das gute Werk vollbracht.“

„Vergeßt es nicht,“ sprach besonnen der Prinz, „daß, so lange l'Hopital Kanzler ist, sein eiserner Sinn und seine Neigung für die Ketzer Euch indirect hemmend im Wege stehen wird.“

„l'Hopital?“ fragte die Königin und ein Zug bittern Hohns

um den Mund wurde sichtbar; „wer hält ihn, wenn Deine Mutter will, daß er falle? — Wer aber wäre geeignet, seine Stelle nach unserem Sinne zu vertreten?"

„Morvilliers!" sprach der Prinz. „Seine Gesinnung ist die meine und die Eure." —

„In der That, Heinrich, Deine Wahl ist gut," sagte nach einigem Besinnen die Königin, „und den Namen werde ich nicht vergessen. Ueberhaupt werde ich das, was wir hier besprochen, wohl erwägen. Es wird sich ein günstiger Zeitpunkt finden, wo der Plan zur That wird."

„Gebraucht Ihr indessen einen tüchtigen Menschen, dessen Gewissen so weit ist, daß die Sünden von ganz Frankreich es nicht füllen — so gedenkt des Namens Maurevel!"

Eine Hofdame, die jetzt nahte, unterbrach das Gespräch, das ohne Zweifel die höllischen Pläne noch weiter würde ausgesponnen haben, indem sie meldete, eben sei Meister Acevedo von Paris angekommen und wünsche Ihrer Majestät Befehle zu vernehmen.

„Laß mich allein mit ihm, Heinrich," bat freundlich die Mutter, und der Prinz entfernte sich. Im Vorsaale begegnete er dem Meister, der ihn ehrerbietig grüßte. Leicht erwiederte der stolze Heinrich den Gruß. Sein blitzendes Auge ruhte auf Gabriels schönem Gesichte, der erröthend das Auge senkte. Der Prinz blieb stehen, sah noch einmal um und verließ dann erst den Saal, indem er unverständlich etwas in den Bart murmelte.

Acevedo trat in der Königin Gemach. Sein Gruß war ernst, aber ehrerbietig. Sein durchbohrender Blick faßte die Königin so scharf, daß sie fast verwirrt ihr Auge niederschlug.

„Seid mir willkommen, Meister," sprach sie freundlich; „lange wart Ihr fern, zu lange für meine Wünsche. Was hielt Euch doch so fest in Paris?"

„Die Last der Jahre drückt Euren Diener nieder, und der Fluch der Kreatur, des Alters Leiden und Wehe sucht ihn heim;" — also sprach Acevedo mit hohlem, fast geisterhaftem Tone.

Die Königin maß ihn mit ihren Blicken. „Ihr seid so rüstig noch,“ sagte sie.

„Könnt Ihr es dem Baume ansehen, wenn sein Mark faul und sein Herz verdorrt ist?“ fragte er.

„Ich hoffe nicht, daß Eure Krankheit Euch in Euren Beobachtungen störte?“ fuhr die Königin fort, „denn gar Manches hat sich ereignet, seit ich Paris verließ, über das ich den Willen des Schicksals zu befragen wünschte.“

„Ich gleiche der Nachteule,“ erwiederte Acevedo; „die Nacht ist meine Zeit des Wirkens — aber wie des Käuzleins Ruf nur Unheil verkündet — so auch ich! Fraget nicht weiter, meine Gebieterin!“

Die Königin erschrack heftig. Acevedo's Rede hatte ihre Neugierde auf's Heftigste erregt.

„Also Unglück weissagen die Sterne — Unglück mir!? — Redet, Acevedo! Ich bin Weib — aber meine Seele ist stark, sie kann auch Schreckliches tragen und hat es getragen bereits.“

Wohlan, Euer Wille geschehe,“ sprach Acevedo. Er richtete das brennende schwarze Auge fest auf die Königin. Seine Stellung war imponirend; ungewöhnliche Gluth übergoß sein Gesicht, und seine Rechte war erhoben. „Hört, was die Sterne sagen: Frankreichs Königin,“ sprach er mit prophetischem Feuer, und seine Stimme schien aus einer Grabeshöhle zu kommen: „Frankreichs Königin, Blut — Blut — Bürgerblut — umwallt Dich in rauchendem Strom, und es schreit um Rache zu dem Herrn, der ein Vergelter ist alles Thuns! Blut düngt Frankreichs Boden — aber keine Saaten sprießen, wo unschuldig Blut floß. — Mutter — Dein Stamm erlischt — schrecklich! — ein Ast dorrt ab nach dem andern — und ist der Stamm gefallen, fällt des Meuchlers Dolch auch den letzten Sprößling, der Todesengel wird sein Schwert über Tausende ausrecken, und sein Schwert bist Du! — Und Wüsteneien werden sein, wo blühende Fluren sind, und rauchende Trümmer, wo die friedliche Hütte steht — und von Süden her

wallet der Blutstrom! — Du — Du — leitest ihn! — Wehe! Wehe! — ruft die warnende Stimme! — der Fluch folgt, wo der Mensch frevelt in seinem greulichen Wahn!" —

Katharina hatte vor ihm gestanden und sich auf einen Lehnstuhl gestützt. — Ihr Wesen war in einer fast fieberhaften Spannung. Ihr Blick hing begierig an seinem Mund, und alle Seelenkräfte schienen in dem Sinne des Gehörs sich concentrirt zu haben. Der Anblick des Mannes, wie er jetzt so vor ihr stand und das lange Gewand so lose um die dürre Gestalt hing, der schneeweiße Bart über die Brust herabwallte und das Auge aus seiner tiefen Höhle so zermalmende Blitze schoß, war der Art, daß ein unheimliches Grauen sie ergriff, das sie gewaltsam unterdrücken wollte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Als er aber jetzt langsam und dumpf — die Worte — Blut — Blut — Bürgerblut aussprach, und seine Stimme mit jedem Augenblicke mehr hob, also daß sie gegen das Ende seiner Rede wie dumpfer Donnerton rollte, — da durchfuhr eine Todeskälte ihr ganzes Wesen — das Blut wich aus ihrem Gesicht, ihre Zähne schlugen wie in fieberischem Frost an einander — ihre Hände zitterten, ihre Kniee wankten — sie sank, einer Ohnmacht nahe in den Lehnstuhl und bedeckte ihre Augen mit den Händen — indem sie mit verzweifelndem Tone rief: „Schweig, schweig, Du Schrecklicher!"

Acevedo blieb wie starr in seiner Stellung. — Und als nach einem langen Zwischenraume Katharina mühsam ihre Fassung wieder errungen, stand er noch so da, und auf's Neue ergriff sie Furcht und Entsetzen.

„Geht in's Vorzimmer," rief sie ihm zu — „Euer Anblick tödtet mich!" —

Acevedo drehte sich um und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Gemach, und überließ Katharina sich selbst und ihrem furchtbar erregten Gewissen.

Aber wie er draußen im Vorsaal an das Fenster trat — da

faltete er seine Hände und sein Auge blickte empor zum Himmel, indem er leise sprach: Herr, vollende Du! —

Eine Stunde floß hin, ohne daß sich in Katharina's Gemach etwas regte. Acevedo mochte sich nicht entfernen; er kannte sie zu gut, um nicht auch berechnen zu können, was nun erfolgen würde.

Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf. So war noch nie die Hölle in ihrem Innern erwacht, als durch des Astrologen fürchterliche Worte. So oft sie auch meinte, gefaßt zu sein, so ergriff sie das Zittern wieder. Sie versuchte, was sie in ähnlichen Fällen mit Glück angewendet, mit Sophistereien des innern Richters Stimme zum Schweigen zu bringen; aber es gelang nicht. Auch das kalt spottende Hinwegsetzen über das Gerede des Mannes blieb erfolglos — denn zu mächtig hatte er sie erschüttert, zu genau hing seine Rede mit dem eben erst unterbrochenen Gespräche zwischen ihr und Heinrich von Anjou zusammen.

Endlich gelang es doch der Erfahrenen, ihrer selbst, wenn auch nur scheinbar, Herr zu werden. Sie trat vor den Spiegel und suchte ihren Zügen eine ruhige Fassung zu geben. — Dann rief sie den Astrologen zurück, allein fast hätte sein Anblick das mühsam erkünstelte Werk wieder vernichtet.

„Ihr waret Zeuge einer augenblicklichen Schwäche," hob sie nach einer Weile an, „deren ich mich schäme." —

Acevedo sah sie scharf an und murmelte in sich hinein: „Du täuschest mich nicht, Heuchlerin!"

„Laßt uns," fuhr sie fort, „unsere Zwiesprache fortsetzen. Sagt mir, was von der nächsten Zukunft Ihr wisset!" —

„Wenig," erwiederte Acevedo, „wenig ist es, was ich Euch sagen kann — nur das Eine, daß Euch vielleicht eine nahe Gefahr droht." — —

„Welcher Art und von wannen?" — fragte sie mit bebender Stimme, die es klar erwies, in welchem wilden Aufruhr ihr Inneres war.

„So weit reicht meine Kunde nicht," versetzte der Astrolog,

„doch gestattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht ist es möglich, Euch genauere Kunde zu geben.“ —

„Gut,“ sagte Katharina — „thut das.“

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen und ließ dem Astrologen ein Gemach anweisen, das ganz nahe an ihre Gemächer stieß.

Acevedo verließ sie nun und ging mit Gabriel in das angewiesene Gemach.

Katharina aber beschied ihre Frauen zu sich, um im leichten Scherz und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewissen zur Ruhe zu bringen und in einer Gesellschaft sich selbst wiederzufinden.

Einsamkeit konnte sie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien sie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Monceaux breitete sich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all' der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit seine Lieblingsvergnügungen genoß. Am südlichen Saume desselben zog sich die Heerstraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerstraße vor, an anderen begrenzte sie bloß ein hohes Gebüsch, indeß auf der andern Seite Fruchtfelder und saftige Wiesen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbstliche Zeit schien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Toben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerstraße ein Jüngling daher auf einem gar schönen Rosse, nur von einem in anständiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Aeußeres verrieth adelige Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eitlen Prunk und Flittertand, wie ihn die jungen Edelleute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Partei der Chatillons oder Guisen angehöre. Einfach, wie seine Kleidung, waren auch seine Waffen; aber in der ganzen Erscheinung des

Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes. Es war eine männlich schöne Gestalt; allein jene frische Blüthe der Jugend ging ihm ab; vielmehr trug sein Gesicht einen Ausdruck eines leidenden Gemüthes, und der tiefe Ernst, der aus dem dunkeln, geistvollen Auge sprach, hatte für seine Jahre etwas Frembartiges. Alle Unterhaltung mit seinem dies ungern sehenden Diener verschmähend, hing der Jüngling ernsten Betrachtungen nach, und schien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Rappe, den er ritt und dem er nachlässig den Zügel auf dem schönbemähnten Halse ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt ging.

Aufmerksam horchte der Diener dem bisweilen näher schallenden Jagdgetöse, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, seinem Herrn seine Meinung darüber zu sagen. Der schien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und sagte:

„Ihr scheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgibt!“

Der Jüngling sah, ohne zu antworten, ihn an.

„Dort geht es lustig zu,“ fuhr der Redselige fort — „König Carl hat eine große Jagd.“

„Woher weißt Du das?“ fragte jetzt aufmerksam sein Herr.

„Man sprach in unserer heutigen Herberge davon,“ fuhr der Diener fort, „daß heute eine der glänzendsten Jagden in diesem Forste gehalten würde.“ —

„So sind wir wohl nahe bei Monceaux?“ fragte wieder der Jüngling.

„Das mag höchstens eine Stunde links abliegen,“ versetzte der Diener, „und wenn Ihr Lust tragt, dort Euch umzusehen so möchte wohl jener Waldweg, den Ihr dort seht, sicher dahin leiten.“

„Dazu fühle ich eben keine Lust,“ antwortete Jener, „und es wäre mir weit lieber gewesen, Du hättest mich davon unterrichtet, daß dieser Weg so nahe bei Monceaux vorüber führe, da Du der

Gegend kundiger bist als ich, der ich zum ersten Male hier vorbei komme."

Dieser scharf ausgesprochene Tadel brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling faßte des Rosses Zügel, und der Sporn trieb das Pferd zu raschem Lauf. Es schien, als wolle er gerne schnell aus dieser ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das stille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachsamen Aufmerksamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Wald und trieb sein Pferd immer wieder auf's Neue an.

Er lauschte jetzt selbst aufmerksam dem Jagdgetöse.

Plötzlich aber hielt er sein Roß mitten im Lauf an; denn ein gellender Schrei schnitt durch sein Gehör.

„Was war das?" fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und sein Roß anhielt.

„Das schien der Nothschrei eines Menschen," antwortete er — „und wenn mich mein Gehör nicht täuschte, von einer weiblichen Stimme herzurühren."

Kaum hatte der Diener geendet, als ein wildes Rauschen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schnaufen.

In dem Jünglinge regte sich die Jagdlust. Er spannte seine scharfgeladenen Pistolen, indem er sagte:

„Das ist sicher ein verfolgter Hirsch."

Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gegend, woher das Geräusch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

„Es ist kein Hirsch" — sagte der Diener, „wohl aber das Schnaufen eines wild gewordenen Rosses!"

In demselben Augenblicke bestätigte sich diese Vermuthung. Ein schneeweißes Roß flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne latterte und in gestrecktem Galopp flog es dahin über die Ebene.

„Da ist ein Unglück geschehen," sprach der Jüngling — „denn

das Roß ist reiterlos! Der Reiter ist gestürzt, und von ihm kam der Schrei."

„Ihr wollt sagen," belehrte der Diener, „die Reiterin sei gestürzt, denn das schöne Thier trägt einen Damensattel." —

„Das ist Eins," rief jetzt der Jüngling, „jage Du dem Rosse nach und suche es einzufangen, derweilen ich den Verunglückten suche."

„Das ist kein leichtes Stück Arbeit!" brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun selbst schnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Roß herausgekommen. Bald jedoch mußte er sein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickicht unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher suchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war sehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flüchtiger Huf kaum eine Spur im Moose, das den Boden bedeckte, zurückgelassen. Je mehr indessen die Schwierigkeiten sich häuften, desto stärker wurde der Zug seines menschenfreundlichen Herzens. Vorsichtig knickte er auf seinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, sondern auch sein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Ehe er noch eine Spur der Verunglückten entdeckt hatte, vernahm er schon das Selbstgespräch seines Dieners, der, stets laut zu denken gewohnt, vernehmlich des eingefangenen Rosses wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling schon suchend fortgeschritten sein, als er durch das Gebüsch etwas Weißes schimmern sah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Wesen, das in einem reichen goldgestickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut befleckt. Das Gesicht konnte er nicht sehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er stand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel breitete er schnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit starken Armen die schlanke,

schöne Gestalt des Mädchens, und legte sie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halse von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den schönen Hals, nachdem er vorher mit demselben das Gesicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Brust und pfiff nun dem Diener. Dieser war nahe. Der Befehl seines Herrn trieb ihn an, Wasser zu suchen, um die Ohnmächtige damit in's Leben zurückzurufen.

Jetzt erst warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erstaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Wesen vereint gesehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Locken reiche Fülle um den schönen Kopf und auf den vollen, sich nur leise hebenden Busen wallte. In süßes Anschauen versank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit frischem, klaren Wasser, womit der Jüngling nun die Dame anwusch, und dann dem Diener gebot, sich zurückzuziehen.

Bald darauf schlug die Schöne die Augen auf. Sie starrte den Jüngling an und rief, sich aufrichtend:

„All' ihr Heiligen! wo bin ich?“ —

„Beruhigt Euch, Fräulein,“ sprach ehrerbietig der Jüngling, „Ihr befindet Euch in dem Schutz eines Edelmannes, der die Gesetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen schuldig ist!“

Er hatte die Hand auf's Herz gelegt, und der Ton, mit dem er sprach, war so treu, so rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

„Ich vertraue Euch!“ sagte sie matt.

„Sagt mir nun vor allen Dingen,“ fuhr der Jüngling angelegentlich fort: „fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr seid gestürzt, und Euer flüchtiges Roß verrieth mir, daß ein Unglück geschehen.“

„Nein,“ sagte sie mit zauberischem Liebreiz ihm zulächelnd, „ich fühle keinen Schmerz, außer in meiner Hand, die wahrscheinlich beim Falle litt, und hier am Halse brennet es.“

„Ihr habt Euch bloß geritzt, und ich hielt es für gut, Euern Schleier als Verband anzulegen.“

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Gesicht, und eine peinliche Verlegenheit bemeisterte sich ihrer.

„Erlaubt mir, daß ich Eure Hand untersuche!“ bat er, und erröthend reichte sie ihm die schön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Fast zitternd nahm sie der Jüngling in die seine und untersuchte sie.

„Gott sei Dank!“ sagte er darauf, „ich finde keine Verletzung.“

Die Jungfrau sah seine Verlegenheit. Ihr Herz sagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und sie selbst nahm es wahr, welch ein wohlgebildeter schöner Mann ihr menschenfreundlicher Retter sei. Jedes weibliche Wesen freut sich seiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leise Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pause sagte der Jüngling:

„Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen soll; denn Ihr bedürfet jetzt der Ruhe.“

„So bringet mich nach Monceaux en Brie!“ bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüstete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau seinen Arm. Sie stützte sich fest auf ihn und wollte mit ihm nach der Landstraße gehen, als das Jagdgetöse sich näherte.

„Laßt uns bleiben,“ sprach das Fräulein, „denn mir scheint, daß des Königs Jagdgefolge meine Spur entdeckt hat und mich aufsucht.“

Bald darauf sprengte wirklich ein Jäger durch das Dickicht. Es war ein reich gekleideter, junger, hagerer Mann. Seine

Stellung war etwas stark vorgebeugt, ein Zeichen einer sehr schwachen Brust. Ein schwarzes, großes, durchbringends Auge schoß Blitze. Sein Gesicht war gelblich und bleich, sein Haar rabenschwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er sich vom Pferde schwang, es einem der schnell folgenden Herren überließ, und mit den Worten vor ihnen stand:

„Hast Du Schaden genommen, meine Schwester?" —

„Dankt es Gott und diesem edlen jungen Manne, daß Ihr mich so heiter sehet, mein königlicher Bruder," sprach Margaretha von Valois zu Carl IX. „Außer einer kleinen Verrenkung bin ich glücklicher gewesen, als es zu erwarten stand."

„Du bist also wirklich gestürzt?" fragte weiter der König.

„Soviel weiß ich noch," antwortete Margaretha — „laßt Euch das Uebrige von meinem Retter sagen, der mehr davon weiß, als ich selbst."

Der König wandte jetzt seinen durchbringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Secunde zu Secunde mehr von seiner starren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

„Wer seid Ihr, junger Mann?"

„Eurer Majestät getreuer Unterthan, Gui de Saint-Flour." —

„de Viole?" fragte rasch Carl, und sein Mund verzog sich auf eine höchst abschreckende Art.

„Eure Majestät nennt den Namen meiner Familie," versetzte Gui.

„Die scheint nicht sehr bedeutend mehr!" sprach mit einem höhnenden Lächeln Carl.

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog blitzschnell über Gui's Gesicht. Er richtete sein Haupt empor und sah muthig dem König in's Auge, und sagte dann mit Nachdruck:

„Sie war es einst, mein König und Herr, und ihre Verdienste

nicht klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorenci, Montesquieu, Croi und Rohan nannte, da vergaß man der Viole's nie!" —

Der König sah ihn zornmüthig an. Seine Augenbrauen zog er finster herab, und unheilverkündend blitzte das Auge. — Doch ein Blick Margarethen's, die, ihm nahe tretend, die Hand wie bittend auf seinen Arm legte, — verscheuchte das drohende Unwetter.

„Wenn Ihr auch nichts sonst von Eurem Vater geerbt habt," sprach Carl scharf, „so scheint's doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu sein!"

Er drehte sich um und ging dem allmälig sie einfindenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man sah, es schmerzte sie tief, daß der König so schonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmsten Dank und — ihr Wohlgefallen sich erworben. Sie sah Gui mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle sie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dies wahr und trat Gui näher:

„Vergebt es seinem leidenschaftlichen Gemüthe," flüsterte sie zutraulich. „Nicht jedes Herz ist undankbar. Ihr begleitet uns doch nach Monceaux?" —

Gui wußte nicht, was er thun sollte. Die Bitte war so herzlich — er konnte nicht wohl widerstehen.

„Eurer Bitte widersteht Niemand!" sagte er, sich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus diesem Munde schien sie ihr mehr zu sein.

Allmälig war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte sich zur Prinzessin — ihr sein Bedauern zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab sie. Gui stand allein.

Der alte Connetable Montmorenci, der sich durch Carls Wunsch hatte bestimmen lassen, Theil an der Jagd zu nehmen, traf nun auch

herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: „Diesem wackern Edelmanne danke ich meine schnelle Herstellung!“ indem sie auf Gui deutete, und blickte jetzt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzessin und trat zu Gui, dem er mit Achtung seine Hand bot:

„Grüß' Euch Gott, junger Held!“ sprach er zu ihm. — „Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen.“

Gui erglühte und neigte sich ehrerbietig vor dem Greise, der ihn mit Wohlgefallen ansah.

„Ihr kennt den jungen Mann, Montmorenci?“ fragte neugierig und, wie es schien, seine frühere Härte bereuend, der König.

„Sehr gut,“ erwiederte Montmorenci. „Zweimal schon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber gestanden, bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in seine Hand — und sie war nicht unwerth, das Schwert des Connetables zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelsinn verdient auch am Feind Achtung und Ehre!“

„Wahrlich!“ rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen, der König, „wer so fremdes Verdienst ehrt — auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!“

Und zu Gui wendete er sich freundlicher:

„Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Monceaux.“

Gui verbeugte sich: „Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl!“ sagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Gui's Diener brachte Margarethens Pferd. Sie schwang sich leicht in den Sattel, lächelte Gui freundlich zu und sprach zum König:

„Gestattet es, mein königlicher Bruder! daß mein Retter an meiner Seite reite?“

„Das ist der Platz, den er verdient,“ antwortete der König, und winkte Gui, der alsbald sich in den Sattel seines Rappen

schwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margaretha einnahm.

Unter Hörnerklang begab sich die Gesellschaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrte. Gui durfte Margarethe nicht verlassen. Ununterbrochen wechselte sie wohlwollende Worte mit ihm, und es schien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grund ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte so wohlgefällig auf ihm, und sie suchte, so ungezwungen als möglich, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

„Ihr werdet doch einige Tage in Monceaux weilen?" fragte sie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

„Ihr macht, daß ich mit schwerem Herzen diese Frage verneinen muß," antwortete der Jüngling.

„Hat Eure Reise solche Eile, daß Ihr diesen Wunsch mir abschlagen müßtet?" fragte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Gui blickte in das schöne blaue Auge der Prinzessin, und es war ihm, als sei er in einen Zauberkreis von diesem Wesen gebannt.

Ein Seufzer hob seine Brust. — Ein glühendes Roth übergoß seine Wangen. Er fühlte, es koste ihn Ueberwindung — aber heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er lügen, um seinen Zweck zu erreichen.

„Vergebt, Prinzessin," sprach er, „daß ich, so wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen sein kann; die heiligste aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris."

„Dann muß mein Wunsch schweigen," sagte Margarethe. „Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?"

„Wollte Gott!" antwortete der Jüngling mit Wehmuth. „Solch ein glücklich Loos ist mir nicht gefallen. Ich stehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme!" —

„Sagt das nicht so allgemein!" flüsterte halblaut Margarethe. —

Da durchzuckte ein seltsames Gefühl den Jüngling, und sein Auge traf mit Feuer die Prinzessin, die das ihre niederschlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf. —

„Unsere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall unserer theuern Schwester ausgenommen,“ sagte der König — „und da sie der Ruhe bedarf, so kehren wir nach Monceaux zurück.“

Gui hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchbebte ihn bei dem Gedanken an Margarethens Worte, die ihr so unbewacht entfahren waren, daß sie selbst höchst verlegen seinen Anblick mied.

Man brach auf. Gui nahm ungeheißen die Stelle auf Margarethens linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufsteigen — und ein freundlicher Blick des schönen Auges lohnte reich. Kaum aber begriff er wenige Augenblicke später seine Kühnheit. Der Jüngling war ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte sich um einen Blick der Huld von der sonst so stolzen Schönheit beworben und vergeblich sich bestrebt, und dieser erhielt so sichtbare Beweise ihrer Huld, ohne daß er sich sonderlich darum zu bewerben schien, und war dazu ein Ketzer! und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmorenci widerfahren, die selten einem so jungen Manne wurde.

20.

Die sich schon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Monceaux über die Waldwipfel herüber, als sich die Jagdgesellschaft dem Schlosse näherte. Der Hörner froher Schall rief Katharina auf den Balcon. Fernher grüßte schon Margarethe und der König. Katharina ging ihnen bis zum Portal entgegen. Heiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

„Bald hättet Ihr mich lebendig nicht mehr geschaut,“ sprach sie lächelnd zur Mutter. „Denkt nur, mein Araber warf mich ab.“

Die Mutter forschte ängstlich, ob sie Schaden gelitten.

„Beruhigt Euch,“ — sagte sie zu Katharinen, „es fehlt mir nichts. Ein junger Edelmann wurde mein Retter!“

Sie rief nun laut: „Herr de Viole!“

Bescheiden trat Gui hervor.

„Seht, theure Mutter, hier meinen Retter, Ihr dankt ihm gewiß für das, was er an Eurem Kinde that!“

Ein freudiger Schrecken durchbebte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings aussprach. Das war ja der Vertraute Coligni's, der so unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell übersah ihr Scharfsinn die Vortheile, die ihr aus diesem Umstand erwachsen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot sie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Gui die Treppe hinaufsteigen und dort an ihrer Seite niedersitzen.

Margarethens Antlitz strahlte die Freude über diese Behandlung Gui's zurück, die ihr Herz empfand. Sie ahnte nicht die Arglist, die hinter dieser Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Gui Alles auf's Genaueste berichten. Unvermerkt kam sie auf den Zweck seiner Reise. Verlegen wiederholte Gui noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen gesagt. Katharinen entging diese Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Plessis-Mornai in der Picardie warb. Sie witterte bald den Zusammenhang, und ob sie gleich keine Gewißheit hatte, so war doch eine lebhafte Vermuthung in ihr rege, Gui müsse Briefschaften bei sich tragen, die für sie von Wichtigkeit seien.

Margarethe mußte den dringenden Bitten nachgeben und sich in ihre Gemächer zurückziehen, so ungern sie es that, da ihr Herz sie an die Nähe von Gui zu fesseln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Monceaux verlassen müsse, ja nicht zu frühe sich zu entfernen. Gui versprach's, und so begab sie sich hinweg, in dem Scheideblick allen Zauberreiz ihrer Freundlichkeit vereinigend. Lange indessen floh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Gui's Bild umschwebte sie, und es wand sich in alle süßen Bilder des Traums — als der Schlaf endlich sie besiegte.

Ehe man zur Abendtafel sich begab, zog sich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Gui im Gespräche mit dem Connetable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinbrachte.

Kaum war Katharina in ihrem Gemach angelangt, als sie ein geheimes Gefach aus einem Schranke herauszog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrautesten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu sich beschied, von der sie wußte, daß sie selbst ein Verbrechen zu begehen bereit sein würde, wenn es Katharina verlange.

„Ohne Zweifel wißt Ihr,“ redete sie die Eintretende an, „was sich mit Margarethe und dem jungen de Viole zutrug?“ —

Die Martignac bejahte.

„So wisset, daß dieser junge Mensch der Vertraute Coligni's ist, daß er geheime Papiere bei sich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vortheile sein wird. Mischt ihm das Pulver geschickt in seinen Wein. Es ist ein betäubendes, doch unschädliches Mittel. Er wird dann ungemein fest schlafen, und es wird dann leicht sein, ihm die Papiere zu entwenden.“

Die Martignac war willig zu diesem Bubenstück. Sie nahm das Pulver und entfernte sich schnell, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Gui fühlte sich bei weitem behaglicher in diesem Kreis, als er es sich gedacht hatte; denn nicht die entfernteste Andeutung über religiöse Gegenstände wie über die politischen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leichte Unterhaltung vergnügte Alle.

Seltsam aber war es Gui, daß er gegen das Ende der Tafel eine so unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina sah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchens.

Gui begab sich sogleich zur Ruhe, und kaum war er in seinem Gemach, als er auch so heftig vom Schlaf überfallen wurde, daß er sich, ohne sich auszukleiden, auf das Bett warf.

Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da öffnete sich leise eine geheime Tapetenthür, und ein Mann schlich vorsichtigen Trittes herein. Er nahte sich dem Bett. Noch war die Kerze im Brande, die Gui nicht einmal zu löschen vermocht. Der Mann untersuchte nun Alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entdeckte er eine mit einer Schnur am Halse befestigte seidene Tasche. Darin waren Schriften. Diese nahm er heraus, steckte unbeschriebenes Papier hinein, schloß sie und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er sich wieder eben so leise, und brachte Katharinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er sie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Bubenstück. Der Mensch entfernte sich, und sie setzte sich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Gesicht blässer. Fast stockte ihr Athem. Als sie die Schriften gelesen, warf sie sie wüthend auf den Tisch und schritt heftig auf und nieder. Bald aber legte sich ihre Wuth und Freude nahm ihre Stelle ein.

„So hätte ich also die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wolltet!" rief sie triumphirend. „Das wird Euch nicht gelingen!" — „Aber welche Schändlichkeit!" rief sie nach einer Weile wieder. —

Sie klingelte nun.

„Ruft mir Acevedo!" sprach sie zur Hofdame, „und sagt einem Herrn, er solle dem Könige melden, ich müsse ihn noch sprechen diese Nacht!"

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

„Ihr habt mir Wahrheit gesagt, Meister," sprach die Königin, „eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Hugenotten wollten uns heimlich hier aufheben."

Acevedo sah sie zweifelnd an. „Woher wißt Ihr das so sicher?" —

„Ist Euch denn das Ereigniß von heute so unbekannt? — Margarethe von Valois stürzte im Wald. Ein junger Edelmann

ritt nahe vorüber, sah das reiterlose Pferd und rettete sie. Und wer meint Ihr wohl, daß dieser sei?" —

„Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten!" sagte Acevedo.

„Der Vertraute Coligni's," fuhr eifrig und freudig die Königin fort — „Gui de Saint-Flour — der Sohn jenes verruchten Ketzers de Viole." —

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Acevedo. Er zitterte. Zum Glück fiel der Schatten des Schirmes von Katharinens Kerze auf ihn, und sie gewahrte es nicht und fuhr fort: „Mir ahnte, daß er im Auftrage Coligni's nach der Picardie ziehe, wo du Plessis-Mornai ist, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit sich führe. Die Martignac mischte einen Schlaftrunk in seinen Becher, und so wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit leeren Papieren verwechseln zu lassen. Denkt Euch nur, es sind eigenhändige Briefe Coligni's und Condé's, worin sie du Plessis von dem Plan unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu Allem zu zwingen, was sie wünschten!"

Acevedo faltete seine Hände und sagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Gui: „Es ist entsetzlich! Weiß es der König schon?"

„Nein," versetzte Katharina, „ich wollte mich erst mit Euch berathen."

„Meiner Meinung nach," entgegnete Acevedo, „ist nichts Klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Obersten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzukehren."

„Das wird aber," versetzte die Königin, „noch mehrere Tage erfordern." —

„Ihr sagt ja selbst, daß Saint-Flour in Euren Händen ist — er kann also auch unmöglich die Kunde zu du Plessis bringen — und es scheint mir, daß sie ohne diesen nichts unternehmen wollen."

„Gut," sprach Katharina zum Fenster tretend, „geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel ist hell und klar."

„Ihr habt mich darinnen eben gestört" — sagte Acevedo.

„Geht nur," versetzte sie, „Ihr sollt heute nicht wieder gestört werden."

Acevedo entfernte sich; aber er ging hinab in das Souterrain des Schlosses, wo er Gui's Diener bei einer Flasche Weines eingeschlummert fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

„Deinem Herrn droht große Gefahr," sprach er heimlich, „könntest Du Eure Pferde, ohne Aufsehen, etwa einige hundert Schritt vom Schlosse hinbringen und sie schnell zur Flucht bereiten?" —

Der Diener sah erschrocken den Astrologen an. „Das ließe sich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte sind trunken."

„Aber wie würdest Du sie ohne Geräusch herausbringen?"

„Dafür laßt mich sorgen," antwortete der Diener, „ich umwickle die Hufe, so geht es."

„So eile," befahl Acevedo, „in einer halben Stunde bringe ich Deinen Herrn."

„Wohin denn?" fragte der Diener.

Acevedo bestimmte den Ort und ging wieder unbemerkt hinauf in sein Gemach.

„Gabriele," sprach er da, „wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hugenottischer Jüngling ist im Schlosse, dem Todesgefahr droht. — Er muß gerettet sein. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden!"

„Wie heißt er?" fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen. —

„Gui Rabaud," erwiederte Acevedo, „er ist Coligni's Vertrauter!"

Gabriele wankte. Ein tödtlicher Schrecken ergriff sie.

„Was ist Dir?“ fragte innigst bewegt der Greis.

„Ach,“ stotterte sie, „es ist der Sohn — des Mannes, der einst meines Vaters Wohlthäter wurde; er selbst rettete uns einst von dem Tode!“

„Dann danke Gott, daß er Dir Gelegenheit gibt, zu vergelten!“ sagte Acevedo. „Doch laß uns eilen. Rüste die Blendlaterne — hülle Dich in einen Mantel und komm!“

Er selbst ergriff einen weiten Mantel für sich und ein Gebund Schlüssel, und so folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Gui's Gemach. Es war Alles in diesem Hintertheile des Schlosses todt und still, wie im Grab. Acevedo löschte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unausgekleidet in tiefem, bewußtlosem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm in's Antlitz. „Ja, er ist's!“ sprach sie leise, und betete dann: „Herr, laß es wohl gelingen!“

Acevedo rüttelte den Schlafenden leise, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

„Großer Gott!“ rief er dann halblaut, „der Schlaftrank ist stark. Wie wird das werden!“ — Doch besann er sich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf seine Schultern lud er ihn, und so schritt er vorsichtig mit seiner theuern Last dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes gingen sie durch die verschlungenen Wege des Gartens. Jenseit der Gartenpforte wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß stellte sich ihnen hier dar. Wie sollten sie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Acevedo versuchte auf's Neue, ihn zu wecken. Erst als er ihn mit kaltem Wasser besprengte — erwachte er. Gabriele hüllte sich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum die Laterne zu halten.

„Ihr seid in großer Gefahr," sprach jetzt eifrig Acevedo, „flieht, so schnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und sagt Coligni, der Plan, den Hof aufzuheben, sei verrathen! Wie das zuging, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, so schnell Ihr könnt. Trinkt dies, setzte er noch hinzu," indem er ihm eine kleine Phiole reichte, „es wird Euch munter erhalten."

Gui drückte dankbar seine Hand, schwang sich auf sein Roß, und bald waren sie im Walde verschwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlassen, als sie sich zu ihrem Sohne, dem Könige begab, der sie mit Sehnsucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Wuth, als er sie gelesen. Er schwur Tod und Verderben allen Ketzern. Katharina ließ diese Stimmung nicht vorübergehen, ohne sie gehörig auf den Punkt zu leiten, den sie mit Anjou besprochen. Doch hatte sie den Muth noch nicht, mit dem ganzen höllischen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge sich in Carls Brust, durch die allzu große Verworfenheit desselben, das Gegentheil erzeugen von dem, was sie wünschte.

Carl wollte Gui de Saint-Flour sogleich ergreifen und in Fesseln schlagen lassen. Er war um so ergrimmter gegen ihn, da er sich noch der Kühnheit erinnerte, welche Gui gegen ihn bewiesen.

„Dazu ist morgen noch eben wohl Zeit," sprach die Königin, „er liegt noch in halb bewußtlosem Schlafe, denn ich ließ ihm einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf diese Weise zu den Schriften."

„Er soll schrecklich bestraft werden!" rief Carl.

„Laßt uns von Anderm reden, mein Sohn," nahm Katharina das Wort: „Was denkst Du von unserer Abreise?" —

„Je eher, je sicherer und besser,“ meinte der König.

Katharina entwickelte ihm Acevedo's Plan, den sie natürlich als die Frucht eignen Denkens darstellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und unzeitige Milde gegen die Ketzer gesprochen. Katharina schien leise auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieser milden Gesinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopital's eigene religiöse Denkart ließ sie einigen Zweifel blicken. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde stimmte, und schon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Hugenotten abgeleitet, als daß nicht diese Andeutungen in seinem so leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen sollen; jedoch ließ er sich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber sie sandte diese Nacht noch Eilboten an Pfyffer.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Gui's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem Könige, von Außen sorgfältig verschließen lassen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharina wurde der unerwartete Vorfall sogleich gemeldet. Sie erschrack heftig und eilte selbst, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war außer sich, und gab seiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchsucht. Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Reitknechte wurde vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Gui's Rosse hatten entkommen können. Von ihrem Rausche, der Folge eines Bacchanal's, schwiegen sie weislich.

Katharinens stiller Verdacht fiel auf Acevedo; allein sie wagte nicht, ihn laut werden zu lassen. Sie brauchte den Astrologen zu nothwendig, darum mochte sie auch nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn laden. Sie wollte ihn prüfen, und ließ ihn zu sich bescheiden.

Acevedo erschien.

Sie suchte fein und listig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenste Ruhe zeigte er, und sein Auge blickte so frei, so sicher auf sie, daß sie den gehegten Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach seinen Beobachtungen in letzer Nacht.

„Sie waren sehr begünstigt durch den klaren Himmel,“ versetzte der Meister.

„Was wisset Ihr mir davon zu sagen?“ fragte sie.

„Ihr werdet glücklich Paris erreichen“ — versetzte er, „aber was ich Euch gestern gesagt, schrecklicher noch bot es sich mir von Neuem dar.“

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und so verließ er sie.

Auf Niemanden wirkte Gui's Flucht schmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen, und ihre Seele nahm sein Bild ein. Das gestand sie sich selbst — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Gui — und nun wurde ihr die seltsame, sie erschütternde Kunde. Eine Thräne zerdrückte sie im Auge, als sie seine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch bleich. — Doch ihr Leichtsinn vergaß bald das schöne Bild wieder, sich anderen flüchtigen Eindrücken öffnend.

21.

Es lag eine finstere Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfiff kalt über die Felder und in Massen stürzte der Regen herab. In dem Schlosse des Admirals Coligni war ein reges Leben. Die hohen Fenster des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhellt, und man sah von Außen sich viele Gestalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten

waren darin bei Coligni, denn immer näher kam der Plan des Feldzugs zur Reife.

Da trabten in diesem entsetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schlosses, und bald wurde Coligni gemeldet, Gui de Saint-Flour wünsche ihn zu sprechen.

„Da ist ein Unglück vorgefallen!“ rief Coligni, und eilte ihm entgegen und führte den durchnäßten Jüngling in sein Gemach. Hier erst betrachtete Coligni das bleiche Gesicht, das vor ihm stand, und die fast gebeugte Gestalt, die sonst so stolz aufgerichtet dazustehen pflegte.

„Was ist Euch begegnet?“ fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral. „Ihr seht sehr bleich. — Ihr waret unmöglich bei Plessis noch?“ —

„Ich war in Monceaux!“ erwiederte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

„In Monceaux — Ihr?“ fragte mit neuem Erschrecken der Admiral. „Und die Papiere?“ —

„Hört mich ruhig an, gnädiger Herr,“ sprach Gui — „dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erschießen.“ —

Coligni faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm in's Auge. — „Junger Mensch!“ rief er aus, „seid Ihr wahnsinnig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entsetzliches.“

Gui erzählte seine Begebenheiten bei Monceaux — im Schlosse selbst; erzählte von dem Schlaftrunke, von seiner Rettung durch Acevedo, der sicher genauer über die Sache unterrichtet sein müsse, und nun sprach er die schändliche Verletzung des Gastrechts an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Gui rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zornes bei Coligni, auf ein hartes Urtheil, wenigstens auf Entziehung seines Vertrauens, seiner Achtung. —

Coligni stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm.

„Ich bin schuldig,“ sprach er zu ihm — „richtet mich, auch

die härteste Strafe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht!“ —

Coligni lächelte wohlwollend. „Nun, mein Sohn,“ sprach er endlich ruhig, „nicht Du trägst allein die Schuld. — Zwar Du hättest genauer Dich erkundigen sollen — allein wer ahnte solche Verworfenheit? Du thatest, was Du Dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun schuldig warst, und mich freut die Ehre, die Dir Montmorenci erwies — sie hebt Dich hoch empor. Es sollte so sein,“ fuhr er fort. „Es war der Wille des Himmels. Nimm hier meine Hand zur Versicherung, daß Du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßest.“

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und drückte sie an seine Lippen, und eine heiße Thräne träufelte darauf herab. Reden konnte Gui nicht, sein Herz war viel zu sehr ergriffen.

„Jetzt kleidet Euch um,“ sprach der Admiral, dann tretet heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu sehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken sehen.“

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Monceaux mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieses Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheil wünschte Jeder aus seinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter sie, und als er die allgemeine Theilnahme sah, da wurde sein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eilten, trotz der schrecklichen Nacht, einige der jüngeren Herren von dannen, um die Verhaltungsbefehle zu überbringen, und einer begab sich nach Vallery zu Condé, ihn vom Hergang in Kenntniß zu setzen.

Frankreich hatte seit dem letzten Vertrag einen Anschein von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorglosen über dem brennenden Vulkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen

Plane, den Hof in Monceaux aufzuheben, unter den Protestanten bekannt, als auch mit einem Mal alle Heerstraßen Frankreichs von Bewaffneten wimmelten. Es waren Edelleute mit ihren Dienern und Vasallen, die nach Vallery und Chatillon eilten, die Macht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm diese Kunde und erschrack. Er verließ schnell Monceaux und eilte nach Meaux. So sehr sich auch der edle l'Hopital dem Plane widersetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu lassen, um nicht zuerst die Fackel des Krieges zu schwingen, so geschah es doch, und sie erschienen Abends nach einem angestrengten Marsch am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten sich habe in der Nähe blicken lassen. Bald bestätigte sich diese Botschaft als Wahrheit. Condé erschien bald mit seiner Reiterei, und schien zum Angriff des Hofes bereit, der sich in der Mitte der Schweizer befand, die ein Viereck geschlossen hatten und sich so langsam fortbewegten.

Kaum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und sich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich schien. Condé's Reiterei theilte sich in drei Haufen, deren einen er selbst, den andern der Herr von Andelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Larochefoucault befehligte. Sie schwärmten unaufhörlich um den Zug herum, eine günstige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmützel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

König Carl war in unaussprechlichem Grimm. Er wollte sich durchaus nicht abhalten lassen, die Ketzer anzugreifen, und die Königin-Mutter und Montmorenci mußten Alles aufbieten, ihn zu besänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Zuges sehr gehemmt worden.

Man bestürmte den König mit Bitten, unter dem Schutze der

Nacht den Schweizern voraus nach Paris zu eilen, weil er so sicherer dort eintreffen würde.

Hier fand man in Carls Ehrgeiz ein heftiges Hinderniß. „Es ist Flucht," sprach er, „feige Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!"

Alle aber bestürmten ihn mit ihren Bitten, stellten die Gefahr ihm riesengroß dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit in's Licht setzte, sich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours selbst bat, sich ihm anzuvertrauen, gab Carl nach, und so ging der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schweizern ab, denen die Hugenotten, je näher sie Paris kamen, desto mehr zusetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Paris.

Unerwartet schnell standen die Hugenotten vor Paris. Muthig und kühn, wie immer, benahmen sie sich auch hier. Mit großer Umsicht schloß Condé Paris ein. Ihre Absichten gingen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schlaue, nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um so weniger, da die Vorschläge der Protestanten überspannt, und ihre Beschwerden in beleidigenden Ausdrücken abgefaßt waren — wenigstens nach den Ansichten des Hofes. — Der König sandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Hugenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungsfalle ihnen die härtesten Strafen drohen sollte. Sie antworteten muthig und fest, und machten ihre alte Forderung auf's Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zaudernde Connetable Montmorenci rückte Condé bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Heer der Hugenotten sehr im Nachtheile stand gegen das königliche, da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Geschützes ermangelte, so stellte es sich doch muthig entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl sie den Hugenotten den Sieg nicht,

doch aber einen Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit brachte. Sie war die letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die sie einst fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbittertste Feind des Protestantismus, sah sich am Ziele seiner Wünsche — Katharina erhob ihn zum Generalstatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Cossé's, Aumale's und Tavannes' Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrichs Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, seinen Muth an den Protestanten kühlen zu können.

Das Heer dieser war durch Johann Casimir's von der Pfalz Hülfsvölker jetzt bedeutend angewachsen. Von Lothringens Grenzen, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denys zurückgezogen hatten, rückten sie in Frankreich ein und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man sah sie schon im Geiste vor den Thoren der Hauptstadt. Zu ihrem alten Hülfsmittel, das sich so oft bewährte, nahm Katharina auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frieden führten; diesen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden," weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Coligni war sehr mißvergnügt mit diesem unreifen, unzeitigen Frieden. Er zog sich nach Chatillon zurück und mit ihm Gui de Saint-Flour, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen treu, wie sein Schatten, begleitet hatte.

Was Coligni befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensschlüssen, auch mit diesem nicht Ernst. Kaum war das hugenottische Heer auseinander gegangen, als auch schon wieder die gräßlichsten Verfolgungen über die Protestanten ergingen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verschiedenen Orten an zwei tausend der friedlichsten Protestanten auf's Grausamste durch Feuer

und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es, duldete es, freute sich und schwieg. Auf's Tiefste empörte dies Verfahren Coligni. Er sah seine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit. Bald aber sollte Condé selbst Erfahrungen machen, die ihn selbst zur Reue führten.

22.

Es war am 18. März 1568, als in aller Frühe der Admiral Coligni mit seiner Familie die Reise nach Noyers antrat, dem Prinzen Condé daselbst einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Gui de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligni versah, war diesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helden — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlassen — gab sich der Jüngling ernsten Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Monceaux en Brie schienen ihm schnell vorübergehende Traumbilder gewesen zu sein — und wirklich hatten sie durch die Schnelle und das seltsame Zusammentreffen der Ereignisse, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem ersten Zusammentreffen bei Coligni noch erinnerlichen, ihn damals schon so unbegreiflich anziehenden, in seinem Wesen so seltsamen Astrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er sich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblitzen einer Neigung zu der schönen Margaretha von Valois. Ihm erschien es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte sich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in sich selbst zerfallen, und eine tiefgefühlte Scham drückte ihn nieder. Gabrielens Bild trat in seiner himmlischen Reinheit und Unschuld wieder vor seine Seele, und er bat es um Vergebung ob der augenblicklichen Verirrung. — Doch — wo war sie? Lebte sie noch, und wie und wo? Ach, er hatte ja nichts gethan für sie, nichts, sie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er sich. Er

ertrug diesen Seelenzustand nicht. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo seine Zuflucht nehmen, und vereint mit dem Greise, der so wohlwollend ihm schon einigemal nahe getreten — mit Hülfe seiner Kunst die Geliebte aufsuchen, ehe denn wieder auf's Neue des Krieges Fackel loderte, wie der Admiral glaubte. Was diesen Gedanken in ihm noch mehr bestärkte, war die gewisse Kunde, daß Adelma's Horde in der Nähe sei. Die Alte wollte er aufsuchen, und mit Hülfe derselben unentdeckt nach Paris kommen, da er es öffentlich nicht durfte; denn der Admiral wußte aus sicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm gesagt.

Gui setzte sich schnell und schrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar sein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gekonnt haben. Er bat ihn dringend, ja nicht seine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzusehen, da vielmehr erst das Alleinsein und das stille Nachdenken über sich selbst ihn an seine Pflicht gemahnt und die Sehnsucht seines Herzens auf's Lebhafteste geweckt habe, der er nicht länger widerstehen könne. Zuletzt sprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebniß der Politik des Hofes erfahren zu können, und versprach in der kürzesten Zeitfrist zurückzukehren.

Ein Eilbote brachte dem Admiral diese Zeilen, und Gui, im Voraus von der Gewährung seiner Bitte überzeugt, befahl seinem Diener, sein Roß zu satteln. Noch war es nicht Mittag, als Gui schon, den Weg von Chatillon nach Paris einschlagend, mit Windeseile dahin flog. Die Stimme seines Herzens sprach jetzt so stark, so lebhaft, daß die Schnelle, womit sein Roß dahin eilte, ihm zu langsam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Adelma's vermuthete, fragte er jeden Vorübergehenden nach ihr. Endlich wies man ihm einen weithin sich ausdehnenden Wald —

als den momentanen Wohnort des wandernden Völkchens, und dahin richtete er seinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihm schon ein baumstarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig seine Flinte spannte.

„Wo ist Adelma, Eure Aeltermutter?“ fragte er ihn heftig.

„Kennt Ihr die?“ fragte mißtrauisch darauf dieser. „Was wollt Ihr bei ihr?“ —

„Schweig!“ donnerte ihm der Jüngling zu. — „Wo ist sie?“

Der Zigeuner setzte erschrocken das Gewehr zum Fuß und sagte kleinlaut: „Wendet Euch dorthin und reitet in stets gerader Richtung fort, so könnt Ihr nicht fehlen.“

Ohne sich nach ihm umzusehen, warf Gui sein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewiesen.

Wirklich sah er nach kurzer Frist einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und sein scharfes Auge erkannte sogleich die alte Adelma, wie sie auf einem Polster saß mitten im Kreise jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten Alle den schmucken Reiter an. Adelma erkannte ihn und streckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

„Hast Du Dich verirrt, oder suchst Du endlich einmal die Menschen auf, die es wohl mit Dir meinen?“ rief sie ihm entgegen.

„Ich suche Euch!“ antwortete Gui.

„Dann sei mir dreimal gesegnet!“ rief sie, und eine ungetrübte Heiterkeit flog über die schroffen Züge ihres abschreckenden Gesichtes.

„Was suchst Du denn bei mir, mein Sohn?“ fragte sie zutraulich.

Gui blickte im Kreise der sie noch gaffend umstehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelma verstand ihn.

„Geht Kinder,“ sagte sie, „laßt mich mit ihm allein.“

Gehorsam zogen sie sich zurück. Gui band sein Pferd an und setzte sich dann zu der freundlichen Alten.

„Du hast mir einen sauern Gang erspart,“ hob sie an, „und ich danke es Dir; denn zwischen heute und dem Vollmonde, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich Dich in Chatillon sprechen.“

„Wußtet Ihr denn, daß ich dort war?“ fragte er erstaunt.

„Mein Auge begleitet Dich allerwegen mit treuer Sorgfalt — Du entgehst ihm nicht. Nur einmal kam ich zu spät, Dich zu warnen — Du warst schon in Monceaux en Brie — schon im Garn einer Schlange und — einer Buhlerin.“ —

„Einer Buhlerin?“ fragte Gui mit Staunen. „Wen nennt Ihr so?“

„Margarethen von Valois, die stolze Schönheit, die so leicht besiegbar ist, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie ging es Dir in Monceaux, und wie entkamst Du der Gefahr?“

„Kanntet Ihr sie?“

„Ich wußte, warum Du nach der Picardie gingst — ich vermuthete es wenigstens, und ahnete, wie man mit Dir dort handeln würde. Du warst glücklich bei Margarethen — man sagte, Du habest ihr gefallen.“

„Schweigt!“ sagte ernst Gui, in dessen Innerm wieder ein bitteres Gefühl erregt wurde. Sie sah ihn seltsam an. —

„Nun, so sage mir doch, wie Du dort entkamst?“

„Wie aus Rouen — dieselbe Hand rettete mich!“

„Dieselbe?“ fragte Adelma und versank in Nachdenken. „Dieser Mann“ — — fuhr sie dann langsam fort — „trügt mich mein Gefühl nicht — steht Dir sehr nahe, Gui. Ich sah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geschickt weiß er meinem Blick auszuweichen.“

„Er ist ein edler Mensch, Adelma!“ versetzte Gui, „sei er, wer er wolle. Laßt uns abbrechen und sagt mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.“

„Was willst Du dort?“ — fragte sie.

Gui wurde verwirrt. — „Mich zieht ein geheimes Geschäft dorthin,“ sagte er.

„Das Herz? Gui! Sei offen, mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, Du bist zu edel, zu gut.“ —

„Nennt mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Euch verlasse!“ rief er heftig.

„Gottlob dann!“ sagte sie. „Aber was denn sonst? Die Gefahr ist groß für Dich. Carl wüthete, als Du entflohen. Adelma kann Dich nach Paris führen, aber — ob sie Dir heraushelfen kann, das weiß sie nicht.“

„Dafür laßt mich sorgen, ich muß.“ —

„Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht Dich nach Noyers oder Chatillon triebe?“ —

„Es gibt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht!“ —

„Lies diesen Brief erst, Gui de Viole,“ sprach Adelma, ihm ein erbrochenes Schreiben reichend — „und dann sage mir, was die Pflicht Dir gebeut!“

Hastig ergriff es Gui.

Er las:

„Die Jagd ist bereit; der Hirsch im Netze. Coligni geht dieser Tage nach Noyers zu Condé; dort nehme ich sie Beide gefangen. Tavannes.“

Gui erbleichte. Es waren Tavannes', des Statthalters von Burgund, Schriftzüge unverkennbar. Der Brief war an einen seiner Freunde in Paris gerichtet.

„Wie kommt Ihr zu den Zeilen?“ fragte er.

„Gehst Du noch nach Paris?“ fragte lächelnd Adelma.

„Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht!“ rief Gui — „antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe?“ —

„Einer von der Horde, ein wilder Bursch,“ erzählte Adelma, „strich umher. Da sah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach dessen Geldbeutel es ihn gelüstete. Er hielt ihn an.

Der Bursche scherzte nicht und schoß nach ihm. Das reizte den Grimm des wilden Sohnes der Wüste, und er legte ihn in's Gras. Auf seinem Leibe trug er diese Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an Deinen Glaubensbrüdern nehme. In Deine Hände mußte er kommen, das sah ich, und ich war entschlossen, ihn Dir selbst zu bringen — da kamst Du!"

„Dank Euch!" rief er aus. „Jetzt muß ich eilen, ehe es zu spät ist! O, mein Gott!" rief er schmerzlich in halber Selbstvergessenheit aus, „warum kann ich denn nie meinen heißen Wunsch befriedigen und ihre Spur aufsuchen!"

Adelma blickte ihn forschend an.

„Warst Du denn so sicher, sie zu finden?" fragte sie.

„Wen?" — forschte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Antlitz.

„Gabrielen d'Arbeque," sagte Adelma.

„Weib," rief Gui — „kennst Du der Herzen Tiefe?" —

„Das Deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß Du treu bist der ersten Liebe Deiner Jugend. Bleibe Du treu — vielleicht ist's der Wille des Himmels, daß Du sie wieder siehst. Ich will nach ihr forschen, und glaube Du mir, Du hast es einem treuen Herzen vertraut, was das Deine bewegt. Findet sie Adelma nicht, so suchst Du vergebens. Nun gehe mit Gott, Du mußt eilen!"

Gui schwang sich auf sein Roß und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenseit des Waldes nahm er die Richtung von Noyers. Das angestrengte Reiten ermattete sein Roß, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gastlich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Noyers. Der Mond ging indessen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Gui hervor und trat die Reise wieder an. Er mußte

jetzt aber seine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange schon Mitternacht vorüber. Der Mond schien hell und klar. Gui ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu seiner größten Freude nahe vor sich die Thürme von Noyers. Bald erreichte er es. Im Schlosse Condé's lag Alles in des Schlafes Fesseln — aber Condé war nicht sorglos wie Coligni zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, sobald er sich dem Schlosse näherte. Gui gab sich zu erkennen. Bald wurde er eingelassen, und den Wächtern sein müdes Roß übergebend, eilte er in das Schloß und ließ sogleich Coligni und Condé wecken. Die Noth drang auf Eile. Er ließ sich im Saal auf einen Sessel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geschickes, das ihn zum Retter Coligni's bestimmte aus dieser großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schicksale, und legte die heißen Wünsche seines Herzens in seine Vaterhand demüthig und vertrauensvoll, und das süße Bewußtsein, der Pflicht des Herzens Wünsche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligni herein. Er staunte den Jüngling an.

„Viole," sprach er dann ernst, „Ihr seid mir ein Räthsel geworden, das ich nicht lösen kann. Heute früh schreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt seh' ich Euch in Noyers?"

„Vergebt mir, gnädigster Herr!" rief der Jüngling. „Ich folgte nur der unbezwinglichen Sehnsucht meines Herzens, und es war —"

„Darüber table ich Euch nicht. Ich war jung, Viole, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tadeln, daß Ihr so unbeständig in Euren Entschlüssen seid."

„Es war Euer und des Prinzen und der Eurigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Leset dies und urtheilt dann."

Condé fand sich nun auch ein.

„Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unsere Ruhe stört, Hauptmann Viole," sagte er halb mürrisch. „Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten gesucht, als in Noyers!" setzte er jedoch, in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet gelesen und Tavannes' Handschrift sogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

„Wenn wir nicht eilen, so sind wir verloren!"

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte seine Wangen.

„Wo habt Ihr das Blatt her?" rief er Gui zu.

Dieser erzählte nun, wie er dazu gekommen sei, und jeder Zweifel schwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher sie sich befanden, denn sie waren in diesem Augenblicke nicht gerüstet zu einer Flucht.

Coligni allein behauptete die ihm eigene Ruhe und Festigkeit.

„Laßt uns die Unserigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen suchen, das ist das einzige Mittel."

Er gab Gui, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, so schnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schlosse, da Einer gegen den Andern rannte, und Alle den Kopf verloren hatten, indem sie sich die Gefahr so nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen könnte. Gui war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Ganze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reisefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreise bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Noyers. Gui war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, sorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langsam konnte sich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorsicht angewendet werden, um nicht Aufsehen zu erregen und dadurch in Tavannes' Hände zu

gerathen. Condé hatte eine Klageschrift über das treulose Benehmen des Hofes an den König eiligst noch von Noyers abgesendet, worin er zu verstehen gab, daß es ihm lieb sei, des Königs Antwort in Noyers zu erhalten. Dies täuschte Katharina. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte schon, Condé, Coligni und die Königin von Navarra, die Montluc gefangen nehmen sollte, in ihrer Gewalt zu haben.

Condé und Coligni erreichten indessen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearn anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachstellungen Montluc's entging.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, so gänzlich sich in ihren Erwartungen getäuscht zu sehen. Sie ahnte Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte sie nicht, auf wen sie ihren Verdacht werfen sollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte sein Benehmen, und jene sie so fürchterlich erschüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Gui de Viole's an's Wunderbare grenzende Flucht aus dem Palaste bestärkte ihren Verdacht auf's Neue. Doch der Astrolog hatte in ihrem finstern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte schon so oft ihr Beweise von Treue und unparteiischer Ergebenheit gegeben, daß sie nicht leichthin sich eines so wichtigen Mannes berauben, sondern erst prüfen und beobachten, dann aber um so entschiedener handeln wollte, wenn ihr Verdacht sich irgend rechtfertigen würde. Sie bestellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Außer ihm zog der edle, biedere, vorurtheillose Kanzler l'Hopital ihren Verdacht auf sich, der um so schwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite stand.

Diese Treulosigkeit des Hofes weckte auf's Neue die Protestanten. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkriegs, und unmenschliche Grausamkeiten wurden verübt von beiden Seiten; besonders zeichneten sich aber Ludwig von Bourbon, Herzog

von Montpensier, Tavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Protestanten aus.

In einer Berathung bei dem Könige kam dies zur Sprache. l'Hopital sprach mit edler Entrüstung über solch schändliches Verfahren. Da konnte sich Katharina nicht halten.

„Ist es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler!“ rief sie in heftigem Zorne diesem zu, „was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wisset Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Ist Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsband aus Mönchsohren, das Briquemont trägt?“

l'Hopital hörte ruhig zu.

„Eure Majestät,“ sagte er dann, „vergessen, daß fortgesetzte Unterdrückung und Grausamkeit auch den Sanftmüthigsten wild machen kann!“

Katharina wollte aufbrausend antworten. Carl bat sie, ruhig zu bleiben.

„Gebt Eure Siegel ab“ — sprach er zu l'Hopital, „Ihr seid Eurer Würde enthoben.“

l'Hopital verbeugte sich. „Gott gebe Eurer Majestät einen treuern Diener,“ sprach er und ging dann stolz hinweg, mit dem Bewußtsein eines reinen Herzens. Morvilliers, der schmiegsame fanatische Bischof von Orleans, nahm seine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, dessen Rechtlichkeit bisher durch die Achtung, die sie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geübt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Arglist gewesen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft den Louvre verlasse und in Paris verweile, doch könne man nicht entdecken, wo er sich hinbegebe, da er mit außerordentlicher List die verworrensten Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum

bald darauf das Gespräch auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Acevedo, zu viel vertrauend auf seine Macht über der Königin Gemüth, sprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müsse wenigstens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimnisse haben, und auch sein Loos war geworfen.

23.

Adelma war eingedenk des Versprechens, das sie Gui gegeben. Dieses und eine auch ihr besonders wichtige Angelegenheit zog sie nach Paris. Nur einmal und zwar schnell vorübergehend sah sie einst Acevedo.

Ihr schien der Mann bekannt — sie sah ihn genauer an, und sie fand Züge, die dem Parlamentsrath de Viole glichen, den sie einst mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber zu schnell verschwand der Astrolog, als daß sie hätte ihre Vermuthung vergewissern können. Seitdem verfolgte sie der Gedanke, daß Viole noch lebe, daß Acevedo es sei. Die Theilnahme an Gui, seine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewisser, glaublicher. Sie ging oft nach Paris, sie wußte sich selbst Eingang in den Louvre zu verschaffen; aber Acevedo hatte sie erkannt und entzog sich ihrem Anblicke, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb sie dies nach Paris noch mehr, als die Nachforschungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erschienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo sie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Lasters und der Verworfenheit — allein sicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerrissenheit und gesetzloser Willkür blind geworden.

Auf ihren Stab gestützt, stand sie im Hofe des Louvre, überlegend, wie sie am sichersten ihre Absicht erreichen möchte.

Unterdessen ereignete sich in Acevedo's Gemach etwas Unerwartetes. — Schon längst hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo stets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunsch gehegt, sie zu besitzen. Acevedo durchschaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine schwer zu lösende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an du Plessis' Freunden Freunde, aber ihnen durfte er sie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einst ein Mensch, der ihm bekannt schien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen seiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finstere Wohnung trat. Es war die seine. Acevedo's Ankunft erschreckte den armen Mann. Als er aber sich ihm zu erkennen gab, wäre er fast vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude konnte es für die treue Seele nicht geben, als seinen alten, geliebten Herrn wieder zu sehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß sicher. Mit ihm sprach er wegen Gabrielen. Gerne verstand sich der treue Alte dazu, sie verborgen zu halten, bis Viole sie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und schilderte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angst ergriff die Jungfrau. Sie bat unter Thränen, je eher je lieber sie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

„Laß nur den Abend kommen,“ sagte Acevedo, „dann führe ich Dich unbemerkt dorthin;“ allein kaum daß dies Wort über seine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angst öffnete Acevedo, und seine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquiou, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

„Ihr seid mein Gefangener im Namen der Königin,“ sprach er barsch zu dem Astrologen; „folget mir!“

Montesquiou's Blicke ruhten lüstern und durchbohrend auf Gabrielens schöner Gestalt. Sie erbleichte, wankte und sank ohnmächtig in einen Stuhl.

„Ich folge Euch, Herr Ritter,“ sagte gefaßt Acevedo, „nur gestattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, dessen Zustand Ihr seht.“

„Das ist eine Ohnmacht, wie sie Knaben sonst nicht eigen ist,“ erwiederte Montesquiou. „Er ist stark und wird schon zu sich kommen. Da er unschuldig ist, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen,“ setzte er mit einem Satyrlächeln hinzu. „Gebt mir den Schlüssel Eurer Thüre, damit ich sie verschließe — es möchte dem Knaben sonst vielleicht gar eine Gefahr drohen!“

Acevedo sah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüssel und sagte: „Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter.“

„Das dürft Ihr,“ antwortete der Malthefer, und jenes satanische Lächeln schwebte wieder um seinen Mund.

Er schloß sorgfältig die Thür ab und steckte den Schlüssel zu sich.

„Herr Ritter,“ hob Acevedo an, „eine Bitte gewähret mir, führt mich zur Königin!“

„Das kann nicht sein,“ herrschte ihm der Malthefer zu und führte ihn nun schnell über die Gänge aus dem Palaste.

Adelma stand draußen und erblickte nun plötzlich den Gefangenen. Sie erschrack. „Ja, es ist Viole!“ rief sie in sich hinein.

Auch Acevedo sah und erkannte sie. Eine dunkle Ahnung, als könne sie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte sich seines Gemüths. Er zog schnell den Trauring seiner verstorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und sagte zu ihr gewendet:

„Liebe Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an!“

Montesquiou blickte auf die Alte und schlug eine laute Hohnlache auf. „Da habt Ihr Euch einen wackern Vormund bestellt, Meister!“ rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem Blick Adelma's entzogen.

Diese stand bebend noch auf derselben Stelle. Sie hatte den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn sie erkannte ihn.

„O,“ rief sie freudig aus, „er hat noch Vertrauen zu mir! — Ach,“ setzte sie hinzu, „hättest Du früher einmal „liebe Adelma“ gesagt, der Himmel wäre in diese Brust eingezogen, und das arme Herz hätte doch eine schöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte sie so sehr ergriffen, daß sie nicht im Stande war, von der Stelle zu gehen. Sie dachte ihm nach. Gabriel? fragte sie sich. Gui war doch sein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet haben? — Diese Worte Viole's waren ihr unerklärlich. So viel aber sah sie ein, sie müßte noch hier weilen. Sie setzte sich auf die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken, wodurch sie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand sich eingeschlossen. Ihr erschien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau mit Anjou's verworfenen Plänen zusammenzuhängen. Ein tödtlicher Schrecken bemeisterte sich ihrer. Was sollte sie thun? — Hier konnte, hier durfte sie nicht bleiben, mochte auch ihr Schicksal sein, welches es wollte — schlimmer als das, welches hier ihrer wartete, konnte ja keines sein. — Sie erinnerte sich, daß Acevedo allerlei Schlüssel besaß. Sie suchte sie hervor. Sie lagen unter Papieren. Diese Papiere könnten ihm schaden, dachte sie in diesem Augenblicke. Sie warf sie in die Flammen des Kamins — dann versuchte sie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unaussprechlichen Freude. Schnell steckte sie das wenige Geld, was sie in Acevedo's Habseligkeiten fand, zu sich, warf sich auf ihre Kniee und betete inbrünstig für ihn und für sich, und eilte dann, in einen

Mantel gehüllt, aus dem Louvre, völlig ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hörte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erst vor dem Hofe, wo sie stille stand, einen Augenblick zu überlegen, wohin sie ihre Richtung nehmen sollte, gelang es Adelma, den flüchtigen Knaben zu erreichen.

„Heißt Du Gabriel?" fragte sie zutraulich — „dann habe ich einen Auftrag von Acevedo, oder besser von de Viole an Dich."

Gabriele erschrack. Sie sah die Alte und wollte ihr entfliehen — da seit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner schon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff sie jedoch.

„Kind, fliehe nicht, ich bitte Dich!" sagte sie. „Siehe hier Acevedo's Ring, er ist das Zeichen, daß Du mir vertrauen darfst."

Gabriele erkannte den Ring, und sie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht löge.

Als sie ihr aber in das abschreckende Gesicht blickte und die krächzende Stimme mit ihrem widerlichen Ton an ihr Ohr schlug, da erbebte die vielfach Geängstigte wieder.

Adelma betrachtete den Knaben, die feine, schöne Gestalt, und sie begann an dem Geschlechte desselben zu zweifeln. „Vertraue Dich mir an, mein Kind," sagte sie so herzlich, als sie nur konnte. „Du bist verlassen hier, und was wolltest Du ohne Hülfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Viole kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — sage, wohin ich Dich bringen soll!" —

„Wo ist Viole?" fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr seine Gefangennehmung erst jetzt zum klaren Bewußtsein käme.

„Das kann ich Dir nicht sagen," versetzte Adelma, „da ich auf Dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren."

Sie ergriff nun Gabrielens zarte Hand und zog sie mit sich fort bis zu einem Durchgange, wie sie sich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Adelma keuchend stehen. Es war dunkel geworden. Gabrielens Gemüth, so furchtbar erschüttert durch die Ereignisse dieses Tages, schloß sich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

„Kind," fragte diese, „hast Du Jemanden in Paris, zu dem ich Dich bringen könnte?"

„Ach!" rief angstvoll Gabriele, „ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab ist."

„Deines Vaters Grab?" fragte Adelma gespannt. „Viole nannte sich Dein Vater."

„O, das ist er auch der Waise geworden, die ohne ihn verloren war."

„Wo ist denn Deine Heimath?" fragte wieder die Alte.

„In der Dauphiné," antwortete Gabriele.

Ohne daß sie sich eines Vermuthunggrundes bewußt gewesen wäre, sprach die Alte: „Vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, Du bist Gabriele d'Arbeque?"

„Kennst Du mich?" fragte ängstlich Gabriele, die kaum ihrer Besinnung mächtig war.

„O, ich kenne Dich, Mädchen," sagte darauf freudig Adelma, „und weisest Du nicht kalt und stolz ein treues Herz zurück, so sollst Du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die Dir in dieser drangsalvollen Lage Alles leistet, was in ihren Kräften steht."

Gabriele drückte dankbar ihre Hand. Allmälig vertraute sie der Alten. Je ruhiger sie zu werden begann, desto mehr erkannte sie das Hülf- und Trostlose ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, sich der ehrlich scheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Adelma ausgeruht, setzten sie ihren Weg fort und erreichten spät eine elende, schmutzige Hütte in einem finstern Gäßchen. Von einem wild aussehenden Menschen wurden sie freundlich

aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und sank bald auf einem harten Lager, über welches sie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als sie am Morgen erwachte, saß Adelma an ihrem Bett.

Freundlich grüßte sie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

„Wir wissen jetzt schon so viel, als vorerst möglich, über Viole," hob sie an; „er ist in eins der minder harten Gefängnisse gebracht worden, und wir können für's erste ruhig sein."

Diese Nachricht erleuchtete Gabrielens Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Trostlosigkeit verlor.

„Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen!" sagte sie zu Adelma.

„Da kannst Du hinkommen, Gabriele," antwortete ihr Adelma. „Nur darfst Du unser wildes, unstetes Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unserer Horde dahin."

Gabriele legte die Hand an die Stirn und sann nach.

„Dein Namen und Dein Geschlecht muß ein Geheimniß, und Du selbst stets in meiner Nähe bleiben, dann bist Du gerettet," setzte Adelma hinzu.

„Es sei," sagte sie endlich mit Festigkeit. „So sehr ich es wünschte, hier zu bleiben, um bei Viole zu sein, ich sehe es ein, daß es unmöglich ist."

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Horde. Bald darauf brach diese nach der Dauphiné auf, wo damals d'Acier mit Tavannes und anderen Häuptlingen der Katholiken sich herumschlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Gesetzlosigkeit waltete, war dieses Volkes Erntefeld.

24.

Die Festung la Rochelle besaß und genoß das für die damaligen Zeitumstände unschätzbare Vorrecht, keine königliche Besatzung ohne den Willen der Bürgerschaft einnehmen zu müssen. Condé und Coligni waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangsal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem fünfzehnjährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der dreizehnjährigen Katharina, unter Bedeckung von dreitausend treuen Bearnern, war daselbst eingezogen, trotz Montluc's Nachstellungen. Dandelot, des Admirals wackrer Bruder, führte dreitausend Bretagner nach la Rochelle. Johanna's Geldzuschüsse, Englands und Deutschlands bereitwillige Hülfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald standen sie schlagfertig im Felde.

Immer höher stieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopital's Entfernung und Morvillier's Amtsantritt hatte die fanatische Gesinnung des Cardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor sich. Jetzt wurde den Protestanten ein Eid abgefordert, der sie zur Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leistung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligni's untersagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, Alles, was von gefährlichen Anschlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Bald darauf erfolgten rasch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindselig gegen die Protestanten gerichteten königlichen Edicten, deren eines immer heftiger als das andere war, bis zuletzt das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesstrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römische.

Dies Alles reizte die Erbitterung auf's heftigste. Die Protestanten sahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmannen, und täglich wuchs die Anzahl.

Gui sah mit Begierde dem Kampf entgegen. Er, wie so viele, schwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu senken, bis Glaubens- und Gewissensfreiheit erkämpft sei. Das Vertrauen, welches Coligni in ihn setzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angesehensten Häupter der Hugenotten zu, und selbst Johanna, die edle Königin von Navarra, sah es sehr gerne, wenn Gui in der Gesellschaft des Prinzen Heinrich von Bearn war, um so lieber sah sie es, da der Ruf einer unbescholtenen Sittlichkeit von Jedermann ihm beigelegt wurde. Aus diesen für ihn angenehmen Verhältnissen riß ihn der eröffnete Feldzug. So sehr es Heinrich von Bearn wünschte, ihn bei sich zu behalten, so rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Gui folgte.

Bei Jarnac fiel die erste Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Protestanten. Diese Schlacht, in der Gui zum ersten Mal als Oberster an der Spitze eines Regiments leichter Reiterei kämpfte, war sehr unheilbringend, obwohl die Protestanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war sie dies besonders, daß Louis, Prinz von Condé, sein Leben im neun und dreißigsten Jahre seines Alters auf eine unerhörte Weise verlor. Schon bei dem Anfange der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Grafen de Larochefoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er stürzte sich aber dennoch in das tiefste Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er stürzte von dem Pferde mitten im ärgsten Kampfgewühl, und konnte sich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber seine Kräfte sanken, keine Hülfe kam — und Herr d'Argence, ein Edelmann des royalistischen Heeres, setzte ihm heftig zu. Ihm ergab er sich, und dieser sicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou bestimmt den Befehl gegeben hatte des Prinzen auf keine Weise zu schonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartiere bringen, als der tückische Montesquiou vorüber jagte. Kaum sah

er den Prinzen, so riß er das Pistol hervor und schoß Condé eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montesquiou aber schlug eine teuflische Lache auf und eilte schnell von dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde schnell unter den Hugenotten bekannt und trieb sie zu fast wahnsinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beschwor Gui seine Reiter zum Stich halten. Vergebens drohte er, den Ersten, der es wage auszureißen, niederzuhauen. Seine Stimme, die dem Donner gleich daher brauste, verhallte, und — sie flohen.

In Saintes sah er den Admiral wieder. Grimm und Kummer zeigte sein Angesicht. Er vermochte fast nicht zu reden.

Coligni reichte ihm die Hand und sagte: „Seid ruhig, mein wackrer Viole — wir leben noch und unser Muth, und der über uns verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gefochten, und Eure Erhebung, wäre sie Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, sie würde und müßte Euch jetzt werden!

Obgleich ihm dieses Anerkenntniß wohl that, so konnte doch Nichts seinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltener Kriegsrath legte in Coligni's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog sich auf einen Heerhaufen, den d'Acier befehligte und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weise Anstalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlornen Schlacht. In die festen Plätze warf er schnell hinlängliche Besatzungen, und ließ dann die Häupter seiner Partei in Tonnai-Charente zusammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten ältester Sohn, in Gesellschaft der edlen Königin von Navarra trafen auch daselbst ein.

Als Alle versammelt waren, trat die erhabene Fürstin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeisterung erfüllt, hielt sie eine so kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde und ein lauter Jubel erscholl, und Alle schwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünsche, Freiheit des

Glaubens und des Gewissens, errungen sei. Der Mutter hohes Wort war verklungen, der Jubelruf verhallt, da trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge strahlte, indeß innere heftige Bewegung seine blühenden Wangen bleichte. Er erhob seine Hand zum Schwur und sprach mit einer Festigkeit, die bei dem sechzehnjährigen Jüngling in Erstaunen und Verwunderung versetzte: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod, oder Sieg uns Allen die gewünschte Freiheit verschaffen wird!"

Da donnerte ein Lebehoch! dem Edeln. Da erklärten sie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Häuptern der Hugenotten. Voll mütterlichen Stolzes und mütterlicher Wonne schloß Johanna den Sohn an ihre Brust, und der alte, ehrwürdige Coligni leistete ihm zuerst den Schwur der Treue, und nach ihm Alle mit gleichem Enthusiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem versammelten Heere zu Cognac vorgestellt wurden. Hier zitterte die Luft ob des Jubels der Huldigung.

Günstiger als je gestalteten sich jetzt die Verhältnisse der Protestanten, denn der heldenkühne Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen sechstausend Reiter und fünftausend Lanzknechte zu. Nicht zum günstigsten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich schmolz das Heer. Katharina kam selbst zu ihrem Sohne Heinrich von Anjou in das Lager von Limoges. Sie versprach Alles. Sie tröstete das Heer mit den Unterstützungen aus Deutschland, Italien und den Niederlanden, und hob auf diese Art den gesunkenen Muth.

Heftig brach nun der Krieg in Poitou aus. Heftiger aber wüthete man in anderen Gegenden gegen die Protestanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligni, um ja Alles versucht zu haben, Bittschriften dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edicte bat, und

versprach, sogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte erhört würde, allein man erwiederte mit Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert, diese Vorstellungen. Ja das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — sein Bildniß wurde vor dem Rathhause von Paris verbrannt und er seiner Admiralswürde entsetzt.

Der Admiral, zu groß, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, lächelte über die Luftstreiche der Ohnmacht; nicht so seine Freunde, die dadurch auf's wüthendste empört wurden. Ruhig verfolgte nun Coligni, der den Oberbefehl fort behielt, seinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünschten Ziel, aber dagegen war Montgommeri in Bearn glücklicher. Anjou zog sich vorsichtig zurück, da auch sein Heer viel gelitten, und Coligni folgte ihm. Er vermied gern eine Hauptschlacht, da das königliche Heer durch die Deutschen, Italiener und aus den Niederlanden verstärkt worden, allein immer allgemeiner und stürmischer sprach sich der Wunsch seines Heeres aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcontour trafen sie am 3. October 1569 zusammen. Vier Stunden lang wüthete ein gräßliches Geschützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königlichen unter Montpensier vor, und es gelang ihm, die Reiterei unter Moui, le Noue und Gui de Viole zu trennen. Der Scharfblick des Admirals erkannte die Gefahr und eilte schnell zu Hülfe. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihn eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen worden sein, wenn nicht Mansfeld, der nach Wolfgang's Tod (der wahrscheinlich, wie des Admirals edler Bruder, Daudelot, Gift erhalten hatte) die Deutschen befehligte, schnell ihm zu Hülfe geeilt und die Massen Montpensier's in die Flucht geschlagen hätte. — Anjou stürzte sich nun auf Mansfeld. Muthigen Widerstand leistete er; aber auf die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Nassau Anjou's Truppen geworfen und zersprengt hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Pardon wurde

gemordet. Tavannes und Cossé jedoch gaben den Ausschlag zu Gunsten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugenotten unterlag nach dem muthigsten Kampfe der feindlichen Uebermacht. Zehntausend Todte und Gefangene hatten sie verloren, und zweihundert Fahnen zierten als Trophäen dieses Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris jubelte und feierte Freudenfeste — denn die Ketzerbrut war ja vernichtet. — So meinte man. Coligni aber glich dem Phönix. Er zog über Niort nach Montauban; de Piles, der Held von Saint-Jean d'Angeli, stieß zu ihm. Von allen Seiten strömten Streiter seines Glaubens ihm zu, die Verluste zu ersetzen, und noch ehe das Jahr 1569 hinabsank, rückte er neu gestärkt nach Burgund vor, behauptete sich muthig gegen das überlegene feindliche Heer, und errang selbst Vortheile über dasselbe. Der Hof war des Krieges müde, der Frankreich verwüstete und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an und wünschte Frieden — um Kräfte zu sammeln — und endlich dennoch die Ketzer zu vernichten.

25.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Edicte wurden bestätigt und jenes nachtheilige von Roussillon aufgehoben. Den Protestanten bewilligte man vier Sicherheitsplätze: La Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugenotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugestanden. —

Der Frieden war zu günstig für die Protestanten, darum mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der schon so oft sie betrogen, und durch anscheinende Versöhnlichkeit sie gelockt hatte. Die da mißtrauten, sahen tiefer als Coligni, der sich ganz der

schönen Hoffnung hingab, seinem theuern Vaterlande den Frieden zurückgegeben zu sehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt nicht treu. Jener Höllenplan, den Alba begründet, den Anjou gefördert, dem selbst Carl IX. in der Aufwallung der Leidenschaft zugethan schien, den endlich Tavannes und Retz als das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, priesen — er lebte jetzt auf's Neue in ihr auf.

Acevedo schmachtete indessen noch immer im Gefängnisse, nichts Geringeres als seinen Tod erwartend. Nichts schmerzte ihn, als die Unbekanntschaft mit Gui's und Gabrielens Schicksal. Ruhig sah er dem Tod entgegen, denn sein Herz war frei von den Vorwürfen, die, wie Harpyen, des Sünders Inneres zerfleischen. Sein Glaube wies ihn hin auf das einige Verdienst seines Heilandes, als des Retters und Erlösers der Sünder. In seinem Erlösungstode ruhte seine Hoffnung und der Sieg über die Schrecken des Grabes. Tief aber betrübte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Montcontour, und doch lag die erheiternde Vorstellung ihm wieder nahe, droben, im Reiche des Lichts, die wieder zu finden, die er hier verloren oder die er zurücklassen mußte.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Netzen Anjou's entgangen, daß dieser wüthend über ihren Verlust mit Montesquiou gehadert, daß Gui glücklich und mit dem Lorbeerkranze des Sieges und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegangen, eine höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde dennoch wieder zugewendet haben, die nur mit Himmlischem beschäftigt war.

Katharina hatte Acevedo's Papiere genau untersuchen lassen, ja theilweise selbst durchforscht. Jener glückliche Gedanke Gabrielens, die wichtigeren zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihn würde das Leben gekostet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und seltsame Figuren, die sie nicht verstand, waren da. Selbst jenes Schlüsselbund war von Gabrielen entfernt worden, das der Königin sicher würde die Augen geöffnet

haben. Sie hatte bisher den Astrologen sehr vermißt. Ihre Sehnsucht, mit kühnem Auge in die verborgenen Wege und Pläne des Geschickes zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal sie jetzt mehr als je erwachte, da ihr Plan der Reise nahte. Sie bereuete es, den Astrologen eingekerkert zu haben. Nur die Rücksicht auf Anjou, der ihn aus Ursachen, die sie nicht begriff, glühend haßte, hielt sie bis jetzt ab, ihn seiner Haft zu entlassen, die für sie schon so lange gewährt.

Endlich konnte sie nicht länger widerstehen, und wurde bei sich einig, den Astrologen vor Anjou zu verbergen. Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Louvre in ihre Gemächer bringen, wo sie mit ihm ganz allein war.

Acevedo erwartete seine Sterbestunde, als zu so ungewöhnlicher Zeit seines Kerkers Thüre sich öffnete. Auf's höchste überraschte ihn das Wort: „Ihr seid frei!“ So sehr er auch sich mit dem Gedanken an den Tod bekannt und vertraut gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menschenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, sie regte sich dennoch jetzt stark — und eine aufrichtige Freude erfüllte sein Gemüth, als Freiheit statt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen so freundlich, so wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefangenschaft, durch sie verhängt, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lägen. Acevedo's Gesundheit hatte gelitten, er sah kränklich aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß. —

Acevedo sah sie fest an. Seinen Blick konnte sie nicht ertragen.

„Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingekerkert? — Nennt mir meine Schuld!“ sprach er würdevoll.

„Es genüge Euch,“ sagte sie mild, „daß ich Euch für unschuldig erkläre an dem Verdacht der Untreue, den man auf Euch lud. Vergebt mir mein Unrecht. Ich will es gut zu machen

suchen. Erkennt es, Acevedo, Frankreichs Königin — bittet Euch um Vergebung."

„Könnt Ihr mir die Zeit des Kummers und des Elends nehmen, die ich durchlebt, oder sie in Freudentage umwandeln?" — fragte er bitter.

„Das kann ich nicht, Acevedo," erwiederte sie — „aber vergeßt nicht, daß so leicht der Mensch irren kann."

„An erprobter Treue sollte er nie zweifeln."

„Wohl, allein den falschen Zungen ist Vieles möglich!"

„So nennt mir sie, meine Königin!"

„Das kann ich nicht, Acevedo, ich sagte es Euch schon. Ohnedem würde es ja auch das Geschehene nicht ungeschehen machen. Verzeiht, und meine ganze Werthschätzung, mein ungetheiltes Vertrauen soll Euch entschädigen."

„Es sei," sprach Acevedo — „doch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wo ist Gabriel, mein Sohn?" —

Katharina schlug den Blick nieder. „Man sagte, es sei ein Mädchen?" sprach sie kleinlaut.

„Und wenn sie das gewesen, und wenn ich mein Kind in Männerkleidung barg, um sie vor den teuflischen Nachstellungen Eurer Edelleute — ja Eures Sohnes — sichern zu können — was that das? — wo ist sie?"

„Gott weiß es. Sie verschwand, wie Anjou mir sagte, und nur so viel konnte ich erfahren, daß eine alte Zigeunerin sie mit sich fortgenommen, aber dann mit ihr spurlos verschwunden sei."

Da kam Frieden in des Greises Herz. Sie war gerettet, das wußte er nun mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was sie vermochte, ihn zu gewinnen. Sie ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über den jetzigen Stand der Verhältnisse ein, und sprach ein Project aus, das ihre Seele schon längere Zeit beschäftigte, nämlich Margarethen von Valois mit Heinrich von Bearn zu vermählen, und dadurch die Hugenotten in ihr Interesse zu ziehen.

Acevedo, von dem Wunsche beseelt, dem für seine Glaubensbrüder so sehr günstigen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen — bestärkte sie in dieser Ansicht. Sie bat ihn, er möge doch ja genaue Beobachtungen anstellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun sein altes Gemach wieder, nachdem er versprochen, sich den Augen Anjou's zu entziehen. Sein erstes Geschäft war, dem gütigen Lenker des Geschicks für Gabrielens Rettung zu danken, und dann Gelegenheit zu suchen, ein Schreiben an du Plessis-Mornai zu richten, über Gui's Verhältnisse unterrichtet zu werden. Er wußte dieses Schreiben durch jenen wieder gefundenen alten Diener glücklich zu du Plessis-Mornai zu bringen, und bald erfreute ein Schreiben des Freundes, voll Lobes von Gui und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er sei und wie ihn Heinrich von Bearn achte, und er stets um die Person des Prinzen sein müsse, wenn nicht sein Beruf ihn fordere — des Vaters dankbares Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er fest und sicher der Treue Adelma's, und Ruhe kehrte wieder in sein Herz. Er gab sich nun wieder ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, den astrologischen Studien hin, die Gesundheit, die im Kerker so viel gelitten, stellte sich wieder her, und frohere Aussichten öffneten sich ihm für den Abend des Lebens. Keine Ahnung hatte er von dem Höllenplane, den Katharina hegte, den sie so klug zu verbergen wußte.

Indessen wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra eröffnet wegen der Verbindung Heinrichs und Margarethens. Frankreich schien ruhig. Jede Brust athmete wieder einmal frei, und Carl IX. leitete ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiser Maximilian II. ein, die mit der Vermählung zwischen Carl und des Kaisers Tochter Elisabeth endeten. Froher Jubel erfüllte Paris. Ueberall gab man sich den schönsten Hoffnungen hin, und nur die Erfahreneren trauten der Windstille nicht, die so oft schon wüthende Stürme geboren hatte.

Selbst der Admiral, schon seit längerer Zeit Wittwer, hegte noch einmal die süßen Gefühle jugendlicher, weit über seinem Alter hinausliegender Empfindungen. Jacobine von Entremont, eine sehr reiche Dame Savoyens, innigst zugethan dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Coligni, den größten Mann und edelsten Helden seines Zeitalters, den muthigen Vertheidiger der heiligsten Rechte der Menschheit, erfüllt. Ihr Herz, schwärmerisch Alles ergreifend, was Interesse für sie hatte, wurde von der innigsten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um so vieles älter war, als sie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das Seltsame dieser Handlung, die erhabene Gesinnung, welche sie aussprach, gewannen des Admirals Herz. Er veranstaltete eine Zusammenkunft, und hier knüpfte sich das Band unauflöslich.

Der Herzog von Savoyen suchte diese Verbindung zu hintertreiben. Er zog Jacobinens Güter ein. — Dennoch blieb sie treu und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Helden Gattin. Alle unheilbringenden Ereignisse schienen sich in die glücklichsten aufzulösen — alle Segnungen des Friedens blühten. Coligni segnete den Liebesbund seiner Tochter Luise mit dem edlen Teligni, obwohl er nur ein armer Edelmann war. — Heinrich von Condé vermählte sich mit Marien von Cleve. — Nur des ehrgeizigen Anjou's Plan, Englands Elisabeth die Seine zu nennen, mißlang zu seinem Grimm, und nur ein Staatsbündniß war in dem Körbchen, das er erhielt — magerer Ersatz für Vernichtung seiner ehrgeizigen Absichten. Die Vermählung Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Herzen vollkommen übereinstimmten, kam allmälig ihrer Erfüllung nahe zur Freude der Hugenotten, die sich jetzt im Besitze des Gutes, wofür so viel Blut geflossen, glücklich fühlten.

Die frohe Aussicht der Vereinigung der beiden Parteien in Heinrich und Margarethen, und die ihm heimlich vertraute Absicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den

Niederländern nützlich zu werden, und ihm den Oberbefehl zu übertragen; dies und sein eigenes, so herrlich aufblühendes häusliches Glück, nahm des Admirals Herz ganz ein. So oft er auch schon von dem Hofe, der keine Treue kannte, hintergangen worden war; jetzt traute er zuversichtlich und lächelte oft, ja zürnte sogar, wenn man Bedenklichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er wurde jetzt von Carl IX. eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligni nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war sehr herzlich. Jedermann bemühte sich, ihm seine Achtung zu beweisen. Der König versicherte ihm: dieser Tag sei der glücklichste seines Lebens. Coligni wurde in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt; ja Carl gab ihm eine Stelle im Staatsrath und ein Geschenk von hunderttausend Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen seines in London verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, der als Opfer des Fanatismus gefallen war. Alles wurde versucht, den Admiral so in die Netze des Hofes zu verstricken, daß er nicht mehr entrinnen konnte, da er ohnedem mit unbegreiflicher Verblendung sich hingab, und alle Warnungen verachtete.

Mitten unter den freudigen Vorbereitungen zu der Vermählung des Prinzen Heinrich starb Johanna von Navarra, das große, edle Weib, und dieser Verlust war groß für die Protestanten; allein dieser Todesfall änderte Nichts in dieser Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, in dessen Nähe Gui de Saint-Flour war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und jetzt jubelte Paris auch dem Ketzer entgegen. Margarethe von Valois empfand für den schönen Heinrich wirklich Zuneigung; sie sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Da erblickte sie in seiner Nähe den Mann wieder, für den sie einst geglüht, Gui de Saint-Flour, und ein freudiges Gefühl durchbebte sie. Diese Neigung war in

ihrem leichtsinnigen Herzen jetzt wieder erwacht und überwog selbst die Neigung zu ihrem jungen Gatten. Sichtbar bewies sie ihre Zuneigung zu Gui de Viole. Alle besseren Gefühle in Gui's Herzen widerstrebten, und er fühlte eine tiefe Verachtung gegen Margarethen, die die Absicht zu haben schien, mit ihm in eins jener verworfenen Verhältnisse zu treten, wie sie damals am Hofe Sitte waren. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück und lebte fast ein Einsiedlerleben unter den Freuden des Hofes.

Acevedo beobachtete den geliebten Sohn. Margarethens unreine Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, desto mehr freute ihn Gui's Zurückgezogenheit. Er achtete selbst Heinrichs von Navarra Vorwürfe nicht und lebte nur in der Verbindung mit Coligni, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo sich ihm das Feld des Ruhmes wieder zu öffnen versprach. Acevedo sah er nur selten, so sehr ihn auch sein Herz zu ihm hinzog. Es war eine sichtbare Verstimmung in seinem Wesen. Düster war sein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligni und Acevedo. Er forschte nach Gabrielen, und all sein Forschen war fruchtlos. Dies war es, verbunden mit jener unheiligen Empfindung der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris zur Last machte.

Du Plessis-Mornai gab seiner Thätigkeit eine neue Richtung.

„Die Zeitumstände sind günstig,“ sagte er, „Heinrichs von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Stimmung, Alles verheißt Euch ein erwünschtes Ziel, wenn Ihr jetzt Euere Güter in der Auvergne zurückfordert.“

Gui erkannte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er that nun ernstliche Schritte, und hatte die Freude, daß er seiner Wünsche Ziel wirklich nahen sah. — Man versprach Alles. — Selbst Coligni legte es dem König an's Herz. Carl neigte sich so sichtbar zu Coligni, daß er endlich das Gesuch genehmigte und Gui in den Besitz seiner Güter setzte. Gui wollte sogleich nach der Auvergne eilen. Nur Coligni's Bitten hielten ihn noch zurück.

In einer vertrauten Zusammenkunft Coligni's mit dem König stellte ihm Coligni vor, wie ruhmvoll es für ihn sei, der Sache der unterdrückten Niederländer sich anzunehmen und selbst den Feldzug zu leiten. Er deutete darauf hin, daß Katharina ihn bei den früheren Kriegen bloß darum zurückgehalten, selbst ritterlich zu kämpfen, um den Herzog von Anjou bei der Nation beliebt zu machen und ihn, den König, desto besser zu beherrschen. Carl mochte die Wahrheit dieser Andeutungen fühlen. Er sah, daß Coligni es redlich meine, und es war nahe daran, daß Coligni ein bedeutendes Uebergewicht über den König erhielt. Katharina ließ dies Gespräch belauschen. Ihr Haß gegen Coligni kannte nun keine Grenze mehr. Immer fester wurde die Absicht, ihn, wie alle in Paris versammelten Hugenotten, hinzumorden. Dies aber ging nicht ohne des Königs Mitwirken, und das mußte schnell gesichert werden, ehe Coligni ihn noch mehr für sich einnähm.

Katharina kannte ihren Sohn zu gut, um nicht die schwache Seite zu kennen, bei welcher sie ihn fassen mußte. Sie nahm einen Zeitpunkt wahr, wo sie ihn allein traf. Sie zog ihn mit sich in ein einsames Kabinet und brach in die heftigsten Vorwürfe aus. Mit einer Mischung von mütterlicher Zärtlichkeit und bitterm Unwillen rief sie ihm Alles in's Gedächtniß zurück, was sie als treue Mutter für ihn von der Kindheit hülflosen Tagen bis zu diesem Augenblicke gethan, geduldet, geopfert. Und nun wende er sich von ihr zu den Menschen, die ihn glühend haßten, nur sein Verderben wollten; ließe von ihnen sein Herz bestricken und abwenden von Mutter und Bruder.

Ihre Thränen rannen. Sie affectirte eine wilde Verzweiflung. „Was soll aus mir, was aus Anjou werden, wenn sie Dich in ihre Netze locken und an die Spitze der Staatsgeschäfte treten? Laß mich nach Florenz zurück eilen, und dort laß über dem Kummer, einen Sohn verloren zu haben, mein Herz brechen!“ Das rief sie in erschütterndstem Ton aus.

Carl stand betäubt vor ihr. Coligni's Bemerkungen waren noch unverwischt in seinem Andenken. Er wußte sich schuldig. Er flehte die erzürnte, so tiefbewegte Mutter um Vergebung an und gelobte Besserung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig sah Katharina ihres Versuches Gelingen; allein sie hatte gelernt, sich zu beherrschen und zu verstellen. Statt sich mit Carl auszusöhnen, rang sie verzweifelnd die Hände und eilte davon.

Carl war außer sich. Er folgte der Mutter, wie sie es berechnet hatte, in ihre Gemächer, wo er Anjou, Gaudy-Retz, Tavannes und Sauve, die Vertrauten ihrer Mordpläne, bei ihr antraf.

Carl starrte sie an und erbleichte. Er fürchtete seine Mutter und den Herzog von Anjou mehr, als die Hugenotten. Ihr Zusammensein mit diesen fanatischen Männern, deren Gesichter alle den Ausdruck der tiefsten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängstete ihn unbeschreiblich, und er ahnte für sich die nachtheiligsten Folgen.

Fast zitternd bat er sie nun, ihm doch die neuen Verbrechen der Protestanten bekannt zu machen, da er sie ja gar nicht kenne.

Da war ihr Wunsch erfüllt; da begannen sie mit glühenden Farben die Verbrechen der Protestanten zu schildern, von denen diese nichts wußten; da sagte man dem König, daß sie mit der freien Uebung ihrer Religion nicht zufrieden seien, sondern die Vertilgung der katholischen beabsichtigten; daß sie sich rühmten, den König ganz nach ihren Absichten lenken zu können; daß besonders der Admiral sich geäußert habe, blutige Rache wegen seiner Achtserklärung nehmen zu wollen.

Es lag nicht in Carls heftiger Gemüthsart, etwas ruhig zu prüfen, um Wahrheit von niedrigem und höllischem Blendwerke der Lüge scheiden zu können. Auch jetzt loderte seine Hitze auf. Man wußte sie bis zum rasendsten Zorne zu steigern, und er schwur, es den Protestanten nicht zu vergessen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. Man kehrte nach Paris zurück. Katharina und Anjou mißtrauten der Dauer des königlichen Zornes, darum nahmen sie einen andern Ausweg — Coligni's Ermordung. Aber auch hier erscheint Katharinens teuflische List. Ihr Bestreben ging darauf hinaus, die Mordthat auf das Guisische Haus zu laden. Teuflisch klug wählte sie ein Haus, das dem Erzieher der Guisischen Prinzen gehörte, zum Mordplatze. Dort mußte sich der Mörder verbergen.

Es war am 21. August 1572, als Abends spät noch Acevedo sich zur Königin begeben wollte, um sie zu warnen, da Schreckliches sich bald ereignen müßte, seinen Beobachtungen zufolge. Die seltsame Erregtheit Katharinens, das heimliche Wesen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem scharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte seinen Einfluß auf die Königin und hoffte durch denselben vielleicht Uebels von seinen Glaubensgenossen abzuwenden.

Als er sich dem königlichen Gemache näherte, trat Nicolas Louviers de Maurevel, der Mörder des tapfern Moui — ein Auswurf der Hölle, einst in Diensten des Herzogs Franz von Guise, heraus, und die ganze Hölle sprach aus seinen Zügen.

Ein kalter Schauder ergriff Acevedo bei dem Anblick dieses Menschen, und eine bange Ahnung durchzuckte ihn. — Statt sich zur Königin zu begeben, eilte er aus dem Louvre nach dem Hôtel Saint-Pierre, in der Straße Betisy, unfern des Louvre, wo Coligni wohnte. Er verlangte stürmisch den Admiral zu sprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem König war. —

Gui aber traf ihn.

„Oberst Viole!“ rief der Vater dem Sohne zu, „beschwört den Admiral, Paris zu verlassen, es droht seinem Leben Gefahr. Auch Ihr seid nicht sicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!“

Gui erschrack. Er zog den Astrologen auf die Seite. Er forschte nach Allem, und Acevedo theilte ihm das mit, was er wußte, und

verließ ihn dann schnell, um vielleicht dem beabsichtigten Bubenstück näher auf die Spur zu kommen.

Coligni kehrte spät heim.

Gui theilte ihm sogleich das mit, was er gehört, und beschwor ihn, Paris zu verlassen.

„Ihr vergeßt, Oberst," antwortete Coligni ruhig, „daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland fesselt. Ihr vergeßt, daß wir alle in Gottes Hand stehen und sein Schutz uns bewahrt. Von Euch hätte ich solche Aengstlichkeit nicht erwartet!" — Und ruhig legte er sich zu Bett.

Am andern Tage, Freitags den 22. August, begab er sich frühe nach dem Ballhause, wie er es dem König zugesagt. Gui begleitete ihn dahin, und Mauvans und Teligni. Gegen eilf Uhr kehrten sie nach der Wohnung Coligni's zurück. Der Admiral ging einige Schritte voraus und las amtliche Papiere durch. Als er in die Nähe des Klosters Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel plötzlich ein Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeigefinger an der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm. Ruhig wies Coligni nach dem Hause, woher der Schuß gekommen. Wüthend rissen Mauvans und Gui die Schwerter aus den Scheiden und eilten dahin. Sie durchsuchten das Haus — es war leer. Maurevel war durch die Vorstadt Saint-Antoine bereits entflohen. Sie kehrten nach fruchtlosem Suchen zu Coligni zurück, den sein Schwiegersohn Teligni bereits nach seiner Wohnung gebracht.

Als Gui in das Gemach trat, wo der Held lag, da reichte er ihm die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die edeln Züge, und er sagte: „O, hätte ich der Stimme warnender Freundschaft gefolgt! Nun ist es zu spät."

Mit der Fassung des wahren Christen und dem Muthe des Helden ertrug er die schmerzhafteste Operation.

Der König war außer sich, als er es erfuhr. Katharina eilte zu ihm, ihren Abscheu und Groll gegen die Guisen zu äußern, auf welche sie, da alle Umstände sich dazu vereinigten, die Schuld dieser

Schandthat bürdete. Der König verordnete die Verhaftung des jungen Herzogs von Guise; doch dieser war entflohen. Carl äußerte wirklich aufrichtigen Abscheu gegen das Verbrechen, und suchte auf alle mögliche Weise diesen zu beurkunden.

Kaum verbreitete sich das Gerücht des Meuchelmords an Coligni, als alle protestantischen Edelleute zu Coligni eilten. Allgemein war der tiefe Schmerz, allgemein die grenzenloseste Wuth und Erbitterung. Heinrich von Navarra, Condé und Teligni waren es, die sich aus den besten Absichten, den Frieden nicht auf's Neue zu brechen, da der Mordversuch Privatsache sei, dem Antrage des Vidome von Chartres, Jean de Ferrieres, Paris sogleich zu verlassen, widersetzten. Coligni, welcher ohnedem schon seiner Wunde wegen eine Reise vermeiden mußte, trat ihrer Meinung bei und äußerte das unerschütterlichste Vertrauen in die Rechtlichkeit seines Königs. Am Abend desselben Tages wurde noch eine Berathung an Coligni's Bett gehalten, die gleichen Erfolg hatte.

Gui, der auf's Heftigste empört war, erhielt am Mittage noch einmal ein Schreiben von Acevedo's Hand, das ihn beschwor, sogleich Paris zu verlassen. Er warf es erbittert hin. „Nein!" rief er aus, „und sollte auch ich fallen, ich kann und darf den Mann nicht verlassen im Unglücke, der mein Vater, mein Freund war im Glück!" Und er blieb.

Am Nachmittag nach dem Mordversuch erschien, auf des Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharina von Medicis, Heinrich von Anjou und dem Marschall von Retz, am Siechbette des Helden. Alle sprachen die herzlichste Theilnahme und den größten Unwillen über das Verbrechen aus. Carl sprach allein mit Coligni.

Katharinens Gewissen regte sich — die Furcht — der Sünde Sold, marterte sie. Sie drang auf dem Rückweg in ihren Sohn, den Inhalt dieses Zwiegesprächs ihr zu eröffnen. Ihren dringenden Bitten gab endlich der König nach und sagte, er habe ihn zur Selbstständigkeit ermahnt und vor der Abhängigkeit von Andern gewarnt.

Katharina biß sich in die Lippen. — —

Carl hatte verlangt, man solle Coligni in den Louvre bringen. Heftig widersetzten sich indessen die Aerzte diesem Vorschlage. Mehr Beifall fand Heinrichs von Anjou Vorschlag, eine Wache vor Coligni's Hause aufzustellen, um etwaige Anschläge der Guisen zu vereiteln. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle protestantischen Edelleute Quartier in der Nähe des Coligni'schen Hauses beziehen sollten, um sogleich bereit zu sein, wenn Gefahr drohe. Es mußten Quartiere bereitet werden für sie, die sie am andern Tage bezogen. Niemand ahnte, welche fürchterliche List dies war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geschah, um die zu Mordenden ja alle recht nahe beisammen zu haben, und gleichsam mit einem Streiche sie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. August begab sich Heinrich von Anjou in Katharinens Gemächer. Er traf die Königin in gewaltsamer innerer Bewegung.

„Jetzt hat die Stunde geschlagen, Heinrich!" rief sie aus, „wo unser Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Aerzten des Admirals geforscht, und sie behaupten, seine Wunde sei gefahrlos, er werde bald wieder hergestellt sein. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Vidome von Chartres, laut schwur im Kreise der Seinigen?!" —

„So laßt uns schnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns selbst durch ihre zahlreiche Versammlung bei Coligni die Hand."

„Wie so?" fragte die Königin.

„Es ist ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß sich die Protestanten verschworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordversuch."

„Der Gedanke ist vortrefflich — aber wie ihn ausführen?"

„Dafür laßt mich Sorge tragen. Birague, Tavannes und Retz werden es an nichts fehlen lassen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht sein, diesen bis zur Raserei zu steigern, wo er sicher seine Zustimmung nicht versagen wird."

„Wann aber wollen wir dieses Werk ausführen?“ —

„Morgen um Mitternacht, wenn das schon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint=Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird des Admirals letzte Stunde schlagen und mit ihm die aller Protestanten in Paris. Ich werde schnell die gräßlichsten Gerüchte aussprengen lassen, die geeignet sein werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir Alle athmen, wenn die Sonne des 25. August über den Gräbern und Leichen unserer Feinde aufgeht! Aumale und Guise mit ihren Leuten sind verborgen und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Ketzer zu tränken. Thut Ihr das Eure, theuere Mutter, und bereitet Carl leise vor — dann wird Alles gelingen.“

„Heinrich von Navarra und Condé schonen wir,“ sprach nun Katharina. „Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahles Zimmern zu bleiben.“

„Nur noch nicht!“ rief Anjou — „nur vor morgen Abend nicht, sonst ist's verrathen. Ihr kennt den Leichtsinn Margarethens. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth sind, die sie gerne retten möchte — wenn sie es wüßte, und so sehet Ihr wohl, wäre Alles verloren.“

Er verließ die Königin, bei der sich bald der Marschall von Retz einfand, mit dem sie jetzt noch das Weitere besprach.

Acevedo war nun schon zu dreien Malen in Katharinens Vorzimmer gewesen. Ihn trieb eine namenlose Angst um. Er sah an Allem, es war etwas Entsetzliches im Werk, über dem ein dunkles Geheimniß schwebte. Er kannte die Verhältnisse, er wußte, daß es den Protestanten gelten würde. Er warnte sie. Vergebens aber waren seine Warnungen. Man schlug sie in den Wind. Er wollte Katharinens Gemüth erschüttern, aber sie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke stieg seine Angst, denn er sah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinen. Ihm war es klar, es gelte nichts Geringeres als Ermordung der

Protestanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war umsonst. An so Entsetzliches glaubte man nicht.

Am 23. August endlich hatte er die Freude, du Plessis-Mornai, der auf die Nachricht von des Admirals Verwundung von seinen Gütern nach Paris geeilt war — zu sehen. Er zog den Freund bei Seite. Ihm vertraute er seine schrecklichen Ahnungen. Aber auch Plessis glaubte daran nicht, und dies brachte den Alten fast zur Verzweiflung. Er kehrte zurück in den Louvre und suchte sich selbst zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angst seines Innern nicht beschwichtigen. Selbst das Gebet gab ihm keinen Frieden.

26.

Der Abend des 24. August, des Sanct-Bartholomäustages 1572, war gekommen und eine schwüle Nacht sank herab mit undurchdringlicher Finsterniß auf die Riesenstadt, in der eine grausenvolle Stille herrschte, die nur hin und wieder durch Waffengeräusch unterbrochen wurde. Von diesem Geräusche beängstigt, eilte Gui an des Admirals Lager — es diesem mittheilend und ihn auf die verschiedenen Warnungen Acevedo's aufmerksam machend. Coligni wurde ernst.

„Geht nach dem Louvre, Oberst Viole," befahl er ihm, „und fragt den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe?" —

Gui ging sogleich. Alles war ungewöhnlich still.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Gui blieb auf seinem Weg einigemal horchend stehen — denn es schien ihm, als begleiteten ihn schon vom Hôtel Coligni's aus drei Männer, deren einer sich durch ein langes Gewand auszeichnete. Blieb er stehen, so thaten sie dasselbe. Ging er wieder, so folgten sie ihm von Ferne. Endlich griff er an's Schwert und

trat zurück, um sich genauer zu überzeugen, aber er fand nichts und schämte sich einer Anwandlung von Furcht.

Ohne fürder sich umzublicken, schritt er nun rasch zu und erreichte den Louvre.

Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden und wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König sich einfand.

Gui erschrack vor seinem Antlitz. Es war wild, bleich, verstört. Das feurige Auge war schrecklich anzusehen. In seinem ganzen Wesen zeigte sich eine Hast, eine Unruhe, eine Ueberspannung aller Kräfte, die auf eine fürchterliche Erregung aller Leidenschaften bei ihm schließen ließ.

Gui begrüßte den Monarchen mit edlem Anstand und Würde; doch erwiederte der König seinen Gruß nicht. Finster sah er ihn an und fragte:

„Was ist Euer Begehren?" —

„Ich komme im Namen des verwundeten Admirals," sprach Gui fest, jedoch ehrerbietig, „bei Eurer Majestät unterthänigst um Erklärung der kriegerischen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da sie den Admiral beunruhigen."

Da wurde plötzlich des Königs Gesicht grinsend freundlich.

„Geht hin," sagte er mit anscheinender Ruhe, „und sagt dem Admiral, es geschehe auf meinen Befehl, und meine Absicht sei bloß, mögliche blutdürstige Unternehmungen der Guisen zu vereiteln. Bittet ihn in meinem Namen, ruhig zu sein."

Er machte eine Bewegung mit der Hand und ging wieder nach der Thür, aus welcher er getreten. Im Blicke noch sah Gui Katharina und Anjou. Mehrere standen noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre schloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorgen, verließ Gui den Louvre und trat in den Hof desselben. Hier war Alles todtstill. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiserne Thor hinaus. Kaum aber hatte er den Fuß

über die Schwelle desselben gesetzt, als ihn vier starke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden rissen. Vergebens war die Gegenwehr seiner jugendlichen Kraft. Er wurde gefesselt, der Mund ihm verstopft und so fest gebunden, daß er sich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloser Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen sie ihn auf einen leichten Wagen der bereit stand, und nun ging's rasch von dannen. Lange Zeit fuhren sie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn schonungslos in eine finstere Kammer warf, die Thür abschloß und ihn gefesselt liegen ließ.

Vergebens bemühte sich Gui, sich zu regen. Er war so fest geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch schreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann schien es ihm, als vernähme er ein leises Flüstern im vordern Gemach. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieser Lage zugebracht haben, die höchst schmerzhaft für ihn war, da ließ sich wieder Geräusch hören. Man vernahm schwere Tritte, und ein zweiter Gefesselter wurde in gleichem Zustande hereingebracht.

Vor Gui's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß sein Tod ihm nahe sei, und ruhig ergab er sich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo die Mörderrotte seiner Bahn ein Ziel setzen würde.

In des Königs Kabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Retz, der Herzog von Nevers und Biragne, der an Morvillier's Stelle getreten war. Hier gestand man es dem König, daß nicht Guise, sondern Katharina und Anjou die Mörder Coligni's seien; daß die Ursache dieser That nur die Rücksicht auf das Wohl des Staates sei, indem die Protestanten die allerschändlichsten Absichten gehegt, und man sie entweder gewaltsam unterdrücken, oder auf's Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnervte Vaterland bringen müsse, was jetzt noch sicherer zu erwarten stehe — wenn nicht Alle vertilgt würden. Katharina

wendete alle ihre Verstellungskunst, alle ihre Kunstgriffe an, ihres Sohnes leidenschaftliche Wuth zu erregen, und alle Anwesenden, zu denen noch Graf Angouleme gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verleumdung, so daß endlich, auf's Aeußerste gebracht, Carl ausrief: „Par la mort de Dieu! man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhige! Fertigt schnell die Befehle aus!"

Tavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Milizen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, sie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In diesem Augenblicke wurde dem König der Obrist Viole de Saint-Flour gemeldet. Alle erschracken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm sie des Königs Verstellung, und berichtete es heimlich ihren Genossen.

Tavannes entfernte sich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorsteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befahl, die Bürgercompagnien um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln.

Mit Entsetzen fragten sie nach dem Zweck.

Da enthüllte ihnen Tavannes die höllischen Pläne.

Bleich vor Schrecken sahen sich die wackeren Bürger an, und der Muthigste unter ihnen nahm das Wort, erklärend, sie könnten mit gutem Gewissen zu solchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Wüthend sprang Tavannes gegen ihn und sprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, sie einzuschüchtern, und sie endlich geneigt zu machen. Er sagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Louvre aus und das Läuten der Glocke vom Kloster Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben solle. Hierauf müßten sogleich Lichter und Fackeln vor die Fenster

gestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Pikete ausgestellt werden. Zum Kennzeichen sollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüten und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guise und der Graf Angouleme, des Königs natürlicher Bruder, übernahmen, nachdem Ersterer aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ermordung mit wilder Lust. —

Alles ordnete sich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden auf's Zweckmäßigste getroffen. Unbegreiflich und unerklärbar war die Unachtsamkeit der Protestanten. Coligni, durch Acevedo noch einmal gewarnt, schnell sein Haus zu verlassen, beunruhigt durch Gui's Ausbleiben, sandte noch einmal Teligni zum König, und dieselbe beruhigende Antwort, welche Gui erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Ursache läßt sich der Protestanten Ruhe bei so häufigen Warnungen, bei so zweideutigen Ereignissen, wie sie diese Nacht bot, erklären. — Ihr edler Sinn und ihre rechtlichen Herzen faßten solche Verruchtheit nicht; sie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu sicher auf das königliche Wort, zu fest auf Treue, wie sie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich sollten sie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den sie der Glaube an die Menschheit gewiegt.

Selbst die, die man liebte, gab man als Opfer hin; und Carl, der die aufrichtigste Zuneigung zu dem heitern Larochefoucault hegte, ließ ihn dennoch seinem blutigen Loos entgegengehen.

Im Erdgeschosse des Louvre befand sich Katharina, Carl, Anjou und die meisten der erwähnten Genossen der höllischen Pläne. —

Carls ganzes Wesen war in fieberhafter Unruhe — Alle in einer entsetzlichen Spannung — natürlich —! — der Teufel selbst mußte schaudern vor solcher That! — Katharina — und wessen ist ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewichen ist?! — Katharina sprach dem Könige, sprach den Männern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Ketzervertilgung.

Mit aller Gewalt, die sie über ihn hatte, nöthigte sie ihn — als zwölfmal der Hammer schlug zur Stunde, wo nach altem Volkswahn der Hölle Pforten ihre Scheusale ausspeien — den schrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichtes, das schrecklicher kaum jemals die Welt sah — zu geben. Schaudernd gab er ihn — — — ein Pistolenschuß — wurde gehört, und bald schrillte die Glocke von Saint=Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da faßte sie Alle die Hölle! da trat kalter Todesschweiß auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne an einander in wilder Verzweiflung; da rieselte Todesschrecken durch ihre Gebeine und ihr Haar sträubte sich — da bereuten sie, an des Weltenrichters Vergeltung denkend, den Brudermord; da sandten sie an Guise, an Angouleme, nach dem Rathhause Boten, die Einhalt gebieten sollten. Umsonst! Umsonst! — Die Pforten der Hölle sind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts hemmt ihre Bahn — ihre Dolche rauchen schon von Christen=, von Brüderblut! — — —?

Als die Todtenglocke von Saint=Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum ersten Schrei öffnete — da flog Guise und Angouleme mit dreihundert bewaffneten Mördern nach Coligni's Hause. Der wüthende Cosseins fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thür. Bei Coligni waren in religiösem Gespräche der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der evangelische Prediger Merlin. Cornaton hört das Geschrei, sieht beim Fackelscheine die Mörderrotte und ruft Coligni zu: „Die Stunde ist da, wo uns der Herr zu sich ruft!"

Coligni ahnte das Schreckliche.

Heitern Antlitzes spricht er: „Sein Wille geschehe!" Und nun drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeister öffnet unten des Hauses Thür, und sinkt durchbohrt auf die Schwelle. Man schleudert den Leichnam hinweg, Guise wagte es nicht, den Mord selbst zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geübte Faust gelegt. Ein Böhme war sein Stallmeister,

mit Namen Dianowitz, gemeinhin le Béme genannt. Er ist der Erwählte. Le Béme, Sarlaboux, Attin, Petrucci, gleich Katharinen und Birague, eine Frucht Italiens, nebst Scharfschützen, bringen in Coligni's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühsam aufgestanden und erwartete sie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Béme herrschte ihm zu: „Bist Du Coligni?"

Coligni spricht ruhig — aber empört von des Menschen Frechheit: „Ja ich bin's — aber junger Mann, Du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren!"

Der Unmensch hohnlacht und stößt ihm das vom Blute des Hausmeisters rauchende Schwert in den Leib und dreht es wüthend um. Und als ob Jeder nach der Ehre geize, diese Schandthat zu theilen, durchbohren ihn Alle und führen Hiebe nach dem Haupte des bereits Entseelten, und wer dies nicht kann, schießt seine Pistole auf ihn ab — als ob tausend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stentorstimme der Graf von Angouleme herauf: „Ist es vollbracht!" — Es währte ihnen zu lange.

Da faßt le Béme den Leichnam bei den Haaren und schleppt ihn zum Fenster, die Genossen helfen, und sie stürzen ihn zum Fenster hinaus.

Ein Jubelruf begrüßt den gemordeten Helden. Guise wischt das Blut von dem Gesichte Coligni's, um des Todes des Gehaßten gewiß zu sein. Nun weidet er sein Auge an den Zügen dieses edlen Gesichts, das jetzt der Todeskampf kaum zu entstellen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Louvre bringen. Den Rumpf wirft man in den Stall, wo des Helden Pferde stehen. Aber schon bald nachher bemächtigt sich seiner eine wilde Rotte, verstümmelt ihn entsetzlich, schleift ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Montfaucon auf.

Carls Höllenangst wich jetzt einer Höllenwuth, als das Schreck-

liche zu verhüten zu spät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Mordgeschrei, Waffengetöse, Wüthen und Jammergeschrei reißen ihn völlig zur Wildheit hin. Er selbst schießt auf die unglücklichen Protestanten, die Rettung im Louvre suchen, wo die Schweizer, gleich Schlächtern, morden.

Von dem Hause des Admirals, in dessen Nähe die meisten Protestanten wohnten, zieht sich, nachdem diese abgeschlachtet waren, das Morden nach dem Louvre zu, in dessen Umgebung allein zweihundert protestantische Edelleute gemeuchelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürstig verfolgte, flohen nach dem Louvre, vertrauend dem gegebenen Worte des Königs und des Gesetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuschung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den schrecklich durch Fackellicht erhellten Straßen und in den friedlichen Häusern floß das Blut der unglücklichen Protestanten stromweise, und es war kein menschliches Gefühl, keine geheiligte Gewalt, keine Macht des Gewissens mehr — die da gehemmt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechzenden Mörderhorden. Zu den bestallten Henkern gesellten sich allmälig nun die Freiwilligen, der zügellose, längst schon fanatisirte Pöbel der Hauptstadt, und der Greuelthaten war kein Ende, sie mehrten sich von Stunde zu Stunde in dieser entsetzlichen Nacht. Selbst Kinder spielten und warfen sich mit den Gliedern der Ermordeten, und man sah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückgeschaudert wäre.

Im Louvre wurden in den Vorgemächern, auf den Gängen und Stiegen protestantische Edelleute niedergestoßen, selbst vor den Augen Margarethens von Valois, der Neuvermählten Heinrichs von Navarra, so daß das Blut der Gemordeten, die sie nicht zu schützen vermochte, ihre Gewänder bespritzte. Katharina von Medicis, nachdem die erste Regung des Gewissens niedergekämpft war von den Leidenschaften des verruchten Herzens, sah mit Begierde das Morden, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teuflisch war.

Heinrich von Navarra entging mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge sein, wie man seine Glaubensbrüder schlachtete, und konnte sie nicht retten. Dies Bewußtsein brachte ihn fast außer sich.

Carl IX. ließ ihn gegen Morgen zu sich bescheiden mit Condé, und rief ihm, als er erschien, zu, daß er jetzt Coligni und alle Häupter der Protestanten habe ermorden — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen lassen, daß sie Beide ihrem Ketzerthum entsagten — dazu — setzte er mit außerordentlichem Zorn und Grimme hinzu, gebe ich Euch drei Tage Bedenkzeit; dann aber — — er brach schnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erschütterten, denen die Wonnetage ihres ehelichen Lebens schrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdeter und grausamer gegen die armen unglücklichen Protestanten, als Tavannes und die Herzoge von Nevers und Montpensier. Mit dem bluttriefenden Schwert in der Hand schrie Tavannes in entsetzlichem herzzerreißenden Spotte: „Lasset den Ketzern zur Ader! die Aerzte versichern, es sei im August so gesund als im Mai." Solch Beispiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Protestanten gelang es, durch die Flucht sich zu retten. Die Meisten wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches versuchten; aber nicht bloß politischer und religiöser Fanatismus schwang das Mordeisen — Haß jeder Art und jeden Ursprungs gebrauchte die Begünstigung einer Zeit des gesetzlosen und rechtlosen Zustandes zu seiner Befriedigung, und lang gedämpfter Leidenschaften Gluth loderte auf. Alte Beleidigungen wurden gerächt; Gläubiger von den Schuldnern erschlagen, und Neid und Eifersucht waren so blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Protestanten waren die Schlachtopfer, nur sie mußten sterben, und nicht Alter, nicht Tugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geschlecht konnte das Dasein nur eine Minute fristen.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit dichtem Gewölk ihr Allen lachendes, Alle erquickendes Antlitz vor den Greueln, die menschlicher Wahn verübt. Man möchte die Möglichkeit bezweifeln, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schauder und Entsetzen die Tigerherzen ergriffen — und doch blieben sie sich gleich; ja noch schrecklicher wurde ihr Blutdurst, da der lang genährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morden, da man seine Opfer erst suchen mußte. Ohne Maß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tags.

Erst gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hause gehen und das Morden einstellen sollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit sie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geschöpft hätten!? — Umsonst war dies Gebot. An Gehorsam war in diesem Aufruhr aller Leidenschaften nicht zu gedenken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen neuen Aufruf, und es wurde zum Sporne zu neuen Greuelthaten. Der König versuchte auch nicht weiter, sie zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender gemacht, welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und sein Eifer wuchs also, daß er am 28. und 30. August erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Protestanten ohne Schonung zu würgen, damit auch nicht Einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morden in Paris. Nur in den letzten Tagen geschah es mit Mäßigung, aber auch mit desto raffinirterer Bosheit. Man war ermüdet, übersättigt, und nothwendige Erschlaffung folgte der Ueberspannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morden noch in den Provinzen.

Dreitausend Protestanten starben in diesen Tagen in Paris; dreißig tausend innerhalb der Grenzen des Reichs.

Aber auch schöne Beispiele des Edelsinns und christlicher Liebe

bewiesen einzelne Katholiken in dieser entsetzlichen Zeit. Ehre ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebot eines entmenschten Königs! Die Statthalter Tendes in der Provence und de Goldes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorsteher versagten den Blutbefehlen des Königs muthig den Gehorsam und schützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf sich ladend, als die schreckliche Schuld ihrem Gewissen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht dieser Greuel der Bartholomäusnacht in allen Richtungen, und höchst verschieden nahm man sie auf. Während man ihnen zu Ehren in Madrid Freudenfeste feierte und Stiergefechte hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carl und Katharinen Glück wünschen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz Paris mit seiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutschen Fürstenherzen, und der edle Maximilian II. erklärte laut die Bartholomäusnacht für das gräßlichste Brandmal in der Regierung seines Eidams Carl IX. Allen Sophistereien der französischen Gesandten an den deutschen Höfen gelang es nicht, das Abscheuliche, nach französischer Weise, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik sah, ist begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher, als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polnischen Thron rief. Als er durch Deutschland reiste, verfolgte ihn Abscheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edeln Kurfürsten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schlosse zu Heidelberg — da hielt sich der edle deutsche Fürst für berufen, das Sünderherz des Franzosen zu erschüttern. Und er that's. Und der Leichtsinn und die Verstockung wich. Der innere Richter erwachte schrecklich, und die Furien der Hölle peitschten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unfähig, länger sein Inneres zerreißen zu lassen, seine Schuld bekannte, und durch das Bekenntniß

eine Ruhe zu gewinnen suchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatischen Clements Dolch seine Seele ausröchelte.

27.

Noch war der Morgen des 25. August nicht angebrochen, noch schien er nicht in die enge Kammer, in welcher Gui und sein Genosse noch immer gefesselt und geknebelt lagen in der schrecklichsten Pein einer immerwährenden Todeserwartung, als gewaltsam die Thüre derselben aufgerissen wurde und Acevedo, von dem leuchtenden alten Diener, des Hauses Besitzer, begleitet, hereinstürzte, ihre Fesseln zu lösen befahl, dann aber überwältigt von all' dem Entsetzlichen, dessen Zeuge er gewesen, ohnmächtig niederstürzte.

Der Diener löste Gui's Fesseln, und dieser erkannte in seinem Genossen erst jetzt den edeln du Plessis-Mornai.

Als auch er seiner Fesseln ledig war — reichten sich Beide die Hand und eilten dann, den Zusammenhang ahnend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuspringen.

Erst nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn in's Leben zurückzurufen. Er starrte sie fast bewußtlos an.

„Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder sind wir ihr schon enthoben, dieser sündigen, verruchten Welt!?" — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

„Fasse Dich, Freund!" sprach sanft du Plessis, „wir leben und Du lebst; aber so vieles Räthselhafte und dunkle liegt auf den letzten Stunden und der seltsamen Behandlung, die wir erfuhren, das Du allein, wie ich ahne, zu lösen vermagst, und was wir von Dir erwarten können."

Acevedo's Bewußtsein kehrte zurück. Er stand auf und sah sie Beide an, und sein Herz floß über, und die Thränen rannen über seine Wangen. Er breitete seine Arme aus und rief innigst ergriffen:

„Kommt an mein Herz, o Ihr, die ich ja allein noch hienieden habe — und Du vor Allen, mein Sohn!“

Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Ein inneres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greises Brust, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein so beseligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er sank an des Greises Brust.

„Ja, Ihr seid mein Vater!“ rief er mit Rührung, „denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet!“

Lange hielt ihn der Greis umschlungen in stummer Rührung, während du Plessis lächelte, und doch auch Thränen über seine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

„Wir sind quitt!“ rief er ihm zu, „Du hast einst mir und jetzt habe ich Dir das Leben gerettet!“

Dann trat er vor Gui und besah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

„Hinweg, Du Verhüllung!“ rief er dann aus, „mein Werk ist zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes stiften in Dir! Gui — ich bin Dein Vater, Dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!“

Da sanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenthau der Freude, und mit den Worten: „So log doch mein Herz nicht!“ lag er in des seligen Vaters Armen.

du Plessis faltete seine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend stand der alte treue Diener da und fragte leise du Plessis, ob dem also sei?

Als die ersten Wallungen des Herzens vorüber waren, ergriff du Plessis die Hand des alten Viole und sagte:

„Gib nun Rechenschaft von den letzten Stunden!“

Da rief Viole: „Grausamer! warum mischest Du das Gift in den Freudenbecher?“ —

du Plessis sah ihn staunend an. Er begriff ihn nicht.

Da setzten sich Alle, und Viole erzählte die schauderhaften Vorgänge der Nacht, die noch ungemindert fortdauerten, ob es gleich in dem fernen Winkel, wo sie sich jetzt befanden und wo man keine Protestanten wußte, still und friedlich aussah. Er schilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordscenen.

Bebend fragte Gui nach Coligni.

„Seinen Rumpf schleppte das Volk in den Straßen umher und hing ihn endlich bei den Beinen an den Galgen auf Montfaucon auf.“

Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen seine Augen und rief in herzzerreißendem Schmerze:

„Warum ließet Ihr mich nicht an seinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!“

„O, gib mir den Vorwurf nicht, mein Sohn,“ sprach Viole — „Du konntest ihn nicht retten. Es war umsonst, es war zu spät. Ihr waret Alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher schleppen lassen, daß ich Euch retten konnte; denn dort wart Ihr sicher verloren.“

Da sanken sie sich auf's Neue an die Brust.

Und du Plessis sprach: „Wir sind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet, laßt uns sein nicht vergessen. Ihm sei die Ehre!“

Da sanken sie auf ihre Kniee und dankten ihm bewegten Herzens.

Gui ergriff nun des Vaters Hand und bat ihn um die Erzählung seiner Begebenheiten.

„Nein, Gui,“ versetzte der Alte, „jetzt nicht. Wir haben jetzt Ernsteres zu erwägen. Wenn wir einst glücklich bei Rabaud und Salers auf Saint-Flour sind — dann, ja dann will ich erzählen. Doch, wie kommen wir dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.“

„So sind wir jedenfalls hier sicherer in der Wohnung dieses braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge sind,“

meinte du Plessis; auch Gui bat, in Paris zu bleiben, so dringend, daß man sah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder seinem Vater, noch du Plessis sagte er etwas davon, bis er eines Abends spät vermißt wurde. Vergebens suchten sie ihn und ließen ihn suchen; wo er war, das ahnten sie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, schritt Gui indessen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finster — der Weg unbekannt. Oft mußte er stehen bleiben und sich umsehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit seinem Vater und du Plessis sich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe; da stand der Galgen mit Coligni's Körper, an dem schon Raben nagten.

Gui war in einer entsetzlichen Spannung. In seinen Tiefen war sein Gemüth, sein ganzes Wesen erschüttert. Er sank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erst sich zu erheben. Er versuchte es, an dem Galgen hinaufzuklettern. Nur nach vieler Anstrengung gelang es ihm, den Leichnam abzuschneiden.

Es war Mitternacht geworden über dieser Arbeit. Eine Todtenstille herrschte auf der einsamen Höhe von Montfaucon, die nur das Gekrächze der Raben und ihr schauerlicher Flügelschlag unterbrach. Eiskalt überlief es den Jüngling an diesem Orte des Schreckens, wo jeder Tritt, den er that, in den Todtengebeinen der hier gerichteten Verbrecher rasselte. Es war allmälig sternenhell geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, verloren sich, und diese magische Helle vermehrte das Schauerliche des Ortes. Jetzt eben wollte Gui den Leichnam des unglücklichen Admirals auf seine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine schwarze Gestalt langsam heranschlich. Gui wollte sich

eiligst entfernen, allein es war zu spät, er vermochte nicht mehr den Blicken des Kommenden zu entgehen. Rasch zog er sein Schwert und stellte sich neben Coligni's Leichnam, den im Tode zu vertheidigen, den er im Leben nicht hatte retten können.

„Wer Du auch seist," sprach jetzt eine höchst widerliche Stimme, „hebe Dich hinweg von dem Orte des Schreckens!"

„Adelma!" rief Gui, und eine freudige Rührung durchbebte seine Brust. Auch sie erkannte ihn.

„Bist Du es wirklich, Gui?" fragte sie. — „O, Gottlob," setzte sie hinzu, „ich glaubte auch Dich verloren und trauerte um Dich; aber sage mir, was willst Du hier beginnen?"

„Ich richte die Frage an Dich, Adelma, was suchst Du hier?"

„Den Leichnam des Admirals!" sagte sie.

„Er ist in meiner Gewalt," sprach Gui, „und meine Pflicht ist es, ihm ein Grab bei seinen Vätern zu Chatillon zu bereiten."

„Gott segne Dich für den Entschluß, mein Sohn!" rief sie freudig aus.

„Hast Du es aber auch schon bedacht," fuhr sie fort, „wie Du ihn dorthin bringen willst?"

„Das nicht," versetzte Gui. „Doch läßt mich Gott mein Werk so weit bringen, so läßt er mich es auch vollenden — und Du, Adelma, könntest mir behülflich sein!"

„Es sei!" sprach sie, und pfiff schneidend in die Nacht hinein.

Der Pfiff schnitt fürchterlich durch Gui's Gehör. Unwillkürlich hielt er seine Ohren zu.

Adelma lächelte. Sie stand da wie eine Norne — furchtbar anzuschauen — allein über ihre häßlichen Züge glitt ein Lächeln, das aus dem Bewußtsein, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht hervor traten zwei athletische Gestalten.

„Waskol!" rief Adelma, „kommt hierher. Nehmt den Leichnam und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Acht, was ihr hören werdet!"

Dann faßte sie Gui's Hand. „Komm, mein Sohn!" sprach

sie sanft, „komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin Du mich führst; die Todten sind auferstanden. Gui — hast Du schon am Vaterherzen Kindesglück gefühlt? — Er war Dein Retter, ich ahne es, und Adelma will Euch Alle retten aus dieser Mördergrube!"

Sie schritt rasch vorwärts.

Gui wollte reden.

„Schweig' jetzt," gebot sie, „denn unserer droht Gefahr!" — Still schritten sie nun durch entlegene Gassen.

Plötzlich stand Adelma.

„Führe Du mich nun," sagte sie, „denn ich weiß nicht, wo er ist."

Gui leitete sie nun, und bald hatten sie den Versteck erreicht.

Gui hatte den Leichnam des Admirals in seinen Mantel geschlagen. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vorplatze des Häuschens, und blieben dabei stehen.

Gui trat in das schwach erhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterherzens lösten sich bei seinem Anblick in Wonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

„Wo warst Du? Und warum thatst Du uns das?"

„O, tadelt mich nicht, mein Vater?" sprach erschüttert der Jüngling. „Ich konnte nicht ruhen, so lange ich den Leib des edelsten Mannes am Schandpfahle wußte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft seiner Väter ruht!"

„Du warst auf Montfaucon?" rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an sein Herz. „Gott lohne Dir die That!"

du Plessis umarmte ihn. „O, Du hast längst Sohnesrechte in meinem Herzen gehabt, Gui!" rief er begeistert aus — „jetzt bist Du auch mein Sohn!"

„Nehmt mir ihn nicht ganz," sprach jetzt eine in Rührung gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltsam ergriff der Ton den alten Viole.

„Adelma!" rief er, „führt Dich der Himmel wieder zu uns?" —

Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte sie ihm den Ring dar. —

Er ergriff ihn freudig und sah sie forschend an. —

„Es ist gelungen," sprach sie leise, „Ihr werdet sie wieder sehen."

Da durchbebte neue Freude des Greises Brust, und dankbar blickte er nach oben, dankbar drückte er Adelma's welke Knochenhand.

„Noch Eins," sagte die Alte. „Nehmt dies Goldstück zurück, das wie Feuer auf meinem Herzen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelle. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich selbst verachten seitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, Viole, Viole, wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es schleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!"

Viole nahm es und schleuderte es weit weg.

„Vergib mir, Du treue Seele, vergib dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem letzen Gute floh, was ihm geblieben war."

Adelma's Hand fuhr nach dem Herzen. „O, daß ich jetzt stürbe!" sprach sie leise. „Doch nein," setzte sie hinzu, „mein Werk ist noch nicht zu Ende, Ihr müsset weg von hier. Bereitet Alles schnell — noch diese Nacht muß Paris hinter uns liegen."

Freudig ergriffen sie alle diesen Vorschlag, und ehe noch eine halbe Stunde verging, folgten sie schon der Alten, die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptstadt, sie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von Boulogne, wo sie Wlasko und seinen Gefährten mit dem Leichnam des Admirals trafen.

In der folgenden Nacht erreichten sie Chatillon. Still und traurig setzten sie des Admirals sterbliche Reste in der Gruft seiner Väter bei, und aus den Heldenblicken träufelten Thränen das Todtenopfer dem großen, edlen Gemordeten.

„Nun ist mein Herz frei," sagte Gui, „und meine letzte

Pflicht gegen den Edeln erfüllt. Schlaf wohl," sagte er dann weich — „schlaf wohl, Du Edler! In einer Welt, wo nicht mehr der religiöse Parteinamen die Hand gegen den Bruder waffnet, wo nicht mehr Priesterhaß die Herzen entzweit, wo nicht mehr menschliche Autorität das ewige Licht der Wahrheit unter den Scheffel setzt — wo nur Herzensglaube gilt und Liebe — da sehe ich Dich wieder!"

Sie drückten sich alle noch einmal die Hand. Jeder legte seine Rechte auf den Sarg des Admirals, als nähmen sie Abschied von ihm, und verließen dann die Todtengruft, um ihre Wanderung fortzusetzen.

28.

„Das ist nicht der Weg nach Saint-Flour!" sprach Viole zu Adelma, als sie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

„Laßt mich," sprach sie sanft. „Es schlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt."

Viole schwieg. Er ahnte, was sie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne sank in wundervoller Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der Dauphiné. Gui's Herz war tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

„Adelma, Du führst uns zu Rabaud und Salers?" fragte er.

Sie nickte.

„Laßt mich voraus," bat er, „die Freude tödtet sie sonst!"

Er riß sich los und flog, wie die flinke Gemse, einen ihm wohlbekannten Bergpfad hinan, der ihn näher und schneller zum Dörfchen leitete, als der Weg, den Viole, du Plessis und Adelma gingen. Hoch schlug sein Herz, als er der Hütte nahte, und die Greise so friedlich, so ruhig im Widerscheine des Abendroths auf dem Bänklein vor der Hütte sitzen sah, das er gemacht hatte in

jener Zeit, wo er hier die Tage eines glücklichen, harmlosen Stilllebens gelebt.

Von ihm sprachen sie.

Da erblickten sie den zum schönen Manne gereiften Zögling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zuflog, und der freudige Schrecken fesselte sie, daß sie nicht aufzustehen vermochten.

Er aber umarmte sie frohlockend, und bereitete sie auf den Anblick ihres alten, lang beweinten, todtgeglaubten Herrn vor.

Als er ihnen endlich sagte, er lebe, sie würden ihn wiedersehen, da fielen sie auf ihre Kniee nieder und dankten unter Freudenthränen ihrem Gott, und Rabaud rief: „Herr, nun laß uns in Frieden dahin fahren, da Du den höchsten Wunsch uns gewähret hast!"

Da trat Viole unter dem Schatten der Bäume hervor. Sie kannten ihn nicht. Ach, es lag ja so manches Jahr und so mancher Schmerz dazwischen, und jedes hatte seinen Tribut gefordert, und jeder Schmerz seine Furchen zurückgelassen!

Aber als der lieben Stimme Klang an ihr Ohr schlug, als sie ihre Namen ausrief, da zuckte des Wiedersehens Freude durch die Herzen der Greise, und sie wankten ihm entgegen und bedeckten seine Hände mit ihren Thränen.

„Nein!" rief Viole aus, „hier, hier ist Euer Platz, Ihr Väter meines Sohnes!" und er zog sie, einen nach dem andern an sein Herz! „Ihr habt ihn zum Manne gemacht, und zwar zum wackern Manne, das kann ich Euch nur mit Liebe lohnen. Fortan sollt Ihr leben mit mir wie Brüder!" —

Es war ein heiliger Moment, wie ihn selten das Leben bietet. Die Greise waren verjüngt, und der Himmel mit seinem Frieden zog in das Hüttchen ein. Aber ein Herz empfand tiefe Wehmuth in der Freude aller; denn die Nähe mahnte an den Verlust, und still und traurig schlich Gui umher.

Viole verließ sie eines Tages heimlich. Er ging nach Arbeque mit Adelma, die ihn nicht verließ.

In stille, wehmüthige Träume versunken, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sie Gabrielen.

Einen lauten Freudenschrei stieß sie aus beim Anblicke Viole's, und flog an seine Brust. Ach, sie hatte ihn ja auch als todt beweint!

„Hinweg mit dem Trauergewande, meine Gabriele," sprach Viole. — „Auf Arbeque soll die Freude einkehren."

Sie lächelte wehmüthig. „Das Grab gibt keine Opfer wieder!" seufzte sie.

„Die Todten stehen auf, meine Tochter!" rief Viole, „Du siehst es ja an mir. Kind, gib die Hoffnung nicht auf!"

Aber sie lächelte wieder durch Thränen so wehmüthig, und sagte dann erröthend: — „die meine liegt unter dem Rasen."

Viole schwieg. Er beredete sie, ihn am anderen Tage zum Dörfchen zu begleiten, um seine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gern seinen Wunsch.

Sie kamen dort an.

Gui saß im Gärtchen, in schwermüthige Rückerinnerungen versunken, unter dem alten Kastanienbaume, dessen Aeste einst seine Knabenspiele beschirmt.

Sie nahten sich unbemerkt und leise.

„Was würdest Du sagen, Gabriele," flüsterte Viole ihr zu, „wenn jetzt Gui Rabaud vor Dich träte und spräche: Gabriele, ich bin nicht Gui Rabaud, sondern des Mannes Sohn, der einst schwur, Dein Vater zu sein?" —

Sie bebte und sah ihn verwundert an, und eine Gluth übergoß ihr Antlitz.

„Gui!" rief Viole, und Gui fuhr, aus seinen Träumen aufgeschreckt, herum.

Er sah Gabrielen und sank, kaum seiner mächtig, zurück.

Viole ergriff seine Hand und führte ihn zu Gabrielen.

„Es ist mein Sohn, Gabriele," sagte er, „Gui de Viole!" — Da standen sie vor einander stumm erglühend.

Und Viole legte ihre Hände in einander. „Seid meine Kinder," sprach er, und seine Stimme zitterte. „Seid glücklich! — Eure Liebe hat eine schwere Probe bestanden — sie ist des Glückes werth!"

Da sanken sie einander in die Arme, überwältigt von ihren Gefühlen, und Viole segnete sie.

Adelma stand von ferne und trocknete ihre Thränen. Viole erblickte sie. „Komme herzu, Du Treue — es ist ja Dein Werk!" rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte segnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich sagte sie:

„Gui, ich sagte Dir einst, Hoffnung täuscht nicht. Sieh, ich log nicht!"

Bald umschlossen Alle, du Plessis, Rabaud und Salers, den Kreis, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben sie da. Nachdem Viole in Eile seine eigenen und Gabrielens Angelegenheiten geordnet hatte, verließen die glücklich Geretteten Frankreichs blutgedüngten Boden und zogen nach Genf.

Bis auf die Grenze Frankreichs geleitete sie Adelma. Sie Alle glaubten fest, die Alte würde ihre Tage nun in ihrem Kreise beschließen, doch so wollte sie es nicht. Das irre Wanderleben ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze stand sie stille.

Tiefe Rührung bewegte ihre Brust. Sie konnte fast nicht reden.

„Zieht in Gottes Schutze," sprach sie mit wankender Stimme — „ich muß Euch verlassen. Die alte Adelma kann nur in Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme sei einst ihr Grab. — Mein irrer Lauf ist seinem Ziele nahe," sprach sie feierlicher.

„Ich hab' am Abend meiner Tage noch einmal selige Stunden in Eurer Mitte verlebt, in ihrem Nachklange wird dies Herz brechen, wird freudig brechen. O, lebt Alle wohl!" rief sie, und ihre Stimme hob sich, sie richtete sich auf, ein seltsamer Glanz strahlte aus ihren Blicken, und prophetisch sprach sie: „Betretet Frankreich nicht wieder. Es wird noch lange in blut'gen Todeskämpfen zucken — bis ihm Frieden wird — und — noch oft wird es wüthen gegen seine eignen Kinder in fürchterlicher Wuth — dann aber — ist kein Stäubchen mehr von uns vorhanden! — Lebt wohl! Mein Auge sieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergeßt im Glücke Adelma's nicht. Ihr letzter Laut ist ein Gebet für Euch!"

Bei diesen Worten verschwand sie im Dickicht des Waldes, und ihr Andenken segnend, zogen die Glücklichen gen Genf.

Die erste Wohlthat.

Im letzten Sommer schritten drei Männer in freundlicher und gemüthlicher Unterhaltung auf dem schönen Wege durch das Nerothal bei Wiesbaden. Alle Drei waren Schulmeister, aber aus der Region der Gymnasien, und ihre Unterhaltung über den Werth der Anschauungen im Jugendunterrichte, nahm, wie das im Gange lebhafter Unterredung zu gehen pflegt, von diesem Gegenstande die Wendung auf die Macht jugendlich empfangener Eindrücke, und wie sich diese dem Gedächtniß als eine wunderbare Handhabe darbieten.

Da nahm der Oberlehrer Driberg das Wort und sagte: „Davon kann ich Euch, lieben Freunde, ein Beispiel erzählen, das weit hinabreicht in meine Knabenjahre und doch wieder in den jüngsten Tagen auf eine für mich ebenso überraschende, als erhebende Weise sich verjüngt hat. Wollt Ihr mir das Ohr leihen?"

Gerne sagten wir das zu, und er begann.

„Zu den erfreulichsten Erinnerungen meines Lebens rechne ich es, daß meine selige Mutter mich zum Träger ihrer großen und doch so verschwiegenen Wohlthätigkeit machte. Das hat meiner Seele einen Grundton gegeben, der in tausendfachen Schwingungen durch mein ganzes Leben fortklang, und ob ich gleich nicht zu denen gehöre, die so voll und reich mit der Rechten geben können, ohne daß es die Linke weiß, so hab' ich doch allerwegen mit Freuden mein Brod mit dem Armen getheilt, und es ist, meines Wissens, Keiner ohne eine Gabe geblieben, der mir im Leben nahe trat. O, wenn doch alle Mütter es wüßten, welch' einen Segen sie dem

Herzen ihrer Kinder gäben, wenn sie sich ihrer kleinen Hand bedienen, dem Armen Wohlthaten zufließen zu lassen.

„Wenn die Dämmerung kam, so begann mein Beruf als Rabe des Elias. Da trug ich im Körbchen dorthin und hierhin den Hungernden Lebensmittel aller Art, je nach Bedürfniß derselben. Sie kannte diese Bedürfnisse sehr genau. Da hab' ich viel Segenswünsche und Dankesworte mit hinweggenommen, und ich schlief allemal unendlich glücklich ein, wenn ich recht viel Arbeit gehabt und recht müde geworden war, und es gemahnte mich allemal, als schwebten diese Segenswünsche und Dankesworte als lichte Engel schützend an mein kleines Bett.

„Meine Eltern waren nicht reich. Eine Besoldung von siebenhundert Gulden war wahrlich keine unerschöpfliche Quelle, und unsere Familie bestand aus fünf Gliedern. Da war kein Ueberfluß, und doch that meine Mutter Vielen, sehr Vielen wohl. Wie sie das fertig brachte, ist schwer zu sagen, aber das reiche Erbarmen eines Frauenherzens ist erfinderisch und der Segen Gottes steht ihm allemal als ein getreuer Helfer zur Seite.

„Dann und wann bekam ich einen Obstkreuzer, der denn auch, da wir kein Obst wachsen hatten, regelmäßig vernascht wurde, wenn er nicht die zum Spielen nöthigen Klicker beschaffen mußte. Mehr aber empfing ich nie.

„Eines Sonntags Mittags saß ich in einer Ecke unserer Wohnstube und lernte meine Katechismusaufgabe für den anderen Morgen. Bei meiner Mutter saßen zwei treue Freundinnen, ganz ihrer Gesinnung, und sie redeten von den armen Familien des Städtchens, das in den schönen Rheingegenden liegt. Da wurde die Noth dieser oder jener besprochen, und wie sie sich in die Unterstützung theilen wollten. Es war zu der Zeit, als Napoleon das Festland gegen England zuschloß. Am Rheine hin standen damals zwei Mauthreihen oder Douanenlinien, eng genug, um nichts durch-

zulassen. Diese Leute waren sehr kümmerlich bezahlt, und hatten sie große Familien, so ging's ihnen kratzig genug.

„So lebte in dem Städtchen B... auch ein Douane, Namens Engel, der eine Frau und neun kleine Engelchen zu ernähren hatte. Dazu reichte sein armer Sold bei Weitem nicht aus, und die Noth der Familie war sehr groß, da die Kinder nicht betteln durften. Verdienen konnte noch Keines davon etwas, denn das älteste Mädchen war neun Jahre alt und der jüngste Knabe etwa ein halbes. Auch der sehr braven Mutter war jede Erwerbsquelle verschlossen, da sie zu handtieren genug hatte, um das zappelnde Ameisenhäuflein in Reinlichkeit, Ordnung und ganzen Kleidungsstücken zu erhalten, und die Menge der aufgesetzten Flicken und Placken gab Zeugniß, daß ihre fleißige Hand von müßigem Rasten nichts wußte. Der Vater war ein geschickter Drechsler und wenn er bei Nacht auf seinem Aufpasserposten gestanden, fand man ihn zeitig wieder an seiner Drehbank. Das Schlimmste war, daß diese Zöllner vom Volk ebenso gehaßt wurden, wie die Zöllner von den Juden, wie uns das Evangelium erzählt. Da konnte auf eine mildthätige Unterstützung nicht gerechnet werden, wenigstens nicht aus den Kreisen, welche diesen Haß blindlings theilten — und die reichten weit herauf im Bürgerstande.

„Die Engel's darbten und die beiden Freundinnen meiner Mutter erzählten erschütternde Einzelnheiten. Ich war in meiner Ecke ganz Ohr und die Worte drangen zum innersten Grund einer weichen Knabenseele; sie waren aber auch die Ursache, daß mein alter Lehrer mir am anderen Morgen bei'm Hersagen des Katechismus eine gesalzte Ohrfeige zu fühlen gab, deren eigenthümliche Disharmonie noch in meinen Ohren fortklang, als wir um eilf Uhr der drangsalvollen Schulstube, wie ein brausender Waldstrom entrauschten. An diesem Morgen hatte ich mich ohnedies verschlafen, und da Besuch im Hause war, der den stillen Gang geregelter Ordnung ohnehin unterbrach, so achtete Niemand auf mich. Die Mutter meinte, meine

Schwester Minchen hätte mir mein Frühstück verabreicht, und diese glaubte, die alte Eva, unsere Magd, habe es gethan, und doch saß ich im Stübchen und zerarbeitete mich an dem Katechismus, der gar nicht in den Kopf wollte. Da schlug's acht, und wer ohne gefrühstückt zu haben in die Schule mußte, war ich. Am Sonntag Abend hatte ich meinen Kreuzer gekriegt. Der tröstete den bellenden Bubenmagen. Ich dachte, wenn ihr um halb zehn die freie Viertelstunde habt, so springst du auf den nahen Markt und kaufst dir goldgelbe Apricosen, um deren Reifzeit es eben war, und die ich in eine ganz absonderliche Gunst genommen. Aber es verschwor sich an diesem Unglückstag Alles gegen mich.

„Die ganze Bank, die mich zu ihrem Insassen hatte, konnte nichts. Der Alte war wüthend über die Faullenzer und Tagediebe, wie er uns titulirte, und er fing oben an und zog Jedem eine Gesalzte, wobei ich, wie bereits gemeldet, nicht zu kurz kam. Sein gerechter Zorn hatte aber auch noch die für mich schauerliche Folge, daß er die Freiviertelstunde für heute strich und diese Bank, während die Anderen auf dem Schulhofe jubilirten, zur Strafe sitzen bleiben mußte.

„Alle Zehn waren wir gleicher Sünde und Schuld theilhaftig, aber zwischen mir und meinen neun Mitschuldigen und jetzt Mitleidenden bestand der ungeheure Unterschied, daß sie alle gefrühstückt hatten und ich nicht. Nie hat mich eine Strafe empfindlicher getroffen, als diese; nie habe ich mehr das Ende der Schule herbeigesehnt, als damals. Und doch trug ich mein Leid stille, weil ich die Neckereien und schadenfrohen Sticheleien meiner Leidensgenossen fürchtete.

„Und es war gerade, als ob der Alte an mir ein Exempel statuiren wollte an diesem Tage! — Es hatte bereits eilf geläutet und er machte noch keine Anstalt, uns zu entlassen.

„Endlich! Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust, als

er noch eine Strafpredigt an uns Zehn begann, die mit erklecklichen Drohungen abschloß.

„Ich war heute ein dreifach Gestrafter und schrieb mir das hinter's Ohr. Ich wundere mich heute noch, daß sich mein Grimm nicht auf den armen Douanen Engel warf, der doch eigentlich die, wenn auch unschuldige, Ursache meiner Schulleiden war. Alle Buben liefen schnurstracks heim; denn es war Sitte in dem Städtchen, daß um Eilf gegessen wurde; nur in meinem elterlichen Hause war, weil mein Vater erst um Zwölf von der Schreibstube kam, Zwölf die Stunde, die mir Linderung meiner Hungerqual verhieß. Bis dahin waren's noch gut Dreiviertelstunden! Zu Hause wurde auf strenge Ordnung gesehen. Ich erhielt vor Tisch nichts, da mein Vater sehr darauf hielt, daß ich bei Tisch ordentlich aß. Ich konnte dafür bürgen, daß ich heute über das Zuwenig keinen Rüffel erhielt; aber bis dahin noch Dreiviertelstunden! Das war mehr, als der Magen des zehnjährigen, kräftigen Buben ertragen konnte. Als ich in De- und Wehmuth über die Herbigkeit meiner Lage über den Markt schlenderte (denn die Eile konnte mir ja zu Nichts helfen!), gedachte ich plötzlich meines Kreuzers, und ein Lichtstrahl fiel in meine verdunkelte Seele, der schmerzliche Ausdruck meines Gesichtes machte urplötzlich lachender Freude Platz.

„Aber! — dort saß die alte Margreth, die Obstverkäuferin, und ein Berg der herrlichsten, golden mit rothen Bäckchen mich anlachenden Apricosen zog meine Blicke und Sehnsucht auf sich, und hier war ein Bäckerladen, von dem die frischen Milchbrode den reizenden Duft zu mir herübersandten. Da stand Herkules am Scheidewege! Für meinen Kreuzer, der mein ganzer Reichthum war, bekam ich drei Apricosen, und — einen der großen, prächtigen, duftenden Wecke.

„Was sollte ich thun? Drei Apricosen, das war ein Wassertropfen auf eine heiße Platte; aber so ein Milchbrod, das

gewöhnlich mit einer Tasse Milch mich bis zum Mittag vollkommen befriedigte, war doch etwas Anderes bei meiner grimmigen Hungersnoth. Zum ersten Male überlegte ich in diesem Conflicte und die Klugheit trug den Sieg davon über die Lust an den herrlichen Apricosen.

„Doch es sollte anders kommen.

„Als ich mich umwandte nach dem Bäckerladen, stand des Domanen Engel ältestes Mädchen vor mir. Es war etwa so alt, wie ich, zehn Jahre, und lehnte an der Kirchmauer. Seine Blicke waren starr auf den Bäckerladen gerichtet. Es lag der Ausdruck eines heftigen Verlangens darin. Das Aussehen des Mädchens, das ein sehr freundliches Gesichtchen hatte, war leidend, die ohnehin bräunliche Hautfarbe schien gelb. Das rabenschwarze, reiche Haar gab den Zügen einen vollends düstern Ausdruck. Ihr außerordentlich großes, schönes, schwarzes Auge, sonst so lebhaft und glänzend, sah aus der tiefen Höhle so eigenthümlich, fast gespenstig, daß mich ein Grausen überlief. Das Kind sah nichts, als den Bäckerladen. Ich trat zu ihr und fragte: „Fehlt Dir etwas, Lottchen?"

„Das schwarze Auge traf mich. Das Kind zuckte zusammen und halb flüsternd sagte sie: „Mich hungert so!"

„Hunger also aus Noth, aus Mangel! Gerechter Gott! Mich überlief's eiskalt und meinen eigenen Hunger vergessend, fuhr ich mit der Hand in das Täschchen meiner Weste, nahm meinen Kreuzer und gab ihn dem Mädchen.

„Nie hab' ich mehr in dem Grade den plötzlichen Uebergang von tiefem Kummer zu hoher Freude gesehen, als in diesem Augenblicke. Das Kind fuhr aus seiner gebückten Stellung empor, wie wenn es durch eine innere Macht emporgeschnellt würde. Aus dem dunkeln Auge schlug ein lodernder Blitz auf. Die schlaffen Gesichtszüge waren plötzlich gespannt, lebenvoll. Eine blühende Röthe ergoß sich über das ganze Gesicht.

„Sie nahm den Kreuzer, sah mir einen Moment tief in die

Augen und sagte: „Ach Gott, wie dank ich Dir!“ Dann flog sie in den Bäckerladen.

„Und ich? — Nun — mir war so wohl und doch so wehe um's Herz, daß ich rasch die Gasse hinablief und etwas in meinen Augen verdrückte, was einer Thräne gleich war.

„Und mein Hunger? werdet Ihr fragen. Ich antworte einfach und kurz — er war beruhigt. Das selige Bewußtsein meine Noth über der des armen Kindes vergessen zu haben, war so lohnend, daß ich mit Heldenkraft mein Bedürfniß zurück drängte, aber zu Mittag allerdings einen Vertilgungskampf mit den Auflagen meines Tellers begann, der nur darum unbemerkt und unbelacht blieb, weil unser Besuch die Aufmerksamkeit der Tischgenossen ungetheilt in Anspruch nahm.

„Wenige Tage später wurde der Douane Engel versetzt. Ich sah das Kind nicht wieder; aber die Hingabe meines Kreuzers ist mir eine wohlthuende Erinnerung für lange Zeit geblieben. Ihr könnt wohl denken, daß sie dennoch im großen Grabe der Zeit unterging.

„Ich wuchs heran, und wenn auch meine Studien meinen jetzigen Beruf vorbereiteten, so blieb mir dennoch Zeit, mich mit Liebhabereien zu beschäftigen und zu diesen gehörte das Studium der mittelalterlichen Kirchenbauten. Schon als Knabe zog die romanische Hauptkirche der Vaterstadt, namentlich ihr prachtvolles Chor, mein Nachdenken zu sich hin; nicht minder die herrlichen Mauerreste einer Kapelle von Kleeblattform im reinsten deutschen Style, welche einige hundert Stufen höher als die Hauptkirche am Berge liegt. Die beiden ausgezeichneten Bauwerke regten mit Gewißheit auch jene Vorliebe für die Werke der Baukunst in mir an. Ich lernte später alle merkwürdigen Bauwerke, an denen der Rhein so reich ist, genauer kennen. Nur blieb meine Sehnsucht nach den Domen von Freiburg und Straßburg acht und dreißig volle Jahre ungestillt. Meine ökonomischen Umstände erlaubten die

Reise nicht. Erst in diesem Sommer wurde es möglich. Ich fuhr von Mannheim mit der Eisenbahn in einem Zuge bis Freiburg und blieb dort mehrere Tage nur einzig und allein mit dem Dom beschäftigt und in seinem engsten Umgange. So lebte ich mich ganz hinein.

„Von da flog ich zurück über Baden-Baden nach Straßburg, wo ich dem Münster auch einige Tage zu weihen und dann wieder heimwärts zu ziehen gedachte.

„Begünstigte mich in Freiburg das klarste Wetter, so traf ich mit Regen in Straßburg ein.

„Geduld überwindet Alles. Trotz des Regens eilte ich zum Münster. Mein Entzücken kannte kein Maß. Mitten im Regen stand ich auf der Plate-forme und bewunderte die unaussprechlich herrliche Blumenpyramide des Thurms, bis der Thürmer sagte: Herr, Sie werden krank. Ihr Paletot trieft ja!

„Nun erst merkte ich's, daß wirklich der Regen zudringlicher war, als ich mir gedacht. Stellenweise, namentlich auf den Schultern, war er unaufhaltsam bis zur Haut vorgerückt und seine feste Position ließ an ein Zurückweichen gar nicht denken. Wenn der Feind einmal so weit in den Außenwerken sich festgesetzt hat, so ist es eine schlimme Sache um das Halten der Festung und die Schauer der Uebergabe durchzucken die Besatzung. Das fühlte ich und der erste Feind hatte hier oben einen gar bösen Bundesgenossen am scharfblasenden West, der mit dem „lauen Weste“ der Poeten kaum stammverwandt war.

„Um mich zu erwärmen, rannte ich, sofern es die nicht allzuvortheilhafte Treppe zuließ, hinunter und war bald zu ebener Erde, auf dem Münsterplatz.

„Ich gehöre zu den unglücklichen Menschen, welche gar keinen Ortssinn, daher keine Verwandtschaft mit den Tauben haben. Ich laufe mich in dem kleinsten, mir fremden Orte kapitalirre; daher ich denn auch von meinen Jugendbekannten mit dem Ehrentitel des

„tollen Huhns“ vielfach bin ausgezeichnet worden, und sich keine Zunft bei mir in fremden Orten besser steht, als die Lohnbedienten und das lungernde Gesindel, welches vor den Thoren der Gasthöfe auf die Zurechtweisung der Fremden speculirt.

„Der reichlich fließende Regen machte Straßburgs nicht eben sehr reinliche Straßen fast leer. Nur hier und da erblickte man ein Paar krapprothe Hosen oder einen vorübereilenden, beschirmten Geschäftsmann. Und in meiner Münstersehnsucht und wohllöblichen Zerstreutheit stand mein Regenschirm ganz gemüthlich bei meinem Reisesack im Gasthofe, wo die Kehler Omnibusse anfahren und wo ich mir ein Zimmer genommen.

„Aber wo lag der? Ich konnte ihn wohl suchen, aber schwerlich finden, und wenn ich noch länger herumlief, wurde ich noch näßer. Ohnehin war ich, statt nach der Brücke links umzubiegen, rechts um die Ecke gegangen.

„Ich sah mich um nach einem Gasthofe, wo ich mich hätte vor Anker legen können; allein ich entdeckte keinen. Da fiel mein Auge auf ein Bierhaus.

„Ei, dachte ich, die Straßburger sind doch noch Einvierteldeutsche und die Gemüthlichkeit wird noch nicht ganz flöten gegangen sein. Da wird ja doch die Frau Wirthin einem hungernden Landsmann etwas verabreichen, wenn's auch nicht in des Hauses Bestimmung liegen sollte. Es war kurz vor Mittag; es regnete immer stärker. Meinen Gasthof wagte ich nicht zu suchen. Kurzum, ich trat ein. Es war ein großmächtiger Raum, in den ich trat. Ueberall standen Tische und Stühle, lange, kurze, kleine, große, wie man sie etwa suchte. Mächtige Säulen stützten die Decke des zweiten Stockwerks und große Rundbogen, vielmehr halbzirkelige Fenster gaben selbst an dem trüben Regentage Licht in Fülle für den ganzen Raum; aber er war leer und nur hier und da saßen ein paar Soldaten und spielten Mariage um Bier.

„Als ich eintrat, kam mir ein Mädchen, ein sogenanntes Schenkmädchen, freundlich entgegen und setzte mir einen Stuhl.

„Sie sind sehr naß geworden, sagte sie im Straßburger breiten, nichts weniger als schönen Deutsch, das mir gegen das melodische Allemannische, welches ich jenseit des Rheines gehört, sehr unmusikalisch klang.

„Ich erzählte der Lächelnden kurz mein Schicksal und wie ich so unglücklich genaturt sei, und fragte dann, ob ich wohl hier ein wenn auch noch so einfaches Mittagsbrod bekommen könne?

„Es ist nicht Brauch bei uns, entgegnete sie, die nicht übel Lust hatte, den deutschen Schulmeister auszulachen, für den sie mich ganz sicher sogleich erkannt hatte; aber ich will's der Madame sagen! Und mit diesen Worten hüpfte sie weg. Ich ging derweile im geräumigen Saale rasch auf und nieder, aus Gründen, die ich nicht zu erwähnen brauche.

„Gleich darauf öffnete sich eine Thüre aus dem Innern des Gemachs und in einem sehr guten, aber einfachen Kleide trat eine stattliche Frau herein. Sie war Fünfzigerin, aber noch immer eine bildschöne Frau, die eine Jugendfrische bewahrt hatte, wie es selten vorkommt. Ihre großen, leuchtenden, schwarzen Augen sahen mich scharf und sinnend an, als sie mir näher trat. Plötzlich nahm ihr Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck an. War's Freude? War's Rührung? War's Beides zusammen, ich weiß es nicht. Sie faßte sich indessen, grüßte mich mit großer Freundlichkeit und sagte: Die Kellnerin hat mir Ihr Unglück erzählt. Es hat nicht den mindesten Anstand, — wenn Sie mit mir und meinem Manne vorlieb nehmen wollen? Zum besondern Bereiten eines Mahls ist es zu spät.

„Als ich ihr sagte, daß mir das nur erwünscht sein könne, lauschte sie sichtbarlich mehr dem Ton meiner Stimme, als den Worten, und ihre lebhaften Augen musterten jeden Zug meines Gesichts.

„Endlich sagte sie: Zum Essen ist noch einige Zeit, da mein

Mann noch nicht hier ist. Legen Sie Ihren nassen Paletot ab und nehmen Sie Platz.

„Die Dienerin nahm mir den Paletot ab, um ihn zu trockenen, und ich setzte mich zu ihr auf ein am obern Fenster stehendes Sopha.

[illegible]

„Ich bejahte.

„Vielleicht aus B . . .? fragte sie mit etwas beklommener Brust.

„Auch das bejahte ich.

„Dann heißen Sie Driberg und Ihr Vorname ist Albrecht? sprach sie plötzlich mit großer, innerer Bewegung.

„Ich sah sie erstaunt an.

„Woher, um des Himmelswillen, kennen Sie mich? fragte ich.

„Wissen Sie das Sprüchwort nicht, sagte sie und ihre schönen Augen wurden feucht, Berge kommen nicht zusammen, weil Thäler dazwischen sind, wohl aber die Menschen, und wenn Berge und Thäler zwischen ihnen sind?

„Ihm Augenblicke ging die Thür auf und ein Mann trat herein, der freundlich auf uns zukam.

„Mein Mann! sagte die Wirthin, mir ihn vorstellend.

„Und der Herr? fragte der Wirth, als sie mich ihm nicht vorstellte.

„Verzeih' die Unart und verzeihen auch Sie sie gütigst! Ich muß erst noch Allerlei fragen und mittheilen. Setze Dich zu uns! bat sie ihren Mann.

„Als er sich gesetzt, sagte sie: Erinnerst Du Dich noch des Namens Driberg, lieber Mann?

„Gewiß, aus B . . . , sagte er. Das ist ja —

„Jetzt muß ich Sie, mein theurer Herr, in's Gebet nehmen. Ist Ihnen der Name Engel etwa erinnerlich? fragte sie mich und ihre Stimme zitterte dabei merklich.

„Ich kann. — Außer meiner frühen Jugend ist mir Niemand erinnerlich, der ihn getragen, sagte ich.

„Ganz recht, dorthin weist meine Frage, sprach die Frau.

„Da lebte in B . . . ein Douane, der so hieß.

„Und der war unendlich arm

Sie nie etwas von ihm und seiner Familie gehört?

„Nein.

„Sie haben wohl die Familie nicht näher gekannt?

„Auch das nicht.

„Doch erinnern Sie sich vielleicht noch Eines der Kinder?

„Ja, ja, sagte ich, Lottchens, des ältesten der Kinder —

„In dem Augenblicke sah ich die großen, schwarzen Augen der schönen Frau und betroffen sagte ich: Mein Gott! —

Sie trocknete ihre Thränen und sagte: Diesem Lottchen gaben Sie einst einen Kreuzer, womit es seinen Hunger stillte, denn zwei Tage schier hatte das Kind gehungert.

„Mein Gott, sagte ich und wurde verlegen, wie können Sie diese Einzelnheiten wissen, wenn Sie —

„Nicht Lottchen sind? rief sie. Ja, ich bin's. O mein Gott, fuhr sie fort, meine Hände drückend, mein Mann hier ist Zeuge, wie viel tausendmal ich den Wunsch aussprach, daß mir doch Gott die Freude bescheeren möge, den Albrecht Driberg wieder zu sehen. Ich erkannte Sie auf der Stelle, als ich Sie erblickte. Es gibt Lagen und Umstände im Leben, die uns das Bild eines Menschen so tief in die Seele drücken, daß man es wieder erkennt und wenn auch, wie hier, fast vierzig Jahre dazwischen liegen. Gott sei Dank, der so wunderbar Sie in mein Haus führte. Sieh', lieber F . . . , sagte sie zu ihrem Manne, das ist Albrecht Driberg, der mir seinen Obstkreuzer gab, und meinen Hunger so liebevoll stillte.

„Da schüttelte der Mann meine Hand und hieß mich viel tausendmal willkommen, und mir war so seltsam, so wunderlich zu

Muthe, daß ich hätte mit der Frau weinen mögen. Sie wich nicht von meiner Seite und hielt unaufhörlich meine Hand, die Hand, die ihr die größte Wohlthat erwiesen, wie sie sagte.

„Ich mußte dem Ehegatten nun erzählen, wie ich in's Haus kommen und wie mir's ergangen. Als ich sagte, wo ich eingekehrt sei, stand Herr F . . . auf und ging hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Burschen wieder. Geben Sie mir doch Ihre Karte, bat er; ich gehe, Ihre Effecten zu holen.

„Als ich Einwendungen machte, rief er: Wie, Sie wollten nicht bei mir wohnen? Sie?

„Seine Frau flehte wahrhaft und ich mußte es zugeben. Ueber Tisch erzählte sie mir die Geschichte ihrer Familie. Sie waren im Jahre 1812 versetzt worden und zwar nach Mainz, wo ihr Vater eine bessere Stelle bekam. Noch am Schlusse dieses verhängnißvollen Jahres kam er als Douanenlieutenant nach Straßburg, wo er etwas für die Erziehung seiner Kinder thun konnte. Das Glück wollte ihnen wohl. Gut erzogen von einer frommen Mutter und einem redlichen Vater, fanden die Mädchen Stellen in guten Familien, die Knaben wurden theils Kaufleute, theils Soldaten. Bei dem zweitältesten Bruder, einem achtungswerthen Kaufmann in Straßburg, war Lottchen Ladenmädchen Dort lernte sie ihr Mann kennen und, obwohl reich, reichte er ihr doch seine Hand, weil er sie wahrhaft liebte und ganz freier Herr seines Willens war. Ihre Geschwister seien, schloß sie, alle wohl versorgt und ihre Eltern hochbetagt in ihren Armen gestorben.

„Das erzählte sie mir, noch ehe ihr Mann zurück kam. Er brachte meine Sachen und — acht Tage mußte ich bei ihnen bleiben und empfing ein Maß von Liebe, daß ich Euch kaum schildern kann. Bis Kehl begleiteten mich beide Gatten noch und dann schieden wir herzlich, wie Geschwister, und begleitet von ihren reichsten Segenswünschen, trug mich die Eisenbahn

in's Unterland, nach Mannheim und von da der Dampfer in meine Heimath.

„Sehet," schloß der Oberlehrer, „das ist meine jüngste Erfahrung über die Macht der Eindrücke und ihre Dauer. Nahezu über vierzig Jahre bewahrte die wackere Frau, die sich nicht schämte, von ihrer einstigen Armuth zu reden, das Andenken an einen Beweis von Wohlwollen, und meine Züge, die nichts Hervorstechendes haben, am wenigsten etwas Ausgezeichnetes, drückten sich ihrer Seele mit so wunderbarer Kraft ein, daß sie mich nach einem solchen Zeitraume wieder erkannte."

Wir redeten viel auf unserem Spaziergange über diese Erzählung; unser Freund aber war ungemein glückselig an diesem Abend, wo jene Begebenheit wieder so frisch bei ihm geworden war. Seine erste Wohlthat brachte seinem Gemüthe noch in seinen Fünfzigen neuen Segen, der Heiterkeit über sein ganzes Leben und Wesen verbreitete. „Selig sind die Barmherzigen, spricht der Herr!"

Im Walde.

Erinnerungen aus dem Leben eines Forst-Eleven.

1.

Winterabende, so lang gedehnt und stille, sind die Zeit der Gemüthlichkeit, wenn man nämlich behaglich am warmen Ofen sitzt, etwa in einem bequemen Sessel, und eine gute Pfeife raucht. Je mehr es draußen stürmt und schneit, oder je heller die Sterne am tiefdunkeln Himmel flimmern und die Eisblumen sich an den Fensterscheiben ansetzen, desto mehr Behagen fühlt man.

Das hab' ich oft erfahren, wenn ich Abends bei meinem Freunde, dem Oberförster, saß und wir uns die Erlebnisse unserer früheren Tage erzählten.

Einen köstlichern Erzähler, als den alten Oberförster Luckow gab's nicht. Man wurde gar nicht müde, ihm zuzuhören, besonders wenn man dabei wahrnahm, wie seine großen Augen leuchteten und die dicken Augenbrauen sich hoben und senkten und wie sich jedwede Empfindung auf seinem wetterharten, tiefdurchfurchten Gesicht abspiegelte. Das kam so recht inwendig heraus.

Eines Abends kam auf seine Jugendzeit die Rede. Ich bat ihn, mir auch aus dieser Periode seines Lebens Episoden mitzutheilen.

Nach einigem Nachsinnen sagte er: „Ja, lieber Freund, das will ich, und das Erste, was mir einfällt, mag diesen Abend ausfüllen.

„Du weißt," hob er an, „Thüringen, das schöne Land der Berge und Wälder, ist meine Heimath.

„Mein Vater war Justizbeamter in einem herrschaftlichen Städtchen, Patrimonialrichter und dergleichen. Ein schlichter, derber, aber wahrhaft frommer Mann war er, was man sonst in dieser Zunft nicht findet, die Luther am besten charakterisirt hat in dem bekannten Sprüchlein: „Juristen — schlechte Christen,“ das ich auch alle Wege wahr gefunden habe.

„In der lateinischen Schule des Städtchens fand ich meine Vorbildung bei einem bezopften Rector, der mich weidlich abbläute und mit der Grammatik quälte; dann brachte mich mein Vater nach Erfurt, wo's noch bunter ging, und mich diese lateinischen Schulmeister mit ihrer zunftmäßigen Pedanterie und Nörgelei schier zu Tode quälten. Endlich schlug dem vielgeprüften Primaner die Stunde der Erlösung und meine Seele jubelte.

„Die blauen Berge mit ihrem Dufte lachten mir entgegen, und die Freiheit und das frische Waldleben und Herumschweifen, ich sage Dir, alle Thore der Lust und Freude thaten sich vor mir auf.

„Mein Vater hatte einen Jugendfreund, der im Thüringer Wald Oberförster war. Zu dem sollte ich kommen, damit ich den Dienst von der Pike an lernte. Dann sollte ich nach Dreißigacker gehen, um mich wissenschaftlich durchzubilden. Mein Vater brachte mich selbst zu dem Oberförster, einem äußerst lieben Manne, der mich aufnahm, wie ein Vater seinen Sohn.

„Nun sollst Du aber ein Prachtexemplar von einem Förster kennen lernen, sagte er meinem Vater.

„Bei ihm wird Dein Sohn in eine praktische Schule gehen, wie es keine zweite in der Welt gibt, und ich sage Dir, der Mensch ist rein wie eine Jungfrau, treu wie Gold, und ein Forstmann, der mir schon manchen Eleven herangebildet hat, daß mir das Herz im Leibe lachte.

„Fritz! rief er dem Jägerburschen, bitte Herrn Gerhard, daß er den Abend mit mir esse! —

„Das Forsthaus, das muß ich Dir vorher sagen, lag mitten im Gebirge, tief im dunkeln Wald. Es wohnte nur noch der Pächter

der Dienstländereien des Oberförsters da und der Förster Gerhard. So bestand der ganze Ort, Hochforst genannt, aus drei Häusern, Scheunen, Remisen und ähnlichen Räumen, und die Welt mit ihrem Geräusch und eitlen Treiben lag meilenweit rechts und links ab.

„Bald nachdem ihn Fritz geladen, trat Gerhard ein. Es war ein stattlicher Mann von etwa siebzig Jahren, rauh wie die Rinde einer alten Birke, stämmig und breitschultrig wie ein Athlete, bebartet wie ein Wilder, und besonders durch einen Schnurrbart ausgezeichnet, dessen Länge zu beiden Seiten der Mundwinkel bis auf die Brust reichte. Haupthaar und Bart waren schneeweiß. Und der Alte, sage ich Dir, war ein schöner Greis, wie ich kaum einen schönern gesehen habe. Wie wild auch der Mann drein sah, so flößte er dennoch auf den ersten Blick Zutrauen ein.

„Sie haben befohlen, Herr Oberförster, und ich gehorche, sagte er in einem tiefen Basse und verbeugte sich.

„Der Oberförster reichte ihm die Hand.

„Nichts von Befehlen, lieber Herr Nachbar, sagte er, ich wollte nur Ihre Gesellschaft heute Abend, da ein werther alter Freund, Herr Justizrath Möll, mich besucht hat.

„Er verbeugte sich vor meinem Vater mit dem Anstand eines Weltmannes.

„Ueberdies wollte ich gern Ihr Urtheil über diesen jungen Mann hören, der Forstmann werden will und den Sie in die Dressur nehmen sollen, sagte Moosfeld.

„Er sah mich scharf an, und sein Blick war kaum auszuhalten, solch eine stechende Schärfe hatte er.

„Nachdem er mich gemustert, sagte Gerhard: Das Gestell ist gut, Herr Oberförster. Tüchtige Ständer; gutes Gehäuse für die Luftpumpe; die Lichter scheinen scharf, und wie es um die Löffel steht, werd' ich bald weghaben; wie gesagt, das Gehäuse scheint von gutem Balkenwerk, wie's aber sonst drinnen aussieht, muß sich zeigen. Ich denke, die Oberstube soll gut meublirt sein, aber ob's nicht ein

verpimpeltes Herrchen ist? Ich sage immer: Ein Forstmann muß schon an der Mutterbrust fertig sein. Er muß sie fahren lassen, wenn ein Hund bellt, und mit dem Aermchen nach dem Schalle greifen, wenn ein Schuß fällt. Dann muß er kein Milchsuppengesicht werden und Rauh und Bloß vertragen können; darf nicht lüstern sein nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und trocken Brod und Quellwasser muß ihm schmecken wie das Köstlichste.

„Mein Vater lachte laut auf.

„Hörst Du, Wilhelm, sagte er, was Du für Qualitäten haben mußt?

„Nein, Herr Förster, sagte er zu Gerhard, ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß in meinem Hause er nicht verpimpelt worden ist. Ich denke, Sie sollen mit ihm zufrieden sein. Gelernt hat er etwas, und ein guter Wille, noch mehr zu lernen, ist bei ihm vorhanden. Lust und Liebe zu seinem Berufe steckt nicht bloß zwischen Haut und Fleisch bei ihm.

„Gerhard sah meinen Vater freundlich an.

„Das ist mir lieb, Herr Justizrath, sagte er. Da haben wir vor drei Jahren so einen verwunschenen Prinzen, so ein Barönchen gehabt, da hinten aus der Wasserpolackei, wo es von dieser Zunft so voll ist, wie ein Sumpf voll Frösche. Das war eine Kreatur, der ich manchmal hätte den Hals brechen mögen. Den Kopf voll Dünkel und Spreu; dabei so armselig, daß er schier in Ohnmacht fiel, wenn ich nieste, und nach einem Lauf von einer Viertelstunde schon so marode und waidwund wie ein angeschossener Dreiläufer. Dabei würgte er sein Butterbrod hinab, daß er die Augen verdrehte wie ein verendendes Schmalthier, und mußte er 'mal seinen Durst am Waldbach löschen, bekam er Bauchgrimmen, als säße ihm ein Schuß Nr. Null in den Kaldaunen. Nein, Herr Justizrath, dies freiherrliche Exemplar hat mich nächst um mein Bischen Gleichmuth gebracht; aber ich habe ihn kuranzt; hab' ihm den Adelsnebel aus den Augen gewaschen und ihn rangirt, daß er brauchbar wurde und

einen Appell hatte wie mein Tiras. Aber ein Vaterunser hat er für den alten Gerhard schwerlich gebetet — doch wird er mir's, hoff' ich, danken, wenn er zu Verstand kommt, etwa mit vierzig Jahren.

„Wir lachten alle hell auf.

„Du mußt, lieber Möll, darum nicht glauben, sagte der Oberförster, daß mein lieber Nachbar dem Püppchen wehe gethan hätte!

„Scherz bei Seite! sagte Gerhard, ein Unmensch bin ich nicht, und Ihr Sohn da wird's erfahren, daß ich es treu meine. Er sieht mir gar nicht so breiweich aus.

„Mir ist nicht bange, sagte ich, dem Alten meine Hand darbietend. Sie sollen schon mit mir zufrieden sein.

„Hoff's, sagte Gerhard, mein Hand schüttelnd.

„Schon auf der Jagd gewesen? fragte er.

„O ja, sagte mein Vater; ich bin so ein Pfuscher in dem Artikel, und da ist er oft dabei gewesen.

„Glauben Sie das nicht, sagte der Oberförster. Der spricht viel zu bescheiden. Ich kenne sein Visir. Hat mehr als einen Bock geblatet, und manchen Eber buglahm gemacht.

„Ei was! rief Gerhard. So sollten wir doch morgen dem Herrn ein Plaisirchen machen, Herr Oberförster.

„Das gerade wollte ich mit Ihnen heute Abend besprechen, versetzte der Oberförster. Ich weiß, Sie wissen, wo die Spießer stehen und die Zwölfender und drüber hinaus.

„Nun, man lernt das schon ein Bißchen, sagte Gerhard.

„Wie meinen Sie, Herr Oberförster?

„Wie steht's an der rothen Buche?

„Nicht sonderlich! sagte Gerhard.

„So? Meinen Sie denn, im Hirschsprung wäre ein besserer Wildstand?

„Auch nicht viel besser wie an der rothen Buche!

„So muß es am alten Jägerhaus vortrefflich aussehen?

„Ueber des alten Waidmannes wetterhartes Gesicht flog ein

eigenthümliches Zucken, als der Oberförster diesen Waldbistrikt nannte.

„Da können Sie's getroffen haben, erwiederte er kurz.

„So seien Sie so gut und bestellen Sie die Holzhauer zum Treiben auf morgen früh sieben Uhr, schloß der Oberförster diese Unterredung.

„Wir gingen zu Tisch, und nach dem Essen setzten wir uns bei einem Glase Punsch zusammen, und nun ging's an die Jagdgeschichten, ein Kapitel, das ohne Ende ist. Was mir aber auffiel, war das, daß kein Latein geredet wurde, was, wie bekannt, ebenso viel heißt, als „um die Ecke schießen" oder „Blaupfeifen". Die alten Männer berichteten von wundersamen, ernsten und spaßhaften Abenteuern, aber es streifte keines an jene feine Grenze, wo der Glaube auf den Rost des heiligen Laurentius gelegt wird.

„Gerhard wurde ungemein lebendig und heiter, und seine Art, zu erzählen und darzustellen war ebenso lebhaft als anziehend. Jeden Laut des Hundes, jede Stellung machte er plastisch anschaulich, so daß man die ganze Jagd mitmachte. Ich hatte meine wahre Freude an dem Mann und seinen Kernsprüchen, die immer, wie seine Kugeln, auf's Blatt trafen. Dennoch verletzte er nie den Anstand und hielt sich seinen Vorgesetzten gegenüber in so feinen Grenzen, daß ich ihn bewunderte und es wohl wegbekam, daß er einst eine gute Erziehung genossen haben mußte. Familie hatte er nicht, war auch nie verheirathet, obgleich seine Stelle eine sehr gute war und er eine Familie herrlich hätte ernähren können. Er hielt mit einem alten Burschen Haus, den er einst als eine Waise zu sich genommen und der sich so in ihn hineingelebt hatte, daß sie Beide nicht mehr von einander ließen und eine gewisse Gütergemeinschaft hatten, obgleich der alte Jakob immer nur „Herr Förster" zu Gerhard sagte. — Der Abend war uns pfeilschnell herumgegangen. Um zehn Uhr verabschiedete sich der alte Gerhard, und wir suchten nach der Ruhe, da wir von der Reise denn doch ein wenig ermüdet waren.

„Schlag fünf Uhr Morgens erwachte ich von einem langgezogenen Horntone, dem eine prächtige Fanfare folgte.

„Fritz weckte die Jäger.

„Ich sprang aus meinem Bett, legte meinen [illegible] an [illegible] Kragen; zog meine derben, mit Nägeln beschlagenen, doppelsohligen Schuhe an, meine Filzgamaschen und stand bald, die Waidtasche um, die Doppelflinte in der Hand und in der anderen meinen grünen Tuchhut mit dem Gemsbart, in des Oberförsters Stube.

„Er betrachtete mich mit beifälligem Lächeln und sagte: So recht, Wilhelm; Sie werden Gerhard's Wohlwollen jetzt bald erworben haben! Es ist ein trefflicher Mann, der Ihre Hochachtung verdient und Sie einschießen wird, daß Sie Ehre davon haben werden. Vertrauen Sie ihm unbedingt. Er ist an Kenntnissen seines Berufes tüchtiger wie mancher Oberförster und würde ohne Zweifel längst diese Stelle bekleidet haben, hätte er — unbegreiflicher Weise — sie nicht schon zweimal ausgeschlagen. Es ist eine Grille des alten Mannes und die Behörde hatte es ihm nachgesehen und in seiner Stelle ihn so verbessert, daß er sich, ohne Zweifel, so gut steht wie ein Oberförster.

„Mein Vater kam jetzt auch. Wir setzten uns zum Frühstück und waren nun des Signals gewärtig, welches Fritz mit dem Horne geben sollte.

„Wir brauchten nicht lange zu warten.

„Mit dem ersten Tone trat Gerhard ein, grüßte höflich und sagte, es sei Alles zu Befehl.

„Wir gingen. Es war ein herrlicher Herbstmorgen, aber etwas frisch. Die Nebel wirbelten in den Thälern, ballten sich zusammen, dehnten sich wieder aus, stiegen und krochen wieder am Boden hin, bis endlich die Sonne den vollständigsten Sieg errang. Baum, Strauch und Gras war mit dem eigenthümlichen Herbstgewebe übersponnen. Lange Fäden flogen im Morgenwinde hin

und her. Der Nebel hatte sich in Millionen Thauperlen aufgelöst, in denen sich die Sonnenstrahlen brachen.

„Wir schritten rüstig auf dem nassen Boden hin und folgten dem tüchtig ausgreifenden Oberförster, der mit seinen langen Ständern wahre Siebenmeilenschritte machte.

„Nachdem wir eine tüchtige, vom Fuchs gemessene Stunde bergan gestiegen waren, bot sich uns ein eigenthümlicher Anblick dar. Auf einer Höhe zeigte sich eine Ruine, welche keineswegs ein hohes Alter verrieth, aber einen schauerlichen, ich möchte sagen, entsetzenerregenden Anblick darbot. Es schien einst ein geräumiges Wohnhaus mit umfangreichen Nebengebäuden gewesen zu sein. Kein Dach deckte mehr die Innenseite; keine Spur von Sparren und Holzwerk war mehr sichtbar, überhaupt kein sogenanntes Eingebäude. Alles mußte einst die Flamme verzehrt haben, denn die Mauern waren rabenschwarz. Nur hie und da zeigten sich Büschel von Mauerraute in den Mauern. Man sah durch die tief am Boden sich befindenden Fensteröffnungen in das Innere, wo ein üppiger Baumwuchs von Espen, Sahlweiden und anderem Weichholz aufgeschossen war. Die Fenster- und Thürgewänder, aus gelblichweißem Sandsteine, stachen schauerlich von den schwarzen Mauern ab. Das ganze war einem Todtenkopfe zu vergleichen, der Einen aus seinen leeren Augenhöhlen greulich angrinst. Auf mancher Burgruine des Landes war ich herumgeklettert, aber nie, das kann ich mit voller Wahrheit betheuern, hatte ein Gebäude einen so durch und durch schauerlichen Eindruck auf mich gemacht. Es überlief mich unwillkürlich eiskalt; aber ich hütete mich wohl, etwas von dem zu verlautbaren, was mich innerlich bewegte.

„Auffallend war mir Gerhard's Schweigsamkeit an diesem Morgen und der unverkennbare Ausdruck von Mißvergnügen oder Widerwillen, welcher sich in seinen Zügen ohne Mühe lesen ließ.

„Vielleicht ist ihm der Oberförster mit seinem Vorschlage, hier

zu jagen, in sein Lieblingsrevier hineingefallen, dachte ich, mich noch des eigenthümlichen Ausdruckes seiner Züge erinnernd, als am gestrigen Abend der Oberförster diesen Walddistrikt nannte; vielleicht hat der alte Mann diese Nacht schlecht geschlafen, dachte ich, was auch einen Greis übel stimmen kann.

„Wir waren endlich, ziemlich bis an die Kniee triefend naß, an der Stelle angekommen, wo uns der Oberförster unsere Stellung anwies. Der Trieb begann alsbald und in einer nicht langen Frist krachte es rechts, wo der Oberförster und Gerhard standen, dann krachten zwei Schüsse links neben mir, wo mein Vater stand.

„Die Treiber kamen näher mit ihrem Höllenlärm, und plötzlich raschelte es im Gebüsch und ein Rehbock streckte naseweis sein kluges Gesicht mir auf fünfzig Gänge entgegen und maß mich mit seinen klugen Lichtern und schnurrte eben, um auf und davon zu gehen.

„Da krächte ich und das Thier that einen Satz in die Höhe und stürzte auf der Stelle zusammen. Mir kam leider nichts mehr schußgerecht, obgleich es rechts und links forthin noch krachte. Als das Halali geblasen wurde, erschien Gerhard bei mir. Etwas geschossen, junger Herr? fragte er.

„Ich wies auf den Rehbock und sagte: Nichts weiter als den da!

„Er ging zu dem Thier.

„Im Feuer gefallen? fragte er mit beifälliger Miene.

„Ja wohl!

„Blitz! rief er, das ist ein Kernschuß, ein Meisterschuß, den hätte der Oberförster — und das ist ein Schütze, vor dem ich Respect habe — nicht besser treffen können! Grade auf's Blatt! Meiner Treu', junger Mann, Sie machen mir Plaisir! Aus Ihnen wird Etwas. Solch einen Schuß hätte der käsebleiche Junker Wasserpolacke nicht fertig gebracht, und wenn ich ihn dreißig Jahre mit dem Stachelband dressirt hätte. Das war ein stockig Beest! Solch ein Stück Menschenfleisch nehm' ich nicht mehr in Zucht und wenn der Ober-Landforstmeister vor mir auf die Kniee fiele! Mit

Ihnen aber beginn' ich morgen schon. Prosit! Sie haben sich gut empfohlen!

„Während dieser Rede kam mein Vater mit Moosfeld. Das ist ein Kapitalkerlchen, sagte der Alte zu dem Oberförster. Da gucken Sie einmal! Sie hätten den Bock nicht meisterhafter getroffen!

„Moosfeld schmunzelte. Wilhelm, ich gratulire! sprach er. Nun sitzen Sie im Sattel und fallen schwerlich mehr heraus.

„Mein Vater lächelte vergnügt.

„Herr Justizrath, sagte Gerhard zu ihm halblaut, von dem Jungen haben Sie Ehre, und man sieht's am Jungen, daß der Meister sein Handwerk versteht.

„Die Wahrheit zu gestehen, so war der Schuß durchaus ohne alle Berechnung, blindlings geschehen; daß die Kugel den kunstgerechten Fleck fand, war durchaus mein Verdienst nicht. Das aber hier, wo es galt, die Gunst des Alten mir zu sichern, einzugestehen, fand ich keinen Beruf.

„Wissen Sie, Herr Oberförster, warum die oberschlesische Milchsuppe niemals traf? fuhr Gerhard fort; er machte allemal aus ritterlicher Feigheit die Augen zu, wenn er schoß, oder zwinkerte und blinzelte. Als ich ihn darüber hernahm, sagte er, er könne nicht anders; er erschrecke allemal vor dem Knalle. Da müssen Sie Soldat werden, sagt' ich ihm d'rauf. Sie haben dann Aussicht zum Feldmarschalle. Warum nicht? sagte der Pechvogel; unter meinen Ahnen sind ein Dutzend Generale.

„O wären Sie bei Ihren Ahnen! rief ich im Zorne, dann wäre Ihnen und der Welt geholfen!

„Ich wollt's auch! sagte er darauf wehmüthig, denn unser Ahnensaal ist daheim im Schlosse.

„Wir brachen Alle in ein lautes Gelächter aus, in das der Alte auf's Herzlichste einstimmte.

2.

„Mein Vater blieb noch etliche Tage, wo Jagd auf Jagd folgte. Endlich mußte er heimkehren und ich blieb dann auf dem Revier und begann bei Gerhard meine praktische Laufbahn.

„Ich meine aber, der kuranzte mich! Von Morgens fünf bis Abends fünf konnte ich auf keine Ruhe zählen! Es ging von Schlag zu Schlag, von Schonung zu Schonung, von Bestand zu Bestand. Saatkämpe und derlei Dinge, wie sie die lateinischen Herren jetzt aushecken, kannte man damals noch nicht, und ich hätte einmal hören mögen, was Gerhard gesagt hätte, wenn ihm so Einer unter die Beine gekommen wäre! Ich hätt's nicht sein mögen! Der Mann war ein Kernpraktiker. Alle grauen Theorien machten ihn kopfscheu; aber er kannte sein Fach. Er traf den Nagel auf den Kopf. Wollte der Oberförster, der ihn mit großer Milde und Achtung behandelte, etwas Gutes, aber Neues durchsetzen, so sagte er zu ihm: Mein Großvater, der Forstinspector war, sagt in seinem Tagebuche das und das. Was halten Sie davon, Herr Nachbar?

„Hm! brummte dann der alte Gerhard, Sie haben mir schon Manches von dem alten Herrn gesagt, was sich bewährt hat. Der ist mir schon ein Gewährsmann. Die Alten waren nicht auf die Nase gefallen, sonst hätten wir längst keine Wälder mehr. Die schief gewickelten Kathedermänner, die's besser verstehen wollen, als der liebe Herrgott, sind alle keinen Schuß Pulver werth. Ich wette, sie können, trotz aller maulfertigen Schwatzkunst, keinen Rehbock schießen, wie der junge Möll hier seinen ersten geschossen hat!

„Nun konnte aber der Oberförster darauf rechnen, daß Gerhard mit der Sache in's Wasser ging und fand er's probat, so kam er, um dem alten Herrn eine Lobrede zu halten. Der Oberförster kannte seine Leute und sagte mir das Nöthige, und es fiel keiner

Seele ein, dem eisenfesten Ehrenmanne gegenüber auch nur einen Mundwinkel in die Breite zu ziehen.

„Mich nahm er nun in's Gebet. Zuerst galt's, die gehörige Jägersprache loszubekommen. Ein Fehler, ein Verstoß gegen sie hatte auf ihn dieselbe Wirkung, wie ein falscher Ton auf Mozart's Gesicht. Dieser zuckte bekanntlich, als ob ihn eine Natter gestochen; gerade so war's bei Gerhard. War der Verstoß arg, so begleitete ihn ein Fluch, der durch die Zähne zischte und seinem Grimm als Ableiter diente.

„Eine Ohrfeige wollt' ich lieber hinnehmen, als wenn so ein goldenes Kalb Mosis einen Ausdruck verpfuscht! rief er aus. Es geht mir allemal durch Mark und Bein. Da hab' ich, sagte er weiter, mit dem zwerggeborenen Wasserpolacken meine Arbeit gehabt! der Kerl begriff nichts. Sie Baron von Ochsky! rief ich ihm zu, ich jage Ihnen noch eine Kugel durch Ihren leeren Hirnkasten, wenn Sie keine Dressur annehmen! Donnerwetter! ich hab' meinen Tiras dressirt, und das ist nur ein leibiges Vieh; ich werde doch noch so ein polnisches Kameel in Zucht und Ordnung bringen! Ich sage Ihnen, dann stand der lange Eindarm da und machte ein Gesicht, daß er als Rabenscheuche hätte dienen können! Na! er ist fort. Dafür sei Gott gedankt! Nun passen Sie auf! Ich will 'mal ein Examen mit Ihnen halten, um zu sehen, ob Sie außer Ihrem Latein und all' den Teufeleien, die die Schulmeister Ihnen eingepaukt haben, auch etwas von dem Edelsten, was es gibt, der noblen Waidkunst, wissen. Wird freilich schlecht genug bestellt sein! setzte er achselzuckend hinzu.

„Na! was heißt Anstand?

„Der Ort, wo der Jäger steht, wenn er weiß, wo das Wild wechselt.

„Aha! was heißt denn: Wechseln?

„Da das Wild seine Gänge und Pfade gern einhält, wenn es aus einer Waldparzelle in die andere geht, so heißt dies Hin- und

Hergehen: Wechseln, und die Pfade: Wechsel.

„Gut. Aber was heißt: Ansitz?

„Wenn der Jäger weiß, wo Säue wechseln, so besteigt er wohl einen Baum, damit das Wild nicht die Witterung kriegt.

„Da hapert's, junger Herr! rief er aus. Ansitz heißt der feste Sitz zur Erde bei Sauwechseln. Hochsitz nennt man den Standort auf einem Baum, aber nur bei Rothwild! Verstanden?

„Ganz wohl, sagte ich. Werde mir's merken.

„Was heißt: Spüren gehen?

„Wenn eine Neue gefallen ist, —

„Brav! unterbrach er mich. Das ist ein Kapitalausdruck für frischen Schnee!

„Die Spurfährte suchen, vollendete ich.

„Richtig. Wissen Sie, was eine Kesseljagd ist?

„Freilich, entgegnete ich, wenn die Treiber von allen Seiten nach einem Mittelpunkte treiben!

„Buschiren? He? —

„Suchen nach Schnepfen mit dem Hunde!

„Wann ist der Schnepfenstand?

„Frühjahr und Herbst, gegen Abend oder bei Tagesanbruch!

„Kennen Sie das Schnepfensprüchlein vom Frühjahr?

„Oculi — da kommen sie!

„Laetare — da kommen die wahre!

„Judica — da sind sie auch noch da!

„Palmarum — Trallarum!

„Sie sind ein Prachtjunge! rief er aus. Da bleibt uns ja kaum noch etwas zu thun übrig.

„Doch halt! Die Sache ist noch nicht aus!

„Was nennen wir Pürschgang?

„Anschleichen an's Wild auf seinen Aeßeplätzen, oder wo es heraustritt, um sich zu äßen!

„Auf die Suche gehen?

„Mit dem Hunde Hasen aufthun!

„Saue einkriechen?

„Einen Wald umgehen, wenn etwa eine Neue gefallen ist, um sich zu vergewissern, daß das Wild herein-, aber nicht hinausging, also noch drinnen steht!

„Hol' mich der Kukuk! Sie haben's los wie ein alter Jäger, und Ihrem Vater macht's Ehre. Er lüftete seinen grünen Hut und sagte: Respect vor dem Manne!

„Wissen Sie, was es heißt: Einen Hirsch ausmachen? eine Sau festmachen?

„Die Stellen sicher wissen, wo sie stehen. Die Hunde thun sie auf.

„Sie werden einmal ein hirschgerechter Jäger! rief er aus.

„Was ist das, Herr Gerhard?

„So nennt man Einen, der aus der Fährte, der Losung und anderen Kennzeichen das Geschlecht und die Stärke des Rothwildes bestimmen kann.

„Ich will's bei Ihnen schon lernen!

„Er schmunzelte.

„Nun lassen Sie uns 'mal nachsehen, ob Sie die Thiere gehörig kennen. Was ist bei Sauen ein Frischling? —

„Ein zweijähriges Thier!

„Ein Keuler oder eine Bache?

„Männliches und Mutterschwein!

„Wie heißt ihr Lager?

„Kessel oder Bettel

„Wie nennen wir die Hauer oder Fangzähne?

„Gewehre!

„Das Maul?

„Gespräch!

„Fuß?

„Lauf

„Wie heißt der junge Hirsch vom Mai bis November?

„Hirschkalb!

„So hab' ich meinen Wasserpolacken auch genannt, sagte lachend Gerhard; aber ich sage Ihnen, da ist die Periode zwischen Wiege und Grab bei diesem Menschen!

„Nun fragte er nach der Bedeutung der Namen: Schmalthier, Altthier, Giltthier, Spissert, Gabler, Sechser und so weiter bis zu höchsten Sprossenzahl; dann nach der eigenthümlichen Benennung jedes Leibestheiles beim Hirsch, Reh, Hasen, Fuchs, Wolf, Geflügel — kurz die unendliche Reihe der Kunstausdrücke durch. Mein Vater hatte sich den Spaß gemacht, mich das Alles ganz genau zu lehren. Ich bestand mein halbtägiges Examen auf's Allerglänzendste, und der Alte fiel mir am Ende um den Hals und schmatzte mich ab.

„Nein! rief er, solch' ein Prachtexemplar von Eleven ist noch nicht auf den Ständern gestanden, seit Nimrod ein gewaltiger Oberförster vor dem Herrn war!

„Abends machte er die schmeichelhaftesten Erklärungen über mich dem Oberförster, der darüber vergnüglich lächelte, weil er durch den Freiherrn Eleven des Herzeleides viel erduldet hatte; denn damals wurde Gerhard nicht fertig mit Klagen über den Stockfisch von Baron, wie er den Menschen nannte.

„Alle Tage mußte ich mit ihm hinaus, der Schnee mochte so hoch liegen, als er wollte; der Regen mochte strömen; der Wind brausen, daß man sich nicht auf dem Weg erhalten konnte. Ich dankte dem Manne viel, auch in Betreff einer äußeren Abhärtung und Zähigkeit, die Launen und Unbequemlichkeiten der Witterung zu ertragen.

„Abends saß ich bei ihm bis zehn Uhr. Das war einmal die Stunde, in welcher er zu Bett ging. Ueberhaupt war eine an Pedanterie grenzende Ordnung in der Eintheilung seiner Zeit, wie auch in seiner Lebensweise, selbst im Essen und Trinken hinsichtlich des Maßes. Und dies ist es gewesen, was den Mann so kerngesund, so jugendlich frisch und rüstig erhielt.

„Anfangs hatte ich ihm gar wenig Gemüthlichkeit zugetraut, aber als ich einmal niet- und nagelfest in seiner Gunst saß, da kehrte er auch das Innerste heraus. Nur über sein eigenes Leben schwieg er wie das Grab. Einige Fragen, die ich ganz arglos gethan, wies er kurz ab, und das Runzeln seiner Stirn, an dem ich recht deutlich wahrnehmen konnte, wie es unter der Weste aussah, sagte mir, das sei das Noli me tangere, das „Rühr' mich nicht an" seines Wesens. Ich nahm mich nun sorgfältig in Acht und berührte Aehnliches nie mehr. Dadurch gewann ich noch mehr Boden und Raum in seiner Gunst, und zuletzt war unser gegenseitiges Verhältniß das eines Sohnes zum Vater und umgekehrt, denn ich liebte den Mann von ganzer Seele, und daß er mich lieb hatte, das ließ sich einmal nicht leugnen, und er wollte es auch nicht.

„Ich lernte viel bei dem Manne, mehr wie bei dem Oberförster Moosfeld, der die Gabe der Mittheilung eigentlich nur in einem geringen Grade besaß. Bei ihm verrichtete ich nur Schreibereien, und das Einzige, was ich wohl bei ihm gewann, war das Kartenzeichnen und die geometrischen Aufnahmen, da er ein tüchtiger Meßkünstler war. Dies konnte jedoch nur in einer Jahreszeit betrieben werden, die durch ihre Milde den Aufenthalt im Freien gestattete. Bei Gerhard kam's auf die Witterung gar nicht an. Auch die schlimmste war nicht im Stande, ihn zu Hause zu halten. Endlich kam das langersehnte Frühjahr mit all' seiner Pracht und Herrlichkeit. Jetzt erst lernte ich die rechte Poesie des Waldlebens kennen und dankte Gott, daß der alte Gerhard angewiesen war, mich mit all' dem bekannt zu machen, was ich wissen mußte, um eine Vorschule meines Berufes gehörig durchgemacht zu haben.

„Oft hatte mich in diesem Winter die Ruine des alten Forsthauses eigenthümlich angeregt; oft hatte ich bemerkt, daß der alte Gerhard eine gewisse Furcht und Scheu vor der Ruine hatte, ohne daß ich mir das enträthseln konnte. Ich hatte mir vorgenommen,

ihn einmal nach dem Grunde zu fragen, warum doch dies Haus dem Untergange sei gewidmet worden. Eine alte Ruine war es nicht, und besser wäre es in manchem Betrachte gewesen, wenn der Förster hier gewohnt hätte, als daß seine Wohnung jetzt bei dem Oberförster lag.

„Ich kam nun mehr in diesen Theil des Forstes, als in den Wintertagen, wo er kaum zugänglich war zu gewissen Zeiten.

„Eines Tages, es war so um die heilige Pfingstenzeit, wo der Wald jubelt und schallt, wo alle Pulse des Lebens gewaltiger schlagen und der Blüthenduft in Wellen daherwallt, kam ich spät am Mittage mit Gerhard an eine herrliche Quelle, die plätschernd über das Gestein in wunderbarer Klarheit herunterrieselte. Ueberall blühten duftige Maiblumen, und rings um die Quelle standen — in diesem Nadelholzrevier unseres Forstes eine Seltenheit — vier wunderschöne, schattenreiche Buchen, daher die Stelle auch der „Vierbuchenborn“ hieß.

„Hier ließen wir uns nieder, um aus der Faust unser Mittagsbrod zu verspeisen. Ich hatte mich wahrlich nicht wenig damit abgequält, einen Krug köstliches Merseburger Bier mit herum zu tragen, der uns nun aber auch erquicken sollte.

„Ich wollte Gerhard damit überraschen, denn er wußte nichts davon.

„Unseren Durst stillte die hüpfende Quelle, die ich in der Lederkapsel auffing. Dann lagerten wir uns unter der größten Buche und aßen, Jeder, was er in der Jagdtasche mit sich trug, und als der Magen sein Recht hatte, sagte Gerhard: Nimm eine Pfeife!

„Und einen Trunk Merseburger Bier! setzte ich hinzu und goß ein.

„Ueber des Alten Züge flog eine Heiterkeit, wie ich sie lange nicht gesehen, und diese Stimmung benützend, deutete ich auf die Ruine des alten Forsthauses hin, die man gerade vor sich hatte,

und sagte: Ich habe Sie schon gar oft fragen wollen, was es doch eigentlich mit dieser Ruine, die immer einen gespenstigen Eindruck auf mich macht, für eine Bewandtniß habe? — Bitte, theilen Sie es mir doch mit!

„Er sah mich mit einem Blick an, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte. Ich hielt ihn mit der Ruhe aus, die der in sich fühlt, der sich einer unlauteren Absicht nicht bewußt ist.

„Ihnen, hob er nach einer Weile an, ja Ihnen will ich die Geschichte erzählen — einem Anderen — — doch hören Sie denn:

„Das Haus, das Sie hier vor sich sehen, war vor fünf und sechzig Jahren die stattliche Wohnung des Försters, dessen Stelle ich jetzt einnehme. Die Herrschaft hatte es neu erbauen lassen, und absichtlich mitten in den Wald, weil die Wilddieberei der Bauern aus den entlegenen Dörfern den Wildstand des Landesherrn, der ein leidenschaftlicher Jäger war, sehr beeinträchtigte. Von hier aus konnte der Förster leichter in allen Richtungen das weite Revier begehen und bewachen, als wenn er, wie ich jetzt, drunten bei dem Oberförster wohnte.

„Außerdem mochte auch noch das besondere Wohlwollen des Landesherrn für die Person des damaligen Försters sich geltend gemacht haben, daß man das Haus so geräumig und stattlich aufgeführt hatte; denn er war Leibjäger des Herrn gewesen viele Jahre lang, hatte in unbescholtener Treue ihm gedient und einst, als sie hier im Forst eine Saujagd hielten, ihm das Leben gerettet. Ein greulicher Keuler entging nämlich durch eine Wendung dem Abfangen mit der Nadel, und er wäre unrettbar unter den Gewehren des Unthiers verendet, wenn nicht der Leibjäger durch einen Meisterschuß das Thier niedergestreckt hätte. Das vergaß ihm der edle Herr nicht. Als die Stelle hier erledigt war, erhielt er sie und ansehnliche Dienstländereien, diese sammt dem prächtigen Neubau, welcher die Wohnung des Oberförsters bei Weitem übertraf, abgerechnet noch, daß man da oben die wundervollste Fernsicht hatte und

die Oberförsterei drunten im Loche liegt. Der Förster war acht- oder neun und vierzig Jahre alt, als er hierher zog. Der Landesherr richtete ihm seine Haushaltung höchst freigebig ein, und so vollständig, als hätte er schon vierzig Jahre gehaust.

„Da brauchte sich kein Mädel zu bedenken, in dies warme Nestchen zu hüpfen. Sie brauchte rein Nichts mitzubringen, da Alles da war, was immer zu einer ordentlichen, vollständigen Haus- und Landwirthschaft gehörte, selbst tüchtige, milchende Kühe und wackere Ochsen zum Feldbau. Ueberdies hatte sich der Förster ein schönes Kapital erspart in seinem Hofdienst und war dabei kein unebener Mann, wenn auch schon graue Haare sein Haupt mit der sogenannten Kümmel- und Salzfarbe bedeckten.

„Heirathen mußte der Förster. Er ging seinem Berufe tagtäglich nach. Was sollte da aus der Wirthschaft werden, wenn sie eine bezahlte Schaffnerin hätte führen sollen?

„So ging denn der brave Mann aus, die Töchter des Landes zu besehen, daß er sich eine erkiese.

„Der Förster war ein stiller, gesetzter Mann, machte nicht viel Wesens, und schöne Redensarten, Schmeicheleien und Kosereien, wie sie die Mädels lieben, waren eben seine Passion nicht. Kurz und bündig, ehrlich und treu, das war so seine Art; aber ein Herz hatte er, wie es wenige gibt. Bös wurde er nicht leicht, aber er konnte es doch werden, und dann war er's ordentlich; allein es kam selten an ihn, wie gesagt. Ueberall war er geachtet und geschätzt, und kein Vater und keine Mutter, deren Ehefrüchtlein er gefreit, hätte lange Federlesens mit ihrem Ja gemacht. Er war, was so die berechnenden Leute sagen, eine herrliche Partie.

„Daß er Oberförster würde nach kurzer Zeit, wenn er's überhaupt wollte, daran war eben gar kein Zweifel, und er wär's vielleicht gleich geworden, hätte der Landesherr Rath gewußt, was er mit dem Oberförster anfangen sollte, der die Stelle inne hatte und weder zum Sieden noch zum Braten war. Es war wieder

so ein Jagdjunker, der ein Kartoffelfeld für eine Eichencultur ansah; ein windiger Herr Von, der vom Hofe weg mußte, weil er nichts taugte und nicht zu gebrauchen war.

„Der wohnte in unserem Forsthaus allein und hatte eine eigene Wirthschaft, langweilte sich und trieb Allotria, als Vögelausstopfen und dergleichen, weil er nichts Besseres zu thun wußte; las Romane, statt seinen Forsten ein Pfleger zu sein, und hatte den Muth nicht, in den Wald allein zu gehen, weil er die Wilddiebe wie das Feuer fürchtete.

„Nicht einmal ein Schütze war er, denn er traf nichts, weil er's machte wie mein Wasserpolacke, nämlich die Augen zumachte, wenn er losdrückte; da war ein tüchtiger Förster Roth, der that, was der Oberförster thun sollte und nicht that.

„Sobald er hörte, daß der Förster aufzöge, sagte er, nun ziehe er zu ihm und miethe ihm den Oberstock seines Hauses ab, den er ja doch nicht gebrauche und, da er sich verheirathe, schaffe er seine contracte Wirthschaft ab und ziehe ganz zu ihm in Kost und Wohnung.

„Das war freilich dem Förster nicht lieb, aber der Fürst sagte: Thu' es, Leopold; Du bringst vielleicht noch etwas an den Burschen! Das war natürlich für den Förster ein Befehl. Der Oberförster war reich und konnte gut zahlen, wollte es auch, und so ein Zuschuß war nicht zu verachten.

„Freilich hielt er sich aus, daß er noch ein Jahr im Forsthause bliebe, bis seine neue Haushaltung in Ordnung sei. Das ließ sich denn auch der junge Herr gefallen und die Sache war gut.

„Leopold, so will ich den Förster bei seinem Taufnamen nennen, fuhr Gerhard fort, ging nun ernstlich an's Heirathen.

„Nun war er mit dem Herrn öfters auf die Balze gegangen in ein Revier, wo es Auerhähne wie Spatzen gibt. Sie wohnten dann bei einem Förster ein paar Tage mitten im Walde. Wenn die Balze nicht war, so hatte Leopold Zeit, mit des Försters Töchter-

lein zu kirren. Das war ein wundernettes, lebendiges Ding von neunzehn Jahren, aller Possen voll, das mit dem Leopold seine Scherze trieb, und er mit ihr.

„Ob das Mädel ein Auge auf den Leopold hatte, weiß ich nicht; aber gram war sie ihm nicht. Er aber kriegte Eins auf sie, und oft mochte er denken: Wenn Du einmal so allein im Walde hausen müßtest, und so ein herzig munter Weibchen Dich empfinge, wenn Du naß und müde heimkämst, es wär' doch eine prächtige Sache. Sie war schön, hab' ich schon gesagt, und auch ein Bischen gefallsüchtig. Nun, so etwas sieht ein verliebter Mann selten, weil er meint, sie sei's eben nur allein gegen ihn, und das sei nichts Anderes als pure Liebe.

„Das Mädchen war hoch gewachsen, edel gestaltet, üppig und voll. Sie hatte Augen wie Kohlen so schwarz, und leuchtend wie Feuer und Licht; ebenso schwarze, glänzende Haare und eine etwas bräunliche Haut; aber Bäckchen wie Rosen, frische Erdbeerlippen, und Zähne so weiß wie eine frischgefallene Neue. Dabei war sie voll Witz und Laune; sang sehr hübsch und konnte einem ehrlichen Jägersmanne heiß im Kopf und im Herzen machen, wie sie es dem Förster Leopold machte.

„Als er denn nun eingerichtet war und sich bei seinem gnädigen Herrn bedankte, sagte dieser freundlich scherzend: Leopold, allein hältst Du es da droben nicht aus, und Deine Wirthschaft geht flöten ohne eine wackere Frau. Wie steht's denn da? Hast Du noch nichts auf dem Korn, nichts im Visir?

„Durchlaucht haben wohl Recht, sagte er, und ich — denke es auch zu thun; aber zum Heirathen gehören Zwei, die Ja sagen.

„Richtig; aber hast Du denn Eine, von der Du wünschest, daß sie Ja sagte?

„Warum nicht, Durchlaucht?

„So schieß los, närrischer Kautz!

„Ich weiß ja aber doch nicht, ob sie mich will?

„Ist denn heuer ein Schaltjahr, lachte der gnädige Herr, daß die Mädchen freien?

„Das nicht, das Jahr hat drei hundert fünf und sechzig Tage!

„Ei, so mußt **Du** freien! Wohin steht denn Dein Sinn? Beichte mir einmal. Ist's ein hübsches Försterskind?

„Ja, Ihro Durchlaucht, sagt er, des Försters Kuhn Agneschen.

„Ei, sieh 'mal da! rief der Fürst. Du hast eine feine Nase. Ist ein hübsches Mädchen, und ich glaube, auch brav erzogen. Ihre Eltern sind wackere Leute! — So mach's kurz, Leopold! Grüße den alten, braven Kuhn, und sage ihm, ich säh's gerne, wenn seine Tochter Dich zum Manne machte. Du habest ein warmes Nestlein und für Deine Zukunft wollte ich schon sorgen.

„Leopold verbeugte sich dankend und ging schnurstracks dorthin, wo das schöne Wild stand.

„Er brachte seinen Gruß an den Mann und erhielt mit Freuden das Ja der Eltern, und Agneschen, das ihm so Etwas abgemerkt haben mochte, machte ihm auch kein bös Gesicht, und als er seine Freiwerberei anbrachte, traf er auf's Blatt und sie wurde seine Frau.

„Es gab im ganzen Thüringer Walde keinen glücklicheren Menschen als Leopold! Er holte sein Weib heim und sie lebten ein Jahr in einer Ehe, die glücklicher nicht sein konnte. Da rückte der Oberförster wieder mit seinem Plane heraus.

„Leopold aber hatte nun erst recht keine Lust, und das kam so. Der hochadelige Herr Oberförster merkte bald, daß der Förster Leopold ein Frauchen habe, das nicht schöner zu malen sei. Wenn er einmal in's Haus kam, so verschlang er sie fast mit seinen begehrlichen Blicken und wußte so zuckersüß zu reden, daß Leopold dachte: Man muß den Taubenschlag zumachen vor Marder und Iltis. Wer aber solche Beester im Hause duldet, mag sich selbst anklagen, wenn sie ihm sein Täubchen mausen.

„Er sagte daher kurz und gut, das ginge nicht; seine Haus-

haltung sei zu einfach; er führe keinen Tisch, und könne ihn nicht führen, wie ihn der Oberförster gewohnt sei, und schlug's ihm rund vor der Nase ab. Damit war auch Agneschen wohl zufrieden, die auch meinte, so ein feiner Hofherr, der mache ganz andere Ansprüche, als sie es gewohnt sei und — und — da doch vielleicht bald der Storch auf dem Dache klappere, so könne sie es gar nicht manuteniren, und eine Magd wolle sie einmal nicht noch zu der nehmen, die sie um des Viehstandes willen schon halten müsse; überdies komme dabei Nichts heraus, wenn auch der reiche Herr Oberförster noch so flott bezahle; sie selber gewöhnten sich dann an ein üppigeres Leben, und das ließen doch ihre Einnahmen nicht zu; der junge Herr könne es machen wie sein Vater, nämlich er könne heirathen, und dann wäre Alles geordnet.

„Das waren verständige Reden von der jungen Frau. Leopold war seelenfroh, sie zu hören, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

„Der Herr Oberförster ließ allerdings etwas die Flügel hängen und war ein wenig brummig. Eine Zeit lang machte es der Förster Leopold gar nicht recht; allein die Sache ordnete sich doch wieder und der Oberförster kam manchmal zu Leopold auf ein Stündchen, wenn er gerade in der Nähe des Hauses war und hielt sich bescheiden und anständig, ob er gleich die schöne, junge Frau immer besonders auszeichnete. Es blieb Alles im Geleise der Ordnung.

„Freilich ahnete es Leopold nicht, daß der Oberförster, der, wie alle diese feingebackenen, mürben Herren, lange schlief, immer Morgens an seinem Hause vorüberging, der schönen Frau ein paar liebreiche Worte sagte, einen Kuß zuwarf oder derlei Etwas, was den Weibern nicht zu mißfallen pflegt.

„Anfänglich ärgerte sich Agneschen; später gewöhnte sie sich daran, und noch später saß sie immer Morgens um die Stunde am Fenster, denn es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein so vornehmer Herr sie schön fand.

„Ihr Wochenbett änderte allerdings die Sache und der kleine, schöne Knabe machte die Eltern unaussprechlich glücklich. Es war aber auch ein bildschönes Kind.

„Etwa vier, fünf Tage darauf begegnete der Oberförster Leopolden im Walde.

„Glückauf, Herr Förster, rief er ihm zu. Man hat mir gesagt, Ihr Familienglück habe nun die Krone empfangen durch einen prächtigen Knaben.

„Leopold dankte und bestätigte das.

„Haben Sie denn schon einen Pathen? fragte der Oberförster leicht hingeworfen.

„Leopold sagte, es sei eine ehrwürdige Sitte, daß der Großvater als Pathe gebeten werde, und da seine Agnes das Glück habe, ihren Vater noch zu besitzen, so liege die Verpflichtung sehr nahe.

„Aber könnten Sie nicht noch einen hinzunehmen, fragte der Oberförster weiter, und setzte hinzu, in diesem Falle würde es ihm eine unaussprechliche Freude gewähren, diese Ehrenstelle einzunehmen, wenn er anders nicht als zudringlich mit diesem Beweis eines herzlichen Wohlwollens sei.

„Leopold war in einer mehr als unangenehmen Lage. Gerne hätte er den Zudringlichen zurückgewiesen, wenn es nicht eine Beleidigung gewesen wäre, die kaum größer möglich war. Er durfte überdies dem Vorgesetzten nicht vor den Kopf stoßen, und es blieb ihm nichts übrig, als auf den Gedanken einzugehen.

„Leopold besaß Weltgewandtheit genug, dies auf eine Weise zu thun, durch welche er sich selber nichts vergab und doch auch den Oberförster nicht beleidigte.

„So war denn der Antrag angenommen und die Sache, wenn auch nicht in der allerliebsten, doch aber in Ordnung.

„Sie werden es begreiflich finden, daß der Gevattermann seinen Pathen sehen wollte, und der erröthenden, lieblichen Mutter erklärte, er habe nie ein schöneres Kind gesehen, und dann später

behauptete, es gleiche der Mutter wie ein Tropfen Wasser dem andern.

„Diese beiden Urtheile hörte die eitle junge Frau, und sie mochte den Schluß nicht wohl abweisen können, daß der Herr Oberförster damit doch ausgesprochen habe, er kenne keine schönere Frau, als eben sie.

„Sie werden es ferner begreiflich finden, daß der Pathe und die theuere Gevatterin von dem ungemein reichen Herrn Gevatter fürstlich beschenkt wurden; daß kostbare Stoffe zu Kleidern und prunkender, blinkender Schmuck nicht fehlte. Und wenn sie erröthend sagte, das passe nicht für sie, er darauf ihr zuflüsterte: Einem reizenden Wesen passe Alles!

„Kurz — und das Herz blutet mir, daß ich es ausspreche, die Schlange hatte den Weg gefunden in das Paradies eines harmlosen häuslichen Glücks, und die Eva darin fehlte nicht, der der Apfel geboten wurde! —

„Gerhard schwieg hier und stand auf, um seine Pfeife, die er in ungewöhnlich heftigen und raschen Zügen ausgedampft, auf's Neue zu stopfen. Ich will es nicht leugnen und in Abrede stellen: der Ton, in dem er sprach, hatte mitunter etwas so furchtbar Bitteres und Ironisches; es legte sich in die Ausdrucksweise der entsetzliche Grimm einer Menschenseele, die in einer nahen Beziehung zu dem Erzählten steht, daß es mich eiskalt überlief und ich es bereute, die Bitte ausgesprochen zu haben, daß er mir die Geschichte des zerfallenen Hauses erzähle. Er fuhr fort: Von da an umschlich der Wolf die Heerde, so oft er wußte, daß der Hirte fehle, und das schien er immer zu wissen; er schlich auch wohl einmal näher herzu. —

„Die Gevatterin konnte ja auch nichts dagegen haben, wenn er nach seinem herzigen Pathen sah und ihn küßte.

„Ach, armes, schwaches Menschenherz, wo Du wachen und beten solltest, leihest Du dem Verführer so gerne Dein Ohr! rief Gerhard aus und richtete lange den Blick zum Himmel auf.

„Dieser Teufel berückte das schöne junge Weib, mit dem er gleichalterig war; berückte es mit allen Künsten höllischer List und berechneter Schlauheit; spielte meisterhaft den unglücklich Liebenden, den Hinschmachtenden, Trostlosen, Melancholischen, bei dem dann auf einmal die wilde Leidenschaft aufblitzt und dann wieder sich scheu verbirgt, bis das Herz des Weibes, seiner Pflicht abtrünnig, in sündhafter Liebe gegen ihn entbrannte und zuletzt die heilige Schranke göttlicher Ordnung zerstört war, das heilige Gebot der Pflicht verstummte in der eignen Brust! —

„Und der treue, seiner Pflicht nachgehende Leopold war kirre gemacht durch seines Weibes anfängliche Rede; hatte keine Ahnung davon, wie er betrogen wurde. —

„Was Weiberlist und raffinirte Verdorbenheit im Bunde zu ersinnen vermögen, um den Schleier des Geheimnisses um ihr Thun zu ziehen, das geschah. Die Lage des Hauses mitten im Forste war dazu eben recht geeignet, einen heimlichen Verkehr zu fördern. Hierzu kam, daß der Oberförster immer mehr und mehr Leopold mit Arbeiten und Aufträgen betraute, die innerhalb seines Berufskreises lagen, aber auch höchst uneigennützig ihm das überließ, was davon als Besoldungstheil abfiel.

„Leopold war ungemein glücklich, diese Verbesserungen zu verdienen, und widmete sich mit dem aufopferndsten Eifer diesen Thätigkeiten. Weil er es verdiente, konnte er es mit Ehren und gutem Gewissen nehmen, anders würde der streng ehrliche Mann auf keinen Fall es angenommen haben.

„Der Oberförster heuchelte ein Unwohlsein, und übertrug ihm namentlich alle diejenigen Arbeiten, welche ihn an die sehr entfernten Grenzen der Oberförsterei zu gehen nöthigten, von wo er unmöglich an einem Tage heimkehren konnte. Leopold hatte dort seine Waldhütte und schlief auf dem Mooslager den guten Schlaf, pflichtmäßiger Thätigkeit treuen Begleiter.

„So ging es mehr als ein Jahr, und diese Agnes war so

tief gesunken, daß sie dem arglosen Gatten eine stets wachsende Liebe bewies, und über seine oft zwei, ja drei Tage dauernde Entfernung trostlos sich geberdete, während sie sich doch in des Herzens Grunde dieser Entfernungen freute, um desto ungestörter mit ihrem Buhlen sein zu können, der allemal sich einfand, wenn das Gesinde auf dem Felde war und dann heimlich in dem geräumigen Hause versteckt blieb. Es ist indeß ein Verhängniß, welches allerwegen das Laster und die Ruchlosigkeit begleitet, daß es immer nachlässiger wird im Beachten der Umhüllung, die es dem Auge der Welt verbergen soll. Mit seiner wachsenden Frechheit nimmt seine Vorsicht ab, und so legt es selber den Grund seiner endlichen, oft frühern, oft spätern Entdeckung und Bestrafung.

„Wenn auch das zutrauensvolle Gemüth Leopolds nicht im Entferntesten Arges ahnte, so waren doch andere Augen weniger vom Vertrauen gehalten, als die seinigen. Zu diesen gehörten die des Pächters der Dienstländereien des Oberförsters.

„Der Pächter war ein wackerer junger Landwirth, an dessen Seite eine ebenso tüchtige, als sittige, junge, sehr schöne Frau stand.

„Diese hatte den sittenlosen Menschen, den Oberförster, kennen gelernt, aber mit der ganzen sittlichen Würde und frommen Zucht eines rein weiblichen Gemüths ihm eine Schranke gesetzt, welcher er nicht mehr nahe zu kommen wagte. Sie hatte ihrem Mann alle die Versuche des Elenden mitgetheilt, und dieser hatte ihm unter vier Augen Dinge gesagt, die die Wangen des der Religion entfremdeten Menschen doch erbleichen machten und ihn innerlich mit einer Gewalt faßten, die ihn, aber leider nur vorübergehend, erschütterte.

„Zudem hatte der Pächter noch eine äußerliche Drohung hinzugefügt, nämlich das Hinweisen auf eine Doppelflinte, deren Bedeutung den elenden Feigling mit Entsetzen erfüllte; denn er kannte von mancher Treibjagd des Pächters wunderbar sichere Kugel.

„Diesem Paare, das den biedern Leopold hochschätzte, fiel es natürlich auf, daß der Oberförster so oft nach dem Forsthause schlich

Sie ahneten seine Pläne, aber sie kamen erst hinter die Schliche, als schon der Schleier des Geheimnisses von dem Paar im Forsthause weniger strenge mehr gehalten wurde, und sie wähnten leider, es sei noch Zeit zu einer Warnung und es sei noch möglich, den Verführer zu scheuchen, ehe sein giftiger Hauch das Herz verpeste, das er umkreise.

„Eines Tages war Leopold von dem Oberförster ersucht worden, in einem Walddistrikte, der von seinem Hause drei bis vier Stunden entfernt lag, das geschlagene Holz, das bereits von dem dortigen Förster aufgesetzt, sortirt und numerirt war, zu revidiren, zu schätzen und ihm dann auch die schriftliche Arbeit abzunehmen. Es war dort eine bequeme Waldhütte, wo man übernachten konnte, und Leopold übernahm das Geschäft gerne, da es ihm eine bedeutende Einnahme abwarf.

„Er nahm früh einen herzlichen Abschied von seiner geliebten Agnes, küßte sein Kind und ging seinem Berufswerke nach.

„Sehr müde kam er gegen Abend in seiner Hütte an. Wie erstaunte er, auf seinem Mooslager einen versiegelten Brief von unbekannter Hand zu finden, dessen Aufschrift an ihn lautete!

„Hastig trat er vor die Thüre der Hütte, brach ihn auf und las — las noch einmal — und immer bleicher wurde sein Gesicht, immer entstellter seine Züge!

„Eine Weile stand er stumm und in seine Gedanken tief versunken da; dann rief er mit einem entsetzlichen Ton aus: Sollte er mich deßwegen so oft von Hause wegziehen, der Verworfene, um mir mein Lebensglück zu zerstören?

„Darauf sprang er in die Hütte, warf seine Doppelflinte um, die mit Kugeln geladen war, setzte seine Mütze auf und war nach wenigen Augenblicken im Dickicht des Waldes verschwunden.

„Sein Blut kochte. Seine Pulse schlugen heftig. Er konnte fast keine Luft bekommen, so beklommen war seine Brust.

„Der Brief redete nur von des Oberförsters Versuch, sein Weib zu verführen. Auch kein Schimmer eines Verdachtes war gegen

Agnes ausgesprochen. Sollte sie darum schon mehrmals so bedeutsam gefragt haben: Sage mir doch, bis wann du endlich wieder zu mir und deinem Kinde kommst? Mir ist oft so bange in dieser Einsamkeit! hatte sie so nachdrucksvoll hinzugesetzt. Das Gesinde ist draußen, weit vom Hause; ich mutterseelenallein mit dem Kind, und zum Schutze habe ich nur den alten Nero!

„Sie wagte es nicht, mir es zu sagen, sprach er zu sich, weil sie mich kennt und vielleicht Auftritte fürchtete, die uns nachtheilig werden könnten.

„Mit solchen Gedanken war seine Seele beschäftigt, die im wildesten Zorne gegen den Nichtswürdigen aufloderte. Dabei fühlte er keine Ermüdung mehr und schritt in maßloser Hast drauf zu.

„Es war in den Tagen des Februar, in denen die Dämmerung noch immer mit winterlicher Schnelle der Nacht voraneilt. Zudem pfiff ein schneidender Ostwind daher, der fast jeder Bekleidung spottete. Nach einigen schönen Tagen war noch einmal eine Kälte eingetreten, deren Heftigkeit um so empfindlicher war, als der December und Januar in selbigem Jahre unverhältnißmäßig milde sich eingestellt hatten. Da konnte schon ein rüstiger Jägersmann eine schöne Strecke zurücklegen. Dennoch war es bereits eilf Uhr, als sich Leopold seiner Wohnung näherte.

„Er stand einen Augenblick still und besann sich, ob er seine Agnes wecken solle, die jedenfalls erschrecken würde, da sie ihn nicht erwartete. Er hätte wohl können durch den Knecht eingelassen werden und im zweiten Geschosse sich ein Lager aussuchen; allein das zerfiel bald wieder. Agnes würde am Ende doch erwachen, dachte er, und was sollte er so viel Rumor machen? Besser ist's, ich klopfe ihr am Laden! —

„Er wußte, daß Agnes, wenn er früher abwesend gewesen, den Knecht immer im Hause schlafen ließ, da sonst das Gesinde in dem Nebengebäude schlief, wo der Backofen und die Waschküche war.

„Ich habe Ihnen früher gesagt, und Sie haben es selber gesehen,

daß die Fenster tief an der Erde waren, sagte Gerhard, nachdem er sich einige Augenblicke von der Erzählung erholt hatte, die ihn auffallender Weise sehr angriff. Sonst konnte er halbe Tage lang plaudern und man merkte nicht das Geringste, daß es ihn belästigte, und jetzt arbeitete seine Brust heftig und er athmete tief und schwer.

„Leopold, fuhr er fort, kam allmälig dem Hause näher, dessen Rückseite ihm zugewendet war. Als er um die Ecke bog, sah er zu seinem Erstaunen Licht in der Wohnstube und die Läden waren nicht einmal geschlossen, eine Vorsicht, die Agnes selbst dann nicht unterließ, wenn er selber zu Hause war, und immer sie schloß, wenn sie Licht in das Zimmer brachte.

„Leise schlich er gegen die Fenster und blickte in die Stube.

„Was er sah, machte sein Blut gerinnen, sein Haar sträuben, seinen Herzschlag stocken!

„An einem Tisch, unfern des Ofens, saß der Oberförster und Agnes in traulichem Kosen. Ihre Wangen glühten und ihr Mund lächelte zu den geflüsterten Worten des Verworfenen. Von Zeit zu Zeit legte er seinen Arm um ihren Nacken, zog sie an sich, und in langem, brennendem Kusse weilte Lippe auf Lippe; dann lachten sie wieder laut auf, und neue Küsse folgten sich rasch.

„Leopold stand da draußen wie eine Bildsäule. Ihm wurde es dunkel vor den Augen; ein Schauder schüttelte seinen Körper — sein Auge weilte auf der Gruppe vor ihm; aber das Blut stieg ihm nach dem Kopfe. Seine Gedanken verwirrten sich.

„Plötzlich, als Agnes mit schalkigem Lachen sich des Oberförsters Armen entwand, flog das Gewehr vom Rücken, der Kolben lag am Backen. Ein Blitz, ein Knall und Agnes stürzte mit zerschmettertem Haupte auf den Buhlen.

„Von maßlosem Entsetzen ergriffen, sprang der Oberförster auf und wollte entfliehen; aber ein zweiter Blitz und Knall, begleitet, wie der erste, vom Geklingel der zersplitterten Scheiben des

Fensters — und auch er lag, vom Todesblei getroffen, röchelnd am Boden.

„Gerechter Gott! rief ich aus, von überwältigendem Entsetzen ergriffen.

„Gerhard stand auf und ging eine Strecke in den Wald hinein, ohne auch nur ein Wort zu reden. Er blieb länger als eine Viertelstunde aus. Ich blieb an der Stelle, wo wir gesessen, denn Gerhard's Doppelgewehr lehnte am Baume, sein losgekoppelter Hirschfänger lag am Boden, ebenso sein Hut. Er mußte wieder kommen.

„Ich war von der Erzählung um so mehr und um so tiefer erschüttert, als Gerhard's eigenthümliches Benehmen mir den Gedanken eingeflößt, daß er jedenfalls in irgend einer Beziehung zu Leopold stehen müsse. Freilich kannte ich die Fäden nicht, welche hier das Ganze einigten und verbanden, allein daß sie vorhanden seien, davon waltete mir kein Zweifel ob. Daher war ich um so gespannter auf den Schluß der Erzählung, der bei Gerhard's Rückkehr zu erwarten stand.

„Endlich sah ich ihn gesenkten Hauptes wiederkommen.

„Er setzte sich wieder auf das trockene Moos und hob nach einigen Augenblicken an weiter zu erzählen, obgleich seine Stimmung keine andere, seine gewaltige Aufregung um Nichts gemildert worden war.

„Die Schüsse inmitten der Nacht konnten natürlich nicht ungehört an den Dienstboten vorübergehen, die das ehebrecherische Paar wohlweislich in das Nebengebäude geschafft hatte.

„Als Knecht und Mägde herbeistürzten, fiel das Licht durch die zerschmetterten Fensterscheiben auf ein Antlitz, vor dem sie zurückbebten. Es war ihr guter, von Allen geliebter Brodherr; aber dieses entsetzliche Gesicht, diese emporgesträubten Haare, dieses todtdrohende Auge, diese Grabesblässe — nein, es war zu viel, zu

schrecklich, um nicht auf diese, wenn auch rohen Naturen, den tiefsten Eindruck zu machen.

„In diesem Augenblicke hörte man durch den grellen Aufschrei des Entsetzens das Wimmern des Kindes in der Nebenstube.

„Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es den unglücklichen Vater, als er diese Jammertöne der Waise hörte.

„Nehmt Euch meines Kindes getreulich an, sagte er mit einem Tone, der wie aus einer Gruft heraus tönte, bis ich wieder gesorgt haben werde. Meine Frau und den Oberförster hab' ich todtgeschossen. Sie liegen drinnen am Boden; laßt sie liegen, bis das Gericht kommt. Schnell holt das Kind und traget's zu dem Pächter Römer drunten bei dem Oberforsthause, ich gehe voraus dorthin! —

„Er wandte sich und ging mit raschen Schritten den Waldweg hin. Etwa eine Viertelstunde später klopfte es an des Pächters Fenster.

„Der Pächter stand auf und fragte: Wer ist da? —

„Ich, Römer, sagte Leopold in dumpfem Tone. Heute, fuhr er fort, ist eine schlimme Nacht! Ich bin gewarnt worden durch einen Brief, meine Taube vor Geierkrallen zu schützen. Der Geier hatte sie schon in seinen Krallen. Die Sache war weiter gediehen, als der wohlmeinende Briefschreiber dachte. Ich fand die Ehebrecherin in den Armen des Nichtswürdigen und habe Gericht gehalten auf meine Faust und nach dem Gesetzbuche meines Gefühls, Römer! Ich hab' sie eben Beide erschossen!

„Ein gellender Schrei aus dem Innern der Stube, ein Angstruf Römer's unterbrach ihn.

„Laß mich reden, Römer, fuhr er fort. Du bist eine treue Seele. Dir vermache ich mein Kind, hörst du, mein Kind! Erzieh's gottesfürchtig; du hast ja keine Kinder und wirst dich sein erbarmen, auch wenn es Nichts, gar Nichts hat. Siehst du, Römer, auf dem Erbe der Ehebrecherin ruht der Fluch. Besser,

das Kind ist bettelarm! Knechte und Mägde bringen es eben; ich hör' es weinen!

„Die Todeskälte seines Wesens brach aber bei diesem Tone der Stimme des Kindes zusammen. Er raufte sein Haar, rang seine Hände und weinte laut.

„Dann ging er den entsetzten Knechten und Mägden entgegen, sah das Kind beim Schein ihrer Laterne an, küßte es, und als das Kind vor seinem Anblick entsetzt sich abwandte, sagte er: Ja, du hast Recht, mein Kind, wenn du dich abwendest von dem Vater, der dir Alles, Alles raubt! —

„Darauf befahl er: Gebt's dem Pächter schnell zum Fenster hinein und kommt mit! —

„Sie thaten, was er befohlen, und als der Pächter seinen Namen rief, war er schon weit im Wald auf dem Rückwege zum Forsthause.

„Die Diener konnten ihm kaum folgen.

„Dort angelangt, sagte er: Nun laßt das Vieh aus den Ställen und treibet's in den Wald; holt Eure Kisten heraus. Ich brenne das Haus nieder!

„Gerechter Gott! schrieen Knecht und Mägde: Herr, thut das nicht! —

„Schweigt! donnerte er ihnen zu. Der Tag darf die Stätte des Glückes nicht mehr sehen, wo der Teufel es zerstörte! Nie soll ein Mensch mehr hier wohnen, denn der Fluch Gottes ruht auf der Stätte, wo Ehebruch und Mord verübt wurde; der Fluch Gottes ruht auf dem Erbe, darum soll mein Kind nichts erben, daß es vom Fluche frei bleibe.

„Nun aber thut schnell, was ich Euch sage!

„Mit diesen Worten trat er zur Scheune, schlug Feuer und fachte einen Bündel Stroh zu lichter Flamme an und schleuderte ihn in die Strohvorräthe.

„Bald loderte die Flamme hoch empor und leckte mit gieriger

Zunge am Dache, Fach- und Balkenwerk, bis Alles in einer Flammensäule aufloderte, die der scharfe Ostwind über das Dach des Wohnhauses legte, das alsobald davon ergriffen war.

„Die Flamme prasselte; das Balkenwerk krachte, das Vieh brüllte; die Hunde heulten. Es war ein Moment, der furchtbarer nicht gedacht werden konnte.

„Leopold stand wie ein Steinbild da und lehnte sich an den Stamm einer Eiche, die weit genug vom Hause stand, um nicht einen Waldbrand zu vermitteln.

„Da stürzte der Knecht herzu.

„Herr, rief er, die Leichen liegen noch drinnen!

„Laßt sie verbrennen! antwortete in seinem fürchterlichen Tone der Förster. Der Wind soll ihre Asche zerstreuen, wohin er will!

„Das war das letzte Wort, das man von ihm hörte.

„Der weit in's Land leuchtende Brand wurde auch in den umliegenden Dörfern gesehen. Die Sturmglocken heulten jetzt im weiten Umkreise und es konnte nicht mehr lange dauern, dann kam Hülfe.

„Leopold zog seine Brieftasche heraus, nahm den Bleistift und schrieb.

„Hierauf rief er mit seiner mächtigen Stimme dem Knechte.

„Hier, sagte er, hast Du ein Zeugniß, daß weder Dir, noch den Mägden etwas geschehen könne. Ich warte nur noch, bis Alles niedergebrannt ist, sprach er mit der Todeskälte der Verzweiflung, dann gehe ich, mich dem Gerichte zu überliefern. Ihr habt ein schauderhaft Beispiel, prägt es Euch in die Seele! Nun geh'! —

„Ach, Herr — begann der Knecht zitternd, fliehet doch!

„Thor! rief Leopold, meinst Du, ich hätte das Alles in der Uebereilung gethan und wollte nun das schuldbelastete, verarmte Leben retten? — Fort! Komme mir nicht mit solchen armen, lahmen Rathschlägen! Geh'! —

„Der vor Furcht und Entsetzen zitternde Knecht schlich sich hinweg und sagte zu den Mägden, die jammernd beisammen standen: Er ist irrsinnig, wie ich's vorausgesagt, daß es kommen würde, wenn er sein Elend und seine Schmach erführe!

„Das Dach- und Fachwerk war indessen in die Umfassungsmauern zusammengesunken. Scheune, Stallungen und Nebengebäude, die aus Holz waren, hatten dem Feuer bis zur Erde Nahrung gegeben. Von ihnen war nur noch ein fortbrennender Trümmerhaufe übrig, als die Bauern anlangten.

„Da war nichts mehr zu retten. Nur die brennenden Leichname verbreiteten einen entsetzlichen Geruch, dessen Grund die Dienstboten der schaudernden Menge mittheilten.

„Wo ist er? fragten die Leute.

„Aber als man nach ihm suchte, fand sich auch keine Spur mehr von ihm!

3.

„Es mochte ungefähr acht Uhr des Morgens sein, der der Nacht folgte, welche Zeugin dieser Auftritte gewesen war, als ein Mann in das Gemach des Richters trat, dessen Bereich auch das Forsthaus umschloß.

„Sein Aussehen war entsetzlich, verwildert, verstört. Sein Gesicht war todtbleich; seine Augen sahen trübe und düster aus tiefen Höhlen; seine Kleider hingen in Fetzen um ihn, ein Zeichen, daß er den Weg nicht eingehalten hatte, sondern durch Wald und Gestrüppe geradeaus gegangen war.

„Als der Richter von seinen Akten aufsah, fuhr er vor dem Anblicke zurück und rief: Herr Förster, was ist Ihnen begegnet?

„Fragen Sie anders, Herr Richter, sagte der Mann; fragen Sie, was ich gethan habe, so werde ich antworten. Seien Sie so gütig, zur Feder zu greifen, ich habe Ihnen eine schwere Schuld zu

Protokoll zu geben, einen Doppelmord und eine wohlüberlegte Brandstiftung.

„Um Gotteswillen, rief der Richter, sind Sie bei Sinnen?

„So gewiß, als Sie es in diesem Augenblicke sind. Erlauben Sie, daß ich mich setze! So! Nun schreiben Sie!

„Mit einer Ruhe, welche den Richter mit Entsetzen erfüllte, berichtete nun der bejammernswerthe Mann Alles, was ich Ihnen erzählt habe, sagte Gerhard. Der Richter war so ergriffen, daß er kaum das Aussage- und Selbstanklage-Protokoll niederschreiben konnte.

„Endlich war es vollendet. Leopold unterschrieb es mit fester Hand, legte dann Jagdmesser und Gewehr ab und sagte: Lassen Sie mich nun in den Kerker abführen!

„Unglückseliger Mann! rief der menschlich fühlende Richter aus, was haben Sie gethan! Ich muß Sie zur Haft bringen lassen.

„Ich will es, sagte Leopold. O der Tod ist mir willkommen!

„Er wurde in's Gefängniß gebracht.

„Sie mögen sich's denken, Herr Möll, was das ein Aufsehen in der Gegend machte! Wie die Leute alle wie unter einem Banne des tiefsten Entsetzens gehalten waren.

„Der Thatbestand wurde erhoben; die Dienstboten vernommen, der Brief gefunden in der Brieftasche, welche Leopold dem Knechte gegeben, ohne daß man aber den Schreiber ermitteln konnte.

„Der verbrecherische Umgang des Oberförsters mit Leopolds Frau unterlag auch nicht mehr dem leisesten Zweifel.

„So konnte der Prozeß beginnen, der aber den schleppenden Gang unseres Gerichtsverfahrens ging.

„Der Urtheilsspruch konnte indessen Niemanden überraschen, er lautete auf Tod durch das Beil!

„Den Landesherrn, der Leopold so lieb gehabt, ergriff das Ereigniß außerordentlich. Als ihm der Urtheilsspruch vorgelegt wurde, hatte er Thränen in den Augen.

„Das Gericht selbst hatte in den Motiven des Spruchs und

in einer besonderen Denkschrift den Unglücklichen der Gnade des Fürsten empfohlen.

„Er schrieb mit zitternder Hand darunter: „Zu zwanzig Jahren Haft begnadigt."

„Ach, Ihr Menschen, wie seid Ihr ungnädig mit Euerer Gnade! rief Leopold aus, als ihm die Begnadigungs-Sentenz mitgetheilt wurde.

„Man brachte ihn in das hochgelegene Burghaus, welches als Gefängniß diente. Der Fürst schrieb eigenhändig an den Director, daß er ihn mit aller Milde und Schonung behandeln solle.

„Das geschah in ausgedehntem Maße.

„Stille saß er da; stille ging er umher. Mit Niemanden sprach er, als mit dem würdigen Geistlichen der Anstalt; aber an seinem innersten Marke nagte der Tod.

„Schon nach einem Jahre brach das arme, schwerbelastete Herz unter seiner Bürde.

„Gerhard schwieg. Es war sein Auge feucht geworden, wie das meine.

„Lange Zeit saßen wir stille da und blickten in das Spiel der Wellen, die von der Quelle über das Gestein hinabhüpften in eine bedeutende Tiefe.

„Endlich sagte ich: Wie mag die Nachricht auf die alten Eltern der Agnes gewirkt haben?

„Der Vater lebte nur noch; die Mutter war schon früher gestorben; aber das Schicksal, das er erleben mußte, die Schmach — kurz Alles, was auf ein ehrlich Vaterherz da mit Einem einschlug, brach des Greises Lebenskraft auch. Er starb etwa vier Wochen nach dem schrecklichen Ereigniß am Herzschlage.

„Und der Pächter? fragte ich.

„Ja, ja, sagte Gerhard, da meint der Mensch etwas Gutes zu thun, und es wird zum Unheil, zum Verderben! Der ehrliche Mann wußte nicht, wie weit das verbrecherische Verhältniß der

jungen Försterin mit dem nichtswürdigen Oberförster schon gediehen war. Er und seine brave Frau konnten es sich nicht als möglich denken, daß das anscheinend so brave Weib den Pfad der Pflicht und der Ehre, der Gottesfurcht und Tugend verlassen könnte. Sie wollten warnen aus treuem Herzen, und ihre gute Absicht schlug um und wurde der Grund so entsetzlicher Thaten. Da können Sie es sich wohl denken, daß die guten Menschen sich das zu Herzen nahmen!

„Der arme Römer fing seitdem zu kränkeln an und, da er ohnehin ein schwacher Mann war, so wurzelte sich ein Uebel fest, das nach und nach in eine Zehrung ausartete, welcher er nach einer Frist von kaum einem halben oder dreiviertel Jahren erlag.

„Seine Frau, die ein zartes Gemüth hatte und sich stete Vorwürfe machte, an dem Unglücke schuldig zu sein, wurde in späteren Jahren, wahrscheinlich in Folge dieser Gewissensvorwürfe, tiefsinnig und starb in einem Landes-Irrenhause nach einer Reihe von Jahren.

„Aber das Kind? das Kind? fragte ich hastig, da es mir einfiel, ich habe nach ihm nicht gefragt.

„Gerhard sah mich lange forschend an, als wollte er in meiner Seele lesen, was mich zu dieser Frage bewege. Nach längerem Schweigen sagte er: Nun, die Pächtersleute nahmen es auf; aber Sie sehen es gewiß ein, daß das arme Knäblein unter den obwaltenden Umständen nicht bei ihnen bleiben konnte.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Fürst sich einmal nach Leopolds Kind erkundigte und nun von dem Oberförster, welcher dem schändlichen Menschen im Amte folgte, hörte, wie es um das Kind stand.

„Noch hatte der edle Fürst den Mann nicht vergessen, der ihm so treu gedient und ein so schreckliches Schicksal gehabt hatte. Es war ein schöner Zug seines Herzens, daß er sich des verwaisten Kindes annahm. Jener Oberförster war Herrn Moosfeld's Schwieger-

vater, welcher aber damals am anderen Ende des Landes eben erst in's Leben hineingeblickt hatte. Der Oberförster war ein ganz junger Mann und seine Frau eine Engelsseele. Sie nahmen den Knaben zu sich und erzogen ihn gottesfürchtig. Der Fürst zahlte die Kosten seiner Bildung, da er Forstmann werden wollte.

„Als Moosfeld's Schwiegervater starb, war der Knabe eben zwanzig Jahre alt und der Fürst nahm ihn als Leibjäger zu sich, hatte ihn lieb und erwies ihm viel Gutes. Der alte Herr aber lebte nicht mehr lange, und als er starb und der Erbprinz die Regierung antrat, sollte er Oberförster werden, allein dieser Titel und Beruf weckte Erinnerungen der schmerzlichsten Art in ihm. Er schlug ihn aus und wollte nicht mehr sein als sein armer Vater gewesen war.

„Vermählt hat er sich nie.

„Wohl wollte die Liebe auch in seinem Herzen keimen, aber er hatte den Keim mit starker Hand herausgerissen, weil ihn seines Vaters Schicksal keinen Glauben an Weibertreue gewinnen ließ.

„So weit hatte Gerhard mit tiefer Bewegung erzählt, als er auf zum Himmel blickte und ausrief: Wir verplaudern die schönsten Tagesstunden! Kommen Sie, unser Beruf heischt unser Aufbrechen!

„Wir brachen auf und wanderten an dem zerfallenen Forsthause vorüber. Aus Gerhard's Seele rang sich ein Seufzer, und mich durchrieselte es eiskalt. Ich kam spät nach Hause. Der Oberförster Moosfeld erwartete mich im Familienzimmer.

„Er fragte nach den forstlichen Beziehungen, die uns heute beschäftigt hatten, und ich referirte genau; allein er sah mir's an, daß ich nicht so heiter war als sonst.

„Ist Ihnen was begegnet, lieber Wilhelm? fragte er — oder sind Sie unwohl?

„Keins von beiden, sagte ich. Es hat mich etwas Anderes trübe gestimmt und ich kann den Kreis von Vorstellungen nicht verlassen; ich bin wie hineingebannt!

„Darf ich nicht wissen, was das war? fragte mit großer Theilnahme der wackere Mann.

„Doch, sagte ich: heute Mittag, als wir rasteten, hat mir Herr Gerhard die entsetzliche Geschichte des verfallenen Forsthauses erzählt, und ich will es nur gestehen, daß sie mich auf eine so tiefeingehende Weise ergriffen hat, daß ich die Begebenheiten so bald noch nicht loswerden können.

„Das glaube ich Ihnen gerne, sagte Moosfeld; es ist eine entsetzenerregende Geschichte; aber daß Gerhard sie Ihnen erzählt hat, das mag Ihnen den Beweis liefern, daß er Ihnen eine wahrhaft väterliche Liebe zugewendet hat, denn jede Erinnerung daran ist ein Stich in sein Herz. Sie wissen doch, daß es die Geschichte seines Vaters und seiner Mutter ist?

„Gerechter Gott! rief ich aus, das ahnte mir manchmal.

„Ja, ja, sagte der Oberförster, er ist der unglückliche vater- und mutterlose Knabe und er war der Pflegebruder meiner seligen Frau. Nun können Sie es sich denken, warum er mir so werth ist.“

Was mir einmal der Todtengräber erzählte.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, die nur als Einleitung zu dem, was der Todtengräber erzählte, dienen, hatte von mütterlicher Seite einen Großoheim, der ein sehr hohes Alter erreichte und nahe bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Er selber hat diesen Großoheim nicht mehr mit leiblichen Augen gesehen, denn er war, als ich geboren wurde, was nebenbei bemerkt 1798 geschah, schon lange zu seinem Frieden eingegangen; aber vor die Augen des Geistes trat er oft. Selten verging ein Tag im elterlichen Hause, daß nicht in Scherz oder Ernst des Oheims Worte herbeigezogen wurden. „So hat der Oheim Martin gesagt!“ hieß es dann regelmäßig, und alle diese Aussprüche hatten eine so fernige Kürze, eine so frische Lebenswahrheit und eine so hausbackene, ächte gesunde Lebensweisheit, daß Oheim Martin in meinem Denken eine Gestalt gewann, wozu freilich auch ein Bild beitrug, das sehr ähnlich soll gewesen sein. Später hab' ich das Bild mit schärfer prüfendem Blicke betrachtet; hab' mir von Vater und Mutter vom Oheim Martin Dies und Das erzählen lassen und glaube ihn nun zu kennen.

Nach diesen Erzählungen stellte es sich hin, daß Oheim Martin eine grundgutmüthige Natur gewesen ist, aber dabei ein eig'ner Kautz oder was man im gemeinen Leben einen „kuriosen Heiligen“ nennt. Vermählt ist er nicht gewesen; ein Amt hat er nie angenommen, obgleich unausgesetzte Studien und eine außergewöhnliche

Bildung ihn dazu wohl mochten befähigt haben. Ein ansehnliches Vermögen machte ihn unabhängig. „Was soll ich mir silberne oder goldene Ketten schmieden," sagte er, „die mich dennoch fesseln, auch wenn sie nicht aus gemeinem Metalle gemacht sind?"

Eben diese Stellung setzte ihn in den Stand, seinen Lieblingsstudien sich hinzugeben. Welcher Art die waren, zeigte eine ansehnliche Pflanzensammlung; großmächtige Kisten und Kasten voll Mineralien und Versteinerungen, und eine reiche Bibliothek, die zwar vorzugsweise die Naturwissenschaften, aber dann doch auch fast alle Zweige geistigen Regens und Strebens umfaßte. Mit dem ersten Mai jedes Jahres, mochte das Wetter sein, wie es wollte, nahm er seinen Lederranzen und seinen Hammerstock und wanderte aus. Wohin? das wußte er oft noch selbst nicht. Erst mit dem October kehrte er heim. Mittlerweile kamen schwere Kisten bei meinen Eltern an. Das waren die Zeichen seines Lebens und Thuns. Sie blieben unberührt, bis er selbst ihre Siegel löste.

Daß ich aber den Oheim Martin noch nicht nach allen seinen Seiten kannte, das wurde mir erst klar, als ich einst in den Ferien wieder 'mal meinen Vater auf dem Spaziergange nach ihm fragte.

Er erzählte manche Geschichte von ihm, die ich theils schon kannte, theils zum ersten Male hörte. Er war 'mal der Gegenstand meiner besonderen Theilnahme und, ich darf sagen, meiner Vorliebe.

„Aber was hat er denn in der Zeit, wo er bei Euch war, getrieben?" fragte ich den Vater.

„Was weiß ich?" sagte er. „Du weißt, mein Amt fordert meine ungetheilte Thätigkeit. Ich habe, da ohnehin seine Liebhabereien die meinigen nicht waren, mich nicht viel um sein Treiben bekümmern können, ob wir gleich uns herzlich liebten und nie ein unvergohrenes Wort wechselten. Alle seine Manuscripte sind droben auf dem Speicher, in einem zugenagelten Kasten. Ich dachte, das hättest Du längst ausspionirt und durchstöbert, da doch einmal der Oheim Martin Dein besonderes Lieblingsstudium zu sein scheint.

„Einmal," fuhr er fort, „hab' ich in den Kasten geblickt; als ich aber wahrnahm, daß fast alle Päcke mit dem nicht archivarischen Titel: „Varia" begabt sind, da graute mir's vor dem Chaos, und ich ließ es ruhen."

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich, kaum vom Spaziergange zurückgekehrt, mit Hammer und Zange bewaffnet, zum Speicher hinan stieg. Der Deckel wich meiner jugendlichen Kraft schnell und bald lag ein ziemlich großer Kasten voll Manuscripten vor mir. Da stand auf etlichen: Mineralogisches, auf anderen: Botanisches. Etliche trugen allerdings die Ueberschrift, die meinen Vater abgeschreckt hatte.

Einen solchen Pack nahm ich heraus, schloß den Kasten wieder nothdürftig und eilte auf meine Stube. Als ich die umschließende Kordel löste, fielen eine Menge Blätter heraus, die Gedichte enthielten. „Also auch eine poetische Natur?" rief ich. „O, warum hab' ich Dich nicht gekannt, guter Oheim Martin?" Sie waren allerdings im Geschmacke seiner Zeit, aber voll Tiefe und Innigkeit. Es waren Satyren, Episteln, Epigramme, Triolette; auch Uebersetzungen Horazischer Oden und aus der griechischen Anthologie. Meine Achtung und Liebe für den seltenen Mann wuchs mit jedem Blatte, das ich las. Auch seine Reisetagebücher lagen da, voll interessanter Dinge. Da fand ich herrliche Ergüsse seiner Seele; Erzählungen von Erlebnissen, die mich ganz fesselten. Manches legte ich mir bei Seite davon.

Nun sind mehr als drei Decennien dahingegangen im raschen Hinfluthen der Zeit und des Lebens. An den Großoheim Martin hab' ich selten mehr gedacht unter dem Flügelschlage und den wilden Stürmen der Zeit. Erst vor wenigen Tagen fiel mir die Mappe in die Hand, worin seine Blätter liegen und da ist mir denn in seinem Tagebuche die nachfolgende Geschichte wieder vor die Augen gekommen. Ich laß sie und glaube, sie ist werth, daß ich sie mittheile. Ich gebe sie mit gewissenhafter Treue, wie sie

von seiner schönen, festen Hand niedergeschrieben worden ist. Die Erzählung lautet so:

„Was mir einmal der Todtengräber erzählte“

in einem Dorfe des Thüringer Waldes, mag in meinem Tagebuch eine Stelle finden. Will's nicht Hehl haben, daß mich die Geschichte tief bewegt hat. Warum doch? — warum klingen leise die Saiten eines Instruments, wenn in seiner Nähe ein ähnliches gespielt wird? — Warum treten Thränen in unser Auge, wenn wir sie in einem anderen glänzen sehen? —

Tief in der Menschenbrust werden Erinnerungen, die lange, lange schliefen, lebendig, wenn die Züge eines Angesichts, wenn die Aehnlichkeit einer Gegend, wenn die Ereignisse eines anderen Lebens sie wecken oder wenn eine Erzählung unbewußt ähnliche Begebenheiten berührt. Warum soll ich hier Rechenschaft geben von dem tiefern Grunde jener Erregung? — Der Todtengräber hat's nicht geahnet, wozu sollen's Die wissen, die vielleicht einmal diese Blätter sehen und lesen, wenn mein Staub längst vom Winde verweht ist? — —

Thüringen ist ein herrliches Berg- und Waldland; aber seine üppigen Thäler, seine reichen, fruchtbaren Ebenen sind nicht minder reizend. Alles ist da noch frisch, jung, naturwüchsig. Man meint, die große Heerstraße der Welt führte da weitab vorüber und das Menschenvolk aus den Städten mit seinen gepuderten Perrücken, Affenschwänzen (Oheim Martin meint ohne Zweifel damit die Zöpfe — die noch seine Zeitgenossen waren), Narrheiten, steifem Geschraubtsein und seiner Schlechtigkeit — hätte dies Land und Volk noch nicht besucht. Tröste Dich darüber, Thüringen, Land und Volk, Du verlierst nichts und gewinnst viel dabei. Die Cultur, wie sie ihre Unnatur nennen, leckt allen Schmelz weg, und was übrig bleibt, sieht aus, wie ein Gesicht aussieht am anderen Morgen, das am Abend vorher rosig geschminkt war.

Bin gestern in dies Dorf gekommen. Seine Lage ist zu schön, als daß ich nicht da hätte Lust kriegen sollen, zu verweilen, und wandermüde bin ich auch.

Es ist eines jener saftig grünen Thäler, durch welches ein Bergbach silbern hüpft. Wiesen von einem Grün, das schöner nicht gedacht werden kann, säumen den Bach und wohlbestellte Saatfelder reihen sich voran bis zum Dorfe hin, dessen Häuser an der Anhöhe lehnen, auf der die Kirche steht. Ringsum schließen hohe, dunkel-bewaldete Berge das Thal ein, und gerade gegen dem Dorf über ruht auf einer wilden Felskuppe eine Burgruine.

Es ruht ein unaussprechlicher Friede über dem Thal. Eine Menge Nachtigallen, Finken und Drosseln jubiliren in Busch und Wald, und lösen einander in der Tageszeit ab.

Kaum sah ich gestern dies Dorf, dessen Häuser auch so etwas Nettes, Ansprechendes haben, so stand auch mein Entschluß fest, hier einmal einige Wochen auszuruhen. Bin ja auch seit vier Wochen viel herumgeklettert und gekrochen in den Bergen. Will mir meine Sachen hierher bringen lassen und sie ordnen. Dann hab' ich Arbeit und ruhe doch leiblich aus. Gott weiß es, wie es kommt. Seit ich die vierte Zehn zurückgelegt habe, kann ich nicht mehr so viel ertragen, wie früher. Da käme doch das Alter frühe! — Vierzig ist Stillestand, sagen die Leute. Ob das richtig?

In dem Dorfwirthshause fand ich Das, was ich vorab suche: Reinlichkeit. Man meint, die Leute stammten aus Holland. Alles wie geblasen! Ein Leckermaul bin ich nicht, werde also mich zurechtfinden! Die Leute sind zuvorkommend und höflich und das ist auch etwas werth. —

Heute bin ich auf die Höhe gegangen, wo die Kirche steht. Die Aussicht ist köstlich, wenn auch beschränkt. Wär' ich ein Maler, das gäbe ein Landschaftsbild; die Kirche ist eine der ältesten des Landes. Massive Mauern; kleine Fenster im Rundbogenstyl; ein Thurm, dessen Spitze gemauert ist; oben drauf das friedliche

Storchnest. Neben der Kirche, etwas in den Gottesacker hineingerückt, steht eine Linde, die sicherlich so alt ist wie die Kirche. Krone und Gipfel sind vom Sturme geknickt; aber ihre Aeste breiten sich weit aus und bieten Schatten. Man meint, sie reckte segnend ihre Arme über die Gräber aus. Sie grünt noch immer, während ihr Stamm ganz hohl ist und weit genug, daß man darin eine Wohnung aufschlagen könnte.

Gar sehr hat es mich angemuthet, daß die Gräber so schön gepflegt sind. Es ist kein's, auf dem nicht Blumen stünden neben dem schlichten Kreuze. Nur zwei waren ohne Blumen. Ein drittes daneben aber trug ein Bäumlein von weißen Rosen und drum herum einen Kranz von reichblühenden Monatrosen. Der, welcher da ruht, oder Die — muß viel Liebe verdient haben!

Ich stand eben so an den hohlen Stamm der uralten Linde gelehnt, und dachte über Das nach, was ich vor mir sah, als sich aus einem frischen Grabe der schneeweiße Kopf des alten Todtengräbers erhob und mich grüßte.

Wem es darum zu thun ist, manche rührende, auch wohl schauerliche Geschichte zu hören, dem kann man nur den Todtengräber empfehlen, wenn er alt ist. Solche Leute sind die lebendige Chronik für Die, welchen sie die letzte Ruhestätte bereitet, und denen sie den Hügel über dem Herzen wölbten, das gekämpft und gerungen, selten gesiegt hat, so lange es lebte.

Ich war immer ein Freund solcher Geschichten, und jetzt, wo es mir eben so zu Muthe war, daß ich gerne der Art etwas gehört, bot sich mir die reichste Fundgrube dar. Ich trat, seinen Gruß erwiedernd, zu ihm.

Das Lob, welches ich der Ordnung und Schönheit des Gottesackers wohlverdient spendete, gewann mir des Greises Wohlwollen. Kam ja doch natürlicher Weise viel davon auf seine Rechnung.

Sein Grab war fertig. Die Gebetglocke hatte schon über das

tiefer liegende Dorf ihren frommen Mahnruf erschallen lassen und den Feierabend geboten. Die Sonne ging hinter den Bergen zur Rüste. Die Blüthen der uralten Linde hauchten süßen Duft. Der Abendwind zog flüsternd durch ihre ausgebreiteten Aeste. Nachtigallen und Drosseln ließen ihre Melodien erklingen.

Der Alte stieg aus dem Grabe herauf. Wir gingen bis zur Linde mit einander, wo eine Steinbank zur Ruhe einlud.

„Ihr seid müde, Vater," sagte ich. „Wollt Ihr nicht noch ein Stündchen hier ausruhen? Wir plaudern dann ein Bischen mit einander."

„Wenn ich den Herrn nicht störe," sagte er bescheiden, „so nehm' ich das gerne an. Die alten Knochen, die nun schon fünf und siebenzig Jahre ausgehalten haben, wollen doch nicht mehr recht." —

„Ihr habt wohl die Meisten, die hier schlafen, persönlich gekannt?" fragte ich den Todtengräber, um ein Gespräch einzuleiten.

„Allerdings," versetzte er; „ich bereite den Leuten seit mehr als fünfzig Jahren die Ruhestätten. Manches müde Haupt habe ich da zur Ruhe gelegt; manches stürmisch schlagende Herz zugedeckt; manchen Kummer zur Ruhe gebracht, aber auch manche geknickte Blume. Lieber Gott," fuhr er fort, „es wird Einem das Amt oft schwer, und es sollte ein Todtengräber eigentlich kein Herz haben, er wäre besser dran. — Auf manches Grab," fuhr er nach einem längeren Sinnen wieder fort, „habe ich Blumen gepflanzt, wenn es sie verdiente und wenn keine liebevolle Hand es that oder zu thun da war. Dort liegt Eine," sagte er mit wehmüthigem Ausdruck, „der habe ich das weiße Rosenbäumchen gepflanzt. Eine unbekannte — vielleicht unbekannte — Hand setzte dann den Kranz von Monatrosen drum herum, und ich pflege das Grab mit Sorgfalt."

„Aber warum haben die beiden nächsten Gräber keinen Schmuck?“ fragte ich.

„Weil sie ihn nicht verdienten, Herr!“ erwiederte er rasch. „Weil sie an dem Tode der unter Blumen ruhenden Blume die Ursache waren! Doch ich sehe schon,“ fuhr er fort, „ich werde Ihnen die Geschichte erzählen müssen; obgleich es eine einfache Geschichte ist, wie sie sich leider gar oft wiederholt in der Welt; aber zum Herzen redet sie doch.“ —

Die Sonne war tiefer hinabgesunken. Der Himmel glühte im Purpur und Gold. Im Dorfe war's todtstille geworden. Ueber dem Thale lag eine eigene Stimmung, die nicht verfehlte, meine Seele zu ergreifen.

„Es sind jetzt zwölf Jahre her, daß ich die drei Gräber grub“ begann der greise Todtengräber; „allein so oft die Gemeinde sich hier um ein Grab versammelt, ruhen die Blicke vieler Leute mit großer Theilnahme auf den drei Gräbern, und doch treten sie nur an das eine, an das nämlich, das mit Rosen bepflanzt ist, und beten leise. Die Stelle neben demselben ist bestellt — aber die Zeit ist um.“ —

„Wie so?“ fragte ich.

„Hören Sie erst die Geschichte!“ sagte der Alte, mein Verlangen zur Geduld verweisend. „Es kann Ihnen wohl kaum, wenn Sie in das Dorf hereingingen, das große, schöne Bauernhaus entgangen sein, welches links vom Eingange liegt. Es ist das größte und schönste Haus im Dorfe. Hof und Scheune, Stallungen und Schoppen, Alles ist prächtig und neu. Die Mauern schließen es sammt Garten und Hofraum ein. In dem Hause wohnte der reichste Bauer unseres Dorfes, der alte Riebel mit seiner Frau und seinem Sohn, und die Waise einer armen, entfernten Verwandten war seit etwa vier Jahren in's Haus gekommen, um das Gnadenbrod zu essen und die alte Riebelin in ihrem schweren Hauswesen

und im Regieren des Gesindes zu unterstützen. Das Gnadenbrod ist ein rauh und bitter Gebäcke.

„Der Riebel und seine Frau waren stolze Leute. Sie hatten Alles im Ueberfluß. Ihre Ernten waren reich; ihr Viehstand zahlreich. Kein Unglück suchte sie heim. Geld genug gibt Muth genug — oft mehr, als gut ist, nämlich Uebermuth. Das Mädchen mußte tüchtig arbeiten und wurde wenig beachtet.

„Paul, sagte der Alte zu seinem Sohn, ich will Alles neu bauen und zugleich mir eine Aufenthalts-Wohnung bauen im Hause. Dann übergebe ich dir Alles. Du kannst dann heirathen und ich in Frieden leben.

„Das Erste geschah. Wie schön und zweckmäßig er Alles neu baute, können Sie selbst sehen. Als nun Alles fertig war, kam's an die Heirath Pauls, und da gab's denn Händel, die den Frieden der Familie heillos störten. Die Alten hingen an ihrem Reichthume mit ganzer Seele. Daß ihr Sohn nur eine reiche Erbin heirathen würde, hielten sie für längst ausgemacht; denn zu dem Gedanken kamen sie gar nicht, daß Paul aus der Art schlagen und eine Arme freien könnte. Paul war indessen ein seltsamer Bursch. Das kann ich Ihnen sagen, lieber Herr, ein schönerer als er lebte nicht im Thüringer Walde. Wenn ich hinzusetze, kein braverer, gesitteterer, so hab' ich nur gesagt, was wahr und aller Welt bekannt war. Wenn er hätte freien wollen, so war ihm keine Thüre verschlossen weit und breit, denn Riebel's Wohlstand war im Land überall bekannt und der Ruf seines braven — die Mädchen setzten hinzu: seines bildschönen Sohnes nicht minder; aber es war eine absonderliche Sache, daß er keinem Mädchen vorzugsweise freundlich und hold gewesen war bisher, weder einer aus dem Dorfe, noch von draußen her. —

„Als die Neubauten fertig waren, sagte der Riebel zu seiner Frau:

„Nun hab' ich's doch dem Paul gesagt, er solle sich nach einer

zu ihm passenden Frau umsehen; aber dem liegt das fern. Er macht keine Anstalten. Ich werde ihm freien müssen. Es ist ein kurioser Bub.

„Das konnte nun der alte Riebel bleiben lassen aus zweien Gründen. Erstens war der Paul keiner von Denen, die sich eine Frau freien lassen. Dazu war er zu selbstständig und zu fest. Und wenn ihm das gefreite Mädchen wirklich gefallen hätte, würde er sie nicht genommen haben. Ich meine, damit hätte er Recht gehabt. Solche gemachte Heirathen taugen in der Regel nichts. Hat sich da nicht das Herz zum Herzen gefunden von selbst, oder daß ich es richtiger sage: hat sie Gott nicht zusammengeführt in rechter Liebe, so gibt's keinen Einklang, und meine reiche Erfahrung sagt's, daß all das eheliche Unglück und Katzengebisse, das den Leuten das Leben zur Hölle macht, aus solchen Freiereien stammt, die Eigennutz oder Ehrgeiz gemacht hat. So ist's! — Der zweite Grund aber war, daß Paul Eine still im Herzen trug und von ihr im Herzen getragen wurde. Das ahnete aber Niemand.

„Ich hab's vorhin erwähnt, daß seit etwa vier bis fünf Jahren die nachgelassene Tochter einer entfernten Verwandten, die als Wittwe gestorben, in Riebel's Haus gekommen war und darin ihr Stücklein Gnadenbrod aß, ob sie es gleich mehr als verdiente.

„Sie hieß Irmgard oder Irmel, wie sie den Namen hier zu Lande radebrechen. Als ihre Mutter starb, war Irmel siebenzehn Jahre alt, und eine frischerblühte Rose ist nicht schöner, als Irmel war. Herr, unser Dorf war stolz auf dies Mädchen, ob sie gleich arm war wie Hiob. Sie war groß, schlank, wie eine Tanne, und doch von jugendlicher Fülle und Frische. Jede Bewegung der schönen Gestalt war anmuthig, leicht, und doch voller Anstand. Ihr Gang war ein Schweben, so leicht war er. Ein Gesichtchen wie Milch und Blut; große, wunderbar glänzende, blaue Augen; ein blondes Haar, das der Kamm fast nicht halten konnte, und ein Lächeln, wenn sie sprach, das Jeden entzückte; das Alles machte

das Mädchen zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Zuneigung.

„Nun, sagen Sie einmal, konnte Paul blind sein gegen so viel Schönheit? — Und er sah sie immer in ihrem stillen Fleiß und liebreizenden Wesen.

„Zu den Vorzügen des Leibes gesellten sich die der Seele. Sie war so demüthig, so zurückhaltend, so bescheiden, wie ich kein Mädchen jemals beobachtet habe. Eine recht aufrichtige Frömmigkeit erfüllte ihr Herz. Sie hätten sie in der Kirche sehen müssen, um davon überzeugt zu werden. Und im Hause war sie die Thätigkeit selbst. Wollte die alte Riedelin eine Arbeit thun, so hatte sie entweder Irmel schon gethan, oder sie nahm sie ihr rasch aus der Hand und that sie selbst. Das Gesinde gehorchte ihr blindlings, und doch hatte sie niemals ein bös Wort mit ihm geredet, niemals ihm etwas verwiesen, niemals etwas ihm befohlen. Anders sagte sie nicht, als: Sei jetzt so gut, und thue Das oder Jenes! Dann liefen die Knechte und die Mägde sprangen, ihren Wunsch zu erfüllen. Die alte Riedelin sagte selber von ihr: Es ist eine wahre Hexe, das Mädel! Sie leitet und regiert Alles und doch befiehlt sie nie, und das Gesinde gehorcht ihr mehr, als mir, und ist ihnen nichts zu schwer, wenn die Irmel sie lächelnd darum bittet. Wie sie das anfängt, begreife ich selber nicht! Aber es geschieht und ist richtig.

„Ich frage Sie, Herr, ob ein Jüngling mit solch' einem Mädchen unter einem Dache wohnen, mit ihr in tausendfache Berührung täglich kommen, ihre Art und Weise beobachten könne, ohne diese Eigenschaften zu bewundern? Und wenn Sie es bejahen müssen, so frage ich weiter: Kann da die Liebe ausbleiben, wenn nicht etwa schon eine Andere das Herz des Jünglings ganz eingenommen hätte? — Ich sage einfach: Nein, und Sie können wohl auch kaum anders. Und in Pauls Herzen saß keine Andere fest." —

„Wahrlich nein!" sagte ich aus Herzensgrunde.

„Nun ja denn," fuhr er fort, „wir sind einig; aber Pauls Eltern waren blind. Sie konnten es sich einmal nicht denken, daß ein Mädchen ohne Geld und Gut irgend einen Werth haben könne. So kam kein Gedanke in ihre Seelen, daß die Zwei sich lieb haben könnten. Freilich sah's auch Niemand, wie es in den Herzen der beiden jungen Leute aussah, erstlich, weil eben kein Auge des Menschen dahinein blicken kann, wohin nur das Auge des Herrn dringt, und zum Zweiten, weil Beide sowohl vor einander, als vor Anderen sorgfältig verbargen, was in ihrem Inneren vorging. Es waren zwei absonderliche Menschen.

„Das Irmelchen erkannte längst, daß es Niemanden auf Gottes Erde lieber habe, höher achte und verehre, als Paul; aber es verschloß seine erste, heilige Liebe in das stille duldende Herz, weil es die Gesinnungen seiner Verwandten kannte und die alte Riebelin in ihrer Geschwätzigkeit dem Mädchen oft genug gesagt hatte, der Paul dürfe im Lande nur wählen unter den reichsten Erbinnen. Da hatte denn das gute Kind seine Liebe in's Grab gelegt und den Kranz der Hoffnung welken sehen. Es fühlte wohl, es dürfe nur ferne stehen; es dürfe nur Gott um seine Liebe wissen. Und dies Bewußtsein läuterte und heiligte sie so, daß das Mädchen sich glücklich fühlte, um ihn sein zu dürfen und seine Wünsche ihm abzulauschen, daß es ihnen, wo möglich, zuvorkommen könne. Es mag wohl Stunden eines harten Kampfes und schweren Leides und heißer Thränen gegeben haben, bis das arme Kind solchen Sieg über sein Herz errungen hatte. Wenigstens bildete es sich ein, ihn errungen zu haben. Nun, es geht ja oft so in der Welt, daß man sich mühsam einredet, man habe etwas überwunden; glaubt's auch; aber wie anders ist es, wenn nun der Augenblick kommt, wo der Sieg als voll, echt und recht sich erweisen soll? Herr, dann hapert's leider, wie wir hier zu Lande sagen!

„Der Paul hatte niemals an einem Mädchen Wohlgefallen. Die er um sich sah, waren nicht, wie er eine suchte. Er hatte an-

Dieser Dieses, an Jener Jenes auszusetzen. Da kam die holdselige Irmel in's Haus, und augenblicklich fühlte er es tief im Herzen, die war's, die er gesucht und bisher nicht gefunden. Aber er war im seltenen Maße Herr über sich selbst. Das Mädchen sollte es nicht merken, welch' ein Gefühl in seinem Herzen erwacht sei. Freundlich, herzlich, zuvorkommend war er gegen sie, aber so, wie es ein braver Bruder gegen die liebe Schwester ist. Irmel sah's wohl einmal, wie er sie heimlich beobachtete; wie sein Blick ihr folgte, wenn sie ging, sie suchte, wenn sie nicht gleich da war, wenn er in's Haus trat; sie begegnete manchmal einem Blicke, der mehr sagte und ihr die helle Gluth in's Antlitz jagte; sie sah es, wie er sie forschend und mit ungewöhnlicher Theilnahme anblickte, wenn sie eine halbe Nacht durchweint und die Spuren solcher Thränen nicht ganz vertilgt waren; sie hörte, wie er die Mutter fragte, ob Jemand Irmel wehe gethan? — Aber das war Alles. Nie sagte er ihr Etwas, was nicht in diesem Verhältniß gelegen; nie suchte er mit ihr irgend alleine zu sein. Er wollte prüfen, forschen, erst seiner Sache gewiß werden.

„So standen sie sich fern und hatten sich doch so lieb! Aber es war ein Feuer, das immer mehr gegen die Decke wuchs, die es verhüllte und einmal hervorbrechen konnte, mit einem Male, mächtig und gewaltig. Verborgenes Feuer brennt doch.

„Solch' ein Augenblick ist denn auch gekommen und ziemlich bald.

„Sie können es sich denken, daß auch andere Leute den Werth der schönen Irmel erkannten. So ist es denn einmal geschehen, daß ein braver Bursch aus unserem Dorfe, der Irmel lange schon lieb hatte, von seinen Eltern die Erlaubniß erhielt, um sie zu werben. Er hatte manchmal in Riedel's arbeiten helfen, wenn es sich in der Ernte drängte oder im Heumachen. Dann hatte er mit Irmel gescherzt, und sie war ihm immer freundlich gewesen, sogar freundlicher als Anderen, weil er sittiger und anständiger

war als sie, und bescheidener. Da hatte denn der Junge schon geglaubt, sie sei ihm gut, und er dürfe eben nur beim alten Riedel freien. Das that er denn an einem Sonntage des Morgens in aller Ordnung. Der Riedel hatte ihm gesagt, er habe gar nichts dagegen, nur sei Irmel gerade heute auf's nächste Dorf, die Tochter des Schullehrers besuchen, die sie wohl kenne. Er solle morgen sich das Jawort bei ihr selber holen.

„Paul hatte das mit angehört und es war eine Angst über ihn gekommen, eine Qual, eine Unruhe, für die er keinen Namen wußte. Jetzt erst fühlte er die Macht seiner Liebe, wo das Verlieren nahe trat.

„Die Eltern schrieben das einem anderen Umstande zu; denn nach der Morgenkirche befahl der alte Riedel dem Knechte, den Wagen mit Sitzen zu versorgen, sie wollten frühe zu Mittag essen und dann nach A. fahren, und dort bis Abend bleiben. Dies Dorf liegt drei Stunden von hier. Der Müller zu A. aber ist ein steinreicher Mann, gewiß noch reicher als der Riedel. Sein Sohn sollte die Mühle bekommen, und seine Tochter, ein prächtiges Mädchen, hatte eine Mitgift zu erwarten, die zu der Pauls paßte. Die Alten verlangten er solle mitfahren; allein Paul erklärte, das könne er nicht, weil er einen guten Freund besuchen wolle.

„Der Vater drang in ihn. Paul aber, der merkte, wo es hinaus wolle, schlug's rund ab. Da gab's denn harte Worte, aber Paul blieb auf seinen neun Augen stehen.

„Da sagte ihm denn der alte Riedel, er wolle, daß er Müllers Carline heirathe. Sie sei bedeutend reich, ein unbescholtenes Mädchen und sei sehr hübsch. Da konnte er nichts einwenden.

„Paul sah ihn groß an.

„Meint Ihr, Vater, sagte er, ich ließe mir eine Frau anfreien, ankuppeln, die ich nicht selber gewählt? Da irret Ihr Euch. Ich muß mit ihr leben, nicht Ihr. Seid ohne Sorgen, ich bringe

Euch eine Schwiegertochter, wie sie mir gefällt. Freien lasse ich mir keine. Das glaubt!

„Die Mutter stand mit gefalteten Händen dabei.

„Ach, du lieber Gott! rief sie aus; Du wirst uns doch keine Unehre machen, und eine Betteldirne in's Haus setzen wollen? Nur Gleich und Gleich gesellt sich gut! — Und wir haben auch da mitzureden, Paul!

„Ja, Mutter, entgegnete Paul mit bitterm Lächeln, das Sprüchwort ist nicht ganz. Es gehören die Worte hinzu: So sagte der Teufel zum Kohlenbrenner, weil sie alle beide schwarz waren! — Schande machte ich Euch nur, wenn ich eine lüderliche, verrufene Dirne wählte. Armuth ist keine Schande, Reichthum keine Ehre. Daß ich Euch keine Schwiegertochter bringe, die mir selber größere Schande bereitete als Euch, dafür brauchet Ihr keine Sorge zu tragen; aber wenn mir eine Arme etwa gefiele, so wär' mir das kein Grund, sie nicht zu heirathen; denn ich habe genug an Dem, was Ihr mir erworben, und nach mehr geize ich nicht. Ich suche eine Frau, die ich lieb habe, mit der ich glücklich zu leben hoffe. Ob sie reich oder arm ist, das ficht mich nicht an!

„Das war Oel in's Feuer.

„Der alte Riedel brach los mit heftigen Worten. Er wolle für keine Betteldirne sich geplagt haben; Paul müsse die Müllers Carline heirathen; die habe er ihm erwählt und er habe als Vater zu entscheiden und dergleichen mehr.

„Paul ging stille hinaus, während der Alte fortkollerte. Und dem alten Riedel ging nun so etwas nicht tief unter die Haut. Bei Tisch war es stille. Paul aß wenig. Die Mutter kaum etwas; aber Riedel hatte seinen ungeschmälerten Appetit und der war tüchtig. Nie war so ein Auftritt im Hause vorgekommen.

„Nach Tisch fuhren die Alten alleine fort, weil Riedel vor dem Knechte sich keine Blöße geben wollte; aber er war zornig und wild erregt, das sah man ihm an. Auch die Mutter machte

ein böses Gesicht. Mit Paul redeten sie nicht mehr. Er blieb still und wortkarg.

„So waren die Alten nie von ihm geschieden, ja, so hatten sie nie mit ihm geredet, er nie mit ihnen. Da lag es denn auch auf Pauls Herzen centnerschwer, und er sah einer trüben Zukunft entgegen.

„Knechte und Mägde gingen, als das Vieh besorgt war, zu ihren Angehörigen oder ihrer Gesellschaft. Paul war allein zu Hause. Alles, was vorgefallen war, bewegte ihn. Er sah ein stürmisch Wetter heranziehen. Das stand in seiner Seele felsenfest, daß er die Müllers Carline, ja daß er überhaupt keine andere heirathen könne — als — Irmel. Er sprach das aus und fuhr ordentlich vor Schrecken zusammen, als er das Wort, den Namen genannt. Aber es war auch, als ob mit dem Nennen des Namens „Irmel" er ein Bekenntniß seiner Liebe zu ihr vor aller Welt abgelegt hätte. Heute mußte er es ihr selber noch sagen; sie fragen, ob sie ihm gut sei und Alles klar machen, damit sein Vater erkenne, wie es stehe. An ein Entgegentreten dachte er wohl; aber das glaubte er doch nicht, daß er sich der Heirath ganz widersetzen würde, denn er hatte das Mädchen lieb wie sein eigen Kind. Das sah man. Eine stete Unruhe trieb Paul um. Endlich schloß er das Haus ab und setzte sich in den Garten, wo eine dichte, dunkle Hainbuchenlaube stand. Sie war Irmels Lieblingsplätzchen. Hier gab er seinen Gedanken freien Spielraum; hier faßte er seine Entschlüsse, und als er mit dem Allem im Reinen war, dachte er an Irmel; er dachte sie sich als sein liebes Weib und sank in jene Träumerei, die so eigen den Zuständen ist, in denen sich Paul eben befand. Da rauschte es — und Irmel stand vor ihm. Sie war eben zurückgekommen, hatte das Haus verschlossen, die Gartenthüre offen gefunden und dachte, die Riedelin im Garten zu finden.

„Als sie Paul da sitzen sah, erschrack sie. Eine Gluthröthe

übergoß ihr Angesicht und in einer großen Verwirrung bat sie ihn um den Hausschlüssel.

„Irmel, sagte er, aufstehend und ihr nahetretend, liebe Irmel, bleib' einen Augenblick hier. Ich habe mit dir zu reden.

„Das Mädchen erglühte noch mehr. Sie stand einen Augenblick völlig unschlüssig, was sie thun sollte. Liebe Irmel hatte er mit solch eigenthümlichem Tone nie zu ihr gesagt.

„Aber er hatte ihre Hand gefaßt und zog sie neben sich auf die Bank. Der weiche, seelenvolle Ton: liebe Irmel klang noch in ihrem Ohr. Er hielt ihre Hand fest in der seinen und sah ihr so seltsam in den Augen, daß sie die ihrigen niederschlug und ihre Hand, ja ihr ganzer Körper heftig zitterte.

„Liebe Irmel, hob Paul an, die Stunde ist da, wo es zwischen uns klar werden muß. Laß mich Dir hier vor Gottes Angesicht bekennen, daß ich eine heiße und innige Liebe zu Dir im Herzen trage, seit Du in unser Haus getreten bist. Ich habe sie still getragen und bewahrt. Ich habe mich redlich vor Gott geprüft, und nun weiß ich's, Irmel, liebe, theure Irmel, daß ich nie eine Andere lieben, nie eine Andere heirathen werde, als Dich.

„Er schwieg; denn Irmel zitterte so, daß sie niederzusinken drohte. Er schlang seinen Arm um sie und rief angstvoll:

„Was ist Dir, liebe Irmel?

„Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Irmel, rief er, bist Du mir nicht gut? Hast Du einen Anderen lieb und ich weiß es nicht? — Rede, um Gotteswillen, rede!

„Sie richtete ihren Kopf in die Höhe und sah ihn mit unaussprechlichem Ausdruck an, schüttelte langsam den Kopf und sagte leise:

„Ach, laß mich zu mir kommen!

„Er zog sie an seine Brust und sie ließ es geschehen. Auch er schwieg, denn sein Brust war zum Zerspringen voll.

„Endlich wurde sie ruhiger. Sie wand sich aus seinen Armen los, sah ihm schmerzlich in's Auge und sagte:

„Ach, Paul, das hättest Du mir nicht sagen sollen! Wir passen nicht zu einander und niemals werden es Deine Eltern zugeben. Soll ich lügen, Paul? Nein, wir sind hier nicht alleine, Gott ist bei uns, sieht in unsere Herzen. Darum soll Wahrheit zwischen uns sein. Ich liebe Dich, Paul; ich liebe Dich mit einer heiligen, innigen Liebe, seit ich Dich kenne; aber nun, wo das Geheimniß offenkundig ist, das ich mit mir in's Grab zu nehmen gedachte, ist mein Bleiben nicht mehr in Euerem Hause. Ich muß fort, fort, heute noch. Es steht eine Scheidewand zwischen uns, die keine Macht der Erde entfernen kann. Es ist meine Armuth. Ich weiß, was Deine Eltern vorhaben. Du sollst und wirst Müllers Carline heirathen. Darum bin ich heute drüben bei Schullehrers Lieschen gewesen. Sie hat mir einen Dienst im Dorfe drüben ausgemacht, wo ich gleich eintreten kann; denn auch so muß ich fort. Es bleibt keine Wahl mehr.

„Paul hatte ihr mit Erstaunen und tiefer Bewegung zugehört. Jetzt zog er sie inniger an sein Herz und drückte einen Kuß auf ihre Lippe.

„Das ist vor Gott mein Brautkuß, meine Irmel! sagte er mit Festigkeit. Du liebst mich, mein Mädchen? O, nun bin ich der Glücklichste! Was Du von der Scheidewand sagst, ist eine leere Rede, eine Thorheit. Wenn ich erbärmlich genug wäre, sie dafür anzusehen, dann wär's eine; aber dann hätt' ich Dir nie meine Liebe bekannt und wenn mir das Herz zersprungen wäre. Ich weiß, wie meine Eltern denken, aber ich bin kein Knabe, den man zu einer Handlung zwingen kann. Es wird einen Kampf kosten, ich weiß es; aber ich fürchte ihn nicht. Und Du, Irmel, versprich es mir vor Gott, Du thust keinen unbesonnenen Schritt! Die

Wolken verziehen sich. Meine Eltern achten und lieben Dich. Sehen sie meinen festen Willen, so segnen sie unsern Bund. Du mußt sein, als habest Du Ohren und hörtest nicht; als habest Du Augen und sähest nicht. Thue Deine Arbeit stille, wie bisher, und laß mich machen. Es gibt sich Alles.

„Irmels Auge hing an seinem Munde, der so schön sprach, sprach, wie ihr Herz es wünschte. O sie hätte ihm ewig so zuhören, ewig ihn so anblicken können. Als er schwieg, perlten Thränen über ihre Wangen.

„Ach, Paul, Du hast nicht gehört, was ich gehört habe, gestern erst. Ich war in der Kammer, in die man nur durch die Wohnstube kommen kann, und arbeitete darin. Da kam Dein Vater und Deine Mutter herein in die Wohnstube, setzten sich und fuhren in einem Gespräche fort, das ich anhören mußte, weil ich nicht heraus konnte, ohne daß sie es gehört hätten und gesehen. Ich habe nie gelauscht. Es ist schändlich; aber hier mußte ich, weil ich nicht anders konnte und ich betrachtete es als eine Fügung Gottes. Dein Vater sagte: Du kannst Recht haben, Mutter! Er ist doch nun im Alter, wo ein Jungbursche nach den Mädchen sieht und einen Schatz zu haben pflegt. Weißt Du noch, bei uns war's eben noch früher — und er sieht kein Mädchen an, will von keiner wissen. Nun schlug er heftig auf den Tisch, fluchte greulich und sagte: Muß denn ein böser Geist das Bettelkind in unser Haus führen, daß es dem Buben den Kopf verdreht? — Aber, das sag' ich Dir, die Irmel muß fort, muß morgen fort, es gehe, wie es gehe. Nie, das schwöre ich Dir, darf er das Bettelmädchen freien. Lieber wollt' ich ihn auf den Kirchhof tragen sehen. — Deine Mutter stimmte dem bei. Heute ist's zu spät, es dem Mädchen zu sagen, daß es wandern muß, und seine Sonntagsfeier will ich morgen auch nicht stören, sagte sie mit zorniger Stimme; aber am Montag soll es mein Erstes sein. Wir haben eine giftige Schlange an unserem Busen genährt. Nun sticht sie uns, denn es wird harte

Nüsse zu knacken geben. — Ach, Paul, mir schwindelte. Man war hinter mein einziges, stillverborgenes Geheimniß gedrungen. Da war kein Bleiben mehr, wenn ich auch das Andere nicht gehört hätte. Nun war ich bei Schullehrers Lieschen. Alles ist in Ordnung. Morgen frühe gehe ich. Ich muß, um meinet- und um deinetwillen, und um Eueres Friedens willen. Gottes Gnade behüte mich, daß ich in eine Familie, der ich so viel verdanke, eine Brandfackel werfen sollte. Aber fort muß ich, damit mir nicht ausgeboten wird. Noch heute sag' ich's ihnen.

„Du gehen? rief Paul und schlang beide Arme um sie. Ich will die Macht sehen, die Dich und mich scheide!

„Frevle nicht, Paul! sprach sie sanft verweisend. Wer bürgt Dir, daß nicht die Macht, die die Welt erschuf, erhält und regiert, beschlossen hat, uns zu trennen? Du siehst nicht in Gottes Rathschluß, und ich nicht; aber willst Du freveln? „Gib dem Könige, was des Königs, und Gott, was Gottes ist." Lerne Dich beugen! Ich habe letzte Nacht einen Kampf gekämpft, den nur Gott kennt und ich. Ich habe im Gebet einen Sieg errungen, den Du heute mir raubst. O Paul, Paul, hättest Du doch geschwiegen! Es wäre mir leichter geworden — ob — ich gleich — —

„Sie schwieg.

„Was denn, was denn, o rede Irmel! rief er aus.

„Nun, in Gottes Namen! sagte sie fest, ob ich gleich — Deine Liebe kannte.

„Sie verhüllte ihr Angesicht mit ihren Händen, als dies Geheimniß vom Herzen war.

„Du kanntest meine Liebe und zogst Dich doch so kalt in Dich selbst zurück? rief er aus. O, du starkes Herz! Er zog sie an seine Brust und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Ach, sie hatten nicht gehört, daß der Wagen mit den Alten angekommen war. Sie fanden die Hausthüre noch verschlossen.

und, da die Gartenthüre nur angelehnt war, vermutheten sie, Irmel sei zurückgekommen und sitze in der Laube.

„Liese, sagte Riebel zu seiner Frau, mit der Müllers Carline haben wir's heute richtig gemacht. Knechte und Mägde sind noch nicht da. Ich meine, wir sollten jetzt in den Garten zur Irmel gehen und es mit dem Mädel klar machen, damit sie weiß, woran sie ist. Mit leeren Händen soll sie nicht aus meinem Hause gehen, das laß ich mir nicht nachsagen. Sie hat's auch gerade nicht an uns verdient, bis auf das Eine, was jetzt herunter muß und warum sie fort muß. Sie hat auch nicht gleich einen Dienst. Da darf sie nicht darben. Sie gehört doch zu unserer Familie und soll uns weder Schande machen, noch Noth leiden. Ich denke, sie wird bei Schulmeisters Lieschen drüben im Dorfe bleiben können, bis sie weiß, wo sie unterkommen kann. Sie ist ein tüchtig Weibsbild und es wird ihr nicht fehlen. Besser wär's, wenn sie dem Peter, der um sie freit, ihr Jawort gäbe, dann wär' Alles ab und ausstatten wollt' ich sie gerne. Ich denke, wir gehen in die Laube zu ihr und sagen ihr Alles in der Ordnung. Sie ist verständig, wird's einsehen und dann ist eine Sorge von uns — denn der Paul ist widerhaarig geworden, aber ich will ihn schon beugen, so wahr ich der Riebel bin!

„Das Letzte sagte er mit einem Nachdruck, in dem sich der Grimm noch aussprach, der noch von heute Morgen in ihm lag, und den er nur mit Mühe zurückgedrängt hatte.

„Sie gingen, während der Knecht die Pferde abschirrte, in den Garten und traten in die Laube; aber Beide standen starr vor Schrecken, als sie sahen, wie Irmel in Pauls Armen lag.

„Paul merkte zuerst an dem Dunkel, daß Jemand im Eingange stand. Er blickte auf und sah seine Eltern. Er sah ihre bleichen Gesichter, aber auch die Wuth in den Blicken seines Vaters.

„Eiskalt durchrieselte es seine Gebeine. Er ließ Irmel sanft aus seinem umschlingenden Arme und auch sie erblickte Riebel und

seine Frau. Sie stieß einen Schrei aus und verbarg in beide Hände ihr bleiches Angesicht.

„So! so! stieß der alte Riebel heraus, und in dem: „So! so!“ lag Grimm, Hohn, Verachtung — Alles mit Einem Worte, was in seiner Seele gohr, und was ihn durchdrang. Ehe aber die Fluth seines Zornes völlig losbrach, ermannte sich Paul, stand auf und sagte mit einer Stimme, die freilich wankte:

„Vater und Mutter, Ihr wollt, daß ich heirathe. Hier ist meine Braut. Irmel wird meine Frau, wie ich mit ihr mich jetzt vor Gott verlobt habe!

„Da brach die Fessel, welche den gewaltigen Zorn gebunden hatte.

„Was? schrie der Riebel, Deine Braut vor Gott? Vor dem Teufel sag' Du, nichtswürdiger Bub! Die Bettelbirne, das hergelaufene Weibsbild, wagst Du vor uns, Deinen Eltern, Deine Braut zu nennen? Verflucht seist Du und sie, die Ihr hinter uns ein schandbares Wesen treibt! Das also ist das stille Kind? O Du Verworfene! — Doch — Herr, erlaßt es mir, die Worte zu wiederholen, die Irmel in den Staub traten, sie zertraten,“ sagte der Todtengräber.

„Hören und Sehen verging ihr. Leblos war sie zurückgesunken wider die Stämme und Aeste der Hainbuchen, die dicht verschlungen waren zu einer festen Wand.

„Solche Worte, solche Flüche, wie sie der Riebel aussprach, waren entsetzlich und mußten Pauls Zorn auf's Heftigste steigern. Wüthend trat er seinem Vater entgegen und rief:

„Schweigt, daß ich nicht vergesse, daß ich Euer Sohn bin!

„Da war der alte Riebel aus allen Fugen gehoben. Er erhob seine Riesenfaust in schäumendem Zorn und ein Schlag traf Paul, daß er gegen die Wand taumelte. Schnell aber ermannte sich der Jüngling und sprang gegen seinen Vater. Die Mutter schrie und warf sich schnell zwischen sie. Der Knecht war herbei-

geeilt und faßte mit beiden Armen den Sohn seines Herrn um den Leib, um ihn von dem Frevel zurück zu halten, den er zu begehen bereit war.

„Sprudelnd quollen die rohesten Worte aus des Alten Munde. Nur den Schluß will ich Ihnen sagen:

„Fort, rief er, fort aus meinen Augen, Du und Deine Metze!

„Und wunderbar! Pauls Wuth legte sich bei der sich stets steigernden seines Vaters.

„Kalt, wie der Tod, sagte er:

„Ich gehe, Vater. Ihr sollt mich nicht mehr sehen. Ihr habt kein Kind mehr von heute an, aber wagt es nicht mehr, dies schuldlose Mädchen, die wie todt hier liegt, anzutasten. Gehet in's Haus. Ich betrete es nicht wieder!

„Er ging zu Irmel.

„Conrad, sagte er zu dem Knecht (er ist mein Sohn gewesen, Herr!), hilf mir, sie wegtragen! Aber Irmel erwachte. Sie sah wild um sich. Ihre Gedanken waren wirre.

„Fort! fort! rief sie. Fort von hier, wo mich der Fluch traf! —

„Vergebens flehte Paul mit sanften Worten, daß sie sich beruhige. Sie riß sich los und eilte weg. Paul folgte ihr. Sie lief in ein Nachbarhaus. Dort sank sie ohnmächtig zusammen, aber ihre Glieder zuckten entsetzlich.

„Die Bäuerin und ihre Tochter nahmen sich ihrer an, wuschen sie mit Essig, entkleideten sie dann und brachten sie in der Tochter Bett, die ihre Freundin gewesen war. Als sie aus der Bewußtlosigkeit erwachte, glühte sie am ganzen Leibe, als ob Feuer in ihren Adern wäre. Sie redete irre und wollte fort. Paul saß in des Nachbars Stube, bleich wie eine Leiche, und starrte in eine Ecke. Nur nach Irmel fragte er und rang die Hände, als sie ihm sagten, wie es um sie stünde.

„Er blieb die Nacht in dem Hause und wachte mit der Mutter des Hauses an Irmels Bett. Sie mußten sie gewaltsam halten, weil sie immer fort wollte und nur von Riedel's Fluch sprach, sich selber anklagte, sie habe Vater und Sohn entzweit und habe Elend in die Familie gebracht.

„Noch in der Nacht sandte Paul meinen Conrad nach dem Doctor. Als der Arzt kam, sagte er, ihre Krankheit sei sehr gefährlich. Von da an wich Paul acht Tage und acht Nächte nicht mehr von ihrem Bett. Sie wurde zwar ruhiger und wollte nicht mehr fort, aber sie sprach unaufhörlich, Tag und Nacht, in Einem fort, und immer waren es Klagen gegen sich selbst, daß sie Pauls Liebe erwiedert; daß sie ihn, der so gut sei, elend gemacht. Aus allen Worten sprach ihre Liebe zu Paul. Der Arzt that, was er konnte, aber alle Mittel blieben fruchtlos. Am Mittag des achten Tages wurde sie ruhiger. Pauls Herz hob sich in froher Hoffnung. Gegen Abend schlummerte sie ein. Wer sie sah, konnte nur Einen Gedanken haben, den nämlich, daß sie nicht wieder erwache; aber gegen neun Uhr des Abends erwachte sie, richtete sich auf und sah Paul an ihrem Bett sitzen.

„Mild, wie ein Engel, lächelte sie ihn an.

„Bist Du bei mir? sagte sie und es traten Thränen in ihre Augen. O, Du Guter! sagte sie und reichte nach seiner Hand, die sie küßte. Paul brach in ein lautes Weinen aus und umfaßte sie. Ihr Kopf lag an seinem Herzen. Nach einiger Zeit blickte sie ihn an und sagte: Paul, nicht wahr, Du hattest mich lieb?

„Mehr als mein Leben! rief er weinend aus.

„Ach, weine nicht, sprach sie matt. Ich finde den Frieden und sterbe glücklich. O, versöhne Dich mit Deinen Eltern, bat sie. Thue, was sie wünschen. Gelt, Paul, Du thust es? Und dann sehen wir uns einst an Gottes Thron wieder. Da trennt Armuth und Reichthum die Herzen nicht mehr!

„Das war ihr letztes Wort. Sie legte sich wieder zurück und

schlummerte ein. Ihre Hand lag in der Pauls. Sie erwachte nicht mehr. Gegen Mitternacht stieß Paul einen entsetzlichen Schrei aus. Ihre Hand war kalt — sie war verschieden.

„Auf ihrem Angesichte lag ein wunderbares Lächeln, wie ich es in meinem ganzen Leben an einer Leiche nicht gesehen habe."

Der Todtengräber schwieg.

„Ich war erschüttert, wie ich es nur jemals gewesen bin, denn der Ton, in dem der Greis sprach, zeigte, wie sehr ihn selbst die Erzählung angriff."

Nach einer Weile sagte ich:

„Was haben denn Riedel's gethan?"

„Nichts, Herr, nichts!" sagte mit wahrem Grimme der Todtengräber. „Nicht gefragt haben sie nach dem armen, schuldlosen Mädchen, nicht nach ihrem Sohne. Der Alte ist auf's Feld gegangen, als wäre gar nichts geschehen, und sie hat im Hauswesen gewirthschaftet; aber mein Conrad sagte, der Alte sei doch sehr verstört gewesen und habe manchmal selbst nicht gewußt, was er rede. Widersprechen habe man ihm aber nicht gedurft. Er sei aufgefahren und habe dann im wildesten Zorne geflucht wie ein Türke. Er und seine Frau hätten oft laut gehadert; denn sie habe zu der armen Irmel gehen wollen, was er aber durchaus nicht habe leiden wollen.

„Irmels Begräbniß war ein Zeugniß, was die Leute von ihr hielten. Kein Mensch blieb zurück. Ein lautes Weinen hörte man überall. Paul ging hinter dem Sarge wie ein Steinbild. Er sah aus wie eine Leiche. Thränen hatte er keine.

„In der Nacht, als sie beerdigt worden war, ging er fort.

„Herr, ich wohne dort. Die Fenster meines Schlafkämmerleins gehen auf den Gottesacker. Der Mond schien hell und der Kirchhof lag vor mir, hell wie am Tag. Um eilf Uhr lag ich noch wach im Bett. Ich stand auf und trat an mein Fensterlein. Da sah ich ihn an ihrem Grabe knieen; ich sah, wie er

verzweifelnd die gefalteten Hände rang, und mein Herz wollte mir bersten.

„Darauf ist er aufgestanden und fortgegangen und im Fortgehen sah er mich und kam auf mich zu.

„Adam, sagte er, laßt mir ein Plätzchen neben ihr leer! Ich bitte Euch um das Eine. Versprecht es mir!

„Ich reichte ihm meine Hand zum Fensterchen hinaus und sagte: Paul, so wahr der Herr uns jetzt sieht, es soll Dir gespart sein! Aber —

„Still! sagte er. Wenn ich in zehn Jahren nicht wiedergekommen bin, dann dürft Ihr einen Anderen dahin legen; dann hab' ich ein Grab sonstwo gefunden. Lebt wohl, Adam! Gott segne Euren Conrad; er hat mich vor schwerer Sünde bewahrt.

„Was willst Du thun, Paul? fragte ich. Bleib' hier. Es gleicht sich Alles aus.

„Nein, sagte er, ich kann nicht. Mein Vater hat mich verflucht, ich muß fort.

„Kind, Kind, rief ich aus, Dein Vater hat's im Zorne gethan; Gott wolle ihm vergeben. Er wird den Fluch zurücknehmen und in Segen wandeln. Bleib', Paul, bleib'!

„Er drückte meine Hand stillschweigend und sagte dann:

„Pflanzet ihr eine weiße Rose auf's Grab, Adam! Wenn ich einst wiederkehren sollte, vergelt' ich es Euch!

„Darauf ist er rasch fortgegangen.

„Damals, Herr, wüthete der siebenjährige Krieg. In Erfurt war eine preußische Werbestation. Dort soll er hingegangen sein. Nie hat man mehr ein Wort von ihm gehört. Nun sind viele, viele Jahre darüber hingegangen, mehr als zweimal zehn. Ich hab' mein Wort gehalten. Das Plätzchen neben der schönen Irmel ist heute noch leer. Ich glaube nicht, daß er wiederkehrt; vielmehr will es mir scheinen, als habe er im Krieg irgendwo ein Grab gefunden. Gott allein weiß, wo. Mein braver Conrad,

der nach meinem Tode das Amt kriegen wird, der mir auch jetzt schon hilft, wird's noch offen lassen, das bestellte Plätzlein. Ob aber Paul je noch wiederkehren wird, bezweifle ich."

„Aber," sagte ich, „wer liegt denn in den beiden blumenleeren Gräbern?"

„Nun, Herr," sprach der Todtengräber, „ich glaube nicht, daß Ihr mich fragt, ohne daß Ihr's ahnet. Da liegt Riedel und seine Frau. —

„Die haben in ihrem verstockten Sinne fortgelebt, fünf, sechs Jahre lang — aber da ist's ihnen gekommen.

„Sie, die Riedelin, wurde gichtbrüchig. Sie lag zwei Jahre lang so armselig und hülflos da, daß es Einen erbarmen mußte. Aller Reichthum konnte ihr nichts helfen. Sie hatte keine liebe Hand, die sie pflegte. Alles thaten fremde, bezahlte Leute. An ihrem starrköpfigen Manne hatte sie keinen Trost; denn seit Paul fort war, lebten sie, die sonst so einig gewesen waren, wie Katzen und Hunde. Sie warf ihm vor, er sei zu hart gewesen gegen Paul; die Irmel sei so seelengut gewesen; die hätte eine rechte Tochter für sie gegeben; an ihr hätte sie in den alten, kranken Tagen eine liebreiche Pflegerin gehabt, und dergleichen. Er habe sie kinderlos gemacht und ihren armen, guten Paul in den Krieg und Tod getrieben. Der Riedel warf ihr vor, sie habe ihn gereizt; sie habe das Feuer geschürt; die Steine gerafft, die er geworfen. Dann bräuste er auf in maßlosem Zorn und es soll selbst zum Schlimmsten, zu Mißhandlungen, gekommen sein. War er so im Zorne, so ging er in's Wirthshaus und betrank sich an Nordhäuser Kümmel. Kam er dann völlig betrunken nach Hause, so ging der Tumult von Neuem an und mehr als einmal mußte die alte Frau vor seinem Zorne flüchtig werden. Immer mehr ergab er sich dem Trunk und zuletzt wurde er selten mehr nüchtern. Hat er wohl die Qual im Gewissen damit betäuben wollen? Gott allein weiß es!

„Daß bei solchem Zustand es rückwärts bei ihnen ging im Vermögen, ist leicht zu begreifen. Es war aber auch gerade, als ob aller Segen Gottes von ihnen gewichen wäre. Mein Conrad konnte den ewigen Haber nicht mehr ertragen. Er ist aus des Riedel's Dienst gegangen. Nun bekamen sie untreues Gesinde, denn ordentliche Knechte und Mägde blieben nicht im Hause, wo nur Fluchen und Zanken herrschte. Da ging's, wie's konnte. Ihr Viehstand litt gar sehr durch Krankheit und Seuche. Ihre Ernten fielen dünn aus — kurz, es kam dahin, daß Riedel in Schulden kam und zwar in schlimme, denn er lieh bei Wucherern und Juden, da er sich schämte, bei einem ordentlichen Manne Geld aufzunehmen.

„Seine Frau starb zuerst. Sie soll einen furchtbar schweren Todeskampf gehabt haben.

„Nun stand der Riedel allein und kam nicht mehr aus der Schenke, und so ist er denn auch elendiglich gestorben. Trunken ging er spät in der Nacht heim. Vielleicht habt Ihr, Herr, den Brandweiher gesehen, der drunten im Dorfe liegt? Es umgibt ihn eine hohe Mauer. Wahrscheinlich ist er im Trunk an diese Mauer gerathen, hat sich darüber hingebeugt und ist hinabgestürzt. Niemand bemerkte es.

„Morgens kam die Magd in's Wirthshaus, um ihn heimzuholen, da er nicht nach Hause gekommen war, oder doch, um zu sehen, wo er geblieben sei.

„Der Wirth sagte ihr mit Erstaunen, er sei um halb Eins in der Nacht trunken fortgegangen.

„Nun gab's Lärm im Dorfe, der alte Riedel fehle. Die Leute liefen zusammen. Ueberall wurde nach ihm gesucht, aber nirgends fand man ihn, bis es Einem einfiel, im Brandweiher zu suchen. Richtig, da lag er drinnen. Man mußte die Schleußen öffnen, um ihn herauszuholen.

„Ihr könnt Euch denken, daß ihm so wenig Liebe und Mitleid folgte, als seiner Frau, ja im Grunde noch weniger, weil er sich so schlecht aufgeführt hatte.

„Dorthin hab' ich sie neben das schuldlose Opfer ihres Hochmuths gelegt; aber Niemanden ist es eingefallen, eine Blume auf ihr Grab zu pflanzen, auch mir nicht. —

„Kaum war er todt, so strömten die Gläubiger zusammen und mit Erstaunen hörten die Leute von der Menge der Schulden, die auf Hof und Gut lasteten. Da mußte denn Alles unter den Stecken kommen und ist versteigert worden. Der reiche Müller aus A. erstand das Ganze um eine hohe Summe. Was von den Schulden übrig blieb, wurde, da man von Paul nichts erfuhr, bei'm Gerichte niedergelegt und da wird's noch verwaltet. Und im Hofe sitzt nun die Müllers Carline und ihr Mann, brave Leute, die das Gut mit Segen bauen."

Hier endete der Greis. Es war dunkel geworden über seiner Erzählung. Ich gab ihm ein Geschenk und dankend ging er nach seinem Häuschen hinüber. Ich warf noch einen Blick nach Irmels Grab und ging zu meiner Herberge, im Innersten meiner Seele bewegt.

Und warum bewegte mich die Geschichte so tief? — Warum erklingen die Saiten eines Instrumentes, wenn ein ähnliches in seiner Nähe erklingt? — Warum treten Thränen in unser Auge, wenn wir sie in einem anderen glänzen sehen? — Tief in der Menschenbrust werden Erinnerungen wach, die lange, lange schliefen, wenn die Züge eines Angesichts, wenn die Aehnlichkeit einer Gegend, wenn die Ereignisse eines anderen Menschenlebens sie wecken, oder wenn eine Erzählung ähnliche Begebenheiten unbewußt berührt? Warum? — Warum? — — —

Hier endete das Manuscript des Onkels Martin. Lange saß ich in schmerzlichem Gefühle da. „Armer Einsamer," dachte ich, „riß man auch ein liebend Herz von dem Deinen, daß es fortblutete, bis es nicht mehr schlug?"

Als ich meine Mutter darnach fragte, sagte sie:

„Das ist eine traurige Geschichte gewesen. Ein andermal will ich sie Dir erzählen, jetzt ist es zu spät."

Die Nacht im Bleich-Häuschen.

Eine Geschichte.

1.

„Wenn der Wind über die Stoppeln weht, ist der Herbst nicht weit, und ich bin froh, wenn die Herbstwäschen alle vorüber sind, daß man einmal beim Spinnrade, am warmen Ofen sitzen kann," — sagte die alte Koselin zur Merkin, die mit ihr nasse Wäsche auf die Wiese legte. Diese schwieg darauf. Sie mochte wohl wissen, daß, wenn die Koselin in's Plaudern kam, jede andere Zunge ruhen möchte. — Sie waren Beide Waschfrauen, aber der Unterschied war doch unendlich groß zwischen Beiden; die Merkin war nämlich eine Vierzigerin von kräftiger Gestalt und sehr hübschem Gesichte; die Koselin das Urbild einer alten siebenzigjährigen Hexe; die Haut kaum über die Knochen gespannt, braun, pockennarbig; die Augen klein und roth; das Haar pechrabenschwarz, noch in den Siebenzigen kaum in seiner Fülle zu bewältigen, aber fast ähnlich dem Pferdehaar und kaum in Flechten haltend. Dennoch war die Alte sehnig, zähe und noch arbeitsfähiger als manche Junge. Ging der Mund auf, in dem von der Reihe ihrer Zähne nur noch vorn Einer wie ein langer, dürrer Hauer übrig war, dann erschrack man vollends vor ihr. Plaudern aber konnte sie, räsonniren, die Leute zurechtmachen, — nein, keine Waschfrau im Reiche that es ihr gleich. Ihr Blick durchdrang im Augenblick den ganzen Raum der Küche und des Waschhauses. Sie wußte, wieviel Stückchen Seife zu

verwaschen waren, und ob etwas abfiele, und was es zu Mittag gäbe. Für sich wusch sie das ganze Jahr nicht; denn in jede Bütte brachte sie ein paar Hemden oder dies und das — denn, sagte sie, es ist für eine arme, alte Frau, und bei einer großen Wäsche kommt's darauf nicht an! Kaffee konnte sie trinken, so lange eine Thräne davon in der Kanne oder im Topfe war, aber nicht ohne Zucker. Und wenn sie so hungrig oder durstig gewesen wäre, daß sie es kaum länger hätte aushalten können, sie wäre doch nicht eher zu Tische gegangen, als bis sie fünfmal gerufen worden war; denn — sagte sie — das ziemt sich so; man darf nicht gering erscheinen! Den Schlaf konnte sie wunderbar beherrschen, nur in der Kirche nicht; denn da schlief sie, selbst wenn die Gemeinde sang. Sie arbeitete fleißig, aber am fleißigsten, wenn die Hausfrau oder eins der Ihren bei der Bütte stand. Im Dorfe lebte Keiner und Keine, deren Lebensgeschichte, moralisches Gemüth und Vermögen sie nicht bis in's Kleinste gekannt hätte. Freilich war sie bei dem zweiten Punkte nicht immer gerecht; denn Vorliebe und Abneigung legte sich da mit in die Schale, und man konnte es leicht mit ihr verderben. Dann und wann ein Schnäpschen oder ein Glas Wein war ihr Bedürfniß. Es erwärmt und belebt die alten Knochen, sagte sie, wenn sie es hatte hinabgleiten lassen, und schnalzte dann, die Güte anerkennend, mit der Zunge. Die Merkin war in Allem ihr Gegentheil. Sie war Wittwe, wie die Koselin, hatte aber ein Kind, eine Tochter, während diese kinderlos war. Treu, schweigsam, bescheiden, fleißig, war sie überall wohlgelitten, und wie auch die Koselin, welche in sich das vollendete Urbild einer Waschfrau erkannte, sich bemühen mochte, ihre Art ihr einzuimpfen, sie blieb einmal, wie sie war, und ließ die Alte schwatzen und knurren; dennoch aber hatte die Koselin viel Gutes, was die Merkin und Andere anerkannten. Heute hatten Beide bei Schulmeisters gewaschen, und die waren der Koselin oder, wie sie traulicher genannt wurde, Koselsbas', besonders dicke Freunde. Es war spät geworden, darum legten

sie noch auf, als schon die Dunkelheit nahte und der Nebel, der „Traubendrücker," sich auf die feuchten Wiesen herabsenkte.

„Gelt, Merkin, es wird uns spät?" fing die Koselsbas' an; „hab' ich's nicht gesagt? Da nebelt's schon, daß es meine alten Knochen eisigkalt durchdringt. Es hätte dem hochmüthigen, dicknasigen Schulwäschen auch nichts geschadet, wenn es hätte ausdrehen helfen." Jetzt hielt sie etwas ein, um zu hören, was die Merkin sage. Diese schwieg einige Augenblicke; dann sagte sie, in den Korb sehend: „Wir tummeln uns ein Bischen, dann sind wir rasch fertig."

„Ja tummeln! Du hast gut reden, bist gegen mich ein junges Ding, da geht's noch; aber seit Montag hab' ich noch keine Nacht geschlafen; immer gebaucht, gerieben, gewaschen, gebleicht. Gelt, daran denkt ihr junges Volk nicht, daß da eine alte Frau zu Grunde geht? Nun, ich muß sagen, das Schulwäschen weiß aber doch auch Bescheid! Sie hat mir eine Düte voll gemahlenen Kaffee gegeben und einen ganz kleinen Klumpen Cichorie, die wir nicht einmal brauchen; der Kaffe wird doch delicat, und Zucker genug; auch ein Halbschöpplein Neuwieder Kümmel, der sich gewaschen hat. Dazu einen halben Pollmehlskuchen, der auch nicht bitter ist, ganz frisch. — Man kriegt's nicht überall so. Du lieber Sanct Antonius von Padua, was könnt' ich Dir Geschichten erzählen! — Aber Du hast gehört, wie der Herr Schulmeister heute sagte: im Schwetzinger Garten stünde an der türkischen Kirche geschrieben: Reden ist Silber; aber Schweigen ist Gold! —

„Der ist ein Schlitzöhriger und hat mir das zu Gehör gesagt; weiß es wohl, weil ich gar unterhaltsam bin; aber warum thut man's? Um selbst nicht zu schlafen und Andere wach zu halten! Geht das Maul, so weicht der Schlaf! Item, ich weiß, daß der Schulvetter ein Necker ist. Er meint's aber nicht bös und hält dicke Stücke auf mich. — So!" sagte sie endlich, als das letzte Hemde aufgelegt war; „nun wollen wir uns in's Bleichhäuschen machen und uns ein Feuer anfachen und Kaffee kochen. Der wärmt

Ob wir gleich mutterseelenallein sind, so ist's keine Gefahr, und wir können, wenn uns etwa der Schlaf überkommt, wegen der Wäsche ruhig sein. Auch geht bald der Mond auf; denn wir haben Voll-Licht.“ Damit brachen die beiden Frauen auf nach dem Häuschen. Der Mond stieg im Osten über die Berge. Der Wind strich durch das Rheinthal, und der Mond brandete heftig an dem felsigen Ufer, auf dem die Bleiche lag. Das Dorf, mit Obstbäumen umgürtet, lag etwa zweihundert Schritte entfernt. Es lehnte sich an die Weinberge an, die sich stolz erhoben. Von dem Kamme der Berge aber nickte der Hochwald herab, und an seinem dunkeln Hintergrunde, vom Monde beleuchtet, blickten gespenstig die großartigen Ruinen einer Ritterburg in's schöne Thal. Es war empfindlich kühl, als die Frauen in das Bleichhäuschen traten. Die Merkin begann das Holz auf dem kleinen Herd zurecht zu legen. Während sie sorglich das Feuer vorbereitete, schlug die Koselin ihren Biberrock auf und hüllte sich ganz hinein. „Huh! Es ist kalt!“ sagte sie. „Man ist alt und das Feuer ist fort. Wär' ich so leicht gekleidet wie Du, Merkin, ich ginge zu Grund; aber so einer jungen Schnawatze thut alles nichts! War auch 'mal jung, und Dir wird's auch kommen, darauf kannst Du rechnen!“

Die Merkin seufzte, und die Koselin hörte den Seufzer und fuhr fort: „Du seufzest, Merkin; sage mir, warum?“

„Ei nun,“ entgegnete die Merkin, „ich könnte auch einen warmen Biberrock und ein Mützchen brauchen, wenn ich es mir kaufen könnte. Ihr habt nur für Euch zu sorgen, Koselsbas', wir aber sind unsrer Zwei, und Alles ist theuer, was man in den Mund steckt.“

„Weiß wohl,“ sagte die Alte, und ihre natürliche Gutmüthigkeit brach durch. „Ja, ja, so geht's! Einer raubt dem Andern den fetten Bissen von dem Munde weg! Meinst Du, ich wüßte nicht, wie das Alles kam, was Dich drückt? Gelt, der Peter Merk, Dein Schwager, sitzt im Schmalztopf bis über die Ohren, und Du und

Dein liebes Kind. Ihr nagt am Hungertuche, dazu er den Zettel und Einschlag hergegeben hat, und hat's selbst gewoben, ob er gleich kein Leinweber ist. — Hah! meinst vielleicht, ich wüßt's nicht? Ich glaub', ich weiß, was Du nicht weißt! — Ich will Dir einmal, da wir so allein sind, die Geschichte vom Vetter Martin erzählen. Ich habe damals bei Peter Merk's gedient und weiß mehr, als andere Leute. — Doch — ich will einmal nach der Wäsche sehen! Der Peter Merk ist nicht sauber, wenn's an's Nehmen geht!" Sie stand auf und öffnete das Fensterlein des Bleichhäuschens, welches gegen Osten ging, von wo aus sie die Wäsche der Schulmeisterin überblicken konnte, die der Mond jetzt hell beschien. Das Bleichhäuschen war nämlich eine ehemalige französische Douane oder Zollwächter-Hütte. Es war aus Steinen erbaut, oben gewölbt, und hatte drei Fenster nach Ost, Süd und West; die Thüre ging von Norden hinein. Man konnte ganz bequem den weiten Uferstrich des sogenannten „Grüns" überblicken, wie man am Rheine die Wiesenstriche am Ufer, in der Nähe der Orte, nennt, auf denen in der Regel gewaltige Obstbäume, namentlich aber Wallnußbäume in Reihen gepflanzt sind.

Die Koselin wandte sich nach einigen Augenblicken wieder zu ihrem Sitze, nachdem sie das Fensterlein geschlossen hatte.

Die Merkin hatte unterdessen das Feuer zu heller Lohe angefacht, das Wasser sang schon im Kessel. Der Topf zum Aufguß stand bereit, und die Merkin sagte: „Gib mir den Kaffee!" Die Alte reichte ihn hin. „Meinst Du nicht, Merkin," sagte sie zutraulich, „man könnte die Cichorie zurücklassen? Es sind, wenn ich mich im Schätzen nicht verthue, vier Loth. Das Schulwäschen läßt sich nicht lumpen! Es gibt keinen Klarefit oder Dünnefit, wenn Du auch den ganzen Milchtopf voll braueft. Wir stellen ihn in die Kohlen. Da bleibt er laulich, und wir können uns die ganze Nacht laben, nicht wie die Scherzerin, die sich immer rühmt, sie habe ihren todtkranken Mann mit Wurstbrühe gelabt, bis er gestorben

sei. Der arme Scherzer! Ja, das ist eine Zecke, die! Hätt' sie ihm noch Kaffee gegeben! Aber dazu wär die Kreuzspinne zu geizig! — Wurstbrühe für einen Kranken! Man meint nicht, daß so etwas möglich wäre!" — „Ach, laß sie doch in Ruhe!" bat die Merkin.

„Meinetwegen!" sagte ärgerlich die Alte. „Du hörst solche Dinge nicht gerne. Danach lernt man aber seine Leute kennen. Bei der wasche ich nicht, und wenn sie mir's doppelt bezahlte! Einmal hat sie mich erwischt. Da kannte ich sie noch nicht so. Die kochte noch altes Sauerkraut im September und einen Kinnbacken dazu, der etwa sieben Jahre im Rauch gehängt und doch Milben im Fleisch hatte! Und Kaffee! — Nein, eine Cichorienbrühe! — Das vergess' ich meine Tage nicht. Heiliger Sanct Antonius von Padua! Ich bekam Grimmen drauf, daß ich meinte, ich müsse das Zeitliche segnen. Doch ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun! Du sagst gleich, ich räsonnire, woran doch mein Herz nicht denkt!"

„Das braucht Ihr nicht, Koselsbas'," sagte die Merkin. „Nur nicht so räsonniren über die Leute! Reden könnet Ihr, so viel Ihr wollet." —

„Räsonnir' ich denn?" fragte die Koselin ärgerlich, „wenn ich von den Leuten sage, was wahr ist?"

Um sie nicht vollends in Harnisch zu bringen, goß die Merkin rasch eine Tasse Kaffee ein, den Rahm dazu und warf ein tüchtig Stück Zucker hinein. Das reichte sie ihr behende, und die bedenklichen Runzeln der Stirne verschwanden. Die Alte nahm einen Schluck, schnalzte mit der Zunge vor Behagen und sagte dann: „Meiner Getreu! Das ist ein Kaffeechen, wie es Waschfrauen ziemt! Das hat sich gewaschen! Ja, das Schulwäschen ist brav!" — Sie tranken nun, aßen den Vollmehlskuchen dazu, und das rührige Mundwerk der Alten ruhte, weil es eine andere Beschäftigung hatte. Nachdem das gehörige Quantum verschluckt und ein Neuwieder

Kümmel genommen war, den die Merkin zurückwies, legte die Alte Holz zu und setzte sich behaglich. „Nun wach' ein Bischen," sagte sie. „Ich nucke mir, bis der Wächter Zehn bläst, dann hab' ich genug. Sieh' auch einmal hinaus nach der Wäsche!" — Damit hing sie den Biberrock um den Kopf, lehnte sich an die Wand, und wenige Augenblicke später gab sie in seltsamen Tonfällen kund, sie schlafe fest und tief.

Leise stellte die Merkin das Geräthe weg und lehnte sich an das Fensterlein, wo sie die im Mondschein vor sich liegende Wäsche überblicken konnte. Bald schien es, als nähmen ihre Gedanken eine andere Richtung; denn der Ausdruck ihres schönen Gesichtes wurde ernst, dann wehmüthig und schmerzlich, und endlich trocknete sie sich dann und wann eine Thräne, die es deutlich ankündigte, daß ihre Gedanken die Grenzen eines Gebiets überschritten hatten, wo die Freude nicht heimisch war, wohl aber Kummer und Sorgen. Und das Leben der armen Wittwe war reich an beiden, reicher, als sie es aussprach.

2.

Oben im Dorfe, neben der Kirche, öffnete sich um diese Zeit die Hinterthüre eines ansehnlichen Hauses, und heraus trat ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren. Er war hoch gewachsen und kräftig. Sein Gesicht war schön, allein es trug den Ausdruck einer fast mädchenhaften Scheu. Er schlug den Weg hinter der Kirche herum ein, blickte nach den Fenstern eines kleinen einstöckigen Häuschens, um das sich Reben rankten, und als er es lichtlos sah, schlug er sich links, wo ein Fußpfad mündete, den er betrat. Dieser Fußsteig senkte sich aber schnell und stark. Nach dieser Richtung hatte das Dorf den Rest mittelalterlicher Befestigung aufzuweisen, den Stumpf eines einst gewaltigen Thurmes und die noch bis zum

Rheinufer hinabführende Mauer, über welche, und oft auf ihr ruhend, die Dächer der Häuser mit ihrem schönen schwarzblauen Schiefer hinaussahen. An dieser Mauer hinab lief der Pfad bis zum Bogenthore, durch welches die berühmte, von den Franzosen erbaute Rheinstraße hindurchführte. Von hier aus trat der Jüngling unter dem Schatten der Nußbäume dem Häuschen zu, aus dem die Lohe des Kaffeefeuers sich erkennen ließ; allmälig, leise und schleichend näherte er sich dem Bleichhäuschen, ohne daß die Frauen es merkten. Hatte er diebische Absichten auf die Wäsche des Lehrers? —

Behüte Gott! Er war unstreitig der reichste Erbe des Dorfes und zugleich ein Bursche, der eines untadeligen Rufes sich erfreute. Wollte er die zwei Waschfrauen, die diese Nacht da wachten, aushorchen? Auch das nicht! Er wußte sich frei von der Neugierde, welche sich auf's abscheuliche, sittlich verwerfliche Aushorchen legt, und die Alte da unten kannte er wohl; auch wollte er durch Erschrecken keinen Scherz treiben; dafür war er zu ernst. Aber was trieb ihn denn, da doch der Wächter eben zehn Uhr blies und ausrief, da hinab? Das genau zu wissen, thut uns Noth, aber es führt uns auch in eine etwas frühere Zeit zurück.

In dem Hause, aus welchem der Jüngling getreten war, wohnte der alte Peter Merk, ein Mensch, der nur vor Baal seine Kniee beugte; der Reichste im Dorfe, der Geizigste und Habgierigste, den es umschloß. Unfreundlich, herrschsüchtig und mürrisch in seinem Wesen und Gehaben, hatte der Mensch wenig Freunde; nur sein Geld gab ihm Ansehen. Die Leute brauchten ihn in ihrer Noth, und als echter Blutegel sog er ihren letzten Rest von Wohlstand aus, wenn sie in den Bereich seiner lieblosen Thätigkeit geriethen. Seiner trefflichen Frau hatte er das Leben zur Hölle gemacht. Sie starb frühe, und das war eine Wohlthat Gottes für das milde, engelsgute Herz. Sie ließ ihm ein Kind zurück, und dies war der Jüngling geworden, der eben den Pfad zur Bleiche hinabschritt.

Franz hieß der Jüngling, der ganz die Milde und Sanftmuth,

die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit seiner Mutter geerbt hatte. Sein Vater erzog ihn wie einen Sklaven. Er mußte sich blind in Alles fügen, was die Launen des alten Geizhalzes aushecken. So kam es, daß er tief gedrückt war; daß, was er Gutes that, nur im Verborgenen geschah; daß er mit blutendem Herzen das herzlose Zusammenscharren seines Vaters wahrnahm und, soviel er vermochte, das wieder gut machte, was der Alte übel that. Wie Jener daher gehaßt wurde, so war Franz geliebt und gesegnet von allen Leuten, die mit ihm in Berührung kamen. Liebe hegte Peter Merk für Niemand und eigentlich auch Niemand für ihn. Sein Geld war seine Liebe; aber hassen konnte er bis in den Tod, und so haßte er seine arme Schwägerin, die Wittwe Merk, die im Bleichhäuschen am Fensterlein lehnte und jetzt darin stille rieselnde Thränen trocknete. Warum er sie haßte, wußte kein Mensch. So lange sein Bruder lebte, verfolgte er ihn, und man konnte es ohne Hehl sagen, er hatte ihn arm gemacht. In viele Prozesse hatte ihn der herzlose Mensch verwickelt, die sein Vermögen, das ohnehin Peter, der Aeltere der andern Brüder, nicht wenig zum eigenen Vortheil gemindert hatte, aufzehrten. Reich waren sie nicht gewesen, als sie zu hausen anfingen; aber Peter wurde es, und die Erbschaft des Vetters Martin begründete vollends Peters Reichthum. Er stand mit Einem Fuße im Grabe, aber an die Ewigkeit dachte er nicht. Wie die Wittwe Merk, seine Schwägerin, so haßte und verfolgte er auch ihr Kind. Sie hatte nur dies Eine, aber darin besaß sie, dafür gab das ganze Dorf Zeugniß, einen Schatz. Das Mädchen war eben neunzehn Jahre alt, und wer das Käthchen sah, mußte bekennen, etwas lieblicheres, schöneres, sittigeres war kaum zu finden. Trotz ihrer Armuth war sie stets sauber und nett gekleidet in die alten Lümpchen; trotz ihrer Noth war sie stets heiter. An Fleiß und Gefälligkeit war sie unübertroffen; an Demuth und Bescheidenheit ebenso, und ihr Leben war so untadelig, daß auch nicht der Schatten eines Vorwurfes daran haftete. Ihr frommer Sinn zeichnete

sie indeß vor Allem aus, und ihre barmherzige Nächstenliebe. Es war gewiß Niemand krank im Dorfe, Merk's Käthchen pflegte ihn freiwillig und wachte an seinem Lager, und die Leute meinten, ihre Nähe wirke mehr, als des Doctors Arznei, besonders ihr Zuspruch, ihr Gebet mit den Kranken, ihr Vorlesen aus der heiligen Schrift, die sie durch und durch kannte. Sie hatte sich denn auch in der freiwilligen Krankenpflege eine Uebung, ja man konnte sagen, eine Kunst erworben, die selbst der alte Doctor Thomae mit Lob und Preis anerkannte, und der war ein Isegrimm und Brummbär. Er war auch Armenarzt in der Stadt, aber wer nicht bezahlte, war ihm ein Greuel. Da ging's den Armen übel. Es läßt sich denken, daß das Mädchen der Liebling aller Leute war; nur der alte Peter Merk, ihres Vaters Bruder, haßte sie gründlich. Nun, das schadete dem liebreichen Mädchen bei Niemand, selbst nicht bei seinem Sohne. Im Gegentheil, er hatte sie von Herzen lieb, und die Leute ahneten's nicht, wie tief diese Liebe im Herzen saß. Hätte er das seinen Vater merken lassen, der würde aus allen Fugen gefahren sein. Er merkte es nicht und wußte es nicht, und wenn es Andere weg hatten, so war der gute Franz wieder viel zu beliebt, als daß zu dem Alten auch nur eine Andeutung darüber hätte gelangen können. Auch an diesem Abend war der Wunsch, Käthchen heimlich zu sehen und zu beobachten, der Grund, daß Franz zum Bleichhäuschen schlich. Er glaubte nämlich, Käthchen wache dort statt ihrer Mutter, und da er das liebliche Wesen so selten sah, wollte er sich ihres Anblicks heimlich erfreuen. Mit ihr hatte er über seine Liebe nie geredet; aber — wache Einer über sein Auge! Das Mädchen wußte, wieviel Uhr es im Herzen des Jünglings war, und — es freute sich dessen inniglich; denn — es hatte ihn ebenfalls von Herzen lieb; aber das wußte Franz nicht, weil die Mädchen besser Versteckens zu spielen wissen. — Als der Wächter im Dorfe zehn Uhr blies, erwachte die Koselin, gähnte, dehnte sich und sagte: „Da! Nun ist mein Schläfchen gemacht. Merkin, wenn Du schlafen willst, so thue es.

Mir kommt nun keiner mehr in's Auge, bis die liebe Sonne aufgeht, das hab' ich, seit ich Waschfrau bin, gelernt, und das sitzt nun fest.“ — „Mir ist's nicht um's Schlafen!“ sagte diese und trat zu dem Herde. Die Koselin bemerkte die Spuren ihrer Thränen. „Wieder geweint!“ rief sie aus. „Armes Ding! Aber was hilft's? — Setz' Dich zu mir. Das Herz liegt mir auf der Zunge. Wer weiß, wann wir wieder einmal so bei einander sitzen ohne Zuhörer, Lauscher und Weiterträger? Komm, Merkin, ich habe Dir über Manches Licht zu geben!“ —

Willenlos setzte sich die Wittwe und stützte den Kopf in beide Hände.

„Ich will bei Dir anfangen,“ sprach die Alte. „Du weißt, ich bin mit dem, was in Peter Merk's Hause vorging, so bekannt wie mit meiner Schürze. Hör' mal zu! Die Leute fragen oft: Woher mag es nur kommen, daß der Peter Merk seinen Bruder so haßte? Warum vererbt er seinen Haß auf seine arme Schwägerin? Ja, noch mehr: Warum haßt der alte Sünder das liebe Käthchen? — Ich kann Rede stehen; denn ich diente in des Merk's Hause, als Peter ein Jungbursche war und nach den Töchtern des Landes ausschaute. Sieh' mal, sein jüngerer Bruder, Dein Mann, Gott hab' ihn selig! war ein schöner Junge; der Peter war ein bärbeißiger Zornnickel, der nur lachte, wenn ein Anderer den Hals brach. Du warst damals das schönste Mädchen im Dorfe. Reich waren die Merk's nicht, das weißt Du. Und Du warst's auch nicht. Da war denn eben kein Bauernpfiff im Spiele. Dem Peter Merk trauten die Leute nur zu, er werde nach einer Reichen angeln; aber diesmal irrten sie. Du stachst ihm in die Augen und — ob ich gleich nicht glaube, daß er ein Menschenherz hat — auch in das, was bei ihm das Herz war — ich weiß es nicht. Nun ist's kurios in der Welt. Mag Einer reden, was er will, ohne Lieb' geht's doch immer arg in der Ehe, und die Lieb' kann man nicht verschachern, wie der Jüd' das alte Eisen. Sie ist so, wie ein Vögelein, das sich sein Zweiglein

sucht, darauf es sein Liedlein singen will, wie's ihm gefällt. So war's auch mit Dir. Du hattest Deinen nachherigen Mann lieb und er Dich, und als der Peter um Dich freiete, da mußte er abflattern — mit einer langen Nase, wie man sagt, und gleich darauf heirathetest Du Deinen braven Mann. Verschmähte Lieb' brennt schärfer denn siedend Oel, und der Brand ist auch gar nicht mehr zu löschen. Ich sah Peters Wuth, — ich hörte seine Flüche; ich war Zeuge fort und fort seines Hasses gegen Euch Zwei, der bis heute nicht endete und das Grab Deines, ihm so ungleichen Mannes war. Ich weiß es am besten, wie er ihn um Geld und Gut brachte; wie glücklich er sich geschätzt, wenn Ihr hättet an seiner Thüre betteln müssen, damit er Euch mit einem brüderlichen Fußtritt hätte wegstoßen können. Davor hat Euch der gnadenreiche Gott behütet, aber der Peter hat's doch nahe genug dazu gebracht. Er heirathete eine reiche Frau, die ihm der Vater verhandelte. Ihr Herz war gebrochen, ehe sie ihn nahm. Sie gebar ihm den Franz, der so gut und treu ist, wie sie, dann siechte sie hin, und er legte sie ohne Leid in's Grab. Den, welchen sie lieb hatte, und dessen Frau sie geworden wäre, wenn Peter nicht dazwischen gekommen, hat er nach Amerika getrieben. Wie's ihm geht, weiß Gott allein. Von da ab fuhr der Geizteufel in ihn. Euch prozeßte er arm, Andern zapfte er das Blut ab. Eure Aecker sind sein geworden, wenn auch durch die dritte und vierte Hand; Eure Schuld handelte er ein, um Euch zum Verkaufe zu zwingen. Und auch das Häuschen hätte er Euch genommen, wenn der alte Ackermann, dem Ihr die hundert und fünfzig Gulden darauf schuldet, nicht ein braver Mann wäre, der Euch nicht in die Hände dieses Unmenschen wollte kommen lassen. Gott vergelt' es ihm reichlich! Wenn's nicht noch gute Menschen gäbe, möchte man lieber gleich sterben." Die Merkin weinte fast laut. Es war wahr, was die Koselin sagte. Sie saß mit dem Rücken gegen das Fensterlein, sonst hätte sie ein Gesicht gesehen, so bleich wie eine Leiche, das, um ja nichts zu überhören, oft den Scheiben des Fensterleins

recht nahe kam. Alle Kennzeichen eines im Innersten erschütterten Herzens zeigte dies Antlitz vor dem Fenster. Was mochte in dem Herzen vorgehen, zu dem es gehörte? Nach einer Weile, indem sie das Holz auf dem Herde zusammenstieß, fuhr sie fort: „So war er reicher geworden, der wuchernde Mammonsknecht, und Ihr und viele Familien im Dorfe und in der Nähe ärmer. Da kam eine Begebenheit, die sein Thun erst recht in's Licht setzte. Sein und Deines Mannes Vater hatte einen Bruder, der war Bartscheerer im Dorfe gewesen und hatte Schröpfen und Aderlassen gelernt, kannte einige Pflaster und dergleichen und ließ sich Doctor schelten. Der Martin Merk wurde von den Franzosen, als sie zum ersten Male Soldaten aushoben, auch genommen. Damals lebte sein Vater noch, der theilte und gab ihm vollends zum Erbe, so weit er es nicht schon in der Lehre als Bartscheerer und Aderlasser verbraucht hatte. Er ging mit und war seitdem verschollen. Vor etwa zwanzig Jahren, als wir so achtzehnhundert und in die dreißig schrieben, kam der Doctor Martin zurück. Heiliger Sanct Antonius von Padua, wie war's mit dem anders geworden! Er hatte einen Sack voll Gold und wußte nicht, wie er's sollte unterbringen. Da war der Peter bei der Hecke. Sein großes Haus gefiel dem Martinsvetter, der überhaupt kein Pfiffikus war. Der Peter scharwenzelte um ihn herum Tag und Nacht; that ihm Alles Liebs und Guts und schmierte ihn mit seinem eigenen Schmalze. Nach Euch fragte der alte Martin nicht, und der Peter wußte auch ihn ferne von Euch zu halten. Dein Mann war zu gerade und ehrlich, um dem reichen Vetter zu schmeicheln. Item, er wurde krank. Peter pflegte ihn, und als er zum Sterben kam, ließ er einen Notar kommen. Man sagt, sein Gewissen habe der Pfarrer geweckt, und er habe Euch doch die Hälfte seines Reichthums vermachen wollen, aber der Peter hatte den Notar, der eine recht käufliche Hundeseele war, bestochen, und der sagte: Ob er seinen sauer erworbenen Schatz solch' liederlichem Gesindel geben wolle, und dergleichen mehr — kurz, sie brachten ihn richtig um die Ecke. Er

vermachte dem Peter Alles, und als dieser den Alten etwa acht Tage begraben hatte, starb des guten Franz brave Mutter, man sagte damals — weil sie sich diesen Judas-Bruderstreich so sehr zu Herzen gezogen hätte. — So ist er der grundreiche Mann geworden, und Ihr seid um das rechtlich Euch zustehende Erbe schändlich betrogen worden. Ich diente noch im Hause damals und wußte, wie es zuging. Nun, ich konnte ja nichts sagen und davon thun, aber das hab' ich mit meinen Ohren gehört, daß seine Frau ihm den Judasstreich vorwarf; daß es da zu einem wilden Streite kam und der Peter sich geberdete wie ein wildes, rasendes Thier, nicht wie ein Mensch. Eine Stunde darauf bekam die engelsgute Frau einen Blutsturz. Der wiederholte zwei, dreimal, und sie war eine Leiche, der arme Franz eine mutterlose Waise. — Was kümmerte sich Peter drum? — Er hatte des Vetters Geld allein, und Ihr waret arm! — So geht's in der Welt, daß sich Gott erbarme! Und warum haßt er Dein Kind? frag' ich. Darüber hab' ich auch so meine Gedanken. Erstens gleicht es Dir, als Du jung warst, wie ein Tropfen Wasser dem andern; da werden die alten Erinnerungen alle jung und mit ihnen der alte Haß. Zweitens — weiß er es recht gut, daß der treue, von ihm unterdrückte Franz Dein Käthchen lieb hat; er weiß es so gut, als ich es weiß, aber er ist zu klug, es merken zu lassen, weil er weiß, daß der Strom erst recht braust, wenn ihm ein Wehr entgegengestellt wird. — Verstehst Du mich? — Er denkt, der Franz gehorcht Dir blind. Er hat nicht den Muth, ein Wort zu sagen, wenn ich ihm die Tochter des reichen Müllers Haffter freie, die blitzrothe Haare hat und, als Zankeisen berüchtigt, keinen Freier kriegt, so reich sie ist, und so gerne sie unter die Haube möchte mit ihren dreißig Jahren und so vielen Thalern, als sie Sommerflecken im Gesichte hat. Könnte er Dein Kind dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst, wahrlich, er säumte nicht. So steht's, glaub' es mir." —

„Ach Gott!" schrie plötzlich die Merkin, „seht Ihr das bleiche

Todtengesicht dort am Fenster? — Hu! Koselsbas', das ist schrecklich gewesen!"

Die Koselin fuhr herum, aber das Gesicht war weg, das die Merkin gesehen. Sie wollte es ihr ausreden, aber sie blieb dabei, sie habe es gesehen, und es sei ganz entsetzlich gewesen!

Die Koselin war eine kuraschirte Frau. Sie sprang auf und eilte hinaus; aber dichtes Gewölke war, während die Frauen am Herde kauerten, am Himmel heraufgezogen. Der Mond war bedeckt und die Dunkelheit um so größer, als die Alte von der Flamme des Feuers drinnen im Bleichhäuschen geblendet worden war. Sie sah nichts. Hören konnte sie die Tritte des rasch Enteilenden nicht; denn der Wind war stärker geworden, und die Wogen des Rheines schlugen mit Macht gegen das felsige Ufer. Sie stand eine Weile still da. Als es aber auf der Dorfuhr eben Eins schlug, da überlief es sie doch eiskalt, denn gerade in der Gespensterstunde hatte die Merkin das Todtengesicht, wie sie sagte, gesehen! — Der mit der Muttermilch eingesogene Aberglaube machte jetzt auch bei ihr seine Macht geltend, und sie eilte, so schnell sie konnte, in's Bleichhäuschen, nicht ohne einige Dutzend Mal sich zu bekreuzigen und ein Ave zu beten.

3.

Wir wissen es, daß Franz aus einer ganz anderen Ursache zum Bleichhäuschen schlich, als die war, die ihn dort fesselte. Er hatte oft die Alte gefragt nach den früheren Verhältnissen jener Familie; nach dem Grunde der Armuth seiner Tante und dem des väterlichen Hasses gegen sie; aber so schwatzhaft auch das Weib war, es war dennoch ein gutes Zeichen ihres Herzens, daß sie nicht Unkraut säen wollte zwischen Vater und Sohn, auch wenn der Same die lauterste Wahrheit gewesen wäre, wie denn ohne

Zweifel das, was sie der armen Merkin erzählte, die volle, reine Wahrheit war. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er das Alles ohne Schminke hören sollte. Er war wie an die Stelle gebannt. Es ergriff seine Seele eine Macht, die ihn festhielt, und Zug vor Zug enthüllte sich vor seinem schwindelnden Geiste das Schauergemälde, in dem sein Vater eine so furchtbare Rolle spielte, er sah das Glück einer Familie zertreten, zwei Herzen brechen; einen Erbschleicherbetrug spielen, — ja er sah, wie auch ihn sein Vater um das Glück seines Lebens bringen wollte; denn er wußte nur zu gut, wie wahr das sich verhielt, was die alte Koselin von ihm und des Müllers Tochter sagte. Als ihn die arme, gute Merkin erblickte, stürzte er fort, ohne zu wissen, wohin. — Seine Stirne brannte; das Herz pochte, als wolle es aus der Brust heraus. Alles wirbelte in seinem Kopfe; aber es war mit diesem Abend ein Wendepunkt für ihn eingetreten, ein Wendepunkt, der ihn aus einem still duldenden Knaben zu einem handelnden Manne umwandelte. — Er rannte noch lange umher, bis er unter einem Nußbaum am moosigen Rain niedersank und allmälig das in ihm gährende Wesen zur Klarheit kam.

Es schlug eben zwei Uhr, als er an der Hinterthüre seines väterlichen Hauses ankam, ohne daß er ahnen konnte, was sich hier zugetragen. Zu seinem nicht geringen Schrecken fand er die Thüre verschlossen. Sollte sie der Wind in's Schloß geworfen haben? — Das war jedoch unmöglich; denn er kam in der Richtung gegen die Thüre, wodurch er sie nur konnte aufgejagt haben. Da war etwas geschehen. Er probirte. Sie war von innen geschlossen; das ließ sich nicht bezweifeln; auch das nicht, daß sein Vater seinen nächtlichen Ausgang, den ersten in seinem Leben, endeckt hatte.

Eine Weile stand er überlegend da. Dann richtete er sich auf und sah gen Himmel. Lenke es zum Guten, Herr! betete er leise; denn nach dem, was er gehört, mußte es nun zu einem ernsten Auftritte kommen, vielleicht zum Bruche in irgend einer Art.

Noch einige Augenblicke sammelte er seine Gedanken, dann ging er festen Trittes hinab zur Hausthüre, die viel tiefer, als die Hinterpforte lag, indem das Haus, wie alle Wohngebäude des Dorfes, am aufsteigenden Berge erbaut war. — Der Grund, daß die Thüre verschlossen war, lag in einer Begebenheit, wie sie in ländlichen Verhältnissen wohl einmal vorkommt. Der alte Merk hatte im Stalle zwei wohlgenährte, wilde, junge Pferde. Eins davon riß sich in der Nacht los und trabte im Stalle herum. Unglücklicher Weise kam es dem angebundenen Thiere nahe, das feurig und kitzlich war. Dies schlug heftig aus und schlug dem schönen Thiere, das sich losgewunden hatte, ein Vorderbein mit solcher Gewalt entzwei, daß es nur eben noch lose hing.

Die Knechte schliefen wie die Dachse. Nur der Alte wachte. Er hörte den Tumult im Stalle, stand auf, machte Licht, zündete sich die Laterne an und sah nach. Da fand er denn das geschehene Unglück, welches den Verlust des schönen und theueren Thieres sofort im Gefolge hatte, da an ein Heilen nicht gedacht werden konnte.

Im höchsten Grade erregt, zornig, daß die Knechte die Thiere nicht besser und fester angebunden, unwillig über den bedeutenden Verlust, der im Zeitpunkte der Herbstaussaat doppelt unangenehm war, schlug er Lärm. Die Knechte und Mägde eilten herbei, und empfingen ihr gehöriges Kapitel mit Schimpfen und Toben; aber Franz erschien nicht. Der Alte hatte sich in ein Uebermaß von Zorn hineingearbeitet, als er das Nichtdasein seines Sohnes erst wahrnahm. Schnell eilte er die Stiege hinauf in seine Kammer. Franz war nicht da; sein Bette war unberührt. — Ohne Fassung stand der Alte da. — Das that Franz, den er in der strengsten Zucht hielt? — Sollte der auf liederliche Wege gerathen sein? — Wer konnte das Rechte wissen? Oder — sollte er mit dem Käthchen gar Zusammenkünfte haben? — Das wäre für ihn das Aergste gewesen! Lange stand der Alte völlig starr, kopflos da. Er vergaß

den Verlust seines besten Pferdes über diesem Zwischenfalle. — Endlich trat er aus der Kammer, um Knechte und Mägde in's Examen zu nehmen; denn die konnten möglicherweise um diese nächtlichen Gänge des Sohnes wissen. Da empfand er einen heftigen Zug vom Speicher herab. Er schritt hinauf und sah die Hinterthüre offen, die, wie bei allen Häusern des Dorfes, die mit dem Dache an den Berg reichen, eigentlich schon auf dem Speicher war. Er leuchtete hinaus; ja er schlich hinaus, selbst bis gegen das Häuschen, darin die Merkin wohnte; als er aber da kein Licht bemerkte, die Thüre fest verschlossen war, schüttelte er den Kopf und ging zurück, schloß die Thüre und kam wieder in den Stall. Die Knechte hatten Nachbarn geweckt. Der Hirte, der zugleich Abdecker war, kam auch. Das unglückliche Thier wurde mit vereinter Hülfe weggebracht.

Der alte Merk saß in seinem Sessel und schäumte vor Zorn. Es schlug eben zwölf Uhr. — Nach einer Stunde kamen die Knechte zurück. Der Alte schickte sie und die Mägde schlafen. Er blieb auf. Endlich, nachdem zwei Uhr bereits längst vorbei war, klopfte es an der Thüre. Alles kochte und wallte im Herzen des schwächlichen, alten Mannes. Aha! dachte er, nun kommt der Finke! Zitternd vor Zorn ging er hinaus und öffnete, und kaum lag die Thüre im Schlosse, so brach der Strom über die Dämme. Franz schritt stille vor dem Vater her, aber nicht die Treppe hinauf in seine Kammer, sondern in die Wohnstube, an die des Vaters Schlafkammer stieß. Dort setzt er sich in aller Fassung, jedoch todtbleich, dem Vater gegenüber, hörte von dem Unglück und ließ dann den Strom der Schimpfnamen über sich ergehen. Als er sich entladen, fragte der Alte: „Wo warst Du? Ich will Alles wissen! Rede!“

Franz war sich völlig klar geworden. Ruhig und fest wollte er seinem Vater entgegentreten, sich nicht ereifern, noch weniger

aber die Grenze überschreiten, die das Gebot: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren“ — gesetzt hat jeglichem Kinde.

„Es ist heute eine unglückliche Nacht,“ hob Franz an. „Euch brachte sie das Unglück mit dem Pferde, mir aber ein weit größeres, — denn sie zog endlich die Hülle hinweg von manchem Geheimniß, das wie ein Alp mich drückte. Vater, ich werde offen reden, wie es dem Sohne ziemt, aber es steht in der Schrift: „Ihr, Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorne!“ Darum bitte ich, mäßigt Euch und schimpfet nicht wieder, wie Ihr es thatet. Ich verdiene solche Namen nicht, das sollet Ihr erfahren. Ich will ohne Rückhalt Alles klar machen. Das will ich Euch vorerst sagen, daß ich das Käthchen lieb habe, wie mein Leben, ja noch mehr. Ich will gerne das Meine hingeben, um das Seine, wenn's in Gefahr wäre, zu retten. Ihr seid dagegen, ich weiß es,“ — der Alte wollte aufbrausen. Franz bat ihn ruhig anzuhören, weil er sonst schweigen, aber dann keine Stunde in diesem fluchbeladenen Hause bleiben, sondern, das sei sein fester Wille, nach Amerika auswandern würde.

Der Alte sank sprachlos in seinen Sessel zurück. Was war mit dem Knaben vorgegangen? Als Knaben hatte er ihn betrachtet, als Knaben ihn behandelt bisher, ob er gleich die Knabenschuhe längst ausgetreten, und nun stand er urplötzlich als Mann ihm gegenüber mit einer so überwältigenden Ruhe und Festigkeit, daß es dem Alten schier schwindeln wollte. Endlich rief er: „So rede!“ und Franz fuhr fort: „Ihr seid dagegen, ob's gleich Eures Bruders Kind ist, den Ihr arm gemacht, vielleicht in's Grab gebracht habet.“ —

„Lügner, Du!“ schrie der Alte; aber es war ihm, als klänge die Posaune des Weltgerichts in seine Seele hinein. Er zitterte, wie das Blatt der Silberpappel am Bache, wenn der Wind durch die Aeste geht.

„Heißet mich keinen Lügner, wenn Euch das eigene Gewissen die

Wahrheit zurufst," fuhr Franz ruhig fort. „Ihr wollet mich mit Haffter's rother Grethe verkuppeln, ich weiß es. Daraus wird nichts, das sag' ich Euch vor Gott hier. Die kindliche Pflicht hat da ihre Grenzen, wo es sich um das Lebensglück des Kindes handelt. Da ich nun bisher mich wie ein Kind leiten ließ, so wagte ich es nicht, das Käthchen zu sehen. Heute Nacht liegt Schulmeisters Wäsche auf der Bleiche. Die Tante wusch sie mit der Koselin. Ich dachte, das Käthchen würde dabei wachen, und ich könnte mich einmal durch das Fensterlein ungestört erfreuen, das liebe Gesichtchen zu sehen. Statt dessen hör' ich, wie die alte, zwar schwatzhafte, aber grundehrliche Koselin der weinenden Merkin die Geschichte unserer Familie erzählt, ich höre den Grund Eures Hasses gegen die Tante und das Käthchen; ich höre, wie Ihr sie durch Prozesse arm machtet und ihre Güter an Euch brachtet; ich höre, wie Ihr es mit dem Martinsvetter gemacht habet, — Vater, ich weiß Alles und verstehe nun erst, was andere Leute mir oft als Räthsel hinwarfen, die ich nicht lösen konnte. Nun habe ich Euch Eins zu fragen: Wollt Ihr der Merkstante ihre Güter frei zurückgeben; wollt Ihr derselben die Hälfte des Erbes vom Martinsvetter sammt den Zinsen zurückgeben und so den Fluch abwenden, der auf uns ruhet? oder — es bleibt keine Wahl — ich verzichte auf mein Erbe und gehe arm nach Amerika. Das steht fest. Nun, bedenkt's Euch wohl bis Morgen. Gute Nacht!" —

Er stand auf und ging festen Trittes zur Thüre hinaus. Er sah nicht, daß der Alte steif ohnmächtig in dem Sessel lag. — Als der Sohn den Willen aussprach, nach Amerika zu gehen, da vergingen dem Alten die Sinne; das Sündenregister fiel wie eine Centnerlast auf seine Seele und erschütterte ihn.

Als die Magd am Morgen in die Wohnstube trat, lag der Alte im Sessel und schlief ziemlich ruhig, aber er sah bleich und entstellt aus. Was mag da geschehen sein? dachte sie; denn sie hatte noch nicht geschlafen, als Franz heim kam, hätte den heftigen

Alten furchtbar poltern gehört, und doch war Franz nach langer Zeit erst ruhig, aber merkwürdig fest und ganz anders auftretend, wie sonst, die Treppe hinaufgestiegen. — Kaum hatte sie Wasser geholt und Feuer angemacht, so kam Franz mit den Knechten herab. Sie gingen in den Stall, kamen dann zur Suppe und, gegen seine Gewohnheit, ordnete Franz die nothwendigen Arbeiten an, nachdem er mit den Knechten Rücksprache genommen, und fuhr dann mit dem Knechte hinaus, der einen Acker zu säen und unterzueggen hatte. Er selbst säete, und als dieser Acker geeggt war, säete er einen zweiten, ließ auch diesen, der minder groß, als der erste war, eggen und ging nach Hause. Das fiel Allen auf, da Franz bisher sich kaum um etwas bekümmert hatte, was ihm nicht sein Vater befohlen. Er war plötzlich ein Anderer geworden, das war gewiß. — Der Alte war spät erwacht. Er befand sich unwohl, matt und angegriffen. Die Hausmagd rieth ihm, sich in's Bett zu legen; aber das ging nicht; denn die Juden im Dorfe hatten den nächtlichen Unfall gehört und kamen nun schon und schmußten dem Alten über den Ankauf eines neuen Pferdes, das sie hätten. Sie brachten das Thier in den Hof. Der Alte vergaß über alle Umschweife und Judengeschwätze eines solchen Handels, was ihm die Brust zusammenschnürte, schier ganz; nur dann und wann verrieth ein tiefer Seufzer, daß es nicht überwunden, nicht vergessen war.

Peter Merk war Roßkamm genug, um zu erkennen, daß er mit dem Pferde, so theuer es auch die Juden hielten, einen guten Kauf machen würde. So ist denn endlich der Handel richtig geworden, und sie stellten das Thier in den Stall, als eben Franz zurückkam. Er grüßte seinen Vater so ehrerbietig, wie immer, besah und untersuchte auf eine so kundige Weise das Pferd, daß sein Vater im Stillen erstaunte, und hielt dann den Handel für gut.

Er ging übrigens auf seine Kammer, kleidete sich an und kam dann herunter.

„Was gibt's?“ fragte etwas kleinlaut der Alte.

„Ich gehe in die Stadt, zum Agenten,“ sagte er und ging zur Thüre hinaus.

Den Alten überfiel ein Zittern und Beben, daß er in seinen Sessel sank. „Was ist aus dem Buben in einer Nacht geworden?“ rief er fast verzweifelnd aus. „Wo hinaus soll das? Macht er Ernst, und ich traue es ihm zu, was soll aus mir werden in meinen alten Tagen? Hab' ich dazu gerungen und gespart?“ — Das Wort „gespart“ blieb ihm aber fast in der Kehle stecken; denn die Thüre ging auf, und die Koselin trat herein, vor der der Alte eine wahre Scheu hatte, weil sie ihm immer wie ein Schreckbild vorkam, das ihn an Zeiten erinnerte, deren Erinnerung er gerne mied.

„Was willst Du, Margreth?“ redete er aus alter Gewohnheit die Dienerin an, die ihn genauer kannte, als Jemand; denn sie war ja lange genug im Hause gewesen.

„Was ich will, Peter Merk, ich will es Euch rund sagen,“ hob sie an. „Diese Nacht“ — und sie erzählte ihm Alles, wie sie es der Merkin gesagt, fast mit wörtlicher Treue, — „ohne daß ich es wußte, war Euer Sohn Ohrenzeuge, wie ich vermuthe. Da hat er nichts Erbauliches von seinem Vater gehört — denn Ihr wisset, die Margreth weiß mehr, als andere Leute, aber an die große Glocke hat sie es nie gehängt, sondern als ein Geheimniß betrachtet, das sie als alte Magd des Hauses bewahren müsse; aber Eurer Schwägerin war ich klaren Wein schuldig. Sie hat ihn gekriegt. Daß Euer Sohn Zeuge war, ahnte ich nicht. Nun hör' ich, Ihr habt Spektakel mit ihm gehabt. Sagen wollt ich Euch nur, daß es der bravste Sohn ist, den je ein Vater hier hatte. Verfahret vernünftig mit ihm. Bringet ihn nicht zum Aeußersten! Eben gehet er an mir vorüber. Ich grüß' ihn. Er dankt, aber er ist ein Anderer, wie sonst. Er reicht mir die Hand und dankt für das, was er diese Nacht aus meinem Munde gehört. Das habe ihm die Augen geöffnet. Er sähe, sagte er, daß ein Fluch

auf seiner Habe ruhe. Sie müsse wieder an den rechten Herrn. Darum gehe er in die Stadt, zum Agenten. Er wandere aus nach Amerika. Von Eurem Gute wolle er keinen Kreuzer. Mit dem, was er von seinem Pathen bekommen, könne er nach New-York kommen und eine Zeit lang leben. Das sei sein. Er lasse es versteigern und gehe deßhalb zum Notar. Sein mütterlich Erbe vermache er dem Käthchen; auf das väterliche und die Errungenschaft verzichte er. Euch, fuhr er fort, habe er eine Bedingung gestellt, die Alles ändern könne; aber wie er Euch kenne, gäbet Ihr lieber Euer Kind hin, als das zu thun. Was das ist, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen, aber das mußt' ich Euch sagen. So steht's. Der führt's aus, daran ist kein Zweifel. Was er gehört, das hat ihn plötzlich zum Manne gemacht. Ihr wisset, es ist kein Jota unwahr dran, was ich gesagt. Nur fluchet mir nicht, daß ich die unschuldige Ursache bin, daß ein großes Unglück Euer graues Haupt bedroht — aber ein verdientes — Peter Merk, ein wohlverdientes. Doch — in der Schrift steht: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" Ich schweige. Thuet, was Ihr wollt. Ich habe mein Gewissen gewahrt, aber — bedenket das Ende!"

Die Alte drehte sich auf dem Absatz um und ging weg, ohne den alten Merk anzusehen, der wie ein Bild des Jammers da saß, und die Hände rang, wie Einer, den die Fluth des Elends verschlingen will. —

4.

Wo die alte Koselin es hernahm, daß Franz sie im Häuschen belauscht? die Frage beantwortet sich leichter, als Jemand glaubt.

Als der Wächter die Mitternacht rief, klopfte er leise an dem Fenster Käthchens. Das gute Kind hatte ihn darum gebeten;

denn sie wollte die Mutter ablösen, daß sie bis Tag ruhen und schlafen könne. Sie wußte schon, daß das bei der Koselin rein unmöglich war. Zu dem Ende hatte sich Käthchen mit den Kleidern auf's Bette gelegt und sprang nun rasch auf, eilte zur Thüre hinaus, schloß ab und betrat beflügelten Schrittes den Pfad, den auch Franz einige Stunden früher hinabgeschritten war, in einer Hoffnung, die ihn so bitter täuschte.

Fröhlichen Herzens schritt das liebliche Mädchen hinunter; denn ob's wohl die Mutter nicht wollte, so that sie doch ihrem kindlichen Herzen ein Genüge, und dies Bewußtsein ist ja so erquickend! Als sie zu der Stelle kam, wo die mächtigen Nußbäume an der Ringmauer des Dorfes hinabstehen, war es ihr, als höre sie einen festen, männlichen Tritt. Der Schall kam aus dem Thale herauf. Sie horchte. Das war nicht der Mutter Tritt. Sollte etwa ein Dieb? — Sie erschrack. Doch sie kannte die Sorgfalt der Mutter und der Koselsbase. Aber wer sollte es sein, um diese Zeit, an diesem Ort? Die Tritte kamen näher. Sie trat angstvoll hinter den Stamm eines Nußbaumes, der ganz nahe an der Mauer stand. Der Mond war hinter die Wolken getreten und der Himmel ringsum bedeckt; dennoch war es hell genug, wahrzunehmen, wie eine Gestalt langsam daherschritt. Sie trug nichts. Ein Dieb war's also nicht. — Die Gestalt kam näher. Des Mädchens Herz bebte, — sie glaubte Franz zu erkennen. Wie sollte der hierher kommen und zu dieser Zeit? Ihr Auge strengte sich an, die Lichtstrahlen zum Erkennen zu benutzen, die das durch die Wolken brechende Mondlicht lieh. Das Auge der Liebe sieht scharf. Wahrlich, er ist's! sagte sie in sich hinein. Aber was ist ihm? So hab' ich ihn nie gesehen! Seine Hände sind vor der Brust gefaltet, als wolle er das Pochen des Herzens hemmen. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken. So geht er stumm dahin. Ach! was mag ihm sein? — Die Frage blieb unbeantwortet; aber, da es schien, als käme er von der Bleiche her, so

eilte sie jetzt um so mehr, dorthin zu kommen. Die beiden Frauen fand sie noch in der größten Angst wegen des Gesichtes am Fenster. Die Mutter schalt, daß sie in dieser Stunde da herabkomme; sie habe doch das Herz nicht, allein heim zu gehen. Die Koselin lobte das gute Kind und lachte die Merkin aus, freilich sich innerlich gestehend, daß sie eben so wenig Lust trüge, jetzt den Heimweg anzutreten. So kam natürlich die Rede auf das todbleiche Gesicht am Fenster. Jetzt erzählte Käthchen, daß ihr Franz Merk in seltsamer Haltung und Weise begegnet sei. Vielleicht sei er es gewesen, den sie gesehen. Da blickten sich die Frauen an und erschracken noch mehr, indem sie sich dessen genau erinnerten, was sie geredet hatten. „Die Sache hat, wie Alles, ihre zwei Seiten,“ hob endlich die Koselin an. „Es ist gut, daß der Franz einmal Licht bekommt; denn er würde es doch sonst kaum so klar gewonnen haben; aber es ist mir leid, daß er es durch mich erhält. Wie oft hat er mich über das ausfragen wollen, was er jetzt weiß; aber ich habe geschwiegen, wie eine treue Magd schweigen muß über das, was innerhalb der Wände des Hauses ihrer Herrschaft vorgeht. Zwar verachte ich den schändlichen Grundsatz: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe; aber die Magd soll Augen haben und nicht sehen; Ohren haben und nicht hören; eine Zunge haben, aber nicht reden, es sei denn, wenn sie Unheil und Verderben abwenden kann. So hab' ich's gehalten, und so halt' ich es auch jetzt.“

„Wie so denn?“ fragte die Merkin.

„Wie, ich gehe selber zu dem Alten,“ sagte die Koselin auf diese Frage, „und erzähle ihm Alles, und warne ihn bei Zeiten vor dem, was kommen könnte, wie ich nämlich den Franz zu kennen glaube.“

„Du wirst doch nicht?“ rief angstvoll die Merkin.

„Warum denn nicht, du ängstliche Einfalt?“ verwies die Andere.

„Was ich gesagt, ist Wahrheit, die will ich ihm einmal wieder voll, ganz, rund und nackt sagen, durch Dick und Dünne, damit ich vollends sein Gewissen wecke; aber ich sag' es ihm auch, damit er nicht glaubt, es sei klatschweise und absichtlich geschehen. Er soll die Wahrheit wissen. Es würde mich quälen, wenn es schiene, als hätten wir falsch und hinter dem Rücken gespielt. Seiner lieben Frau, Gott hab' sie selig, verdank' ich viel zu viel, als daß ich das vergessen dürfte, und das trag' ich, ob's gleich der alte Sünder nicht verdient, von ihr auf ihn über. Dabei bleibt's!"

Die Merkin wußte, daß, wenn sie mit den Worten schloß: dabei bleibt's! keine Maus einen Faden abbiß. Und so schwieg sie, und das arme Käthchen, das traurig dasaß und seinen inneren Regungen Gehör gab, kam um die Frucht seiner Kindesliebe; die Merkin blieb, und bald wurde es todtstille im Bleichhäuschen; denn eine Jede versank für den Augenblick in ihre eigenen Gedanken. Die Koselin stand endlich auf und ging, nach der Wäsche zu sehen, und als sie wieder kam, fand sie reichen, neuen Stoff, ihrer Zunge freien Lauf zu lassen. Wie weit ihr Gerede Hörer fand, das ließ sie ununtersucht. Sie mußte reden oder schlafen, und da sie das Eine nicht mehr konnte nach der Gewohnheit ihrer Natur, so that sie das Andere um so emsiger und rastloser.

Als sie am andern Tage aus dem Hause Peter Merk's kam, eilte sie stracks zu dem kleinen, einstöckigen Häuschen. Die Wittwe Merk war auf der Bleiche, wohin auch die Koselin zurückkehren wollte, da bei hellem Sonnenscheine die Wäsche des Schulwäschens, wie man die Lehrerin traulich nannte, aufgetrocknet werden mußte. Käthchen saß allein da und nähte emsig, und manche stille, heiße Thräne befeuchtete das Tuch, das sie zum Hemde verarbeitete. Schnell eilte sie in die Küche, als sie die alte Koselsbase kommen sah, um sich zu waschen und die Spuren ihrer Thränen zu vertilgen. Das gelang ihr um so vollständiger, als die Alte nur langsam

gehen konnte. Sie saß wieder an der Arbeit, und die Koselin bemerkte nichts, als sie eintrat.

„Du wirst mich fragen,“ hob sie an, als sie sich schnell niedergesetzt hatte, „warum ich nicht auf der Bleiche sei? Ja, da gehe Eins auf die Bleiche! — Weißt Du, was sich heute Nacht droben bei Merk's zugetragen hat? Nun, ich will Dir Alles erzählen!“ Das that sie denn nun auch breit und ausführlich, vom Augenblicke mit dem Pferde an, bis zum letzten ihrer Worte, welches sie dem alten Merk vor wenigen Augenblicken gesagt.

Käthchen hatte die Nadel sinken lassen vor Schrecken, als sie den Entschluß des jungen Merk vernahm, nach Amerika auszuwandern. Alles Blut war aus dem lieblichen Gesichte gewichen, und das Herz pochte so stürmisch, daß sie kaum athmen konnte.

„Ach!“ sagte sie endlich, mühsam die Thränen unterdrückend, die ihr aus den Augen hervorbrechen wollten, „er wird es doch nicht thun?“ —

„Thun? Närrisches Kind. Thun? Freilich thut er's! Ich sage Dir, mit dem Franz ist diese Nacht ein Wunder geschehen, das ich so recht eigentlich nicht begreife. Er ist ein Anderer geworden: ein Mann fest und stark. Ja, ich kann Dir noch mehr sagen. Er forderte von seinem Vater, daß er Euch all' Euer Geld zurückgäbe; daß er die Hälfte der Erbschaft des Martinsvetters mit den Zinsen vom Tage an, wo er sie antrat, erstatte. Ja, noch mehr: Er ist in die Stadt und zum Notar, um Dir durch einen Akt sein mütterliches Erbe zuzuwenden. Auf das väterliche will er verzichten. Das fiele Euch denn auch noch zu am Ende, wenn der alte Merk es nicht anderwärts vermacht. Er will nichts, als was ihm sein Pathe vermachte, und damit will er fort, über's Meer hinüber.“ —

Das Mädchen rang die Hände und ließ dann die gefalteten in ihren Schooß sinken. „Allmächtiger Herr im Himmel!“ rief sie aus, „was denkt der Franz? — Wir wollen nichts von seinem

Vater und ihm! Wir haben uns ehrlich ernährt und werden es mit Gottes Hülfe auch ferner thun."

„Darauf kommt's nicht an," sagte die Alte lächelnd, „ob Ihr's wollt oder nicht. Es soll an den rechten Erben, was ihm gehört und gebührt, und damit Hollah! Recht muß Recht bleiben! Gott im Himmel will's so. Da kann ein armer Mensch nichts ändern."

„Ach! Koselsbase," rief das Mädchen in äußerster Angst, „redet ihm doch zu, daß er dableibt und Alles läßt, wie es ist. Wir sind ja vergnügt mit unserm Stücklein Brod. Ich will nichts und nehme nichts! Sagt's ihm, sagt's ihm doch! Wollet Ihr nicht? Gut, dann sag' ich's ihm selbst!"

„Thue das, Kind, thue es. Es ist ihm gewiß am liebsten so!" sagte die Alte mit einem schalkigen Lächeln.

Das Mädchen erglühte.

„Ach, quält mich nicht," rief sie weinend aus, „und erhört mein Flehen! Ich will Euch auf den Händen tragen mein Lebtag!"

„Sei doch vernünftig, Kind," sprach die Alte. „Wer wird gleich so aus allen Fugen sein, wie Du! Es ist ja auch noch nicht aller Tage Abend, und der Rhein wird noch manch' Tröpflein hinabrollen, ehe das Alles fertig ist." Doch — sie sah zum Fensterlein hinaus und bemerkte dickes Gewölke am Himmel — „man meint, es sollt' heute noch einmal ein Gewitter geben, zu guter Letzt. Da muß ich fort und Deiner Mutter rasch auftrocknen helfen. Nun sag' ich Dir, heule nicht! Das macht's nicht besser. Bete Du, das hilft!" Und mit diesen Worten machte sie sich von dannen und eilte, soviel es ihr Alter zuließ, dem Pfade zu, der an der Mauer hinab zur Uferbleiche leitete. Sie ließ das arme Mädchen in einer trostlosen Lage. Indessen klang ihre letzte Mahnung in eine fromme, gläubige Seele hinein, und bald kniete Käthchen am Boden und schüttete ihre Seele vor dem Herrn im innigen Gebete aus. Sie flehte aus angsterfüllter Seele, daß der

Herr in Gnaden Franzens Herz regieren wolle, daß er den raschgefaßten Entschluß nicht ausführe; daß er Alles, was jetzt so kraus und verworren schien, gnädiglich lösen und entwirren wolle, daß es sich zum Guten für — Franz wende!

Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt und die Abende waren schon kühl. Die Zeit der Gewitter schien längst vorüber. Dennoch war der Tag heiß und die mächtigen, weißen, geballten Wolken, die im Südwesten über die Berge emporstiegen, ließen allerdings einen Gedanken Raum gewinnen, wie ihn die Koselin ausgesprochen.

Als Käthchen noch in heißem Gebete rang, klopfte es heftig an der Thüre. Sie erschrack, stand schnell auf und eilte an's Fenster. Da stand des Schullehrers kleines Töchterchen an der Thüre. Das Kind war ganz athemlos, so war es gelaufen.

„Käthchen, lieb Käthchen!" rief das Kind, „komm' doch eiligst auf die Bleiche und hilf auftrocknen und aufraffen. Es gibt ein schwer Wetter! Tummele Dich; die Mutter läßt Dir's sagen, Deine Mutter und meine!"

„Geh' nur, Julchen," war des Mädchens Gegenrede. „Ich komme sogleich."

Wieder eilte sie in die Küche, die Spuren ihrer Thränen durch kaltes Wasser zu vertilgen, trocknete sich schnell ab und eilte zur Hülfe den Pfad hinab.

Es that aber auch Noth. Die mächtigen Wolkenmassen, an denen die Ränder schneeweiß waren, die aber dann ganz schwarzgrau sich emporhoben, stiegen ja mehr und mehr über die Berge heraus, die oben das Rheinthal abzuschließen schienen. Der Rhein macht bei dem Dorfe einen weiten Bogen. Dadurch schließen ihn oben und unten die Berge scheinbar so ein, daß er wie ein Bergsee vor dem Auge liegt. Der Wind holte aus in gewaltigen Athemzügen und trieb die Wolken mit großer Schnelle über den weiten Thalkessel. In den gewaltigen Nußbäumen begann ein

prophetisches Rauschen. Die Wellen des Stromes, die sich seit dem Morgen geglättet hatten, fingen an sich mehr und mehr zu kräuseln. Die Möven, welche an den felsigen Ufern hausen, begannen rascher die Luft zu durchschneiden und stießen jenen klagenden Ton aus, der ein Vorbote des Sturmes zu sein pflegt. Die Vögel flogen rascher, und alle Vorzeichen eines schweren Wetters waren vorhanden, das bei dem Südwestwinde ungeheuer schnell dem Strome, der in dieser Richtung fließt, folgte.

„Rasch, rasch, Kind!" rief die Koselin. „Heute spaßt's nicht. Gewitter über geschwungene Nußbäume haben böse Raupen. Ich entsinne mich, daß Anno elf, auch um diese Zeit, eins tüchtig uns geschuhriegelt hat. Damals wurde Martins-Peters-Lisbeth unter einem Nußbaum mausetodt geschlagen und der Nußbaum dazu mitten entzwei." —

Es blitzte in diesem Augenblicke heftig.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!" rief die Koselin und bekreuzigte sich. „Da haben wir's schon!"

Indessen hatten die vier fleißigen Frauen — denn die Lehrerin half wacker — die Wäsche in Körbe gerafft und glücklich im Bleichhäuschen geborgen, das gegen den Regen vollen Schutz verlieh. Auch die Frauen und das Kind fanden Schutz darin, da das Wetter so rasch herankam, daß man unmöglich mehr zum Dorfe hätte gelangen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, durchnäßt zu werden. So schien es wenigstens; aber Blitz und Donner und Sturm zischten, krachten und heulten um die Wette, ohne daß es lange Zeit auch nur ein Tröpflein geregnet hätte. Das Gewitter war so heftig, wie man im ganzen Verlaufe des Sommers keins erlebt hatte. Unter den vier Frauen zeigte sich die Koselin am festesten und ruhigsten. Die Lehrerin zitterte; die Merkin bebte leise, und Käthchen sah still vor sich nieder.

Plötzlich erhellte ein fürchterlicher Blitz das Häuschen; ihm

folgte unmittelbar, hell und grell tönend, dann seltsam rasselnd, der Donner mit solcher Heftigkeit, daß laut aufschreiend die Frauen von ihren Sitzen emporgerissen wurden.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!“ rief die Koselin aus, „das hat eingeschlagen. Den Ton kenne ich. Gerade so rasselte es, als dazumal Martins-Peters-Lisbeth unter dem Nußbaume erschlagen wurde. Wenn's nur kein Unglück gegeben hat! — Gott sei uns und allen Menschen gnädig!“ —

Mit diesem Schlage, der allerdings gräßlich und erschütternd war, schien sich das Gewitter entladen zu haben. Der Sturm legte sich. Es blitzte wohl noch, aber der Donner war bei weitem nicht mehr so heftig und hörte endlich ganz auf. An seine Stelle trat ein sanfter Regen, dessen die vertrocknete Flur bedurfte. Er hielt fast bis zum Abend an, und somit auch die Frauen im Bleichhäuschen gefangen; denn sie wagten nicht, die schön getrocknete Wäsche dem Beregnetwerden preiszugeben. An Unterhaltung fehlte es ihnen nicht; denn die Koselin hatte in ihrem langen Leben so vielerlei Gewitterunglücksfälle erlebt, daß ihr der Stoff für ihre redselige Zunge nicht ausging. Nur Eine war mit ihren Gedanken anderswo und mit besonderer Beängstigung bei Einem, der aus der Stadt heimkehren sollte und ihrem Herzen innerlich theuer war. Endlich klärte sich, lange nach dem Sonnenuntergang, der Himmel auf, und sie begannen die Wäsche heimzutragen. Da jedoch das Schulhaus bei der Kirche am nördlichen Ausgange des Dorfes und in dieser Richtung das äußerste Haus lag, so führte sie ihr Weg nicht durch das Dorf, sondern den Fußpfad hinauf, den Käthchen, Franz und die Koselin in so verschiedener Stimmung auf- und abgeschritten waren, wodurch sie mit keiner Seele in Berührung kamen, die ihnen hätte mittheilen können, was sich im Dorfe ereignet hatte. Erst als sie spät beim Kaffee saßen, der auch als Abendmahlzeit gelten mußte, kam der Lehrer

heim und brachte erschütternde Kunde von der einen, sehr seltsame von der anderen Seite, welche eine großartige Wirkung nicht verfehlen konnte in den Gemüthern der Zuhörenden.

5.

Als die Koselin Peter Merk's Stube verlassen hatte, blieb der Alte in seinem Sorgenstuhl liegen. Er vermochte nicht aufzustehen; aber er rang verzweifelnd die Hände. Was sie ihm gesagt, zeigte seines umgewandelten Sohnes Entschluß in seiner Festigkeit. Er wand sich in seinem Sorgensessel wie ein Aal, aber er sah nur das drohende Unglück und keinen Ausweg, und — in der Brust regte sich ein Etwas, das wohl auch zu anderen Zeiten einmal leise ihn gemahnt hatte an seine Sünden. Diesmal aber war's anders als sonst. — Er konnte nun nicht die innere Qual und Angst vertilgen mit der Macht eines bösen Willens, wie er es wohl früher bisweilen vermocht hatte. Er fühlte sich matt, schwach, elend. Es war, als wenn mit einem Rucke das Alter mit all' seiner Schwäche und seinem Wehe über ihn hereingebrochen wäre. Und dazu die innere Aufregung, Angst und Qual! Um die Haushaltung kümmerte er sich gar nicht, auch nicht um den Ackerbau draußen. Des Sohnes Worte brannten in seiner Seele wie unauslöschlich Feuer. Er wollte das fluchbelad'ne Erbe nicht! — War's denn nicht wirklich fluchbeladen? Konnte er es läugnen, daß er durch den bestochenen Notar den Martinsvetter herumgebracht, der im letzten Augenblicke der armen Wittwe das ihr Gehörende zuwenden wollte? — Konnte er es in Abrede stellen, daß er seines Bruders Familie arm gemacht? — Aber das Bekennen, das Herausgeben? — Da sträubte sich die eingefleischte Habsucht, der unersättliche Geiz mit aller Kraft dagegen. Das war ein Kampf in der Seele, der den Alten hinüber- und

herüberriß, der ihn geistig abmarterte und leiblich erschöpfte. Er aß nicht, er trank nicht, er hatte nirgends Ruhe und lief aus einer Stube in die andere, kratzte sich heftig hinter den Ohren, rieb sich die Stirne und kam zu keinem Entschlusse, weder zu dem, festzuhalten, was er hatte, noch zu dem, die Bedingung seines Sohnes zu erfüllen. So ging der Tag dahin, und er war der schrecklichste, den Peter Merk erlebt. —

Was hätte er darum gegeben, jetzt eine vertraute Seele zu haben; allein die hatte er nicht. Der Pfarrer? — Ja der! — der hatte ihm Aehnliches, wie jetzt der eigene Sohn, schon gar oft gesagt und ihn gepackt, wie mit Fäusten, doch nur mit Worten, daß ihm der Angstschweiß wie Erbsen auf die Stirne trat; den brauchte er jetzt noch, um ihn vollends aus der eignen Haut herauszujagen! Die Koselin, die alte Margreth? — Die hatte ihm heute schon mit ihrer zweischneidigen Zunge in die Seele hineingeschnitten. Und doch — er bedurfte des Rathes, der Beihülfe, um zu einem festen Entschlusse zu kommen! Gegen Abend wollte er einmal hinaus auf's Feld schlendern, ob ihm da nicht Einer begegne, mit dem er zutraulich reden könne; aber da fing's zu donnern und zu blitzen an. Das war nun auch am Ende! Er setzte sich höchst unglücklich in seinen Sessel.

Da fing das Wetter an sich zu entladen. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; dann der grelle Blitz und der gellend krachende, nachrollende, fast knatternde Schlag! Peter Merk fuhr aus seinem Sessel, der ihm jetzt ein rechter Sorgenstuhl war, und stand urplötzlich mitten in der Stube, und seit lange zum ersten Male entfuhr seiner Lippe die Bitte um himmlischen Schutz. Er zitterte heftig am ganzen Leibe.

Ach! wenn doch der Franz nicht unterwegs ist! seufzte er und faltete die Hände.

Aber der Donner hatte ihn ungewöhnlich erschüttert. Die

Blitze schienen ihm drohende Mahner einer künftigen Vergeltung. Und doch keine Wendung zu dem, was Franz gefordert! So schwer fiel's der Seele des Geizigen, die Bande zu lösen, die ihn mit Höllenmacht an den Mammon binden! Hier bewies sich des Herrn Wort: „daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme." In derselben stets wechselnden Stimmung verlebte er wieder eine qualvolle halbe Stunde; da lief Einer keuchend am Hause vorüber und dann heran. Er riß die Thüre auf und rief dem Alten zu: „Erschrecket nicht, Peter Merk, aber Ihr sollt eiligst nach der Stadt kommen, der Blitz hat Euren Franz getroffen!" Jetzt stürzten Knechte und Mägde herbei, die sich bis jetzt möglichst in den Ecken umhergedrückt hatten, um dem Alten nur nicht nahe zu kommen; denn sein Aussehen war erschreckend. — Der Bauer erzählte, das Gewitter habe einen Trupp Leute, theils aus dem Dorfe, theils aus andern, im nahen Gebirge liegenden Ortschaften unterwegs getroffen. Einer habe gerathen, unter einen der alten, hohen, dichtbelaubten Nußbäume zu treten, um sich vor dem nahenden Hauptregengusse zu schützen; Niemand habe gewarnt, weil Keiner an die Gefahr gedacht. So hätten sie sich denn an den Baum möglichst angedrängt, weil dort der meiste Schutz vor Regen zu hoffen war. Plötzlich blitzt's und kracht's, und sie alle stehen im Feuer, — aber sie stürzen alle übereinander zur Erde ohne Bewußtsein, erstickend im gräßlichen Schwefelqualme. Wie viele todt seien, wisse er nicht. Er habe sie eben nur auf einem Wagen in die Stadt fahren sehen, und die zwei Doctoren und die Bartfeger dabei, Alles in Angst, Sorge und Mitleid mit den Verunglückten. Da habe ihm der Auswanderungsagent, der besser sehen konnte, wer auf dem mit Stroh und Bettwerk belegten Wagen lag, zugerufen: „Hannickel Pleß, eilet heim und sagt's dem alten Merk" (was er dazu setzte, mag ich nicht sagen!), „sein Sohn sei vom Blitz getroffen! Tummelt Euch!" Da sei er denn gelaufen, daß ihm schier der Athem ausgegangen,

um zu machen, daß der alte Werksvetter den guten Franz noch einmal sähe! —

„Den Wagen herbei!“ schrie plötzlich der Alte, und der Ton seiner Stimme klang entsetzlich. Er mußte sich halten, um nicht umzusinken. „Bleib' da! Hannickel Pleß,“ rief er diesem zu. „Deine Schuld schenk' ich Dir, die Alle sind Zeugen, wenn Du Dich zu mir setzest und mit mir fährst; denn ich bin allein nicht im Stande dazu. Auch brauch' ich Dich noch anderwärts. Den Wagen! Den Wagen! Den Wagen!“ Die beiden Knechte waren weggeeilt. — Der eine zog den Leiterwagen heraus und bemühte sich, einige Säcke mit Spreu recht fest auszustopfen, damit sie zu Sitzen dienten; der andere war an den Pferden. Hannickel Pleß half dem, der die Sitze bereitete, und nun ging's schnell. Bald darauf rollte der Wagen durch's Dorf in den Abend hinein. Das erzählte der Schulmeister den Frauen.

Als er aber das Wort aussprach: Euer Sohn ist vom Blitze getroffen, da wurde Käthchen weiß wie eine Lilie. Sie sank in ihrer Mutter Arm. Ihre Brust stöhnte. „O mein Kind! Mein Kind!“ schrie die Mutter voll Jammer und Entsetzen.

Plötzlich richtete sich das Mädchen auf und sah ihre Mutter fest an. „Mutter,“ sagte sie, „ich sterbe nicht. Es war nur eine augenblickliche Schwachheit. Ich weiß, was mir obliegt. An sein Leidensbette muß ich. Hier habe ich nach meinen schwachen Kräften der Krankenpflege mich unterzogen, und ihn — ihn — sollte ich ohne Beistand, unter fremden Händen lassen? Mutter, laß mich gehen. Hier sterbe ich.“ —

„Kind,“ sagte der Schulmeister, „es ist Nacht, und es regnet noch, wie willst Du in die Stadt kommen?“

„Das ist eitle Sorge!“ rief das Mädchen. „Ich bin gar manchmal schon in der Nacht hinabgelaufen, wenn ein Kranker schlimmer würde, um dem Doctor Thomae Bericht zu erstatten.

Es ist mir nie etwas Schlimmes begegnet.“ Sie machte sich eiligst fertig.

Die Mutter sah sie bittend an, aber sie schwieg doch.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen,“ sagte die Koselin. „Sie übt die rechte christliche Rache aus, sie thut dem Feinde Gutes für seine Uebelthat; sie sammelt feurige Kohlen auf sein Haupt. Franz ist ja des Alten Sohn!“ —

Die Lehrerin blickte mit innigem Wohlgefallen auf das schöne Mädchen, dessen Wangen sich im edlen Entschlusse der hingebenden Liebe höher geröthet hatten. Dann flüsterte sie ihrem Manne etwas in's Ohr und sah ihn dabei so liebevoll bittend an, daß er lachend ihr mit der Hand über die Wange strich und bejahend nickte.

„So!“ sagte das Mädchen. „Jetzt bin ich fertig.“ Sie reichte ihrer Mutter die Hand.

„Gott behüte Dich, und seine heiligen Engel mögen Dich begleiten!“ sagte mit einem tiefen Seufzer die Mutter.

Der Lehrer nahm seine Mütze und einen Regenschirm. Die Lehrerin reichte auch Käthchen einen, und erst jetzt nahm Käthchen wahr, daß der Lehrer sie begleiten wollte. Sie wollte ihn zurückhalten; aber er that's nicht, und so schieden sie denn selbander. Der Regen hatte indessen, wie es oft bei Gewittern der Fall ist, fast plötzlich aufgehört. Die Sterne leuchteten in der reinen Luft ganz außerordentlich hell, und die beiden Wanderer schritten kräftig aus.

Mit dem Unglücksfalle verhielt es sich allerdings so, wie Hannickel Pleß gesagt hatte, doch bei weitem nicht so mit den Folgen. Betäubt waren Alle, und bewußtlos hatte man sie theilweise in die Stadt gebracht, in deren Nähe das Unglück geschehen war; allein man brachte sie wieder zum Leben, und nur ein Greis schien in seiner Bewußtlosigkeit hinüberschlummern zu wollen. Dennoch gelang es endlich, auch diesen wieder in's Leben

zurückzubringen. Die Warnung war wieder einmal recht eindringlich gegeben, die so oft wiederholt wird, und doch vergeblich, bei einem Gewitter nie Schutz und Schirm zu suchen unter den Aesten hoher Bäume. Die ganze kleine Stadt war in wogender Aufregung; denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um elf Menschenleben. Ebenso groß, wie die Aufregung und Theilnahme gewesen, war nun auch die Freude über die unverhoffte und unerwartete glückliche Wendung.

In welcher Lage der alte Peter Merk war, als seine Braunen mit dampfenden Nüstern den Weg nach der Stadt dahin flogen, ist schwer zu beschreiben. War doch seit dieser letzten Nacht ein Schlag nach dem anderen gekommen, und die scharfe Axt war immer gegen den innersten Kern seiner in die Seele eingewachsenen Neigungen, man könnte sagen, gegen den Mittelpunkt seines Lebens gerichtet; denn dieser Kern und Mittelpunkt, zugleich die Angel, um die sich Denken, Wünschen, Wollen, Fühlen und Thun drehte, war ja sein Reichthum, sein Geld. Er hatte Zeit genug gehabt, zu erkennen, wie es um ihn stand; wie er ein armer, verlassener Greis sein würde, wenn Franz schiede; wozu er dann gegeizt, gescharrt, gewuchert, erschlichen und erschnappt. Er erkannte seine Armuth in seinem Reichthume; und das Gewissen fing an ihn zu quälen. Alle seine Vergehen, besonders an der Schwägerin, der Wittwe Merk, an seinem Bruder, sie standen vor seinem inneren Auge, und sein Kind hätte sie ihm dahin gerückt, recht zu seinem Schrecken und Elende. Die Donnerschläge am Himmel hatten wiedergehallt tief in der Brust. Und nun kam der herbste, — sein Kind war erschlagen! Das vollendete die innere Erschütterung, und eine Folge davon war es, daß er dem Hannickel Pleß seine Schuld erließ, die vierzig Thaler betrug, die aber auch nur durch die höchst wunderbare Rechnung Merk's und Hannickels völlige Unkenntniß des Rechnens zu solcher Höhe angewachsen war.

Als der Wagen dahinrollte, sagte der zurückbleibende Knecht

zu den Mägden: „Habt Ihr gehört, was unser Meister zum Hannickel sagte? Nun ist mir's denn doch, als wenn die Welt bald unterginge: denn daß ein versteinert Herz, das dem darbenden Armen aus Geiz sein Brod nicht bricht, einem armen Kerl seine ganze Schuld erläßt, das kommt mir fast vor, wie eins der Zeichen auf Erden, von denen der Herr redet."

„Was da Alles geschehen ist, begreif' ich nicht," sagte die älteste Magd. „Es muß doch ein heiß Feuer sein, bis Erz schmilzt."

„Laßt den Alten gehen," sagte die andre Magd, „und denket an den guten Franz! Gott wolle ihm gnädig sein und ihn nicht sterben lassen!" „Gewiß! Gewiß!" sprachen die beiden anderen aus ihres Herzens Grunde. „Aber auch mit dem," hob der Knecht wieder an, „ist es anders geworden, und Gott weiß, wie! Was wird das noch werden?" —

„Ueberlaßt es Gott dem Herrn," sagte die älteste Magd. „Der lenket die Herzen der Könige wie Wasserbäche: er wird auch das harte Herz eines Bauern fassen und alles herrlich hinaus führen. Wisset Ihr was? Gehet schlafen; ich bleibe auf, weil wir nicht wissen, wann der Meister zurückkommt!" — Das geschah denn, und das fromme Mädchen holte sein Gebetbuch und betete inniglich, daß der Herr Alles wohl machen möge.

In unglaublich kurzer Zeit erreichte der Wagen mit den dampfenden Rossen die Stadt. Wo aber fand man die Unglücklichen? — Der Knecht klopfte am ersten besten Hause und hörte dann hier, daß Franz und sämmtliche vom Blitze Getroffene in einem Saale des Hospitals sich befänden. Dorthin lenkte der Wagen. Der Saal war erleuchtet. Viele Menschen standen auf den Treppen bis zur Thüre. Peter Merk war nicht im Stande, allein vom Wagen zu steigen. Der Knecht und Hannickel Pleß halfen ihm herab. Sie mußten ihn auch in den Saal führen. Als er seinen Sohn bleich und angegriffen in einem der Betten

erblickte und glaubte, er sähe ihn als Leiche, da brach der Rest von Kraft im alten Leibe zusammen, und ohnmächtig hing er in den Armen der beiden Männer. Doctor Thomae sah ihn. „No! No!" rief er zornig. „Ist nicht Arbeit genug an den Eseln, die im Gewitter sich unter einen Baum stellen? Müßt Ihr einem geplagten Manne noch Arbeit bringen? Wer ist denn der Alte, den Ihr da hereinschleppt?"

Schon an der Anrede, die brummig genug war, konnte etwa ein Fremder erkennen, daß der Doctor Armenarzt war. —

Als er aber vernahm, der Alte sei der reiche Peter Merk von dem nächsten Dorfe, der seinen Sohn sehen wolle, da pfiff plötzlich der Wind aus einer andern Richtung. Er war ungemein zuthunlich und artig.

„Leget den Herrn Merk hierher," sagte er, „damit er weich liegt, und geht einmal aus dem Wege, daß ich ihn untersuche." Er trat zu ihm, fühlte den Puls und wurde ernst. Er fühlte noch einmal und verordnete etwas, das schnell mußte gebracht werden. Dann aber begann er die Wiedererweckungsversuche und ließ ihm zur Ader. Die Erfolge dieser Versuche blieben lange aus. Endlich schlug er die Augen auf, aber er war an der linken Seite völlig gelähmt. Ein Schlag hatte ihn in Folge der außerordentlichen inneren Aufregung getroffen. Er kannte diesen Zustand genau; denn seinen Vater hatte der Schlag auch getroffen. Kaum vermochte er zu reden, als er in ein anderes Zimmer gebracht zu werden verlangte. Man willfahrte ihm, und hier angelangt, begehrte er einen Notarius, der dann auch bald bei der Hand war.

6.

Mit einer Schnelligkeit, daß der ehrliche Schullehrer, dem lieben Mädchen kaum zu folgen vermochte, schritt Käthchen den Weg nach der Stadt hin. Vergebens versuchte er sie in ein ihre

Gedanken etwas ableitendes Gespräch zu ziehen. Wenige Worte, und es stockte wieder. Am Ende schwieg auch der Lehrer und folgte nur ihrem beflügelten Ausschreiten. Dennoch war es bereits spät, als sie in das erleuchtete Hospital traten. Die Menschen, welche Neugierde und Theilnahme herbeigeführt, hatten sich verlaufen. Im Saale war Niemand, als die Aerzte und die Gehülfen und Pfleger. Sie meinten, das Mädchen und der Schullehrer suchten Anverwandte und fragten deßhalb. Doch das Auge der Liebe sieht scharf. Schon hatte Käthchen Franz und er sie erblickt. Sie eilte zu seinem Bette, kniete daran nieder, um seinem Gesichte recht nahe zu sein, damit er nicht laut reden müsse, und ergriff seine Hand. Der Jüngling aber, überwältigt von der Macht seiner Liebe und recht deutend, was sie hierher geführt, zog sie leise an sich und blickte ihr in das treue Auge, und beider Augen wurden feucht. —

„Du kommst zu mir?“ fragte er, ihre Hand drückend.

„Dich zu pflegen,“ sagte sie mit herzgewinnendem Lächeln.

„O Du Gute! Wußtest Du denn von dem Unglücke?“ — fragte er.

„Ich hörte es und lief hierher, und der gute Schullehrer begleitete mich,“ erwiederte sie. „Gott Lob und Dank, daß ich Dich so nicht finde, wie ich gefürchtet, oder gar —“

„Todt?“ fragte er. „Hättest Du denn um mich getrauert?“

„Franz, wie magst Du so reden!“ sprach sie und legte ihre Stirne auf das Bette. Da faßte er sie mit beiden Händen, richtete ihr Gesicht auf, blickte ihr in das in Thränen schwimmende Auge und sagte: „Hast Du mich denn lieb? Käthchen, sage mir's, ich bitte Dich! Reiße mich heraus aus der tödtlichen Qual der Ungewißheit!“

„Siehe, meine Seele hat nur einen Gedanken, und der bist Du!“

Sie schloß das Auge, als er sanft ihr schönes Gesichtchen so hielt und ihr so fest in dasselbe blickte.

„Käthchen,“ rief er halblaut, ich beschwöre Dich, rede: Hast Du mich lieb?“ —

„Ja,“ sagte das Mädchen erröthend und sich losmachend, leise und kaum gehaucht. Da schlang er den Arm um ihren Nacken und drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

Das hatte der Schullehrer mit halbem Auge gesehen und freute sich in seiner Seele. Er wollte diesen Augenblick des Erkennens und Verstehens zweier guten Herzen nicht stören.

Der Doctor Thomae aber kam daher aus der Stube, wohin man den alten Merk gebracht. Trotz der Brille, deren Gläser wie Pflugräder waren, erkannte er das Mädchen nicht.

„Ist das seine Mutter?“ fragte er den Schullehrer, auf Käthchen deutend. Der war nahe daran laut aufzulachen, hielt sich aber und sagte: „Nein, Herr Doctor, es ist Eure Krankenpflegerin, die Euch zu Hülfe kommt. Ihr kennet sie ja von daheim her! —

„Potz Blitz!“ sagte der Doctor und ging zum Bett und sah die Gluth in des Mädchens Gesicht und die Verklärung zugleich, die auf den schönen Zügen lag. „Guten Abend!“ sagte er. „Willst den da pflegen, Kind? — Nun, der macht Dir keine Mühe. Er läuft morgen wieder heim; aber der Alte macht mir mehr Sorge.“

„Mein Vater?“ fragte Franz überrascht. „War's mehr, denn eine Ohnmacht?“

„Nun — ja, freilich; etwas mehr, — so ein kleiner Schlaganfall,“ sagte der Doctor. „Ich denke aber, es soll vorübergehen.“

„So muß ich aufstehen und zu ihm,“ sprach Franz.

„Jetzt nicht,“ versetzte der Doctor. „Es sind Sterbensgedanken ihm gekommen, ob's gleich daran noch nicht ist. Da hat er einen Notarius rufen lassen, und der schreibt eben eine Art von Testament, Schenkung oder deß Etwas. Verstehe das Zeug nicht! D—

wollen wir ihn gehen lassen. Ist das vorbei, so führ' ich Dich zu ihm, Kind!" sagte er, sich zu Käthchen wendend.

„Ach, Herr Doctor!" sprach das noch immer glühende Mädchen, „fragt ihn aber doch erst, ob er mich auch will, oder thut Ihr es, Herr Lehrer; denn Ihr kennet die Sache besser und wisset, wie er gesinnt ist."

Der Lehrer versprach es, und Alle setzten sich an Franzens Bett, der Käthchens Hand nicht aus der seinen ließ.

Erst nach einigen Stunden verließ der Notar das Zimmer, und der Schullehrer trat hinein.

Der alte Merk erkannte ihn sogleich. Der Lehrer erstaunte über seine heitere Miene, über den Ausdruck von Zufriedenheit und Glück, den er nie auf Peter Merk's düsterem Gesichte gesehen.

„Ach, Herr Lehrer!" rief er ihn an, „seid Ihr hier? Wie kommt Ihr denn her in der Nacht?"

„Käthchen, Eueres Bruders Kind, wißt Ihr ja," sagte der Lehrer, „ist die treue, freiwillige Pflegerin aller Kranken daheim in unserem Dorfe. Als sie nun von dem Unglücke Eueres Sohnes und der übrigen Leute hörte, ließ sie sich nicht mehr halten, dem Doctor zu helfen mit ihrer Pflege. Da hab' ich sie herbegleitet, das gute Kind, daß ihr kein Leid geschehe; denn sie war mit ihrer Mutter und der Koselin gerade in meinem Hause zur Wäsche. Nun aber sagt der Doctor, daß Franz keiner Pflege bedürfe, Ihr aber, und so komme ich einestheils, mich nach Euch zu erkundigen, anderntheils zu fragen, ob Ihr Euch von Käthchen wollet pflegen lassen?" —

Der Alte faltete die Hände und sprach leise Worte in sich hinein, die der Lehrer nicht verstand; aber es wär ihm doch, als rege sich in ihm das, was die alte Koselin prophetisch vorhergesagt, als begönnen nämlich die feurigen Kohlen schon zu brennen.

„Ach, Herr Lehrer!" hob, nachdem er einige Zeit so in sich hineingesprochen, der Alte an, „es ist anders mit mir, und ich bin

selbst ein Anderer geworden. Ich habe viel Unrecht gethan, aber ich mache es gut, wenn mich Gott will länger leben lassen. Ich habe heute damit begonnen. Der Merkin hab' ich all' das Gut, was ich an mich gebracht, und was einst meinem Bruder gehörte, zurückgegeben, und auch die volle Hälfte des Gutes vom Martinsvetter durch freiwillige Schenkung, sammt den Zinsen vom Tage an, da ich die Erbschaft antrat. Seid Ihr damit zufrieden?" —

Der Lehrer sah ihn überrascht an und sagte: „Gott segne Euch dafür, daß Ihr gut macht begangenes Unrecht! Ihr handelt nach Gottes Wort, und der Herr wird Euch gnädig sein." Er drückte ihm die Hand.

„Soll ich denn nun den rechten Schluß machen?" sagte darauf wieder der Lehrer: „Es ist Euch das liebe Kind als Pflegerin willkommen?"

„Gewiß," entgegnete er; „aber sagt Ihr nichts von dem, was ich Euch gesagt habe, gelobt mir das!"

Der Lehrer gelobte es.

„Wie geht's meinem Sohne?" fragte er dann.

„Da möget Ihr selber sehen," versetzte der Schullehrer, als eben die Thüre aufging und Franz hereintrat. Er hatte noch des Vaters Frage gehört.

„Mir geht's vortrefflich," sagte er; „Dank sei dem Herrn, der uns Alle wunderbar erhalten hat!"

„Ja wohl," versetzte der Alte. „Bei mir hat die Hand des Todes mächtig an die Pforte geklopft. Sieh', Franz, mein linker Arm ist lahm. Als ich Dich da liegen sah, meinte ich, Du seiest todt, und vor Schrecken traf mich der Schlag."

„Es wird mit Gottes Hülfe schon besser und der Arm wieder brauchbar werden. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß der Herr der rechte Arzt in Israel ist, und nicht die Menschen; der auch inwendig alle unsere Gebrechen heilet."

„Du hast Recht, Franz," sagte der Alte. „Ob ich gleich leiblich

leide, fühle ich doch die heilende Hand des Herrn auch inwendig, und Du wirst morgen sehen, wie ich das verstehe." Er drückte des Sohnes Hand.

„Wo ist denn das Käthchen?" fragte er darauf, und über das Antlitz des Sohnes flog ein Lichtstrahl seliger Freude.

Der Lehrer brachte sie. Schüchtern und geschämig zur Erde blickend, ja fast zitternd und bleicher Wange, trat sie zu dem Siechbette des Mannes, dessen eiserne Hand schwer auf ihrem Familienglücke, ja erdrückend geruht. Sie wagte es nicht, ihn anzusehen.

Der Alte betrachtete sie lange und wohlgefällig. „Kind meines Bruders," sagte er dann, „Dein Vater und Deine Mutter sind nicht hier, daß ich sie um Vergebung bitten könnte. Laß mich es bei Dir thun. Vergib mir, Kind, das Unrecht, was ich Euch zufügte! So weit es Menschen vergüten können, habe ich es gut gemacht und werde es noch gut machen. Willst Du?"

Alle die Erinnerungen stürmten auf das jugendliche Herz ein. Was sie nicht erlebt, sie hatte es ja gehört von der Mutter und der Koselin. Aber ein Blick auf Franz, und sie gedachte der heiligen Pflicht des Christenherzens. Sie sagte:

„Möge Euch Gott so vergeben, wie ich Euch vergebe!"

„O Du milder Engel!" rief der Alte, wunderbar ergriffen, aus; „Du gießest Balsam in mein wundes Herz und Frieden in meine Seele. Ja, Gott wird mir vergeben, wie Du vergabst; aber er wird Dich auch segnen, wie Du es verdienst! Kind meines Bruders," rief er mit größerer Anstrengung, „mein Franz hat Dich lieb. O ich bitte Dich, wenn auch Du ihm nicht grollest um meinetwillen, gib ihm Deine Hand. Werde sein Weib. Dann erst ist der Fluch verschwunden und der Frieden kehrt wieder!"

Er sank zurück. Ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust hervor, und das Zusammenzucken seiner Gestalt ließ eine Rückkehr des Schlages fürchten.

„Doctor!" rief Franz angstvoll in den Saal hinaus.

Er kam, nahm das Licht und trat zum Bette.

Allmälig trat jener furchtbare, aber unverkennbare Ausdruck des Gesichtes hervor, welcher der Stempel des Todes ist.

Jetzt setzte der Doctor das Licht wieder auf den Tisch. „Käthchen," sagte er zu dieser, „diesmal ist es mit der Pflege nichts. Der Sohn bedarf ihrer nicht, weil er gesund ist, und der Vater eben so wenig, weil er vollendet hat! Er ist gestorben, und menschliche Hülfe war vergeblich, denn ich erkannte sein nahes, unausbleibliches Ende." Er ging hinaus.

Franz drückte dem Greise die Augen zu. Dann knieten die Dreie, Käthchen, Franz und der Schulmeister, nieder am Sterbebette und beteten lange und innig. Und als sie aufgestanden, ergriff der Letztere des Mädchens Hand und sagte: „Käthchen, dieser Abend ist ein Abend reichen Segens. Du hast ihm Frieden gegeben, und sein Wort heiligt Eure Liebe. Gottes Segen wird Euch nicht fehlen."

Der Arzt trat im Saale wieder zu ihnen.

„Herr Doctor," sagte der Lehrer, „darf Franz mit uns heimkehren?"

„Nein," sprach der Doctor. „Er hat auch Morgen noch Zeit. Ich dächte aber, ihr bliebet Alle hier. Es ist Ein Uhr nach Mitternacht. Die Ruhe wird Euch Allen Bedürfniß sein, wie mir. Ich denke, hier neben dem Hospitale, im Adler, findet Ihr, was Ihr suchet."

Franz entschied schnell, und sie gingen hinüber in das Gasthaus, wo der Knecht mit den Pferden noch harrte und mit Erschrecken das Ende seines Meisters vernahm. Hannickel war heimgeeilt, sein Glück, die erlassene Schuld seinem Weibe und seinen Kindern zu verkündigen.

7.

Am andern Morgen kam der Notar in's Hospital, wurde aber in den Adler gewiesen. Da saßen die Dreie ernst und still beim Frühstück. Der Notar bezeugte sein Beileid, und legte in Franzens Hand ein Aktenstück. Es war die Schenkung an die Wittwe Merk, wie sie Franz gefordert. Er legte sie in Käthchens Hand, nachdem der Notar weggegangen war, und sagte: „Gott sei Preis, er hat seine Seele befreit und Recht geübt. Käthchen, Du bist nun eine reiche Erbin."

Das Mädchen erschrack heftig.

Der Lehrer las ihr das Dokument vor. „Ach Gott," sagte sie, „was sollen denn alle die Bestimmungen?"

„Dich und Deine Mutter in ihre Rechte einsetzen," sagte Franz.

„Sag' Kind," fragte der Lehrer schalkig: „Wirst Du denn nun auch den Franz nehmen, da Du so reich bist?"

Erröthend blickte sie, aber strafend, den Lehrer an. Dann legte sie ihre Rechte in die Franzens und sagte: „Im Angesichte des Todes hätten wir uns verlobt, wenn es nöthig und möglich gewesen wäre, laßt uns von solchen Dingen nicht reden."

Franz zog sie an seine Brust, und der Lehrer bereute das unbesonnene Wort, das ihr wehe gethan hatte.

Nachdem Franz den Sarg bestellt und noch Einiges mit dem Arzte geredet hatte, bestiegen sie den Wagen und fuhren heim.

Das ganze Dorf war in Bewegung. Die Todeskunde war schon vorausgeeilt; nicht aber die, daß Käthchen und Franz Verlobte seien. Daß sie so traulich zusammen saßen, das fiel wohl den Leuten auf.

Vor dem Häuschen, um dessen Wände die Rebe ihre Liebesarme schlang, hielt der Wagen, und die Merkin hieß sie willkommen.

Was da drinnen weiter vorging, blieb ein Geheimniß, aber, als die Koselsbas' heraustrat, die bei der Merkin gewesen war, und

die Leute sie neugierig umdrängten, sagte sie: „Wartet's ab! Aber das sag' ich Euch, daß Merk's Käthchen Franzens Braut ist, und daß der Herr im Himmel Alles wohlgemacht hat."

Das war nun für's Erste. Aber am Nachmittage, nachdem Franz lange bei dem Pfarrer verweilt hatte, ging ein seltsam Gerede durch's Dorf. Der und Jener wurde gerufen und erhielt von Franz Quittung über alle Rückstände; den Aermsten zerriß er den Schuldbrief und Allen sagte er: „Ich handle im Sinne meines Vaters."

Da kam es denn, daß mancher Fluch zum Segen wurde, und bei dem Leichenbegängnisse zeigte es sich, wie sich die Gesinnung der Leute geändert hatte. Mit großer Theilnahme holte die Gemeinde die Leiche an der Grenze der Ortsgemarkung ab und geleitete sie zu Grabe, wo manche Thräne floß, die gewiß einen stillen Segen in sich schloß.

Ein Trauerjahr hielt Franz strenge ein; denn so wollte es die liebliche Braut.

Dieses Jahr gab Zeugniß davon, wie die Nacht im Bleichhaus hier gewirkt. Franz legte den Grund zu einem Versorgungshause für arme Alte, dessen Bau ein Lieblingsgedanke seiner Seele war. Der Pfarrer und der Lehrer waren dabei seine berathenden Helfer. Er stiftete Capitalien für die Erziehung armer Waisen und andere wohlthätige Einrichtungen und gab so fast alle seine Capitalien hin. Zu Käthchen sagte er: „Nun mußt Du auch arme Menschen ernähren!" Sie lächte und sagte, „Du hast ja doch das Meiste, und wenn Du bettelarm wärest; denn Du bringst den Segen mit, den Segen der Armen, und den Segen Gottes. Das ist ja das rechte Gut. Ich weiß, daß Du scherzest; ich aber meine es so ernst, als ich es nur meinen kann mit meinen Worten."

Das fühlte Franz tief und drückte das treffliche Mädchen mit Dank gegen Gott an seine Brust.

Als endlich das Jahr um war, segnete der Pfarrer den

Digitized by Google

heiligen Bund zweier glücklicher Menschen. Nie war im Dorfe eine Trauung so gefeiert worden. Alles, was sonst die Hochzeiten zu Gelagen macht, hatte Käthchen verboten, und Franz stimmte ihr vollkommen bei; aber alle Armen waren reichlich beschenkt worden. Nur eine kleine Genossenschaft war in Franzens Haus geladen, der Pfarrer, der Lehrer und seine Frau und die alte Koselsbas'. Aber der Zug zur Kirche war auch kein gewöhnlicher. Die ganze Gemeinde, Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen umstanden in den Sonntagskleidern das Häuschen der Wittwe Merk, und als die Glocken läuteten, trat das Brautpaar aus dem Häuschen, und es folgten zunächst nur die, welche zur Hochzeit geladen waren. Die ganze Gemeinde schloß sich an. Käthchen weinte Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott. Unendlich erhebend war die Feier, und als das junge Ehepaar durch die Reihen ging, da reckten Alle die Hände hervor und drückten die ihren, und manch Stimme versagte, als sie den Glückwunsch sprechen wollte.

Als die Koselin in Franzens Haus endlich angekommen war, rief sie aus: „Heiliger Sanct Antonius von Padua! es war Zeit für Euch, daß es ein Ende hatte; denn das Herz wollte mir bersten vor Freude, Rührung und noch Etwas, dem ich eigentlich keinen Namen zu geben weiß!"

Die Mutter Merk zog zu den Kindern, und die Koselin auch, daß ihre alten Tage sorgenlos würden. Und das Glück wohnte bei ihnen Allen und der Segen Gottes, und die Nacht im Bleichhäuschen wurde von Allen gesegnet, so lange sie lebten; denn durch diese Nacht war der Fluch zum Segen geworden, und aus den Wirren kam der Friede, weil der Weg des Unrechts zu einem Wege des Rechts geworden war, und ein Weg der Umkehr zu dem Herrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google